PRO
VERITATE
ET
REGNO
DEI
CHARLES HOLBROOK LIBRARY
Pacific School of Religion

HOLBROOK LIBRARY
PACIFIC SCHOOL
OF RELIGION

NEUE WEGE

BLÄTTER FÜR DEN KAMPF DER ZEIT

55

Fünfundfünfzigster Jahrgang

1961

KOLBROOK LIBRARY
PACIFIC SCHOOL
OF RELIGION

Verlag: Vereinigung Freunde der «Neuen Wege»

84960
V 55
1961

INHALTSVERZEICHNIS

Betrachtungen

	Seite
Georges Casalis: Das Reich Gottes in Algerien und bei uns	1
Elisabeth Rotten: Christus ist unser Friede	113
Leonhard Ragaz: Gelten die Gesetze der göttlichen Weltordnung noch?	177
Dietrich Bonhoeffer: Von der Dankbarkeit des Christen	257
Martin Niemöller: Zum Frieden bereit	289
Leonhard Ragaz: Der Nebel und die Gipfel	325
Stephen H. Fritchman: Friede auf Erden	361

Religiöse Fragen

J. L. Hromádka: Hat das Christentum noch gesellschaftsbildende Kraft?	41
Kr. Strijd: Entziehen wir uns einem Teil unserer Verantwortung?	73
H. K.: Christentum – Sozialismus – Friede	123
Pierre Poujol: Vom französischen Christianisme social	160
Gerald Götting: Der Christ sagt Ja zum Sozialismus	293
Margarete Susman: Vom Sinn unseres Kampfes	329

Kultur- und Geistesgeschichte

Tagore: Der Heilige und der Tempel	159
Maurice Capel: Moralische Aufrüstung und Algerien	161

Politische und soziale Fragen

Red.: Über die Hilfe an unterprivilegierte Völker	156
Rabindranath Tagore: An die Freiheitskämpfer	157
New Statesman: Politischer Umsturz als Waffe im Kalten Krieg	163
Horst Symanowski: Der Mensch und seine Arbeit	209
Horst Symanowski: Das Goßnerhaus in Mainz-Kastel am Rhein	212
J. L. Snethlage: Was ist Politik?	270
Max Keller: Die große Prüfung	302
India News: Nehru in Belgrad	304

Afrika

I. F. Stone's Weekly zur Kongokrise	72
E. S. Sachs: Alternativen in Afrika	86
Dr. Th. Michaltscheff: Mörder als Verbündete	87
Red.: Zum all-afrikanischen Kongreß in Kairo	130
George Burchett: Einige Tatsachen über den Kongo	154
Afrikanischer Delegierter an der UN: Warum sehen wir immer «rot» aus?	192

Asien

	Seite
Alice Herz: Tibet im Weltgetümmel (Schluß)	15
Red.: Die USA müssen das neue China kennenlernen	52
Rewi Alley: China und sein Nahrungsproblem	91
Graham Greene zur USA-Politik in Laos	95
Ein typisches indisches Volkslied	164
Red.: USA – China	232
Sunday Times: Montgomery über das neue China	338

Amerika

Red.: Amerikaner analysieren die USA-Außenpolitik, 1. Teil	48
Red.: Amerikaner analysieren die USA-Außenpolitik, 2. Teil	78
Red.: McCarthy-Methoden auch unter Kennedy nicht überwunden	128
New York Times: Aus einem «Offenen Brief» an Präsident Kennedy	163
Red.: Neue Wege in der USA-Außenpolitik?	185
Earl M. Smith: Was einen amerikanischen Missionar schockierte	190
Red.: Der Druck auf Kennedy	192
Red.: USA-Hilfsprogramm für Südamerika	194
Red.: USA – China	232
Red.: Amerikanische Gewissensforschung	306

Deutschland

Ludwig Rodenberg: Erste Ernte in den landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften der DDR und der Friede	21
Georg D. Heidingsfelder: Die Deutschen und der Turm am Siloe	82
Ludwig Rodenberg: Nur EIN Fall Eichmann?	183
Renate Riemeck: Die große Gefahr für den Frieden kommt wieder «von draußen»	310
E. P. D.: Eine englische Stimme zur christlichen Existenz in der DDR	330

Kampf um den Frieden

Red.: Kulissengespräche (6. Pugwash-Konferenz)	9
Karl Struve: Der 10. Mai 1955: Ein Augenblick der Hoffnung	12
Kr. Strijd: Wir müssen uns gegenseitig wachhalten!	37
Gertrud Woker: Kampfgaspropaganda am laufenden Band	96
J. L. Hromádka: Stimme der christlichen Friedenskonferenz	145
P. Franziskus Stratmann OP: Ist der atomare Krieg grundsätzlich erlaubt?	148
Red.: Vom Kampf gegen den Atomtod in England	152
J. L. Hromádka: «Friede auf Erden» 1. Teil	215
Red.: Der Britische Völkerverband (Commonwealth) verlangt totale Abrüstung	234
Mitteilung des Schweizerischen Friedensrates: Zunehmende Radioaktivität – Zunehmende Knochenmarkschäden	238
Gertrude Baer: Nuklearenergie für friedliche Zwecke?	239
J. L. Hromádka: «Friede auf Erden» 2. Teil	259
Willi Kobe: « . . . et in terra pax»	263
A. Gelpke: Droht ein atomarer Krieg?	266
Lord Bertrand Russell	U Sept.
Studentenpfarrer Marquardt: Ein Studentenpfarrer über Krieg und militärische Rüstung	297
A. Gelpke: Ein einfacher Bürger stellt Fragen, 1. Teil	332
The Friend: Ein internationaler Plan für totalen Frieden	340
Text der Petition der 800 Atomphysiker	343

Seite

J. P. Morray / H. K.: Warum wird nicht abgerüstet? 366
A. Gelpke: Ein einfacher Bürger stellt Fragen, 2. Teil 373
Red.: Eine Welt ohne Krieg? 379
Herbert Hug: Die Ohnmacht der Engel 381
Red.: Das Atom für friedliche Zwecke? 383

Von Mensch zu Mensch

H. K.: Otto Hermann † 56
Emmy Moor: Dr. med. Hans von Fischer ist nicht mehr 127
Red.: Rabindranath Tagore 158
Hans Herzka: Zum Gedenken an Oskar Ewald 274
Magdalena Meier-Kläsi: Eine Gratulation (an Ernst Schönholzer) 301
J. Helbling: Josef Wanner † 344

Zitate und Worte

Wir gedenken Leo Tolstojs 6
I. F. Stone's Weekly zur Kongokrise 72
Rewi Alley 112
Ein Wort Blumhardts U Mai
Zitate aus «Der Stalhelm» und «Deutsche Soldatenzeitung» 396

Weltrundschau

	Seite		Seite		Seite
Januar	25	Mai	164	Oktober	314
Februar	58	Juni	197	November	347
März	100	Juli/August	241	Dezember	386
April	133	September	276		

Schweizerisches

Red.: Müssen unsere Kinder die Rechnung bezahlen? 99
K. Dellberg: Aufrüstung oder soziale Sicherheit? 223
Red.: Zu einem Vortrag von Dr. Robert Jungk 345

Von Büchern

Emil Fuchs: «Christlicher Glaube», 2. Teil (H. K.) 23
Emil Fuchs: «Christliche und marxistische Ethik», 2. Teil (H. K.) 23
Hans-Jochen Gamm: «Judentumskunde» (H. K.) 131
Philip Noel-Baker: «Wettlauf der Waffen» (Red.) 132
Basil Davidson: «Urzeit und Geschichte Afrikas» 197
Horst Symanowski: «Gegen die Weltfremdheit» (B. W.) 240
Hans Wildberger/M. u. L. Wolgensinger: «Biblische Welt» (H. K.) 347
Lüthi/Thurneysen: «Der Erlöser» (B. W.) 384
Albert J. Rasker: «Wir wählen das gefährliche Leben» (B. W.) 384
Günther Weisenborn: «Am Jangtse steht ein Riese auf» (Red.) 385

Berichte, Aufrufe, Mitteilungen, Redaktionelles

An unsere Abonnenten U Jan.
Einladung zur Jahresversammlung U April
H. H.: Die Jahresversammlung 195
Friedensmarsch von Perugia nach Assisi U Juli/Aug.
Unsere Herbsttagung 311

Das Reich Gottes in Algerien und bei uns

Lukas 17, 20—35

Diese Predigt wurde nach einem zweimonatigen Aufenthalt in Algerien (20. November 1957 bis 27. Januar 1958) am Sonntag nach meiner Rückkehr in meiner Gemeinde St-Nicolas in Straßburg gehalten. *Nach den neuesten Nachrichten erweist sich leider diese Predigt als absolut aktuell.*

«*Wann kommt das Reich Gottes?*» Immer wieder mußte ich mir diese Frage stellen während meines zweimonatigen Aufenthaltes in Algerien, ja ich glaube, es ist kein Tag vergangen, ohne daß sie mehrmals in meinem Herzen, in meinen Gedanken, in meinem Gebet aufstieg. Wenn man auf einmal das sieht, was man wußte; wenn man von gewissen Zahlen[1] wie von einem Faustschlag ins Gesicht getroffen wird: ich meine diejenige der Toten seit dem 1. November 1954 und diejenige der innerhalb eines einzigen Jahres (1957) in einer einzigen Stadt (Algier) «Verschwundenen»; wenn man das wahre und schreckliche Gesicht dieses Krieges und das noch schlimmere des Rassismus[2] entdeckt, wenn jeder Tag einem seine Ration von Absurdität und Furchtbarkeit mitbringt, dann kommt es ganz natürlich dazu, daß man in und trotz dem allem nach einer Erklärung und einer Hoffnung suchend seufzt, flüstert oder schreit: «Wann kommt das Reich Gottes?» Wenn man der Unendlichkeit des Elends und des Hungers überall und besonders in der Welt der Barackenviertel[3] begegnet, wenn man täglich mit Leuten lebt, für die die Zukunft weder Gesicht noch Inhalt hat, weil keine der vorgeschlagenen Lösungen möglich, realistisch oder annehmbar erscheint; wenn die Besten unter den Europäern einem sagen, daß das einzig Mögliche eine Fortsetzung des heutigen Krieges über zwanzig Jahre, seine Intensivierung bis zur regelrechten Mobilmachung des ganzen Mutterlandes[4] sei, dann werden die Worte des 94. Psalmes auf einmal ganz lebendig: «Wie lange, Herr, ja wie lange?» Wenn man jeden Tag die Vergiftung einer ganzen Bevölkerung durch eine skrupellose Presse[5] erlebt, wenn innerlich zerrissene Menschen einem die Degradierung der Macht in den Händen derer, die sie ausüben, das Verschwinden der Zivilcourage und der Moral auf allen Stufen des sozialen Gefüges und auch bei vielen jungen Soldaten[6] beschreiben, dann bekommen jene Verse am Schlusse der Bibel wieder ihre ganze Aktualität, ihre ganze Notwendigkeit: «Ja komme, Herr Jesu, komme bald!» — Und wenn man nach der Rückkehr, nachdem man das Leben in Frankreich mit neuen Augen im kompromißlosen Vergrößerungsspiegel Algerien betrachten gelernt hat, unsere Ghettos, unseren Rassenhaß, unsere Barackenviertel sowie unsere außenpolitische Gleichgültigkeit — die eben gerade die Quelle sämtlichen Unglücks in Algerien sind — entdeckt; wenn man — wie in einer Sackgasse gefangen — das Gefühl hat, man erlebe die fortschreitende Versumpfung seines eigenen Volkes[7], dann ist

es nicht weit vom Herzen und vom Mund, dies Gebet des Psalmes 94: «Gott, des die Rache ist, Herr, des die Rache ist, erscheine!»

Und doch muß man noch weiter und tiefer gehen: wenn für einen Christen die Begegnung mit Algerien so schmerzhaft, so unerträglich ist, so ist sie es eben deswegen, weil es für niemanden möglich ist, sich außerhalb dieser Tragödie zu halten, das, was geschieht, als Zuschauer zu betrachten und zu analysieren, als ob die Ereignisse Erzeugnisse böser Kräfte wären, mit denen wir nichts zu tun hätten: nein, angesichts dessen, was ich während dieser zwei Monate gesehen und erlebt habe, gab es keinen Augenblick, in dem ich nicht in meinem oder eurem Namen gesagt hätte: dies alles ist genau meine Verantwortung, unsere Schuld, das Ergebnis unseres Egoismus, unserer Feigheit, unserer Blindheit und Gleichgültigkeit[8].

Und eben dann, wenn man dies alles in voller Klarheit und ohne Selbsttäuschung ansieht und erleidet, gibt es keine andere Möglichkeit, als sich zu dem hinzuwenden, der — nachdem er unter uns gelitten hat und am Kreuz gestorben ist — in der Herrlichkeit des Vaters zum Gericht über Lebendige und Tote wiederkommt: «Es ist Zeit, Herr; das Maß ist voll; beeile dich.»

Ja, wenn es eine Dimension des geistlichen Lebens gibt, die man in Algerien wieder neu entdecken lernt, ist es die der Hoffnung, ist es eben die Hoffnung auf das Reich Gottes, auf jenen Tag, wo Er alles in Ordnung bringen, alles zurechtwenden, alles heilen wird, und an dem alle Menschen eingeladen werden, in dieses Reich des Lebens, der Gerechtigkeit und der Wahrheit unter seiner Herrschaft einzugehen, nachdem Er alle Tränen abgewischt, alle Gefängnisse zerstört, das Leiden aus der Welt geschafft und den Tod besiegt haben wird.

Die zweite Bitte des Vaterunsers wird dann zum täglichen Brot des geistlichen Lebens, ohne das man nicht leben, atmen noch existieren kann: «Ja, Herr, dein Reich komme!»

Vielleicht wird man einwenden, daß eine solche Hoffnung nur die Kehrseite der Verzweiflung, ihre religiöse und daher künstlich aufgehobene Form sei. Und wenn das der Fall wäre, wollen wir unbedingt Illusionen behalten, das heißt denken, daß die Welt allmählich einer besseren Zukunft entgegenschreiten wird, daß wir sie allmählich christianisieren, humanisieren, sozialisieren werden, und daß ein Zeitpunkt kommen wird (fern oder nah, darüber will ich nicht streiten), an dem der Mensch sich endlich im Frieden, in einer von Lüge und Propaganda, von allen Nationalismen und Ausbeutungen des Menschen durch Geld und Gewalt gesäuberten Welt frei entfalten können wird? Soll das verzweifeln heißen, wenn man einem ungebrochenen Optimismus den Rücken kehrt und diesen Realismus lernt, der uns aufdeckt, daß hinter allen historischen Sackgassen, hinter Folterungen und Kriegen, hinter Interessen- und Klassenkonflikten, hinter rassistischen und polizeilichen Ausschreitungen, ja hinter dem Problem des

Friedens selbst das Geheimnis des Menschen, dessen, was wir sind[9], steht?

Von daher wird uns diese Frage gestellt, und zwar einem jeden unter uns und zu jeglicher Zeit: «Für wen leben wir? Sind wir Friedensstifter oder Vergifter? Im Dienst des Rechts stehende Menschen oder Verbrecher, Opfer oder Mittäter, Befreier oder Menschen, die andere daran hindern zu leben, zu lieben, aufzubauen, zu hoffen?»

Angesichts aller unserer Verzweiflungen und Wünsche, all unserer Sackgassen und Pläne, unserer Zerstörungen und Erfolge sagt uns das Evangelium unaufhörlich, daß der Mensch dieses Wesen ist und bleibt, das zugleich bedroht und drohend, zerbrechlich und gefährlich ist, und daß eben deshalb Gott, der Herr der Geschichte, auch ihr Ende sein wird. Weil wir unfähig sind, die Welt ihrer Erfüllung entgegenzubringen, wird sie Gott nicht verlassen, sondern ein Tag wird kommen, an dem *Er* alles wieder in seine Hand nehmen, alles erneuern und uns aufdecken wird, wie gut es ist, im Frieden seiner sichtbaren Gegenwart zu leben.

«Wann kommt das Reich Gottes?» — dies kann ein Schrei, nicht der Verzweiflung, wohl aber des in jedem Menschen wohnenden Hungerns und Dürstens nach Frieden, Freiheit und Gerechtigkeit sein.

Auf diese Frage antwortet Jesus: «Das Reich Gottes ist mitten unter euch.» Es gibt wohl kein wichtigeres Wort als dieses für die Zeit, in der wir leben. Weil wir es verachten, sind wir unfähig, sowohl unsere Zeit als auch unsere Mitmenschen zu verstehen und da, wo wir sind, wirkliche Menschen zu sein[10]. Das Reich Gottes ist mitten unter euch: mit diesem erstaunlichen Satz will Jesus seinen Zuhörern einfach sagen, daß, wo er selbst da ist, auch das Reich Gottes da ist. Weil *Er* da ist, das Fleisch gewordene Wort, der Friedefürst, der Befreier Israels und der Welt, ist auch das Reich Gottes da.

Diese Antwort gilt auch für uns, die wir uns in keiner anderen Situation befinden als die damaligen Zuhörer Jesu. Der einzige Unterschied zwischen ihnen und uns ist der, daß er damals sichtbar in ihrer Mitte war, während er uns heute unsichtbar versammelt und miteinander verbindet. Heute aber wie gestern ist sein Wort wahr und entscheidend: «Das Reich Gottes ist mitten unter euch.»

Freilich, wenn wir in die Zukunft blicken, könnten wir versucht sein, die Gegenwart, das tägliche Leben — sofern es nicht direkt um unser eigenes Leben geht — zu vernachlässigen und als Menschen, die erfüllt und verzehrt von diesem Hunger und Durst sind, nur in der Erwartung des Reiches Gottes zu leben.

Noch einmal: ich kann euch versichern, daß nach diesen zehn Wochen diese Versuchung für mich näher denn je ist. Jesus aber sagt: mitten in der Zeit, in der ihr lebt, bin ich da; das Reich Gottes ist mitten unter euch. Lebt in dieser eurer Zeit, aber richtet euch nicht darin ein wie die Menschen zur Zeit Noahs. Macht eure Geschäfte,

geht euren Beschäftigungen nach, habt eure Güter, eure Interessen, eure Gewinne wie die Zeitgenossen Lots. Aber das ist nicht alles. Ihr sollt zugleich wissen, daß diese Zeit nicht ewig ist und daß man sich in ihr nicht verwurzeln darf, als ob sie ewig wäre. Aber auch daß sie nicht gleichgültig ist und deshalb nicht von euren egoistischen Sorgen erfüllt werden kann. Mitten in dieser Zeit ist das kommende Reich schon gegenwärtig, denn ich, Jesus, der Herr dieses Reiches, bin mitten unter euch.

«Das Reich Gottes ist mitten unter euch.» Es ist da, unsichtbar und verachtet, in jener leidenden und verworfenen Gegenwart des gekreuzigten Christus, des Sterbenden, des sich aus Liebe Opfernden, des über den Tod durch seinen Tod siegreichen Christus. «Mitten unter euch» ist es da. Da wo zwei oder drei in seinem Namen um das Wort und die Sakramente versammelt sind, aber auch in geheimnisvoller Gegenwart, die man nicht verfehlen darf, überall da, wo die Brüder Jesu Christi im Elend, als seine Brüder in der Unterdrückung und Erniedrigung das königliche Gesicht seiner triumphierenden Armut darbieten. «Das Reich Gottes ist mitten unter euch» in der Gestalt des Hungernden, des Heimatlosen, des Gefolterten, des Gefangenen, des Analphabeten, des Schwachen, des Verachteten und des Wehrlosen. Das Entscheidende besteht also darin, daß man sich weder in die Hoffnung flüchtet noch sich in der Zeit häuslich niederläßt, sondern jetzt und hier das Gesicht und die Gegenwart des Reiches mitten unter uns entdeckt.

Die Zeit, in der wir leben, ist die Zeit der Auslese, die Zeit, in der sich das Volk des gegenwärtigen und kommenden Reiches sammelt, dieses Volk der Hoffnung und also auch der Versöhnung und der Gerechtigkeit unter den Menschen. Es gibt von nun an keine andere Lebensregel als: «*Wer sein Leben zu erhalten sucht, der wird es verlieren, und wer es verliert, der wird es neu gewinnen.*» Wollen wir künftig in der Erwartung und der Gegenwart des Reiches leben, indem wir in dieser blut- und schmerzvollen Zeit Menschen der Solidarität, der Aufnahme, der Befreiung, der Großzügigkeit und der Liebe sind!

Ihr werdet dabei euer Leben verlieren. Das ist wahr. Ihr werdet nicht mehr viel für euch selbst da sein. Ihr werdet allerlei an Zeit, Bequemlichkeit und vielleicht auch an Freiheit einbüßen. Der Weg der Treue zu dieser Welt der Hoffnung zum Reich führt über allerlei Verzicht. Was macht das aber, wenn das Reich Gottes mitten unter uns ist, wenn das einzig Wichtige in unserem Leben bleibt: jetzt an ihm nicht vorbeizugehen, um es nicht auf ewig zu verlieren.

Und doch habt keine Sorge, weder für jetzt noch für die Zukunft. Laßt euch weder durch die Verzweiflung niederdrücken noch durch die Ungeduld verzehren. Das Reich, das jetzt mitten unter uns ist, wird eines Tages in *einem* Augenblick in der Herrlichkeit des wieder-

kommenden Christus da sein. Es wird sein *«wie der Blitz, der von einer Gegend unter dem Himmel zur anderen unter dem Himmel leuchtet»*. Keiner von euch soll fürchten, er könnte sein Kommen verfehlen. «Wie die Geier sich in einem Augenblick um die Leichen sammeln», wird keiner von euch bei der Begegnung mit dem Wiederkommenden fehlen. Für den Augenblick aber denkt nicht zu sehr daran, denn die Hoffnung darf für uns kein Alibi werden, womit wir uns den Schreien, in denen uns das gegenwärtige Reich aufruft, den Pflichten und Aufgaben entziehen könnten. Bedenken wir: *«Wer sein Leben zu erhalten sucht, der wird es verlieren, und wer es verliert, der wird es neu gewinnen.»*

Georges Casalis

Aus: «Wege des Friedens», Evangelischer Verlag AG, Zollikon.

---

[1] Diese Zahlen haben natürlich mit den offiziellen nichts zu tun: als ich Algerien verließ, wurde im allgemeinen die Zahl der bisherigen Toten für sämtliche Kriegsaktionen auf 600 000—700 000 geschätzt. Sie dürfte heute, am 1. Januar 1960, nicht weit unter einer Million liegen.

[2] Für viele Europäer ist der Algerier kein voller Mensch. Seine Gefühle, Reaktionen und Bedürfnisse dürfen in keiner Weise sehr ernst genommen werden. Man gewöhnt sich sehr rasch daran. Die meisten jungen Soldaten, die dort ihre Dienstzeit verbringen, sind bald der Überzeugung, daß man mit den «Eingeborenen» sich allerlei leisten darf, ohne daß irgend etwas auf diesem Gebiet schwerwiegend sei. Die besten offiziellen Verordnungen vermögen in keiner Weise dieses Klima zu ändern. Die schlimmste Versimplifizierung ist die Gleichung: Primitiver = Untermensch. 80 Prozent der Algerier sind Primitive. Durch welche Schuld?

[3] Eine große Prozentzahl der Algerier lebt unter diesen Bedingungen. Eines dieser Barackenviertel, das ich oft besuchte, zählte offiziell minimal 8000 Menschen, und für sie gab es nur 2 (zwei!) Wasserhahnen. — Das Problem der Ernährung ist in den Städten wegen der Arbeitslosigkeit immer tragisch gewesen. Jetzt ist es auch der Fall auf dem Lande. Die Tagesration ist oft unter 700 Kalorien. Kinder und Erwachsene sterben täglich an Hunger. Und dabei gibt es einen erschreckend großen Geburtenüberschuß.

[4] Dies ist weithin die Meinung der europäischen Extremisten und der Offiziere. Unter sich nicht einig, sind sie es doch in diesem Punkt: der heutige Krieg darf nicht anders als mit dem französischen militärischen Sieg zu Ende gehen.

[5] Die europäische Bevölkerung liest die in Algerien gedruckte Presse. Ihr Ton, insbesondere der vom «Echo d'Alger» (Leitung: A. de Sérigny) erinnert sehr an den der faschistischen beziehungsweise kommunistischen Presse. Die mohammedanische Bevölkerung liest fast ausschließlich die in Frankreich gedruckte und linksorientierte Presse. Kein Wunder, wenn oft die Algerier besser orientiert sind als die Europäer!

[6] Der Krieg in Algerien ist neben allem anderen zu einer schrecklichen Demoralisierungsschule der französischen Jugend geworden. Unser Volk wird lange Jahre daran kranken. Wer wird da Schuld bekennen, Seelsorge ausüben und Vergebung verkündigen?

[7] An Algerien ist die französische Demokratie zugrunde gegangen. Durch diesen Krieg konnte ein autoritäres Regime entstehen, das trotz allen Schlagworten bis jetzt kein Problem gelöst hat. Die Revolution im Mai 1958 war deswegen möglich, weil das Volk den Willen nicht mehr hatte, seine Verantwortung in dieser Sache wahrzunehmen. Es übergab sie in die Hände eines starken Mannes.

[8] Die oft vertretene Meinung, daß der algerische Aufstand das Werk des internationalen Kommunismus sei, stimmt nicht. Primär entstand er durch den elementaren Protest einer Bevölkerung gegen die Verachtung, die sie ständig von den Europäern erlebte. Daß *dann* andere Kräfte und darunter auch die kommunistische

Welt ihre Hand ins Spiel gelegt haben, ändert an der Tatsache nichts, daß wir als Reiche diese Armen so sehr in die Verzweiflung getrieben haben, daß sie einmal dessen satt wurden.

[9] Einziger Schutz gegen den ständig drohenden Haß: die Identifizierung mit den Henkern: der folternde Fallschirmjäger, der sadistische Legionär, der gewalttätige Polizist, der gleichgültige und pilatusartige Administrator, der geldsüchtige große und der seine Vorrechte schützende kleine Europäer bin *Ich*.

[10] Daß Hoffnung und wahre Menschlichkeit zusammengehören, beweist in Algerien in voller Klarheit die Existenz vieler Christen, deren Worte und Taten zukunftbauend sind. Darunter — ohne Unterscheidung der Konfessionen — die Bruderschaften von Taizé, der Petits Frères de Foucauld, der Cimade und von Grandchamp.

Wir gedenken Leo Tolstojs

In seiner Eröffnungsrede zur Gedenkfeier des am 20. November 1910 verstorbenen großen russischen Denkers und Schriftstellers *Leo Tolstoj* sprach *Nehru* von ihm «als einem der größten Pilger aller Zeiten, der auf der Suche nach der Wahrheit furchtlos voranging».

Wir können seiner Bedeutung für die Welt und unsere Zeit in diesen Zeilen nicht gerecht werden; es wäre Vermessenheit, dies auch nur zu versuchen. Wohl aber dürfen wir ihn selbst zu Wort kommen lassen, wo er sich zu den Aufgaben und Problemen unserer Zeit äußert. (Hervorhebungen von uns.)

Hilfe an unterentwickelte Völker

Ich ging durch das Dorf, schaute durch die Fenster in die Hütten hinein. *Überall Armut und Unwissenheit.* Und ich dachte an die frühere Sklaverei. Früher war die Ursache derselben, war die Kette sichtbar, die gefesselt hielt: jetzt gibt es keine Kette mehr, in Europa sind es Härchen, aber derselben sind so viel wie die, mit welchen Gulliver angebunden war. Bei uns sind noch die Stricke zu sehen, oder sagen wir Schnüre – und dort Härchen; aber sie halten so fest, daß sich der Riese, *das Volk, nicht rühren kann.*

*

Ich ging durchs Dorf. Wie sie leben, ist's gut, *wie wir leben – eine Schande.*

*

Man sagt: Sobald *die bestehende Gesellschaftsordnung* aufhört, geht alles zugrunde. Das ist, wie wenn einer sagen würde: Sobald der Fluß auftaut, geht alles zugrunde. Nein, der Fluß wird schiffbar werden, und erst dann wird *ein wirkliches Leben* anfangen.

*

Es wäre notwendig, daß die Menschen in freier Gemeinschaft arbeiten, daß sie lernten, einer für den andern zu arbeiten. *Vom Kapitalismus lernen sie das nicht*, im Gegenteil, sie lernen von ihm den Neid, die Gier, den Egoismus. Deshalb kann sich durch den Zwangsverband, den der Kapitalismus herbeiführt, nur die materielle Lage der Arbeiter verbessern, aber es kann sich daraus kein inneres Genügen einstellen. Dieses innere Genügen kann sich nur bei einem *freien Zusammenschluß* der Arbeiter einstellen. Aber dazu gehört, daß man lerne, sich zusammenzutun, sich moralisch zu vervollkommnen, gern anderen zu dienen, nicht ungehalten zu sein, wenn die Gegenleistung ausbleibt. Und das alles kann man durchaus nicht in einer kapitalistisch wetteifernden Einrichtung lernen, sondern in einer ganz anderen.

*

Ihr befindet euch in einem Irrtum, wenn ihr glaubt, daß ihr den Reichen beschämen, rühren, überzeugen könnt, so daß er mit euch teilt. Das kann er nicht, weil er sieht, daß ihr wollt, was er will, daß ihr die Waffen haben wollt, die er gegen euch in Händen hat. Aber nicht bloß überzeugen, sondern zur Übergabe zwingen könnt ihr ihn, wenn ihr nicht begehrt, was er begehrt, wenn ihr ihn nicht bekämpft: wenn ihr nur einfach *aufhört*, zu kämpfen und *ihm zu dienen*.

*

An das arbeitende Volk. Den Achtstundentag zu fordern, habt ihr kein Recht: den *Ackerboden, der euch nährt, zu fordern*, habt ihr aber nicht bloß ein Recht, sondern, in Hinblick auf eure Kinder, sogar die *Pflicht*.

*

Wie gewaltig die Anstrengungen zur Verhütung von *Aufständen*: durch die geheime und öffentliche Polizei, durch das Spitzelwesen, Gefängnisse, Verbannungen, Armeen! Und wie leicht sind *die Ursachen* der Aufstände zu beseitigen!

*

Den technischen Fortschritt begrüßen alle, und alle suchen ihn zu fördern, den *sittlichen, religiösen* aber halten die Priester auf. Das ist das Hauptübel des Lebens.

*

Kluge Sozialisten sind sich darüber klar, daß zur Erreichung ihres Zieles vor allem notwendig ist, die Arbeiter geistig und physisch zu heben. Das ist nur durch *religiöse Erziehung* zu erreichen; aber das geben sie nicht zu, und deshalb ist alle ihre Mühe vergebens.

«*Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit*, so wird euch solches alles zufallen» – das ist das einzige Mittel, wodurch *das Ziel des Sozialismus* erreicht werden kann.

Das Militär

Der Militärdienst bewirkt dasselbe, was die falsche, religiöse Erziehung bewirkt: man gewöhnt die Leute daran, sich ihres eigenen Urteils zu begeben.

Das Militärwesen ist nicht bloß der Ruin der Arbeit, nicht bloß der Ruin von Leben: es ist auch *der Ruin des Guten.*

Das Militärwesen ist ein zwecklos gewordenes Organ, ein Rudiment: ein *Blinddarm.*

*

Persönlicher Egoismus ist schlimm, und das wissen wir alle; Familienegoismus ist noch schlimmer, aber das wissen wir oft nicht, ja halten ihn wohl gar noch für etwas Gutes; *Volksegoismus* ist schrecklich, und wir scheuen ihn nicht, nein: wir halten ihn sogar für eine große Tugend.

*

Schrecklich ist die Lage unserer Gesellschaft, die ohne religiöse, moralische Führung lebt. Wenn es statt der zehn Gebote Mosi nur eines gäbe: *Du sollst nicht töten!*, so könnte man hoffen, daß es befolgt wird; da es aber zehn sind – über den Sabbat, über die Abgötter, über den Schwur, so hat man natürlich angefangen, die leichten zu befolgen und umgeht die schweren. Im Christentum ist es noch schlimmer; der eine hält sich an den Sabbat, ein anderer an die Kommunion, ein dritter an die Erlösung; aber das «Du sollst nicht töten!» hat man nicht beachtet, besonders da ja das Christentum nicht bloß das Töten, sondern sogar das Zürnen verbietet und die Wange darzureichen befiehlt. Man sagte sich: das ist doch unmöglich, und hat gleich alles abgeschafft.

Hauptsache ist, daß in der Welt, die das Christentum angenommen hat, der Mord eine notwendige Bedingung der Existenz der Gesellschaft war. *In unserer Gesellschaft* die Forderung: «Du sollst nicht töten!» erheben, ist gleichviel, wie wenn man von den Banken verlangen würde, keine Prozente zu nehmen.

Es wäre wohl der Mühe wert, diesen Gedanken auszuführen, wenn er auch alt ist.

*

Denn heute töten wir Leute auf so komplizierte Weise, und die Folgen unserer Grausamkeit werden uns so sorgsam verborgen, daß die Tendenz, die Grausamkeit zu beschränken, überhaupt nicht mehr wirksam ist. Und *so wächst die gegenseitige Grausamkeit* immer mehr an und hat bereits ein bisher niemals erreichtes Ausmaß angenommen.

Die Wahrheit

Die Presse: Verlogenheit in unvorstellbarem Maß. So viel Lüge in allen Sachen in den höheren Gesellschaftsschichten; alles so verquickt mit Lüge, daß man auf keine Frage eine einfache Antwort

erhalten kann, zum Beispiel auf die Frage, ob hier eine Hungersnot herrsche.

*

Ich schreibe, was ich denke und was der reichen Klasse nicht gefallen kann. Ich habe das während der letzten zwölf Jahre getan, nicht zufällig, sondern ganz bewußt, und ich habe nicht die Absicht, mich deshalb zu rechtfertigen.

*

Man sagt mir, wenn ich die religiöse Propaganda tadle: «Aber Sie predigen doch selbst!» Nein, *ich predige nicht*, weil ich nichts zu predigen habe. Sogar dem Atheisten werde ich Gott nicht predigen (und wenn ich es getan habe, so war es nicht recht). Ich ziehe aus dem, was die Menschen bekennen, nur die Konsequenzen und weise auf die Widersprüche hin, die in dem, was sie bekennen, liegen und die sie selbst nicht merken.

*

Wie muß man dessen gedenken und es nicht vergessen, was Coleridge gesagt hat, daß einer, der *das Christentum mehr liebt als die Wahrheit*, sein Bekenntnis oder seine Sekte bald mehr lieben wird als das Christentum, um damit zu enden, daß er sich selbst mehr lieben wird als alles auf der Welt.

Dies ist die wesentliche Antwort, die man denen, die Angst haben, die Göttlichkeit Christi preiszugeben, erteilen kann.

(Aus den Tagebüchern Tolstojs)

Kulissengespräche

In dieser Zeit erneuter Zuspitzung weltpolitischer Gegensätze ist es tröstlich, zu erfahren, daß gegenüber den Nutznießern des Rüstungswettlaufs, die von der kommenden amerikanischen Regierung eine neue Hausse der Rüstungsaktien erhoffen (siehe «NZZ», 5. Januar, Nr. 35), starke Kräfte am Werk sind, die, die Ausweglosigkeit der bisherigen Politik einsehend, bessere Wege der Friedenssicherung einzuschlagen bereit sind. Noch nimmt unsere Presse wenig Notiz von ihren Bemühungen. Immerhin erwähnt die «NZZ» (4. Januar, Nr. 21), daß vor kurzem die *Pugwash-Konferenz* zum sechstenmal zusammentrat. Diese Konferenz fand in *Moskau* vom 27. November bis 5. Dezember 1960 statt und wurde von 75 Wissenschaftern aus Ost und West beschickt. Was ihr besondere Bedeutung gibt, ist die Teilnahme von Professor *Walt Rostow*, dem wissenschaftlichen Berater des künftigen amerikanischen Präsidenten. Rostow ist zum Leiter des Planungsstabes unter dem Staatsdepartement ernannt worden, und sein Bericht über die Moskauer Pugwash-Konferenz «steht (nach der ‚NZZ') den sowjetischen Abrüstungsanregungen sehr offen gegenüber und wertet sie im ganzen eher positiv».

Wir geben nachstehend einer kurzen, zusammenfassenden Verlautbarung der 6. Pugwash-Konferenz Raum.

Erklärung der 6. Pugwash-Konferenz der Wissenschafter

Die 6. Internationale Konferenz von Wissenschaftern, organisiert vom permanenten *Pugwash-Ausschuß*, wurde in Moskau vom 27. November bis 5. Dezember 1960 durchgeführt. 75 Wissenschafter aus 15 Ländern nahmen daran teil. Die Konferenzberatungen waren den Problemen der Abrüstung und Weltsicherheit gewidmet.

Die Auffassungen und Ziele der Wissenschafter, die an den früheren Pugwash-Konferenzen teilnahmen, fanden in der Wiener Erklärung von September 1958 ihren Niederschlag; sie wurde von den Teilnehmern der 3. Konferenz in Kitzbühel (Österreich) angenommen. Diese Erklärung brachte zum Ausdruck, daß die Entwicklung von Nuklear- und anderen Mitteln der Massenvernichtung es zum obersten Gebot macht, nicht allein solche Waffen, sondern den Krieg selbst aus dem Leben der Menschheit auszuschalten. Die Erklärung stellte fest, daß dieses Ziel durch Abrüstung unter wirksamer Kontrolle und durch Förderung umfassender konstruktiver Zusammenarbeit zwischen allen Nationen erreicht werden soll. Sie gab dem Vertrauen Ausdruck, daß bald ein Abkommen über die Einstellung der Nuklearwaffenversuche zustande kommen werde.

In den vergangenen zwei Jahren ergaben sich neue Spannungen in den internationalen Beziehungen: angesichts dieser Tatsache bestätigen wir, daß wir von der Gültigkeit der grundlegenden Prinzipien, wie sie in der Wiener Erklärung vorliegen, nach wie vor zutiefst überzeugt sind.

Von größter Bedeutung halten wir die von der Generalversammlung der UN im Jahre 1959 einstimmig angenommene Resolution über die Notwendigkeit, eine Welt zu schaffen, in der alle Mittel der Kriegführung unter wirksamer Kontrolle abgeschafft sind. In Übereinstimmung mit diesem Ziel vollständiger und allgemeiner Abrüstung unter wirksamer Kontrolle haben wir uns in unseren Diskussionen mit den Mitteln und Wegen befaßt, durch die ein solches Ziel erreicht werden kann. Unsere Beratungen galten im einzelnen der Art und der zeitlichen Folge von Etappen* der Abrüstung und den internationalen Kontrollmaßnahmen für deren zuverlässige Nachprüfung. In einigen dieser wichtigen Fragen sind wir zu voller Übereinstimmung gelangt. Wir sind darin einig, daß solche Abrüstungspläne, um allgemeine Zustimmung zu finden, keiner der Nationen in irgendeinem Moment des Ablaufs der Abrüstungsphasen einen militärischen Vorteil verschaffen dürfen.

Wir stimmen auch darin überein, daß die erfolgreiche Durchführung eines Abrüstungsplanes erfordert, daß die gegenwärtigen auf

* Indien hatte bisher eine «Abrüstung in Etappen» propagiert. Nun aber hat *Nehru* vor dem Leitenden Ausschuß der Kongreßpartei erklärt, die Abrüstung dürfe nicht in Etappen behandelt werden, sondern müsse *unverzüglich gelöst* werden. («NZZ», 7. Januar, Nr. 53.)

Mißtrauen beruhenden künstlichen Schranken zwischen den Völkern nach und nach vermindert werden. An ihre Stelle soll ein wachsendes Bewußtsein gemeinsamer Interessen, gegenseitiges Verständnis und Vertrauen treten. Fortschritte in der Abrüstung selbst sind der wichtigste Faktor in dieser Besserung des Klimas der öffentlichen Meinung. Die grundlegenden Interessen aller Staaten und Völker und die akute Gefahr des Kriegsausbruches durch einen unglücklichen Zufall machen einen baldigen und massiven Fortschritt in der Abrüstung und die erfolgreiche und beidseitig zufriedenstellende Durchführung von konkreten Maßnahmen, die die uns alle bedrohende Gefahr vermindern und das Vertrauen der Öffentlichkeit in die Erreichbarkeit der Hauptziele zu stärken vermögen, absolut nötig.

Unter den Diskussionsthemen der Konferenz mögen erwähnt werden: die Geschichte und die Gefahr des Wettrüstens, der Überraschungsangriff, Maßnahmen zur Friedenssicherung während und nach der Abrüstung, die besondere Rolle der Wissenschafter in der Schaffung freundschaftlicher Beziehungen zwischen Staaten und Völkern, Maßnahmen konstruktiver Zusammenarbeit zwischen ihnen, inbegriffen die Hebung der Wohlfahrt der Menschen in den wirtschaftlich weniger entwickelten Gebieten.

Die Diskussionen verliefen in einer herzlichen Atmosphäre und zeigten, daß die Teilnehmer gewillt waren, auch anderen Auffassungen gerecht zu werden. Dies ermöglichte, viele Mißverständnisse zu beseitigen.

Die Offenheit unserer Diskussionen und die Teilnahme an der Moskauer Tagung von vielen hervorragenden Wissenschaftern stärken unsere Überzeugung, daß die Pugwash-Konferenzen einen immer bedeutenderen Beitrag zur Überwindung der heutigen Weltgefahr leisten, und ermutigen uns, unsere Anstrengungen fortzusetzen. Die nächste Konferenz über Abrüstung und Weltsicherheit wird 1961 stattfinden, und wir beabsichtigen, sie in den USA durchzuführen. Vorgesehen sind auch andere Tagungen, die der Zusammenarbeit der Nationen auf dem Gebiete der Grundlagenforschung und angewandter Wissenschaft gewidmet sein werden.

Die heutige Lage ist charakterisiert durch die großen Gefahren wie die gewaltigen Möglichkeiten der Entwicklung, die beide auf den wissenschaftlichen und technologischen Triumphen unserer Epoche beruhen. Unser weitaus wichtigstes Anliegen ist die Verhinderung eines alles zerstörenden Krieges und die Schaffung einer Ordnung, in der ein Krieg unmöglich ist. Nach den Erfahrungen unserer Konferenz erklären wir erneut, daß wir Wissenschafter die Verantwortung haben und die Fähigkeit besitzen, an der Lösung der Probleme, die sich aus der Anwendung unserer wissenschaftlichen Resultate ergeben, mitzuarbeiten.

Für die Aufgaben der nächsten Zukunft — der Sicherung baldiger und wuchtiger Maßnahmen auf dem Wege zur vollständigen Abrü-

stung, der weltweiten Zusammenarbeit der Wissenschafter für die Anwendung unserer Arbeit zum Wohl des Menschen — benötigen wir den guten Willen und alle schöpferische Kraft, die wir gewinnen können. Wir bitten darum die Wissenschafter der ganzen Welt, ihren Beitrag zu leisten an die Lösung dieser Probleme, denn sie entscheiden über der Menschen Schicksal. *Red.*

Der 10. Mai 1955: Ein Augenblick der Hoffnung

Ein Freund der «Neuen Wege», Karl Struve in Hamburg, schickt uns nachstehende, stark gekürzte Übertragung einer wichtigen Stelle des Buches von Philip Noel-Baker: «The Arms Race». Das Werk des Friedens-Nobelpreisträgers soll unter dem Titel «Wettlauf der Waffen» demnächst in deutscher Sprache erscheinen (Kindler Verlag München, in Zusammenarbeit mit der «Forschungsgesellschaft für Friedenswissenschaft, München 9). Das Buch ist als Dokumentensammlung für den Friedenskämpfer einfach *unentbehrlich*. Es ist deshalb nicht erstaunlich, daß ihm der Albert-Schweitzer-Buchpreis verliehen werden soll.

Auf der Grundlage der sogenannten sechs Grundsätze der Westmächte (24. April 1952), die abzielten auf ein Übereinkommen, das den Krieg durch allmähliche völlige Abrüstung unmöglich machte, wurde der Abrüstungskommission der UNO, am 11. Juni 1954, das englisch-französische Memorandum vorgelegt, das folgenden Wortlaut hatte:

a) Absolutes Verbot der Herstellung und Anwendung nuklearer und anderer Massenvernichtungswaffen, verbunden mit der Umarbeitung bestehender Vorräte für friedliche Zwecke,

b) Radikale Verminderung aller bewaffneten Kräfte sowie der Rüstungsproduktion an konventionellen Waffen,

c) Errichtung eines Kontrollorgans mit Rechten und Vollmachten, die eine Erfüllung der getroffenen Vereinbarungen garantierten.

(Die Worte «radikale Verminderung» bezogen sich auf die Vorschläge der Westmächte mit Bezug auf die Herabsetzung der Mannschaftsstärken der USA und UdSSR auf eine bis 1,5 Millionen Mann.)

Das Memorandum schloß mit dem Ausdruck der Hoffnung, daß die gemachten Vorschläge nur der Beginn einer bis zur gänzlichen Abrüstung durchgeführten Entwicklung seien.

N.-B. fährt fort: «Das war noch die Politik des Westens, als die Unterkommission am 25. Februar 1955 wieder zusammentrat. Von diesem Tage an bis zum 10. Mai drängten ihre Vertreter die Russen, sich ihr anzuschließen . . . Der amerikanische Delegierte sagte: «Wenn wir uns mit unsern russischen Freunden auf der Grundlage von ein bis 1,5 Millionen einigen könnten, so wären damit, soweit meine Instruktionen gehen, alle Schwierigkeiten beseitigt.» Im andern Falle sei es zwecklos, weiterzuverhandeln. Die westlichen Delegierten bekräftigten wieder und wieder, ihre Regierungen seien bereit, alle Waffen der

Massenvernichtung einschließlich der Atomwaffe zu vernichten, ebenso alle Vorräte davon. Am 19. April sagte der britische Delegierte: «Es ist immer noch ein fundamentaler Grundsatz meiner Regierung, daß das Verbot nuklearer Waffen das völlige Verbot von Herstellung, Besitz und Anwendung nuklearer Waffen in sich schließt.» Am selben Tage sagte der amerikanische Delegierte: «Alle unsere Vorschläge sehen heute wie immer Verbot und Vernichtung nuklearer Waffen vor.»

Auf die russischen Vorbehalte schlugen die Engländer und Franzosen am 19. April den Russen vor, die *Neuherstellung* nuklearer Waffen einzustellen, sobald die konventionelle Abrüstung bis auf 50 Prozent erfolgt sei, nach 75 Prozent aber ein absolutes Verbot des Gebrauchs aller Massenvernichtungswaffen wirksam werden zu lassen (was die Russen immer als ersten Schritt gefordert hatten). Die letzten 25 Prozent konventioneller Abrüstung sollten gleichzeitig mit der Beseitigung aller nuklearen Waffen erfolgen.

Die amerikanischen Delegierten verlangten eine klare Antwort: «Wollen die Russen die drastische Verminderung der Mannschaftsstärken auf eine bis 1,5 Millionen annehmen, mit der wir einverstanden sind?» Im Mai wurde der Westen geradezu ultimativ. Der französische Delegierte sagte am 3. Mai: «Nun müssen die russischen Vertreter erklären, ob sie auf ihrem Standpunkt verharren wollen, womit sie die Verantwortung für die Folgen übernehmen, oder ob sie anerkennen wollen, daß wir ihnen auf halbem Wege entgegengekommen sind.» Und der amerikanische Delegierte fügte hinzu: «Wenn wir jetzt keine Antwort erhalten, können wir nur schließen, daß der Wille zur Verständigung fehlt.»

Nach einer Woche, am 10. Mai, antworteten die Russen. Sie erklärten sich bereit, anzunehmen

1. die Verminderung der Mannschaftsstärken auf eine bis 1,5 Millionen,

2. eine entsprechende Verminderung der Rüstungsproduktion der fünf Großmächte,

3. den 50-Prozent-Vorschlag,

4. den 75-Prozent-Vorschlag,

5. eine entsprechende Verminderung des Rüstungsbudgets,

6. ein internationales Kontrollorgan,

7. Ausstattung dieses Organs, erwählt auf internationaler Grundlage, mit dem Recht, von den Staaten jede notwendige Information über die Durchführung der vorgeschlagenen Maßnahmen zu verlangen. Es sollte in jedem Lande einen eigenen ständigen Mitarbeiterstab haben und jederzeit ungehinderten Zutritt zu allen Objekten der Kontrolle. Es sollte die Rüstungsbudgets prüfen dürfen und fortlaufende Befolgung der Abrüstungsklauseln kontrollieren.

8. Wie im Memorandum gefordert, sollen diese Maßnahmen nur

der Anfang einer bis zu völliger Abrüstung durchgeführten Entwicklung sein.

N.-B.: *«Rußland nahm damit das Endziel der sechs Grundsätze an.»* (Vom Übersetzer ausgezeichnet.) Die Vorschläge über Kontrolle waren in einigen Punkten nicht ganz klar, aber wenn sie überhaupt etwas bedeuteten, so wäre damit ein gewaltiger Durchbruch durch den Eisernen Vorhang erfolgt — Hunderte, wenn nicht Tausende von Inspektoren, auf internationaler Basis erwählt, mit ständigem Aufenthalt in Rußland, mit den weitesten Vollmachten. Aber, um das Maß voll zu machen, schlugen die Russen noch die Errichtung von Bodenkontrollposten in großen Häfen, Eisenbahnknotenpunkten, Autobahnen und Flugplätzen vor, ein spontaner russischer Vorschlag, der in den Eisernen Vorhang noch eine weitere Bresche gerissen hätte und gemacht (was wichtig ist) volle zwei Monate vor Eisenhowers Vorschlag des «Offenen Himmels».

Die russische Antwort war eine einzige freudige Überraschung. Der Franzose J. Moch sagte sofort: «Das Ding ist zu schön, um wahr zu sein.» Der amerikanische Delegierte erklärte nach 48stündiger Beratung mit seiner Regierung: «Wir sind erfreut, zu finden, daß die Vorschläge, die wir über eine so lange Zeit gemacht und wiederholt haben, in so weitem Umfang angenommen worden sind.» Und der britische Delegierte fügte, ebenfalls nach Besprechung mit seiner Regierung, hinzu, er freue sich, festzustellen, daß die aufgewendete Geduld ihre Früchte gebracht habe.

Aber jetzt — brach die Unterkommission ihre Arbeit ab. Die Russen drängten auf Weiterverhandeln und Vertrag, doch ohne Erfolg. Erst am 29. August trat die Kommission wieder zusammen, und am 6. September erklärte der amerikanische Delegierte: «Die amerikanische Regierung macht heute einen Vorbehalt in bezug auf ihre vor Genf formulierte Stellungnahme zu den vergleichsmäßigen Rüstungsstärken der Großmächte.» N.-B.: «Mit andern Worten: Die sechs Grundsätze, die Beschränkung der Mannschaftsstärken, das Programm des englisch-französischen Memorandums, der 50-Prozent-Vorschlag, der 75-Prozent-Vorschlag, der detaillierte Plan für Inspektion und Kontrolle, alle die andern Vorschläge, die erst vor drei Monaten mit solcher Kraft und Beharrlichkeit gemacht worden waren — alles wurde zurückgezogen — und ist es geblieben bis auf den heutigen Tag. 1956 versuchten die Russen, dem Westen noch weiter entgegenzukommen, erfuhren aber in jedem Punkte eine Zurückstoßung. Das jammervolle Ende war, daß Mr. Stassen, dem die Abrüstung sicherlich am Herzen gelegen hatte, veranlaßt wurde (vermutlich durch Mr. Dulles), zu erklären: ‚Es ist unsere Ansicht, daß bei Abrüstung auf eine zu niedere Ebene, die auf Schwäche schließen ließe, die Stabilität der Welt nicht gefestigt und der Friede nicht gesichert würde ... In solchem Falle würde die Kriegsgefahr nur größer.'»

Wozu also der Riesenaufwand an Zeit, Kraft und Überredungskunst, wenn allem die Grundlage gefehlt hatte? N.-B.: «Ist das Denken, das die Politik der USA in den Jahren 1952—1955 trug, durch den Rüstungswettlauf ausgelaugt worden? Glauben sie wieder wie die europäischen Völker im Jahre 1914, daß ihre einzige Sicherheit in der Rüstung liegt?»

Tibet im Weltgetümmel

(Schluß)

Was tut dem Volke von Tibet not? Befreiung aus dem unmenschlichen Dämonen- und Teufelsglauben und allem, was er an geisttötendem Aberglauben und lähmenden Angstpsychosen umfaßt, durch eine dem 20. Jahrhundert gemäße Schul- und Lebensbildung vom Kindergartenalter an. Dazu Abschaffung der Leibeigenschaft, wofür, nach den hier zitierten Zeugnissen, schon lange eine beträchtliche Zahl der geistlichen und weltlichen Landherren, an der Spitze der Dalai Lama, zu haben ist; und weiter Aufteilung des bebaubaren Landes an Genossenschaften in einer Weise, die ihren Mitgliedern den Lebensunterhalt sichert. Mit technischer und Lehrhilfe aus dem Mutterland China wird man auch in Tibet die mehrfach in unserem Jahrhundert gemachte Erfahrung erleben, daß die seit Jahrhunderten angesammelten, aber unterdrückten Geisteskräfte höriger Völker, wenn gelöst, in kurzer Zeit wahre Wunder an lebensfördernden Leistungen vollbringen.

Einen Hauch solchen Wunders mag jeder verspürt haben, der das Buch des englischen Nobelpreisträgers und früheren Leiters der Nahrungs- und Landwirtschaftsorganisation der Vereinten Nationen, Lord Boyd Orr, gelesen hat: «What's Happening in China?» (Was geht in China vor?). Überdrüssig all der sich widersprechenden Urteile über Chinas kommunistische Regierung, entschlossen sich Boyd Orr und seine Frau im Sommer 1959, nach China zu fliegen, um sich als freie, selbstzahlende Touristen durch Augenschein ein eigenes Urteil zu bilden. Sie sprachen mit Leuten aus allen Bevölkerungsschichten, besichtigten landwirtschaftliche Kooperativen, Erziehungsinstitute, Gesundheitsanstalten usw., erlebten die begeisterte Schaffensfreude des Volkes und kamen zurück mit der Überzeugung: «Was dem Westen vor allem not tut, ist mehr Kenntnis von dem, was in China vor sich geht.»

Wer das nüchterne, den Stempel der Wahrheit tragende Buch gelesen hat, wird Mao Tse-tung und seinen Mitarbeitern zutrauen, daß sie auch dem Volk Tibets in rechter Weise helfen können.

Wie gingen sie vor nach dem im Mai 1951 abgeschlossenen Vertrag mit der tibetischen Lokalregierung? Über Sofortmaßnahmen lasen wir auf den Seiten 305 und 306, «N.-W.»-Informationen späteren

Datums entnahm ich dem bereits genannten Buch «Tibet heute und gestern», das Anfang 1960 im Verlag Bookman Associates in Neuyork herauskam. Der Verfasser, Tieh Tseng-li, chinesischer Abkunft, hat seine im eigenen Land erworbene Bildung durch Studien an der «London School of Economics and Political Science» sowie an den amerikanischen Universitäten Columbia und Hartford erweitert. Er gilt unter amerikanischen Historikern als Autorität über tibetische Geschichte. Seinem Buch sind 72 Seiten nachprüfbarer Dokumentation beigefügt.

Über Leistungen bis zum Jahre 1957 berichtet er, daß mehr als 6000 Kilometer Motorstraßen, daneben fünf Landstraßen speziell für schwere Lastkraftwagen gebaut wurden. Die Fertigstellung von 2070 Kilometern im Bau befindlicher Straßen sei bis Ende 1957 zu erwarten. Dadurch wurden die wesentlichen Verwaltungsbezirke Lhasa, Shigatse, Gyantse, Chamdo und Ari miteinander verbunden. Vor 1951 hatte Tibet keine einzige Autostraße gehabt. Die Durchquerung des Landes vom äußersten Osten zum äußersten Westen dauerte damals zwei volle Jahre. Heute ist sie in zwei Monaten zu machen. Dazu kommen noch Luftlinien und Flughäfen, die neues Leben, Handel und Wandel für Tibet bedeuten.

Was das Bildungswesen betrifft, so hatte nach demselben Verfasser Tibet im April 1957 mehr als 70 Primarschulen mit rund 6000 Schülern. Im gleichen Jahre wurde in Lhasa die erste Sekundarschule für 200 Schüler eröffnet. Rund 500 Jugendliche, Knaben und Mädchen, studierten 1956 im Zentralinstitut für Minoritäten in Peking, um nach Beendigung des Studiums ihrem Lande Tibet durch Arbeit im Verwaltungsdienst, Landwirtschaft, Maschinenwesen dienen zu können. Im Jahre 1958 gab der Generalsekretär von Lhasa in seinem Bericht bekannt, daß die Zentralregierung in sieben Jahren rund 7000 Tibeter in Finanzwissenschaft, Administration, Post- und Telegraphenwesen ausgebildet habe. Angaben gleicher Art werden von Anna Louise Strong durch Augenschein an Ort und Stelle berichtet.

Erfreulich ist es, daß auch aus dem China *feindlichen* Lager Berichte über Chinas organisatorische Leistungen in Tibet erschienen sind. Der uns schon bekannte Lowell Thomas junior gab 1959 ein zweites Buch über Tibet heraus, betitelt «Der stumme Krieg in Tibet». In dem Kapitel «Honig auf dem Messer» schreibt er:

«Die Chinesen sind sichtbar bestrebt, sich in allen Bevölkerungskreisen beliebt zu machen. Zum Beispiel wurde jeder Privatbesitzer, der Land für den Straßenbau abgab, gewissenhaft und zu gutem Preis entschädigt. Lhasa hat jetzt ein aufs beste ausgestattetes und mit reichlichem Personal versehenes Krankenhaus. Dieses behandelt auch Leichterkrankte und sendet Hygieniker in abgelegene Gegenden, nicht nur zur Untersuchung des Gesundheitszustandes der Landleute, sondern auch zur Pockenimpfung und Belehrung, besonders der Mütter über gesunde Kinderaufzucht. In ihren Automobilen führen sie die

nötigen Medikamente und Instrumente mit sich. Alles dies kostenlos. Auch in anderen größeren Städten sind Hospitäler eröffnet . . .

Im Jahre 1953 fing man an, die Jugendlichen zu sammeln . . . Man sagte den Kindern: ‚Gründet Studiengruppen und überlegt, was ihr tun und haben möchtet, und sagt es uns.' Bald standen Lehr- und Leseräume, Theater und Sportplätze bereit, und Lehrer aus China leiteten Kurse über tibetische Kunst, Musik und Volkskunde. Auch Themen wie ‚Mao Tse-tung über chinesische Minoritätenpolitik' und ‚Klöster, Hemmnisse des Fortschritts' wurden behandelt. Fortschrittliche Texte zu alten tibetischen Liedern wurden verfaßt und gesungen. Ängstlich erstaunt hörten Eltern ihre Kinder singen: ‚Mao Tse-tung, tausend Jahre!' Und noch schlimmer: die Kinder bettelten, sie nach China, dem Land noch größeren Fortschritts, reisen zu lassen. Für die tibetischen Kinder waren diese Jugendzentren mit kostenlosen Filmdarbietungen, Musik und Bewirtung Stätten freudiger Erregung. Kinder von arm und reich lernten, sangen und spielten zusammen. Und alles sei noch viel schöner in China, sagte man ihnen. Kein Wunder, daß sie nach China gehen wollten.

Und sie gingen! Nachdem die Autowege gen Osten fertig waren, kamen geräumige Motorwagen zu den Sammelstellen. Jubelnd und singend kletterten die Kinder hinein . . . Mehr als 200 kamen auf diese Weise nach China. Von allen Bemühungen, Tibet für den Kommunismus zu gewinnen, war keine so erfolgreich wie diese.»

Halt! Ich höre Stimmen! «Aha! Heil Mao! Führerkultus nach bekanntem Muster!» Es ist sehr bequem, Hitler und Welteroberung und «München» und «Sklavenarbeitslager» gemächlich auf alles anzuwenden, was einem in der Hohen Politik nicht paßt. Der Freie Westen, wenn er nicht an seiner Freiheit zugrunde gehen will, sollte seine Urteile weniger auf Emotionen und mehr auf seinen Verstand gründen. Der wird ihm sagen, daß es ein anderes ist, ob man zehnjährigen Kindern ein Messer in die Hand steckt mit der Aufschrift «Blut und Ehre» und ihnen den Lebensgrundsatz einprägt: «Ich bin geboren, um für Deutschland zu sterben», um für meine arische Herrenrasse «morgen die ganze Welt» zu erobern, oder ob man Kindern erklärt, daß die Läuse auf ihrem Kopf und die Würmer in ihren Eingeweiden nicht heilige Inkarnationen sind, sondern Folgen der Unsauberkeit, und sie mit Reinlichkeitsvorschriften «indoktriniert». Wenn der junge Thomas seinem Kapitel über die Wohlfahrtsmaßnahmen Chinas für die Bildung und Gesundheit Tibets den Titel «Honig auf dem Messer» gibt, so heißt das, daß er in China die böse Knusperhexe sehen will, die ihre Opfer mit Pfeffernüssen und Zuckerbrot für ihre niedrigen Begierden einfängt. Wenn dagegen die alte Anna Louise Strong gleiches über die Begeisterung der Jugend berichtet, so kommt das aus ihrem Reichtum an Augenscheinkenntnissen über die Verelendung der Völker unter dem Feudalismus und über ihren Aufstieg zu menschenwürdigem Dasein unter dem neuen Regime. «An ihren Früchten sollt ihr

sie erkennen.» Ob die «gottlosen» chinesischen Organisatoren *Ihn* kennen, der dieses Wort sprach, ist nach ihm selbst nicht das Wesentliche. Er ist am unerkanntesten in Ländern, die sich nach ihm nennen. Wesentlich ist, daß sie durch ihre Arbeit seinen Visionen näher kommen.

Was ist über die anfänglich ärgerliche Meinungsverschiedenheit zwischen Indien und China zu sagen? Premierminister Nehru tadelte Chinas Anwendung von Waffengewalt bei seinem Einzug in Tibet im Jahre 1950. In einer persönlichen Aussprache zwischen Nehru und Chinas Tschu En-lai erklärte ihm dieser, daß die Truppen vor der tibetischen Garnison- und Verwaltungsstadt Chamdo an der Grenze haltgemacht hatten, um eine vom Dalai Lama zwecks friedlicher Verhandlungen ausgesandte Delegation abzuwarten. Als diese in Indien verweilte und nach monatelangem Warten die Meldung von dort kam, daß ihr von britischer Seite die Transitvisa nach Hongkong verweigert wurden, konnten die Chinesen nicht anders handeln, als die Garnison zu überwältigen, um danach ohne Widerstand ihren Weg nach Lhasa zurückzulegen. Sie hatten Eile. «Die in der westlichen Welt vielbesprochenen Pläne, Luftstützpunkte und ein Radarnetz auf dem Dach der Welt zu errichten» («Tibet heute und gestern») erlaubte ihnen keine unbegrenzte Wartezeit. Der Erfolg der Aussprache wirkte sich praktisch in dem am 29. April 1954 zwischen Indien und China geschlossenen Freundschaftsvertrag aus, in dem unter anderem Indien Chinas Oberhoheit über Tibet anerkennt und beide Teile die «Fünf Grundsätze» (Panch Sheela) für das friedliche Zusammenleben der Völker formulierten. Ein Jahr später wurden diese auf der Konferenz der asiatischen und afrikanischen Völker in Bandung (Indonesien) von allen Konferenzteilnehmern als bindend angenommen. Als Nehru kurz darauf Peking besuchte, wurde er jubelnd gefeiert.

Spätere Grenzkonflikte haben bisher nicht zum Bruch des Freundschaftsverhältnisses geführt, und es besteht die Aussicht, daß Nehru die Grenzen anerkennen wird, wie sie bis zum Jahre 1904, also *vor* der gewaltsamen Annexion tibetischen Landes durch die britische Younghusband-Expedition, bestanden hatten. (Seite 304, «N. W.») Im Jahre 1960 schloß China Grenz- und Freundschaftsverträge mit den nächsten Nachbarn Tibets, Nepal und Birma.

Laßt uns nun sehen, was weiter in Tibet vorging. Im Jahre 1956 lief die Wartezeit ab, die sich China bis zum Einsatz eingreifender Sozialisierung auferlegt hatte. Der verbissen allen Reformen feindliche Teil von Tibets Oberklasse weltlichen und geistlichen Standes hatte zwar den Vertrag von 1951 (Seite 306, «N. W.») einstimmig mitratifiziert, aber von Beginn an seine Durchführung zu stören versucht mit der Absicht, durch zunehmende Sabotageakte und geheime Vorbereitung zum bewaffneten Aufstand die Rückkehr des alten Zustandes zu erzwingen. Um Blutvergießen zu vermeiden, verlängerte die chinesische Zentralregierung die Wartezeit bis zum Jahre 1962 in der

Erwartung, daß alsdann die Wucht einer herangewachsenen, aufgeklärten Generation die Brechung des Feudalsystems auf unblutige Weise erzwingen könne. Die Ewiggestrigen wollten dies mit allen Mitteln und mit der tätigen Hilfe vom Ausland verhindern.

Nach zahllosen Unruhen minderen Grades brach vor Morgengrauen des 20. März 1959 der Sturm los, und vom Potalapalast und anderen Anhöhen hagelten die Artilleriegeschosse der Rebellen in die Straßen von Lhasa. Den Befehl von Peking abwartend, ging erst sechs Stunden später der Gegenangriff der chinesischen Garnison los. Daß die seit langem großzügig vorbereitete Rebellion in Lhasa und nächster Umgebung in 47 Stunden geschlagen wurde, ist nach chinesischer Meinung neben der tüchtigen Leitung nicht minder der Unterstützung des tibetanischen Volkes zu danken. Zwei Wochen später war der 30-Meilen-Umkreis von Lhasa von Aufständischen befreit. Für die Geschlagenen und ihre Diener standen endlose Maultier- und Yakkarawanen bereit, um sie und ihre beweglichen Güter über die Grenze nach Indien zu befördern.

Die Chinesen hatten nun freie Hand, ihre Sozialisierungsmaßnahmen ungehindert in Angriff zu nehmen. Der Panchen Lama erhielt ein hohes Regierungsamt, ebenfalls die beiden chinatreuen Mitglieder der ehemaligen Lokalregierung, an der Spitze Ngapo Ngawang Jigme, der ehemalige Feudalherr und Großgrundbesitzer, der 1951 den Vertrag mit China abgeschlossen hatte. Er wurde zum Generalsekretär und Obersten Ministerrat ernannt.

Über die heutige Stellung des Dalai Lama und die Umstände seiner Flucht nach Mussoorie in Indien herrscht Dunkel. Während seiner Herrschaft hatte er große Aufgeschlossenheit und Sympathie für die chinesischen Reformer bezeugt. Als er und der Panchen Lama im Jahre 1954 einer Einladung Pekings zum Besuch der Hauptstadt folgen wollten, erhob sich ein zum Orkan aufgepeitschter Sturm unter den Aristokraten Lhasas. Es war in ihren Augen das Unerhörteste des Unerhörten. Trotz quälenden Behelligungen setzten er und sein Begleiter ihren Plan unbeirrt durch und kehrten begeistert zurück. (Diese Information ist dem neuen Buch von Lowell Thomas entnommen.)

Daß der 24jährige Dalai Lama den Aufstand und seine Flucht nicht gewollt, und dies durch handschriftliche Geheimbriefe an das chinesische Hauptquartier angekündigt hatte, wird von der Rebellenseite als Fälschung bezeichnet. Doch eine teilweise Bestätigung findet sich in einem Bericht der «New York Times» vom 25. April 1959. (Mitgeteilt von «Tibet heute und gestern»). Nach diesem Bericht teilte der Dalai Lama Nehru, als dieser ihn in Mussoorie, seinem Asyl in Indien, besuchte, mit, daß er gegen den Aufstand und seine Flucht gewesen sei und dem Chef des chinesischen Hauptquartiers in Lhasa mit eigener Hand von Drohungen durch «bösartige, reaktionäre Elemente» geschrieben hatte. Spätere Briefe und veröffentlichte Reden von ihm lauteten entgegengesetzt.

Die chinesischen Behörden in Lhasa haben seinen Thron nicht beseitigt, in Erwartung seiner möglichen Rückkehr und Mitarbeit.

Von einem indischen Juristen (ist es Purshottam Trikamdas?), so hörte ich, soll vor etwa einem Jahr die Anklage des «Genocide» gegen China erhoben sein. Das Wort Genocide für den Völker- und Rassenmord des Nationalsozialismus wurde durch den amerikanischen Professor der Rechte, Rafael Lemkin, geprägt. Er trat dafür ein, daß die Vereinten Nationen Genocide als ein Verbrechen gegen das Völkerrecht erklären sollten.

Wenn ein indischer Jurist auf den Gedanken kommt, das chinesische Erziehungs- und Aufbauwerk in Tibet in die gleiche Kategorie zu setzen wie Hitlers Ausrottung von Polen, Juden, Zigeunern, so mag das psychologisch dadurch zu erklären sein, daß in den indischen Provinzen entlang der tibetischen Grenze das gleiche lamaistische Feudalsystem herrscht wie in Tibet. Wenn ihm dies am Herzen liegt, dann muß er mit Recht um dessen Fortbestand besorgt sein.

Erst kürzlich kam mir der Bericht der «Internationalen Juristen in Genf» vom Jahre 1959 zu Gesicht, der unter dem Titel «Das Problem Tibets vom Rechtsstandpunkt aus» unter anderem auch die Anschuldigung des Genocide zu einem Gegenstand seiner Untersuchungen macht.

Der Bericht bringt löblicherweise Dokumente aus beiden Lagern. Das hilft den nach Wahrheit Suchenden zu einem eigenen Urteil zu kommen. Die Klageschrift gegen China stützt sich fast ganz auf unbewiesene Aussagen über Monstermassenmorde der Chinesen durch Flüchtlinge in Indien. Darunter wird zum Beispiel die Ausbildung chinesischer Jugendlicher auf chinesischen Hochschulen, um sie für den Aufbau und die Regierung ihres Landes tüchtig zu machen (alles kostenlos! nach Lowell Thomas), als Zwangsdeportation zwecks Entnaturalisierung bezeichnet. Die Belehrung über den mittelalterlichen Aberglauben der Klöster wird als Aufreizung zur Revolte gegen die heiligen traditionellen Güter des tibetanischen Volkstums ausgelegt und damit des Rassenmordes. Für eine solche Anschuldigung wird auch der Dalai Lama zitiert. Wenn die Chinesen zu Beginn Tausende von gelernten chinesischen Arbeitern für den Wegebau und die Installierung elektrischer Zentralen ansiedelten, so stand ihnen keine Wahl offen. Denn die Tibeter waren dafür unbrauchbar, ganz natürlich.

Die internationale Kommission der Juristen kommt zu dem Schluß, sich eines definitiven Urteils zu enthalten, bevor gründlichere Untersuchungen stattgefunden haben. Letzten Endes ruft sie die Vereinten Nationen an als oberstes Spruch- und etwaiges Strafgericht.

Dagegen läßt sich nichts einwenden. Es ist nur beklagenswert, daß im Anblick unzähliger Zeugnisse von Vertrauenspersonen und unabstreitbarer Tatsachen die Anklage des Genocide ernst genommen werden konnte und dadurch den nichtunterrichteten gefühlsmäßig

aufgerührten Massen ein zusätzlicher Antrieb zum Hassen geboten wird. Es ist allzu lange her, daß das Wort gesprochen wurde: «Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da.»

Die Geschichte von Tibet im Weltgetümmel ruft zur Besinnung auf. Wenn die (nach Leonhard Ragaz) nicht stillstehende, sondern dauernd fortschreitende Schöpfung eine neue Stufe erreicht hat und eine ihr inliegende Idee frisch gereift ist, dann kann keine Macht der Welt sie aufhalten. Wir haben dieses Gesetz anzuerkennen oder Allzerstörung zu gewärtigen. *Alice Herz*

Berichtigung eines Irrtums auf S. 342, N. W.:

De Riencourt hat die vergoldete Mumie des verstorbenen Dalai Lama nicht selbst gesehen, sondern berichtet darüber nach vorgefundenen Dokumenten.

Erste Ernte in den landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften der DDR und der Friede

Als in der Landwirtschaft der DDR die vollgenossenschaftliche Arbeitsweise durchgeführt wurde, hat es zunächst unter den kalten Kriegern des Westens einen Sturm der Entrüstung gegeben. Die schwersten Anwürfe wurden gegen die Regierung der DDR gerichtet, und von den Bauern unseres Landes wurde ein Bild des Jammers und der wirtschaftlichen wie der inneren Not gezeichnet, das der Tränen wert sei. Das alles hat sich in den seitdem vergangenen Monaten sehr bald beruhigt, nicht nur weil Lügen kurze Beine haben, sondern weil der Gang des Wachstums der neuen Ernte nach ewigen Gesetzen sein Recht forderte und nur noch Zeit und Kraft und Einsatz im Dienste des «Wir», der Gemeinschaft und ihrer friedlichen Entwicklung zuließ. Daß für die Freudigkeit und den Erfolg in der Durchführung der gemeinsamen Bewirtschaftung ein neues Ethos notwendig ist, das nicht sogleich überall gefunden wird und das erst allmählich die überzeugen muß, die zunächst die Faust in der Tasche geballt haben, bezweifelt niemand. Wir erleben aber, daß auch hier der Mensch wächst mit seinen höheren Zwecken! Und inzwischen haben sich auch aus dem deutschen Westen viele Landwirte und Fachleute an Ort und Stelle von dem Wesen und der Entwicklung der LPGs in der DDR überzeugt und Vergleiche angestellt zwischen den Nöten der Landwirtschaft in der Bundesrepublik und dem Neuaufbau der Genossenschaften bei uns. So kommt der Professor und Diplom-Volkswirt Carl *Erlacher* in der «Deutschen Woche», München, vom 27. Juli 1960 zu dem Ergebnis: «*Es ist nicht zu übersehen, daß die Genossenschaften in der DDR für die Bauern viele und große Vorteile bieten.*» Er weist die Behauptung von einem «Bauernlegen» als völlig abwegig

und diffamierend zurück und findet es unverständlich und überflüssig, daß so manche amtliche Stellen (nicht zuletzt leider auch kirchliche) oder Einzelpersonen Kritik üben oder «Proteste» ausgeben, die niemals eine Kollektivwirtschaft gesehen haben und sich bemüßigt fühlen, Maßnahmen zu kritisieren, «die jedem Laienverstand einleuchten und die ihre Bewährungsprobe längst hinter sich haben». Als völlig ungerechtfertigt bezeichnet er auch die Behauptung, daß den Bauern in der DDR ihr Privateigentum genommen wurde. *Denn dieses bleibe ihnen vielmehr beim Eintritt in die LPG in vollem Umfang erhalten.*

So ebnen sich auch durch die Beurteilung und Einsicht fachlicher Experten des Westens die Wogen – wie überall, wo die Lüge und Verhetzung abgewiesen wird und die Wahrheit sich durchsetzt. Und nur in der Sonne der Wahrheit, der Gerechtigkeit und des Friedens kann eine gute Ernte heranwachsen und eingebracht werden. Darum wird in diesen Monaten des beginnenden Herbstes und bis nahe an die Tür des Winters in allen LPGs gerungen mit dem Einsatz aller Kräfte in der Bergung der Feldfrucht, die gut und reich gediehen ist, wie in der Viehwirtschaft aller Art. Zugleich werden immer neue Fachkräfte ausgebildet, die als Agronomen, Zootechniker und Viehzüchter wie in der Geflügelwirtschaft eingesetzt werden können. Die Erntemaschinen aller Art sind im Einsatz und werden erst in den kommenden Jahren sich voll entfalten können, wenn der Anbau auf noch größeren Flächen möglich werden wird. Die seit einer Reihe von Jahren überall ins Leben gerufenen Maschinen-Traktoren-Stationen zur Durchführung der Ernte- wie der Bestellungsarbeiten und ihre Einrichtungen gehen je länger, um so mehr in das Eigentum der landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften über. In diesen aber kann sich jeder nach seiner Veranlagung, seinen Kenntnissen oder auch seinen ihm verbliebenen Kräften eine Arbeit und einen Einsatz übernehmen, der ihm entspricht und ihm sein Auskommen sichert. Daß für die meist übermäßig belasteten Bäuerinnen durch die gesamte Neuordnung der Arbeitsverhältnisse sich weithin eine Entlastung ergibt, kann nur mit Freude und Befriedigung festgestellt werden.

Und wenn die erste wie die letzte Feldfrucht eingebracht und dem Staate übergeben ist, *dann kennt kein Bauer eine Sorge um den Absatz oder den Marktpreis, der erzielt wird.* Den Genossenschaften und den in ihnen vereinten Landbesitzern sind die Preise sicher, die der Staat festsetzt und bezahlt und die im Rahmen der Gesamtwirtschaft ein Wachsen und Aufblühen der Genossenschaften sichern. Es gibt kein Schachern und Wuchern, keine wirtschaftliche Unsicherheit in einem sozialistischen Staatswesen, und es kann keine Ernte mehr an den Börsen von London, Amsterdam und der Wall-Street verhökert werden zum Schaden derer, deren Hände Arbeit das Brot, die Ernährung für Mensch und Vieh dem Boden abgewonnen haben.

Kein Mensch, der ohne Vorurteile gegen ein ihm nicht passendes «System» diese Entwicklung auf dem Lande ansieht und miterlebt,

kann daran zweifeln, daß hier ein Weg beschritten ist, *dem früher oder später viele andere Völker werden folgen müssen, wenn das Brot für die Menschheit der Welt, die jährlich um fast 60 Millionen zunimmt, gesichert werden soll.* In keiner besseren Weise aber als auf diesem Wege, der Jahr für Jahr neue Möglichkeiten und Aufgaben zeigen wird, kann dem Frieden in der Welt gedient werden. Und die, die in gemeinschaftlicher Arbeit und Verantwortung den Boden bebauen, *werden am wirkungsvollsten gegen eine fortschreitende radioaktive Verseuchung der Luft wie der Pflanzenwelt auftreten, wie sie durch atomare Versuchsexplosionen schon jetzt besteht* und erst vor kurzem durch die verbrecherischen Versuche in der Sahara bedeutend vermehrt wurde. *Es bleibt der Menschheit nur die Wahl: entweder im Frieden und im Segen säen und ernten oder bei Fortsetzung der wahnsinnigen Rüstung und ihrer Wirkungen das Mark der Kinder verseuchen und eine Generation nach der anderen dem Tode überliefern.*

Wenn über den genossenschaftlichen Dörfern in der DDR die Glocken zum Erntedankfest rufen, *geschieht es in der Entschlossenheit, das Leben zu wählen, das ewiges Geschenk ist und bleibt!*

Ludwig Rodenberg

BUCHBESPRECHUNG

Emil Fuchs: «Christlicher Glaube», 2. Teil. Verlag Max Niemeyer, Halle (Saale).
Emil Fuchs: «Christliche und marxistische Ethik», 2. Teil. Verlag Köhler und Amelang, Leipzig.

Schon lang hätte ich die zwei neuen Bücher unseres verehrten Freundes Emil Fuchs hier anzeigen sollen; aber erst die etwas stilleren Tage gegen Jahresende haben mir die Muße dafür gegeben. Es ist ja einfach erstaunlich, wie der nimmermüden Kraft des hoch in den Achtzigern stehenden Gelehrten und Kämpfers — denn beides ist in Fuchs eins geworden: der Forscher und Denker und der Streiter und Wegweiser — immer neue wertvolle Werke entquellen. Diesmal sind es der zweite Teil seiner Dogmatik, der «Die Wirklichkeit für den Gläubigen in denkender Darstellung» behandelt, und ebenfalls der zweite Teil seiner Ethik, das heißt hier genauer seiner Darstellung der «Lebenshaltung und Lebensverantwortung des Christen im Zeitalter des werdenden Sozialismus».

Fuchsens Glaubenslehre kritisch zu zergliedern, wäre von seiten eines Nichttheologen eine Anmaßung, zumal der Schreibende einige Grundpositionen dieser Lehre nicht zu teilen vermag. Nur das darf vielleicht gesagt werden, daß uns aus Fuchs in manchen Stücken auch ein anderer Geist entgegentritt, als wir ihn bei Leonhard Ragaz verspüren. Fuchs betont immer wieder mit größtem Nachdruck die unverbrüchliche Wirklichkeit einer von Gott geschaffenen irdischen Welt und ihrer Gesetze: «Wir können ein durchaus konsequentes materialistisches Weltbild anerkennen, das nur mit den wissenschaftlich erkannten Gesetzen dieser Welt rechnet.» Gleichzeitig ist es ihm aber aus seiner Begegnung mit Gott in Jesus Christus zur Gewißheit geworden, «daß wir, umfaßt von dieser Welt der Materie, darüber hinaus noch einmal umfaßt sind von jener Macht der Ewigkeit, die sinngebend wirkt und uns bestimmt, ohne irgend etwas an diesen Gesetzen der Materie zu

ändern». Ragaz hingegen verkündet die Unbedingtheit der Gottesherrschaft, des Gottesreiches, das auch die Natur völlig verwandelt. «Das Reich bedeutet die Herrschaft Gottes über alle Wirklichkeit, ihren Sieg über alles, was nicht Gott ist, was sogar widergöttlich ist. Sollen dann so gewaltige Wirklichkeiten wie Krankheit und Tod und die Finsternisse der Natur davon ausgenommen sein?» Ragaz wendet sich sehr deutlich gegen diejenigen Christen, die «noch im Banne des alten Naturbildes und Weltbildes» stehen. Ob sie denn nicht wüßten, fragt er, «daß durch die neue Entwicklung nicht nur der Philosophie, sondern auch der exakten Naturwissenschaft selbst, und zwar gerade der exaktesten, der Physik und Astronomie, die alte Mythologie von ‚Gesetz' und mechanisch-kausalem Naturzusammenhang völlig aufgelöst worden ist? ... Nun ist auch von hier aus gesehen das *Wunder* das Natürliche, das Selbstverständliche, und die Einwände, die von dem früheren Weltbilde her kamen, aufgelöst.» Es habe jetzt «keinen Sinn mehr, das Wunder als Durchbrechung des naturgesetzlichen Zusammenhanges zu bejahen oder zu verneinen, weil es einen solchen in jenem alten Sinne nicht gibt ... Das Wunder ist etwas ganz anderes: es ist ein Hervortreten des Reiches Gottes inmitten der gegebenen Welt und über sie hinaus.» («Die Botschaft vom Reiche Gottes», Seite 97 ff.)

Bei allem, was sowohl der «Fachmann» als der «Nichtfachmann» zu Fuchsens Dogmatik bemerken mag, bleibt aber das eine bestehen: Hier redet kein bloßer Theoretiker; hier redet auf jeder Seite ein Mann des tätigen Lebens, ein tief Gläubiger, ein von Gott und Christus im Innersten Erfaßter, der aus eigenster Erlebnisfülle durch alles Schwere und Schwerste hindurch, das ihn getroffen, eine freudige Gewißheit der Wirklichkeit Gottes und seines heiligen Willens gewonnen hat, die einfach ansteckend und mitreißend wirkt. Das gibt auch seinen theologisch-wissenschaftlichen Erörterungen eine Kraft und Frische, die wahrlich nicht allen Büchern und Abhandlungen seiner Fachgenossen eigen ist.

Dieses Schöpfen aus reicher Lebenserfahrung kennzeichnet auch den zweiten Band von Fuchsens Ethik. Die Auseinandersetzung mit dem Marxismus, die im ersten Band angehoben wurde, geht hier weiter und erstreckt sich auf eine ganze Reihe von Fragen der persönlichen wie der gesellschaftlichen Sittlichkeit, die in freier, weitherziger, sehr selbständiger Weise geklärt und einer Lösung entgegengeführt werden. Was immer Fuchsens Anliegen war und ist, das tritt auch hier wieder besonders deutlich hervor: klarzumachen, daß der Marxismus auf *seine* Art, von einem materialistischen Weltbild aus, zu tun unternimmt, was ein lahmes, verbürgerlichtes Christentum versäumte, nämlich auch die gesellschaftlichen, vor allem die wirtschaftlichen und politischen Ordnungen dem Sitten- und Menschlichkeitsgesetz zu unterwerfen. «Wir müssen sehen, wie der marxistischen Bewegung die Bedeutung der Arbeits- und Machtverhältnisse im wirtschaftlichen Leben für das gesamte, auch das geistige Sein des Menschen aller solch ‚idealistischen' Betrachtungsweise gegenüber (Opium des Volkes) deutlich wurde ... Wir werden sehen, daß wir an dieser Bezwingung der Übermacht falsch gebrauchter materieller Mittel teilnehmen müssen.» Hier berührt sich Fuchsens Ethik mit seiner Dogmatik, in der er daran festhält, daß die Christen auch die Aufgabe haben, den Marxisten die Macht Jesu Christi zu künden «und zu zeigen, daß diese Macht mithilft, ihr Leben und *ihre* Neugestaltung der Gesellschaft zu vollbringen. Wo sie um diese echt ringen, stehen sie ja dem Gott der Wahrheit und Liebe schon nahe. Hier findet sich unsere Gemeinschaft und das Tiefe, was uns auch im Tod mit ihnen verbindet wie mit einem Gandhi oder einem anderen Nichtchristen, in dem der Glaube an die Macht und Aufgabe der Wahrheit und Liebe lebt.»

Wir wissen uns mit Emil Fuchs eins in dieser ganzen Schau und Haltung und halten die Erwartung aufrecht, daß sie die Schau und Haltung aller werde, die sich auf den Namen Jesus berufen — fern von jenem blinden Pharisäismus, der die «freie», die «christliche» Welt des kapitalistischen Westens der «Gottlosigkeit» des kommunistischen Ostens gegenüberstellt und sich damit als *wirklich* gottlos enthüllt, als Helfershelfer von Mächten, die gestürzt werden müssen, wenn die Botschaft von der Herrschaft Gottes und Christi über alle irdischen Ordnungen und Ideologien lebendige Verwirklichung finden soll. *H. K.*

Ein gefährliches Jahr Es ist eine unruhige, aufgewühlte, spannungsgeladene Welt, die das soeben heraufgekommene Jahr 1961 sieht. Überall «kleiner» Krieg, Bürgerkrieg, soziale Gärung; überall die Gefahr, daß sich diese örtlichen Sturmzentren zu einem Weltorkan zusammenballen, der den größten Teil der Menschheit mit ihrer ganzen Gesittung vernichten müßte.

Richtiger Krieg wird in Algerien geführt — schon im siebenten Jahr, und auch die Volksabstimmung, die am 8. Januar in Frankreich über die Algerienfrage ergangen ist, wird keine Lösung bringen, so zweideutig, ja unehrlich ist die ganze Politik, die dahinter steht, zumal in Frankreich selbst nur eine schwache Mehrheit der Stimmberechtigten (die sich zu etwa 25 Prozent der Stimmabgabe enthielten) mit Ja gestimmt hat. In Algerien aber hat nur eine Minderheit der eingeschriebenen Wähler trotz dem Druck der Armee Ja geschrieben. Das als einen Erfolg der Politik de Gaulles hinzustellen, der Algerien dem Frieden entgegenführen werde, dazu gehört schon ein großes Stück propagandistischer Verdrehungskunst!

Im Kongo herrscht weiter Bürgerkrieg und Chaos, und die UNO erweist sich als ohnmächtig, Frieden und Ordnung zu schaffen. In Ost- und Zentralafrika wird auch die oft so überlegene britische Kolonialpolitik mit dem andrängenden schwarzen Nationalismus nicht mehr fertig. In Äthiopien hat das feudal-absolutistische Regime Haile Selassies einen neuen Aufstand — es war schon der siebente — nur mit Mühe blutig niederschlagen können. Vorderasien und Ägypten sind innerlich ganz und gar ungefestigt, so daß eine neue Ablenkung auf Israel für die arabischen Staaten dauernd im Bereich des Möglichen liegt. Erst recht brüchig ist die soziale und politische Ordnung in Ost- und Südostasien; der Kampf um Laos erinnert uns fortwährend daran, daß das eigentliche Ziel der Vereinigten Staaten, ihrer Verbündeten und ihrer Satelliten der gewaltsame Sturz des kommunistischen China ist. Ob sich aus dem wirtschaftlichen und politischen Boykott, mit dem die nordamerikanische Union das neue Kuba auf die Knie zu zwingen hofft, eine förmliche Gegenrevolution und gar ein militärischer Angriff auf den gefährlichen sozialistischen Inselstaat entwickelt, ist noch nicht abzusehen, läge aber durchaus auf der Linie der früheren USA-Eingriffe in Mittelamerika. Und daß dann die Sowjetunion nicht untätig bliebe, steht schon heute fest.

Gleichzeitig ist die bürgerlich-kapitalistische Welt auch von innen her ständig bedroht. In Japan besonders kommen die Arbeitermassen immer wieder in gefährliche Bewegung. In Italien löst sozusagen ein Streik den anderen ab. Und gerade jetzt wird Belgien von einem schlagartig ausgebrochenen Generalstreik erschüttert, als Gegenwehr

des Arbeitervolkes gegen den Versuch, die Lasten einer verfehlten Wirtschaftspolitik und des verbrecherischen neuen Kongoabenteuers der Herrschenden auf die schwächsten Schultern abzuladen. Dabei herrscht in der kapitalistischen Wirtschaft fast überall Hochkonjunktur wie kaum jemals zuvor. Was, abgesehen von den sittlichen Schäden des Wohllebens, die sich so ungehemmt breit machen, freilich nicht hindert, daß Armut und Not die getreuen Begleiter der Profit- und Ausbeutungswirtschaft bleiben. In Belgien zählt man auch normalerweise über 100 000 Arbeitslose, in den Vereinigten Staaten mehr als vier Millionen. Und dann das Elend der unterentwickelten Völker! Die reichen Nationen tun noch immer nichts Wirksames, um den Hunger der Proletariervölker zu stillen. Was Herbert Mochalski in der «Stimme der Gemeinde» (Nr. 1/1961) nüchtern feststellt, sollte unser Gewissen nie wieder in Ruhe lassen:

«Täglich (jeden Tag) verhungern 100 000 (hunderttausend) Menschen. Täglich (jeden Tag) geben die großen und kleinen Staaten — von Washington bis Moskau — 1 850 000 000 (eine Milliarde und achthundertfünfzig Millionen) DM für die Rüstung aus. Aber wahrscheinlich ist diese Zahl schon überholt, und wir stehen heute bei zwei Milliarden. Täglich 100 000 Verhungerte — täglich zwei Milliarden DM für die Rüstung. Bleibt es dabei, endet dieser Weg in der nuklearen Katastrophe (weil kein Staat diese Ausgaben aushält) oder in einer schrecklichen Abrechnung der hungernden Völker mit uns Weißen. Dabei wird keine Rolle spielen, ob wir auf der Seite der USA oder auf der Seite der Sowjetunion stehen. Für die Verhungernden sind die einen wie die anderen Weiße, die es hinnehmen und ertragen, daß täglich 100 000 Menschen umkommen, aber zwei Milliarden DM in die Rüstung gesteckt werden. Wenn 1961 auf diesem Wege nicht haltgemacht wird, können die USA und die Sowjetunion und ihr jeweiliger Anhang sich ausrechnen, wann sie auf die eine oder andere Weise zugrunde gehen. Darum gibt es ein gemeinsames Interesse der USA und der SU. Werden die verantwortlichen Männer danach handeln?»

Treibende Kräfte im Westen Wir haben einigen Grund, zu glauben, daß auf sowjetisch-kommunistischer Seite die verantwortlichen Führer die Notwendigkeit einsehen, mit der verhängnisschweren Praxis des Kalten Krieges zu brechen. Ich werde nachher einläßlicher davon reden. Wie steht es im *westmächtlichen* Lager? Man erwartet weitherum von John Kennedy, dem neuen amerikanischen Präsidenten, und seiner äußerst sorgsam zusammengestellten Regierung ein frischeres Anpacken der politischen Aufgaben, eine Abkehr von gewissen als verkehrt erwiesenen Verhaltensweisen, ein Vorwärtsdrängen auf neuen Geleisen. Es fehlt namentlich nicht an zweifellos guten Ratschlägen für eine neue Weichenstellung in der Außenpolitik der Vereinigten Staaten, die von der militä-

rischen Bekämpfung des Kommunismus mehr und mehr ab- und zu großzügiger Wirtschaftshilfe an die notleidenden Völker übergehen solle. Damit, so heißt es wohl, entziehe man die unterentwickelten Länder am sichersten dem kommunistischen Einfluß und beseitige die Ursachen, die jetzt in vier Weltteilen so unendlich viel Unruhe, Erschütterung und Kriegsgefahr erzeugen. Aber demgegenüber muß eben immer wieder gesagt werden, daß sich der amerikanische Kapitalismus und Imperialismus von Grund auf ändern, ja — wenn man will — sich selbst aufgeben müßte, wenn er internationale Solidarität an Stelle von nationalistischer Beherrschung, selbstlose Hilfe an Stelle von Profitstreben und Ausnützung der Notlage des Schwächeren zu seinem Leitgedanken erheben wollte. An seinen Erfolg bei solch friedlichem, vor allem wirtschaftlichem und sozialem Wettbewerb mit dem Kommunismus vermag er darum selbst nicht zu glauben; eine neue Ausweitung seines immer mehr einschrumpfenden Lebensraumes erwartet er viel eher von der gewalttätigen, sowohl mit wirtschaftlichen als mit politischen und militärischen Kampfmitteln arbeitenden Eindämmung und Zurückdrängung des Kommunismus und Sozialismus. Hat nicht Nixon, der geschlagene republikanische Präsidentschaftskandidat, offen von einem möglichen «pre-emptive strike», einem vorbeugenden, dem Gegner zuvorkommenden Schlag der Luftwaffe (mit Atomraketen) gesprochen, und hat Hanson Baldsin, der bekannte amerikanische Militärschriftsteller, nicht vermutet, daß Kennedy diese Auffassung teile? (Vgl. «New York Times», 1. November 1960.)

Die Gefahr eines dergestalt ausgelösten Atomkrieges würde nicht geringer, sondern eher noch größer, wenn nach dem vielbesprochenen Norstad-Plan die Verfügung über den Einsatz von Atomwaffen nicht den einzelnen nationalen Generalstäben überlassen bliebe (wie das besonders das Ideal de Gaulles ist), sondern in die Hände der NATO-Führer gelegt würde, bei denen alle Informationen zusammenliefen und die allein rasch und entschlossen zuzuschlagen imstand seien. Denn das käme — bei der Unmöglichkeit, zeitraubende Verhandlungen über das Losschlagen zwischen den Regierungen zu führen — tatsächlich darauf hinaus, daß die Entscheidung über Krieg und Frieden bei den Militärführern läge, die sich erfahrungsgemäß und ganz natürlicherweise in erster und letzter Linie von strategischen, nicht von politischen Erwägungen leiten lassen. Und es hieße weiter, daß neben den amerikanischen vor allem die westdeutschen Militärführer die Entscheidung über die Auslösung eines Atomkrieges hätten, gewinnt doch die neue westdeutsche Wehrmacht immer mehr Gewicht innerhalb der NATO und sähe sie doch auf dem Umweg über die NATO ihren brennenden Wunsch, Kernwaffen in die Hand zu bekommen, endlich erfüllt.

Von Abrüstung wird so auch unter Kennedy keine Rede sein können, um so weniger als — man muß auch das immer wieder betonen — für die amerikanische Wirtschaft das Rüstungsgeschäft eines der

sichersten Mittel ist, eine umfassende Krise abzuwenden. Kardinal Spellman dürfte darum ganz im Sinn der Wirtschafts-, Staats- und Militärführer seines Landes gesprochen haben, wenn er in einer Weihnachtsansprache davor warnte, sich von den sowjetischen Abrüstungsvorschlägen blenden zu lassen; würde der Westen darauf eintreten — fügte er bei —, dann würde über kurz oder lang nur die nicht abgerüstete (!) Sowjetunion über ihn herfallen . . .

Denn das ist ja immer das Grunddogma, das den Westvölkern eingehämmert werden muß: Sobald die «freie Welt» irgendwelche Schwäche zeigt, setzt der kommunistische Block seine Eroberungsmaschine in Bewegung. Die Aufrechterhaltung der Furcht vor einer sowjetisch-chinesischen Überflutung des Abendlandes bleibt nach wie vor das unentbehrliche Mittel, die westlichen Völker für die Gutheißung immer höher getriebener Kriegsrüstungen zu gewinnen, mag das auch in noch so primitiver Art und Weise geschehen — so etwa, wie Bundeskanzler Adenauer in seiner Radiorede am Weihnachtstag behaupten durfte, «die Auseinandersetzung zwischen Christentum und kommunistischem Atheismus drücke unserer Epoche den Stempel auf», oder wie in unserer Schweiz die Lüge von dem beabsichtigten «Budapester Kindermord» fast durch die ganze Presse ging und sich zu einer ganzen Reihe von Protestresolutionen von Kantons- und Gemeinderäten, Lehrerorganisationen, Schulklassen und so fort verdichtete, mit einem Fackelzug empörter Mittelschüler und Studenten in Zürich als krönendem Abschluß.

Der Kampf um Laos Der neue Präsident der Vereinigten Staaten wird sehr bald Gelegenheit haben, zu beweisen, wes Geistes Kind er ist, wenn er die Richtlinien für die amerikanische Politik gegenüber *Laos* und damit für ganz Südostasien festlegt. Das hinterindische Königreich Laos hat ja für die bisherige amerikanische Außenpolitik eine erstrangige Schlüsselposition inne. Unmittelbar an China (und das kommunistische Nordvietnam) grenzend, soll es als Landbrücke im Kampf gegen die Chinesische Volksrepublik dienen, wenn einmal — wie Tschiang Kai-schek und seine amerikanischen Freunde ersehnen — der jetzt nur «kalt» geführte Krieg gegen Peking in den heißen Krieg übergeleitet würde. Inzwischen stellt Laos, obwohl der Südostasiatischen Vertragsorganisation (SEATO) nicht angehörend, einen Hauptstützpunkt der Vereinigten Staaten in Südostasien dar; entgleitet es der amerikanischen Kontrolle, so ist wahrscheinlich auch Thailand (Siam) für die USA verloren und die ganze Machtstellung der Vereinigten Staaten in Südost- und Ostasien erschüttert.

Aus diesem Grund weigerte sich schon Staatssekretär Dulles, zusammen mit Großbritannien, Frankreich und der Sowjetunion den Vertrag von Genf zu unterzeichnen, der dem französischen Kolonialkrieg in Indochina ein Ende machte und bestimmte, daß Laos, Kam-

bodscha und Südvietnam militärisch und politisch neutral sein sollten und außerdem durch eine Verständigung mit den kommunistischen Streitkräften in Laos (vor allem dem Pathet Lao) eine innerpolitische Verständigung und Einigung aller Volksteile zu erstreben sei. Laos führte den Vertrag getreulich aus; die Verständigung mit dem Pathet Lao kam im November 1957 zustande, und im folgenden Jahr fanden Wahlen zur Volksvertretung statt, die die starke Stellung des Pathet Lao bekundeten und dem neutralistischen Regime eine feste Grundlage zu geben schienen.

Aber bereits arbeitete Amerika planmäßig gegen die neue Ordnung der Dinge. Dulles hatte schon im September 1954 (als Antwort auf den Genfer Vertrag) die SEATO gegründet, und nun sammelte er unter Aufwendung beträchtlicher Geldmittel und mit Hilfe gleichstrebender südostasiatischer Kräfte umsichtig die reaktionäre Opposition gegen die laotische Regierung, die unbedingt unter amerikanischen Einfluß gebracht werden sollte. Kurz nach den Wahlen, im September 1958, gelang denn auch der Schlag. Die Regierung des Prinzen Souvanna Phouma (übrigens eines Halbbruders des Führers von Pathet Lao) wurde verfassungs- und gesetzwidrig zum Rücktritt gezwungen und ein ausgesprochen amerikahöriges Regime aufgerichtet. Laos bekam von den Vereinigten Staaten großzügige Wirtschafts- und Militärhilfe; das heißt die Wirtschaftshilfe floß so ziemlich in die Taschen einer dünnen Oberschicht, während die Militärhilfe dazu diente, eine Armee von 30 000 Mann aufzustellen und auszurüsten, die vor allem die Einhaltung des reaktionär-antikommunistischen Kurses zu sichern hatte.

Trotzdem kam es im August 1960 zu der bekannten Revolte des Hauptmanns Kong Le und seiner freilich sehr schwachen Streitkräfte. Der Regierungskurs wurde wiederum auf die Linie der Neutralität und der innerpolitischen Zusammenarbeit von Rechts- und Linksgruppen, mit Einschluß der Kommunisten, gebracht. Aber wiederum organisierten die Vereinigten Staaten den Gegenschlag. Mit ihrer Unterstützung zogen der Putschführer Oberst Abhay und die Generäle Nosavan und Phoumi gegen die Regierung von Vientiane zu Feld, während von Thailand aus die Hauptstadt blockiert wurde, die so auf ausländische Versorgung mit Lebensmitteln und Gebrauchsgütern angewiesen war. Eine sowjetische Luftbrücke führte denn auch Mehl, Zucker und Petrol heran, was einen heftigen Protest des amerikanischen Botschafters zur Folge hatte. Der Ministerpräsident, Prinz Souvanna Phouma, erwiderte ihm kühl und stolz: «Für die inneren Angelegenheiten von Laos ist die laotische Regierung verantwortlich und nicht das amerikanische Staatsdepartement. Wenn ich etwas tun will, so setze ich nicht den französischen oder den britischen Botschafter davon in Kenntnis. Warum sollte ich es mit dem amerikanischen Botschafter anders halten?»

Die Vereinigten Staaten drohten nun mit der Einstellung der Wirtschafts- und Militärhilfe an Laos, brauchten aber ihre Drohung nicht

endgültig auszuführen, weil unterdessen die gegenrevolutionären Streitkräfte mehr und mehr die Oberhand gewonnen hatten und der Ministerpräsident nach Kambodscha fliehen mußte. Aber auch die amerikanisch orientierte «Gegenregierung», die rasch eingesetzt wurde, steht auf schwachen Füßen, haben sich doch die Anhänger der Regierung Souvanna Phouma neu gesammelt und in den letzten Tagen die Streitkräfte der reaktionären Generäle weit zurückzudrängen vermocht — zweifellos irgendwie von außen her unterstützt, wenn sich auch die Behauptung, nordvietnamesische Bataillone seien in Laos eingedrungen, glücklicherweise nicht bestätigt hat. Denn entspräche sie den Tatsachen, so läge ein offizielles Eingreifen amerikanischer Streitkräfte in den laotischen Bürgerkrieg gefährlich nahe.

Wie dem aber auch sei: die Lage ist, politisch gesehen, durchaus klar. Die Vereinigten Staaten suchen mit allen Mitteln, entgegen dem Willen des laotischen Volkes und seiner aus freien Wahlen hervorgegangenen rechtmäßigen Regierung, Laos zu beherrschen. Sie organisieren und unterstützen seit Jahr und Tag diejenigen Kräfte, die in Laos selbst und von Thailand her die neutralistische Regierung mit Gewalt zu stürzen suchen, eine Regierung, die ihrerseits das volle Recht hat, zur Abwehr dieser Versuche ausländische Hilfe in Anspruch zu nehmen. Die vietnamesisch-sowjetische Hilfe ist dabei unvergleichlich geringer als die Unterstützung, die Laos und besonders seine feudalreaktionären Gruppen von Amerika her genießen. Es ist also nicht wahr, was die amerikanische Propaganda der Weltöffentlichkeit einzureden versucht, daß es die Kommunisten seien, die Unruhe, Aufstand und Bürgerkrieg nach Laos getragen und gegen die rechtmäßige Regierung eine Rebellion entfesselt hätten. Die Rebellen sind in Wirklichkeit die von Amerika ausgehaltenen Offiziere und ihre Anhänger, die die Regierung Souvanna Phouma vertrieben haben und nun selbst Regierung spielen. Es ist auch nur eine Halb- oder Viertelswahrheit, wenn beispielsweise «U. S. News & World Report» (2. Januar 1961) schreibt: «Wie im Koreakrieg, der 54 246 Amerikanern das Leben kostete, bevor er beendet wurde, unterstützen die kommunistischen Mächte die eine Seite in Laos, während die Vereinigten Staaten die andere unterstützen.» In Nordkorea war damals eine kommunistische Regierung am Ruder, während in Laos die Regierung einen ausgesprochen neutralistischen Kurs verfolgte und nur durch die Putschisten und die hinter ihnen stehenden Vereinigten Staaten, die Neutralität mit Kommunismus gleichsetzen, gezwungen wurde, um fremde Hilfe nachzusuchen. Dennoch *kann* sich der Konflikt in Laos zu einer Auseinandersetzung zwischen der kommunistischen und der kapitalistischen Welt entwickeln, wenn nicht endlich den amerikanischen Umtrieben der Riegel gestoßen wird. In Großbritannien verfolgt man denn auch mit unverhohlener Besorgnis die südostasiatische Politik der Vereinigten Staaten, ohne daß freilich der Wille lebendig würde, dem Genfer Abkommen, das doch die britische Regierung mit-

unterzeichnet hat, Geltung zu verschaffen oder die Vereinten Nationen zur Friedenswahrung in Laos aufzubieten.

Neuorientierung des Kommunismus All die Konflikte, die die kapitalistische und die kommunistische Welt gegeneinander stellen, sind freilich nur recht verständlich, wenn man sich — außer den treibenden Kräften des Kapitalismus — auch die Generallinie des internationalen Kommunismus vor Augen hält. Sie ist kürzlich in der Schlußkundgebung der großen *Moskauer Konferenz* vom November 1960 neu festgelegt worden, die noch in unserer Dezember-Rundschau kurz erwähnt werden konnte, aber gewiß einer einläßlicheren Würdigung wert ist. Nicht daß wir nun glaubten, daß darin alle Vorder- und Hintergründe der kommunistischen Weltpolitik enthüllt worden seien; aber soviel darf man doch sagen, daß dieses Schriftstück ein Licht auf die wesentlichen Tendenzen im Weltkommunismus von heute wirft, ja einen Wendepunkt in der Entwicklung des Kommunismus markiert.

Es ist eben nicht allein der vielberedete Gegensatz zwischen Moskau und Peking, der die Konferenz beherrscht hat; vielmehr haben die vierwöchigen Beratungen das ganze Gebiet der kommunistischen Weltstrategie umfaßt und den Zweck verfolgt, den 81 in Moskau vertreten gewesenen Parteien eine Richtlinie für ihre nationale und internationale Politik zu geben. Und da, wie es in der Schlußerklärung heißt, die Kommunistische Partei der Sowjetunion «die anerkannte, allumfassende Vorhut der Arbeiterbewegung der Welt ist und bleibt», so erscheint es angezeigt, von dem Bild auszugehen, das heute die *Sowjetunion* dem Beobachter darbietet. Der amerikanische Gewerkschafter und Journalist Sidney Lens, der unlängst eine ausgedehnte Reise durch die Sowjetunion gemacht hat, stellt in Übereinstimmung mit allen andern Besuchern des Riesenreiches fest, daß die UdSSR heute ein ganz anderes Gesicht hat als vor sieben Jahren, da Stalin starb. Das Regime Stalin, so bemerkt er in den «Peace News» (2. Dez. 1960), war durch nackten Terror gekennzeichnet. Chruschtschew, getragen von starken neuen Kräften, hat dann der Geheimpolizei die Flügel gestutzt. Die Zwangsarbeitslager sind aufgehoben; Säuberungsprozesse gibt es nicht mehr. Die Rechtssicherheit wird immer größer; die Furcht vor Spähern ist einer weitgehenden Freiheit auch kritischer Meinungsäußerung gewichen. Hand in Hand damit geht eine erhebliche Vermehrung der Verbrauchsgüter. «Während des gegenwärtigen Siebenjahresplanes — der bis 1965 reichen soll — baut oder subventioniert der Staat 22 Millionen Wohnungen, genug, um den vierten Teil der Bevölkerung unterzubringen . . . Bei Fleisch, Schuhen und Kleidung — die immer noch ein ungenügendes Angebot aufweisen — wird die Kluft gegenüber der Nachfrage von Jahr zu Jahr immer mehr ausgefüllt. Die Fleischerzeugung ist im Jahr 1960 um 19 Prozent gestiegen und wird sich unter dem gegenwärtigen Plan verdoppeln. Che-

mikalien — die großenteils für Plastik- und andere Verbrauchswaren verwendet werden sollen — werden verdreifacht werden. Die Sowjets stehen nahe an einem wirtschaftlichen Durchbruch . . . Sie werden bald imstande sein, hinreichend Kapital für die Schwerindustrie aufzubringen und gleichzeitig die Lebenshaltung merklich zu erhöhen.» Dazu kommt, daß der Sowjetbürger «einen in den Vereinigten Staaten unbekannten Grad von Sicherheit genießt: kostenfreie ärztliche Behandlung, ein angesichts der Lohnhöhe ausgezeichnetes Pensionssystem, ausgedehnte Bildungsmöglichkeiten, ein großzügiges und billiges Kulturprogramm . . . Und wenn gleichzeitig der Drang nach Freiheit fortdauert (wie er muß), dann wird der Mann auf der Straße nahe an ein gutes Leben herankommen.»

Damit geht — so erklärt das neue Kommunistische Manifest — der Sozialismus mehr und mehr in den Kommunismus über, wofür es nötig ist, «daß die Produktion einen hohen Entwicklungsstand erreicht dank der Einführung der modernsten Technik, der Elektrifikation der Volkswirtschaft, der Mechanisierung und Automatisierung, ohne die man nicht die Fülle von Verbrauchsgütern sichern kann, die für die kommunistische Gesellschaft unentbehrlich sind». Die sozialistische Wirtschaftsweise müsse aber im Weltmaßstab organisiert werden. Es gelte, so heißt es weiter, «die internationale Arbeitsteilung zu vervollkommnen durch die gegenseitige Abstimmung der Wirtschaftspläne, die Spezialisierung und Zusammenarbeit der Produktion» usw. Daß dies tatsächlich schon in weitem Umfang geschieht, weiß man aus der Tätigkeit des «Rats für gegenseitige Wirtschaftshilfe» der Länder des Ostblocks (nach der immer mehr einreißenden Abkürzungsmode «Comecon» genannt), der eine bedeutende Macht gewonnen und die Ostländer innerhalb der letzten zehn Jahre auch auf den westlichen Märkten zu Einfluß gebracht hat. Ein in Westdeutschland erschienenes Buch «Die rote Wirtschaft wächst» stellt (nach der «Anderen Zeitung», erste Dezemberausgabe 1960) fest, daß das Nettosozialprodukt (Volkseinkommen) der östlichen Länder schneller wächst als dasjenige der Westländer, in der Sowjetunion zum Beispiel zwischen 1950 und 1957 von 100 auf 203, in der Deutschen Demokratischen Republik auf fast 220 Prozent, in den Vereinigten Staaten aber nur auf 119, in der Deutschen Bundesrepublik auf 172 Prozent. 1959 betrug der Anteil der Ostländer an der Weltproduktion rund 34 Prozent, soll aber bis 1965 auf 50 Prozent steigen. Die gegenseitige Unterstützung der Comecon-Länder wird planmäßig ausgebaut, durch Lieferung von Maschinen und Fabrikanlagen zum Beispiel; zur Erweiterung der Energiegrundlage ist man jetzt daran, ein gemeinsames Hochspannungs-Verbundnetz zu erstellen und eine 4500 km lange Erdölrohrleitung aus Mittelrußland nach Polen, Ostdeutschland, Ungarn und der Tschechoslowakei zu bauen. Der Ostblock tritt so immer mehr als einheitliche Wirtschaftsmacht auf, die nach weitausschauendem Plan gelenkt und eingesetzt wird.

Diese ganze Entwicklung hat schwerwiegende Folgen. Zunächst verstärkt sie bei den Völkern der Ostländer und ihren Regierungen immer mehr das Verlangen nach Frieden als einer unentbehrlichen Voraussetzung für die weitere Hebung von Wohlstand und Kultur. Sodann aber macht die fortschreitende Erhöhung ihrer Wirtschaftskraft die Länder des Ostblocks auch politisch und militärisch immer unangreifbarer und immer wettbewerbsfähiger gegenüber den Westländern. Das birgt zwar die Gefahr in sich, daß die westmächtlichen Militärführer, die mehr und mehr die Politik ihrer Staaten bestimmen, zu einem Vorbeugungskrieg gegen den Osten geradezu aufgereizt werden. Aber das Moskauer Manifest zieht einen anderen Schluß aus dieser Sachlage. Seine Verfasser sind überzeugt, daß die zunehmende Verschiebung der Machtgewichte zugunsten des Ostblocks einen *Krieg* mehr und mehr *unwahrscheinlich* mache. Wohl sei der Krieg immer noch «der ständige Begleiter des Kapitalismus», aber er sei nicht mehr «schicksalhaft unvermeidlich». Die Imperialisten, mit den Vereinigten Staaten an ihrer Spitze, seien nach wie vor angriffslustig, aber, so wird gesagt, «die Zeit ist vorbei, da sie nach Belieben entscheiden konnten, ob es Krieg geben solle oder nicht». Die Macht der kommunistischen Länder in Verbindung mit der Befreiungsbewegung der Kolonialvölker führe dazu, daß «örtliche Kriege, die von den Imperialisten entfesselt wurden», erfolgreich bekämpft werden könnten, wobei wohl vor allem an den Suezkrieg zu denken ist, aber auch an Irak und Algerien, an Laos, Vietnam und Formosa. So erscheine es als wohl möglich, «den Krieg aus dem Leben der Gesellschaft auszuschalten, bevor der Sozialismus den vollständigen Sieg errungen hat, und während der Kapitalismus in einem Teil der Welt noch weiterbesteht».

Bewegliche Taktik Das ist ein bedeutungsvoller Fortschritt über die bisherige kommunistische Theorie und Strategie hinaus, wenigstens über ihre früheren offiziellen Formulierungen in den Kundgebungen der Komintern und Kominform, aber tatsächlich auch über die leninistische Lehre, obwohl sich das Moskauer Manifest als rechtgläubige Anwendung von Lenins Imperialismuslehre gibt. Es ist die Bekräftigung und Weiterführung der Linie, die schon an der Moskauer Konferenz von 1957 (aus Anlaß der 40-Jahr-Feier der Russischen Revolution) skizziert worden war, die *Anerkennung von Chruschtschews Koexistenzpolitik* durch die Vertreter der gesamten kommunistischen Internationale. Und doch ist es nicht einfach eine Niederlage der «chinesischen Schule», die ja auch außerhalb China eine starke Anhängerschaft hat. Koexistenz der beiden Lager, in die die Welt aufgespalten ist, heißt im Sinne der neuen Moskauer Erklärung nicht Verwischung der Gegensätze zwischen ihnen und nicht grundsatzlose Zusammenarbeit von Kommunisten und Imperialisten. «Für den Frieden zu kämpfen», so lesen wir, «heißt, die

Umtriebe und Machenschaften der Kriegstreiber genau überwachen und gegen sie den heiligen Zorn der Völker erwecken.» Koexistenzpolitik schließt in sich «Verstärkung des Kampfes der Arbeiterklasse und des Kampfes der nationalen Befreiungsbewegungen». «Die nationale Befreiungsbewegung steht an Bedeutung nur der Bildung des sozialistischen Weltsystems nach.» «Allen Völkern, die noch in kolonialer Knechtschaft schmachten, muß jede Unterstützung gewährt werden»; die Schaffung «unabhängiger nationaler Demokratien» wird als besondere Notwendigkeit und Aufgabe der kommenden Jahre erklärt.

Was das genau heißt: «unabhängige nationale Demokratien», ist aus dem Manifest nicht ersichtlich; darunter kann man alle neuen Staats- und Gesellschaftsformen verstehen, die sich irgendwo außerhalb des kommunistischen Lagers bilden, die Vereinigte Arabische Republik ebenso wie die «gelenkte Demokratie» Sukarnos in Indonesien, das revolutionäre Kuba wie das Regime Kassem im Irak oder einen Kongostaat unter Lumumba. Aber diese Unklarheit ist sicher gewollt; sie bietet alle Möglichkeiten einer beweglichen Taktik im großen Weltkampf und legt sich beispielsweise in keiner Weise auf Aktionen im Rahmen der Vereinten Nationen fest, die in dem Dokument überhaupt nicht erwähnt sind. Auf jeden Fall ist die hier verkündete Politik, wie der «New Statesman» schreibt (10. Dez. 1960), «weit entfernt von Stalins Beargwöhnung der Nationalisten und Neutralisten. Wo einst die Haltung eines Landes gegenüber der Sowjetunion der Prüfstein für die Kommunisten war, da werden heute Völker und Parteien nach ihrer Haltung gegenüber den ‚Imperialisten' im allgemeinen und den Vereinigten Staaten im besonderen beurteilt.» Gerade weil den Verfassern der Erklärung von Moskau ein neuer Weltkrieg undenkbar erscheint und begrenzte Kriege am Rande der Geschichte nach ihrer Auffassung eingedämmt werden können, glauben sie, eine Operationsfreiheit gewonnen zu haben, die ihnen bei einer mehr dogmatisch-starren Auslegung der marxistisch-leninistischen Lehre verwehrt bliebe.

Damit aber daraus ja nicht irgendeine «Rechtsabweichung» abgeleitet werden könne, betont das Manifest, daß der *Revisionismus* nach wie vor die Hauptgefahr sei, nicht zuletzt verkörpert in Jugoslawien. «Für die marxistisch-leninistischen Parteien ist es immer die Hauptaufgabe, die jugoslawischen Revisionisten zu brandmarken und energisch zu kämpfen, um die Arbeiterbewegung und die kommunistische Bewegung vor den leninfeindlichen Ideen der jugoslawischen Revisionisten zu schützen.» Das ist eine bittere Pille für Tito und seine Mannschaft, ist auch undankbar gegenüber den Vertretern Jugoslawiens in den Vereinten Nationen, die oft genug mit den «echten» Kommunisten gegen die Westmächte und ihre Verbündeten gestimmt haben. Aber es stellt eben ein deutliches und wohl unvermeidbares Zugeständnis an die Chinesen dar, die offenbar Wert darauf legten,

daß Koexistenz nicht mit kommunistisch-kapitalistischer Verbrüderung gleichgesetzt werde.

Verständigung, nicht Diktat Wenn innerhalb der Kommunistischen Internationale die *Chinesen* einen «scharfen» Kurs vertreten, so hat das im übrigen seine guten Gründe. Lucio Libertini macht im «Mondo Nuovo» (Rom, 11. Dezember 1960) mit Recht darauf aufmerksam, daß es «schwer ist, von friedlicher Koexistenz zu reden für ein Land, das wie China den imperialistischen Angreifer noch auf seinem nationalen Boden sieht und dessen Küsten von einer mit Atombomben ausgestatteten amerikanischen Flotte blockiert sind. Man versteht, daß einem Land und einer Arbeiterpartei unter diesen Umständen die Aussicht auf ein Abkommen über friedliche Koexistenz als mit der Gefahr eines neuen Jalta verknüpft erscheint, der Gefahr einer Teilung der Welt, die — objektiv gesehen — die chinesische Revolution und die antikoloniale Bewegung opfern würde. Die Frage stellt sich übrigens jedem Mitkämpfer in der Arbeiterbewegung, ob Kommunist oder Sozialist: Ist ein Abkommen zwischen der Sowjetunion und den Vereinigten Staaten über die Koexistenz möglich, solange China aus der UNO ausgeschlossen bleibt und vom amerikanischen Imperialismus tödlich bekämpft wird? Und ferner: Sollte die Wahl nur stehen zwischen Dogmatismus und Nachgeben?»

Aber auch von seiner innerpolitischen Entwicklung her wird China zu einer «harten Linie» gedrängt. Die Chinesische Volksrepublik steht in einem viel früheren Stadium ihres sozialistischen Aufbaus als die Sowjetunion. Trotz all ihren riesigen Fortschritten hat sie noch mit gewaltigen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die elementaren Notwendigkeiten ihres Aufstiegs sind zwar erfüllt, der Hunger ist, soweit nicht Naturkatastrophen aller «Gebilde von Menschenhand» spotten, im wesentlichen besiegt, für eine leistungsfähige Schwerindustrie ist der Grund gelegt, die Konsumgütererzeugung wird mit jedem Jahr ertragreicher, und die Volkskommunen haben wohl die Anfangsnöte im ganzen hinter sich. Aber China ist mit seiner Industrialisierung und Modernisierung nach kaum elf Jahren selbstverständlich noch viel weiter zurück als die jetzt 43 Jahre alte Sowjetunion, und die Lebenshaltung seiner Bevölkerung ist im Durchschnitt erst recht tiefer als diejenige der westeuropäisch-amerikanischen Völker. Von einer wesentlichen Lockerung seines straffen, autoritären Regimes kann darum noch keine Rede sein; ein Chruschtschew ist im heutigen China rein sachlich noch nicht möglich, und darum empfindet man in der großen ostasiatischen Volksrepublik den Gegensatz zur kapitalistischen Welt viel stärker als in der Sowjetunion, die bereits selbstsicher den Wettbewerb mit den Vereinigten Staaten aufnehmen kann und sich eine gewisse Liberalisierung des Regimes durchaus leisten darf, ja leisten muß.

Diesen Unterschied zwischen der Lage der Sowjetunion (wie auch

anderer kommunistischer Länder Europas) und derjenigen Chinas muß man sich immer vor Augen halten, wenn man die Auseinandersetzungen zwischen Moskau und Peking verstehen will. Gerade darum ist aber auch das ganze Gerede von einem machtpolitischen Gegensatz zwischen beiden Ländern, der früher oder später zu offener Feindschaft führen müsse, so widersinnig, ist bloßes Wunschdenken, dem die wirklichkeitsgemäße Begründung fehlt. Was die Sowjetunion und China verbindet, ist viel stärker, als was sie trennt; es ist die Gemeinsamkeit der sozialen und politischen Zielsetzung, der Art und Weise, die Welt anzuschauen, des Kampfes für eine von Gewinnstreben und Ausbeutung, von Armut und Unkultur freie gesellschaftliche Ordnung. Die Verschiedenheit des beidseitigen Wachstumsstadiums mag zu Reibungen und Spannungen führen; zu einem Bruch, der den Ostblock sprengen und der westmächtlich-kapitalistischen Welt den ersehnten Triumph bringen würde, wird sie nicht führen.

Dies auch darum nicht, weil die Moskauer Erklärung — und das ist nicht ihr wenigst bedeutsames Kennzeichen — den *kommunistischen Landesparteien* bemerkenswert freie Hand in ihrem politischen Kampf läßt. «Die Kommunisten», so heißt es darin, «erstreben die allgemeine Demokratisierung des gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens und aller administrativen, politischen und kulturellen Einrichtungen und Körperschaften . . . Der Kampf für die Demokratie stellt einen unabdingbaren Bestandteil des Kampfes für den Sozialismus dar.» Das Manifest bestätigt sachlich die schon in der Schlußerklärung der kommunistischen «Gipfelkonferenz» von 1957 gemachte Feststellung, daß die soziale und politische Umwälzung in den einzelnen Ländern entsprechend den jeweiligen Verhältnissen und Möglichkeiten, also nicht nach einem doktrinären Schema, erfolgen müsse. «Die Formen und Wege der Entfaltung der sozialistischen Revolution — so sagt sie — hängen von dem konkreten klassenmäßigen Kräfteverhältnis in diesem oder jenem Land ab, von dem Organisationsgrad und der Reife der Arbeiterklasse und ihrer Vorhut, von der Widerstandsfähigkeit der herrschenden Klassen.» Notwendig sei nur, daß in allen fortgeschrittenen kapitalistischen Ländern der Kampf gegen die Wirtschaftsmonopole und für das Volkseigentum an den großen Produktionsmitteln, das heißt für die Sozialisierung und Demokratisierung der Wirtschaft in den Mittelpunkt gestellt werde. Auch hier also eine bewegliche, sich den gegebenen Umständen anschmiegende Strategie und Taktik; kein Diktat Moskaus, sondern eher eine Wegleitung auf Grund einer offenbar gründlich vorbereiteten und durchgeführten Verständigung unter den kommunistischen Parteien. Gilles Martinet geht im Pariser «Observateur» (8. Dez. 1960) so weit, daß er die Kommunistische Internationale selbst als abgetan bezeichnet. «In den meisten Fällen», so meint er, «kommt der Sowjetunion nur noch eine schiedsrichterliche und nicht mehr eine richtunggebende Rolle zu. Die chinesische Unabhängigkeit hat, wenn nicht zur Unab-

Wir müssen uns gegenseitig wachhalten!

In westlichen — auch in ökumenischen — Kreisen wird die Prager Friedenskonferenz gern als eine vom Staat beeinflußte und daher als östlich-propagandistische Angelegenheit betrachtet. Daß dem nicht so sein kann, ergibt sich daraus, daß einige sehr kritische Fragen von Pfr. Dr. Strijd im veröffentlichten Bericht dieser Prager Friedenskonferenz wiedergegeben sind. *Red.*

Prag

Vom 6. bis zum 9. September 1960 wurde in Prag die dritte Prager Friedenskonferenz abgehalten, an welcher ungefähr 200 Personen teilnahmen, mehr als die Hälfte aus nichtkommunistischen, die kleinere Hälfte aus kommunistischen Ländern.

Prag ist eine unglaublich schöne Stadt. Mit Recht wird sie «zlatá Praha», das Goldene Prag, und «die Stadt mit den hundert Türmen» genannt. Die Vlata (Moldau) fließt mitten hindurch; eine große Zahl Brücken verbindet die beiden Ufer. Vor allem ist die Karlsbrücke schön und berühmt. Von der alten Stadt aus sieht man am anderen Ufer die berühmte Prager Burg, einen enormen Komplex von Palästen und großen Gebäuden mit der St. Veit-Kathedrale. In der alten Stadt gibt es viele alte Kirchen und Pforten, enge Gassen mit vielen historischen Erinnerungen.

Doch obwohl es so verlockend und naheliegend wäre, die Stadt Prag zu preisen, so müssen wir uns doch in diesem Artikel mit anderen Dingen befassen. Er soll von der Friedenskonferenz berichten, die vom Ökumenischen Rat der Kirchen in der Tschechoslowakei zum dritten Male organisiert wurde.

Kontakt

Wenn ich in diesem Artikel die Bedeutung dieser Konferenz darlegen will, dann muß ich an erster Stelle das Wort «Kontakt» nennen. Denn auf dieser Konferenz war reichlich Gelegenheit, daß Christen von vor und hinter dem sogenannten Eisernen Vorhang miteinander in Kontakt kamen.

Das ist in dieser Zeit des Kalten Krieges sehr wichtig. Wir kennen einander fast nicht. Wir wissen nur sehr wenig von unseren Schwierigkeiten und Möglichkeiten. Wir können deshalb nur sehr, sehr wenig am Leben der anderen teilnehmen. Der Kalte Krieg hat *faktisch* auch durch die Ökumene eine Scheidelinie gezogen.

Daß es möglich war, diesen trennenden Strich zu überschreiten, war einer der bedeutendsten Aspekte der Prager Konferenz. Wir konnten miteinander sprechen. Jeder konnte teilhaben an den Schwierigkeiten und Möglichkeiten des anderen. Und wir wollen uns nicht darüber täuschen: das war für die Christen vom *Westen* ebenso wichtig wie für die Christen vom Osten.

Es sind viele Referate in Prag gehalten worden. Wie das öfters auf Konferenzen zugeht: eigentlich war das Programm zu voll, es dauerte auch alles zu lange. Wir gehören nun einmal zu einem ungeduldigen Geschlecht.

Gesprochen haben: Gollwitzer und Niemöller aus Deutschland (über die allgemeine Lage), Hromádka aus der Tschechoslowakei (über «Frieden und Gerechtigkeit»), Canon J. Collins aus London («Was müssen wir tun?»), der 86jährige Emil Fuchs («Unsere Aufgabe heute»), der westdeutsche Physiker G. Burckhardt (über die Atombewaffnung und alle damit zusammenhängenden Probleme). Auch fand eine lange Reihe von «Begrüßungen» von allerlei kirchlichen Würdenträgern aus den östlichen Ländern, wie Rumänien, Bulgarien, Rußland usw., statt.

Das Motiv, das immer wieder auf dieser Konferenz anklang, war: Wir müssen als Christen deutlich erkennen, daß wir *an erster Stelle dafür verantwortlich* sind, daß kein Atomkrieg kommt. Der Krieg ist unser *aller* Feind, das gilt sowohl für den Osten wie für den Westen. Auf keinerlei Weise kann Christi Namen mit Atomkrieg — und das ist ja schließlich die konkrete Form des Krieges, die an der Reihe wäre — in Verbindung gebracht werden.

Es ist von größter Wichtigkeit, daß dies immer wieder betont wurde.

Fragen und Schwierigkeiten

Dies alles bedeutet indessen nicht, daß nicht auch Schwierigkeiten und Fragen lebendig wurden und blieben. So war es wenigstens bei mir der Fall.

Ich will hier auf zwei solcher Fragen eingehen.

1. Alle diese Kirchen, die jetzt so beharrlich von Frieden sprachen, bildeten vor 15 und 20 Jahren eine den Krieg hinnehmende Kraft. Es zeugt, meine ich, nicht von bösartigem Mißtrauen, wenn man dann die Frage stellt: Werden vielleicht diese Kirchen im Osten ebensosehr durch die *Lage*, in welcher sie sich befinden, beeinflußt, wie das mit den westlichen Kirchen in ihrer Lage der Fall ist? Ich lasse hierbei allerlei tiefgehende Unterschiede im Verhältnis Kirche und Staat unberührt — aber diese fallen natürlich auch ins Gewicht. Die westlichen Kirchen finden sich tatsächlich mit dem Kalten Kriege in Ideologie und praktischen Folgen ab. Und in *beiden* Lagern wird die Theorie des gerechten Krieges akzeptiert und verteidigt.

Der Pazifist kann sich nicht des Eindrucks erwehren, daß in einem derartigen, durch die *Situation* beeinflußten Gespräch über den Frieden die *Möglichkeit* einer gefährlichen Unbeständigkeit — ich drücke mich vorsichtig aus, weil sich auch eine Kirche bekehren kann — vorhanden ist. Aber von der jeweiligen Situation abhängig sein heißt auch labil sein.

2. Es ist allgemein bekannt, daß in den sozialistischen Ländern die Entwicklung noch nicht so weit fortgeschritten ist, daß die Kirchen in Freiheit und offen ihr Wort verkünden können. Ich möchte direkt hinzufügen: Bei uns gibt es diese Möglichkeit zwar, aber wie viele benützen diese? Und wie reagieren unsere Mitbürger, auch die christlichen, wenn man diese Freiheit dennoch gebraucht und man zum Beispiel etwas über und wider die NATO auf Grund des biblischen Zeugnisses sagt? Das ist gar nicht so einfach. Die Kirchgänger kann man nur noch *mit Fragen* erreichen. Außerdem erhält man bei einem solchen Gebrauch der Freiheit eine schlechte Note in der Kartothek der holländischen politischen Geheimpolizei.

Bevor wir *ein* Wort über die Lage der Kirchen im Osten sagen, müssen wir erst völlig unsere eigene Unfreiheit einsehen.

Aber gut: mit allen Schwierigkeiten und Abenteuern, die der Gebrauch der Freiheit mit sich bringt — wir haben sie noch immer. Die Kirche kann ihr Wächteramt, ihren Auftrag, das Gewissen des Volkes in der Öffentlichkeit wachzurufen, ausüben. Noch immer können wir sowohl den Osten wie den Westen unter die rettende Kritik des Evangeliums stellen.

Da das aber in den Kirchen im Osten nicht ebenso möglich ist, besteht die Gefahr, daß sich ihre Kritik *einseitig gegen den Westen* richtet und dabei alle Kritik gegen das eigene Regime außer acht läßt. Über diese Gefahr wurde auch auf der Konferenz gesprochen. Die «Botschaft», welche von der Konferenz ausging — sie war von Heinrich Vogel entworfen worden —, trägt glücklicherweise keinen einseitigen Charakter.

Das Wächteramt der Kirche soll von den westlichen Teilnehmern immer auf die Tagesordnung gesetzt werden. Damit helfen wir *uns selbst* — wie deutlich sehen wir dann unsere eigene Laxheit! — und damit helfen wir auch den Christen im Osten. Mit Schweigen und/oder Bagatellisieren helfen wir keinesfalls. Wir müssen jedoch Verständnis haben für die bremsende Macht einer schuldvollen Vergangenheit, die die Kirchen des Ostens daran hindert, nun auf einmal zu sprechen, nachdem sie früher zu allem Unrecht schwiegen. Haben wir unser Recht, zu sprechen, nicht durch eigene Schuld verloren? fragen manche.

Perspektiven

Wenn man sich fragt, warum diese Prager Friedenskonferenz so wichtig war und welche Aussichten sie bietet, dann möchte ich hierauf das Folgende antworten:

1. Es gab die Möglichkeit von *Kontakten* (wie oben ausgeführt).

2. Wenn auch vielleicht in diesem situationsgebundenen Sprechen über den Frieden eine gewisse Unfreiheit zu entdecken ist, so ist es doch in der gefährlichen Situation, in der wir uns befinden, besser, daß die Kirchen sich deutlich für den Frieden und *gegen* den Kalten

Krieg erklären, als wenn sie sich deutlich für den Frieden *und für* den Kalten Krieg erklären. Das letzte ist nur zu oft in Wirklichkeit der Fall im Westen.

Wir müssen ernstlich versuchen, dieses Sprechen über den Frieden, wie es jetzt durch die Kirchen im Osten geschieht, zu läutern und zu vertiefen, so daß die *christliche Selbständigkeit* für einen jeden deutlich sichtbar wird. Die Christen-Pazifisten müssen hierbei auf eine solche Weise helfen, daß jeder Schein oder Schatten eines selbstzufriedenen und hochmütigen Pharisäismus vermieden wird. Für letzteren besteht übrigens keinerlei Grund.

3. Glücklicherweise besteht ein Kontakt zwischen der Prager Konferenz und dem Ökumenischen Rat der Kirchen. In Prag waren auch einige Teilnehmer, die nah mit dem Werk des Weltkirchenrats verbunden sind. Dieser Kontakt ist dringend nötig. Sonst drängt sich das Schema und die Scheidung des Kalten Krieges nicht nur faktisch, sondern auch prinzipiell in die ökumenischen Beziehungen. Dann würden wir auch in der Ökumene einen östlichen und einen westlichen Block bekommen.

Verständnis für die Schwierigkeiten des anderen und Selbsterkenntnis (in der beschämenden Frage konzentriert: *Was machen wir wirklich mit der vielgenannten, aber weniggebrauchten Freiheit* in den westlichen Kirchen?) sind hier zwei Faktoren von großem Gewicht. So können wir einander helfen.

Die Christen im Westen müssen wachgehalten werden von den Christen im Osten — und wir werden aufs neue die Herausforderung des Marxismus entdecken. Die Christen im Osten müssen durch die Christen im Westen wachgehalten werden — und sie werden aufs Neue die Konturen des «Wächteramtes» der Kirche entdecken.

Man höre auf, die Beschuldigung zu erheben: Das ist alles halbkommunistisches Getue! Wir *helfen* nur, wenn wir auf die soeben angedeutete Weise mitarbeiten. Dazu gibt die kommende Konferenz 1961 eine neue Möglichkeit.

4. Vor allem hat Niemöller die Konferenz auf eindringliche Weise von der Gefahr überzeugt, in der wir uns befinden. Krieg durch Irrtum gehört nicht zum Reich der Unmöglichkeiten. Und ich möchte hinzufügen: Daß der Westen keine starke, hoffnungsvolle Schau, keine eschatologische Sicherheit besitzt, ist mindestens ebenso gefährlich. Der Präventivkrieg wartet vor unserer Tür.

Darum ist das, was in Prag geschah, so bedeutend. Im Namen des gemeinsamen Herrn sind wir alle *für* den gemeinsamen Frieden, der uns alle Möglichkeiten gibt, und sind wir *gegen* den einen gemeinsamen Feind: den Atomkrieg.

Ich schließe mit den Schlußworten der Prager Botschaft: «Nur nicht so langsam, Brüder, die Welt schreit nach Frieden.»

Dr. Kr. Strijd, 's Hertogenbosch (Holland)

Hat das Christentum noch gesellschaftsbildende Kraft?

In der Vierteljahrsschrift «Communio Viatorum», die vom Ökumenischen Institut der Theologischen Comenius-Fakultät in Prag herausgegeben wird, ist im Herbst 1958 ein Aufsatz von Professor *J. L. Hromádka*, dem Dekan der Fakultät, über «The Present Age and the Crisis of Christian Civilization» («Die Gegenwart und die Krise der christlichen Kultur») erschienen. Er ist uns letzthin wieder vor Augen gekommen, und wir haben ihn neuerdings so brennend zeitgemäß gefunden, daß wir glaubten, ein wesentliches Stück daraus aus dem Englischen übersetzen und auch unseren Lesern darbieten zu sollen. Die Untertitel sind von uns eingesetzt. *H. K.*

Verweltlichung der «christlichen» Kultur

Eine der verwirrendsten Seiten der gegenwärtigen Lage ist der Zerfall der geschichtlichen Einheit der christlichen Kirche und der sogenannten christlichen Kultur. Allein das ist noch nicht alles. Noch verwirrender ist das Problem, ob die christliche Kirche in all ihren geschichtlichen Erscheinungsformen und Einrichtungen die schöpferische Kraft bewahrt hat, ein neues Kapitel der Geschichte zu schreiben.

Ich meine damit die Frage, in welchem Ausmaß Kirche und Theologie auch in der neuen Lage noch wirklichen Einfluß auf die gegenwärtige Menschheit in ihren sozialen und politischen, sittlichen und intellektuellen Bereichen ausüben. Alle diese Bereiche haben ein solches Maß von weltlicher Unabhängigkeit und Selbstbestimmung erlangt, daß jegliche Bemühung, sie zum Gegenstand einer neuen geistigen Gesamtschau zu machen, zu Enttäuschung und Mißerfolg verdammt scheint. Dies umso mehr, als die Krise des christlichen Glaubens und der christlichen Kirche ihre Standfestigkeit und Kraft geschwächt hat. Die Verweltlichung des Lebens der angeblich christlichen Völker ist bereits so weit vorgeschritten, daß kein Weg zurück mehr möglich scheint. Die entchristlichte Welt wieder zu verchristlichen, ist viel schwieriger als die Verchristlichung der sogenannten Heidenvölker. Ein Mensch, der seinen Glauben aufgegeben hat, ist ein anderer Mensch als diejenigen, die noch nie etwas vom Evangelium gehört hatten. Technische Erfindungen haben alle Erdteile einander nahegebracht und nicht bloß die Luft der gegenwärtigen menschlichen Gesellschaft allmählich von vielen abergläubischen Vorstellungen gereinigt, sondern immer mehr auch den Sinn für das zerstört, was übermenschlich ist und über die Grenzen menschlichen Denkens und menschlicher Erfahrung hinausgeht. In dieser Beziehung ist kein großer Unterschied zwischen den christlichen Kulturkreisen des Ostens und denjenigen des Westens. Die unreligiöse Einstellung der sozialistischen Bewegung ist nur ein Ausdruck der Grundhaltung des modernen Menschen überhaupt, dessen, was von den hervorragendsten Denkern der Neuzeit geäußert und verkündet wurde und mehr und mehr von der

großen Mehrheit der gewöhnlichen Menschen, vor allem der Arbeiter, geteilt wird. Die Luft des öffentlichen Lebens wird mehr und mehr atheistisch.

Eine der drängendsten und beunruhigendsten Fragen ist, wie weit ein wirklicher, echter Glaube an die biblische Botschaft von Jesus Christus noch fortlebt in dem Gestrüpp von Aberglauben und unfruchtbarer religiöser Überlieferung und in der dunstigen Atmosphäre und religiösen Verkleidung materieller, sozialer, wirtschaftlicher oder politischer Interessen. Der moderne Mensch hat sein Schicksal in die eigene Hand genommen und schenkt dem, was die Gnade von oben, die Wahrheit und Gerechtigkeit des lebendigen Gottes genannt wird, keine wirkliche Beachtung mehr. Soweit die heutigen Menschen noch beten und bei irgendwelchen geheimnisvollen übermenschlichen Mächten Zuflucht suchen, gehorchen sie viel mehr Regungen von Aberglauben, Angst und Selbstinteresse als einem wirklichen Anruf von Gottes Wahrheit und Willen. Jawohl, der moderne Mensch ist sehr oft abergläubisch, aber sehr selten dem wirklichen Gott ergeben. Die Kirche hat in ihren mannigfaltigen Formen und Einrichtungen in einigen Ländern einen machtvollen Einfluß auf die menschliche Gesellschaft bewahrt, aber hinter ihrer Macht und Autorität liegen weltliche, kulturelle und gesellschaftliche Antriebe. Die Kirche ist nicht nur eine Glaubensgemeinschaft; sie ist zeitweise in hohem Grad eine wirtschaftliche und politische Einrichtung geworden.

Der Aufstieg der nichtchristlichen Völker

Wir wollen uns aber auch an die Wiedergeburt und den Aufstieg nichtchristlicher Völker erinnern, diese beispiellose Tatsache der neueren Geschichte. Unsere Generation steht einer Lage gegenüber, die von derjenigen der letzten 150 bis 200 Jahre fast gänzlich verschieden ist. Viele der nichtchristlichen Völker sind sehr alt, mit hochentwickelter alter Kultur, älter als die Völker der westlichen Zivilisation. Sie können auf reiche Schätze an Dichtkunst, Literatur, moralischer Weisheit, philosophischem Denken und geistiger Erfahrung zurückblicken. In den Jahren der europäischen und amerikanischen Machtausdehnung wurden sie jedoch in ihrem Wachstum und ihrer schöpferischen Kraft gehemmt. Westliche Wissenschaft und kritisches Denken, westliche technische Leistung und Wirtschaftsblüte haben in ihnen eine Art Minderwertigkeitskomplex und Rückständigkeit erzeugt. Politisch und international wurden sie an den Rand der modernen Kultur gedrängt. Die Selbstgefälligkeit, Selbstgerechtigkeit und Selbstsicherheit der sogenannten christlichen Völker sind in einem Maß gewachsen, das in keinem Verhältnis zu der wirklichen Würde, der wirklichen menschlichen Größe der Westvölker stand. Nach der Katastrophe des letzten Krieges leben wir gegenwärtig in einer neuen geschichtlichen Lage. Die Völker Asiens (und mehr und mehr auch Afrikas) treten ins Man-

nesalter ein. Sie bemerken die tiefe Fäulnis des westlichen Lebens. Sie streifen ihren Rückständigkeitskomplex ab. Sie kommen zum Bewußtsein ihrer eigenen Würde und der gewaltigen Möglichkeiten zu eigener Selbstbestimmung, Freiheit und Wohlfahrt. Hand in Hand mit dieser neuen geschichtlichen Lage geht eine zunehmende Wiederbelebung ihres geistigen, religiösen und auch philosophischen Erbes. Wir stehen an dem Punkt der menschlichen Geschichte, wo uns die aufwühlende Frage entgegentritt, ob die nichtchristlichen Völker nicht sittlich und geistig den angeblich christlichen Völkern überlegen sind, ob unser christlicher Niedergang nicht mit der menschlichen Wiedergeburt der Völker verknüpft ist, die bis vor ganz kurzem als geistig und verstandesmäßig unwissend und für alle Zukunft auf die Führung des Westens angewiesen betrachtet wurden. Wer den gewöhnlichen wie den gebildeten Menschen Indiens, Chinas und Japans (und vieler anderer östlicher Völker) begegnet ist, fragt sich unwillkürlich, ob nicht ihr langsamer Fortschritt in den letzten Jahrzehnten oder Jahrhunderten die Folge der Anwesenheit des weißen Mannes ist. Wieviel sittliches Elend und materielle Verwahrlosung wurde durch die Berührung der weißen Eindringlinge mit dem armen, elenden östlichen Mann und vor allem mit der östlichen Frau verursacht! Um jedes Mißverständnis auszuschließen, möchte ich betonen, daß sich der politische, soziale und geistige Einfluß des Westens für die nichtchristlichen Völker in vielen Beziehungen als wohltätig erwiesen hat. Die gegenwärtige Lebenskraft der asiatischen Menschen muß jedoch unsere stolze und selbstgefällige Haltung erschüttern. Die Zukunft der christlichen Kultur hängt einerseits an der Stärke und Lauterkeit unserer christlichen Selbstprüfung, Selbstkritik und Buße und anderseits an unserer Bereitschaft, auf das zu horchen, was in der nichtchristlichen Welt vorgeht, unsere Augen und Ohren für ihre Erwartungen und Bestrebungen aufzutun.

Die Herausforderung des Kommunismus

. . . Es gibt indessen noch ein anderes Problem, das wir Christen zu bewältigen haben. Weite Gebiete Osteuropas sind seit fast vierzig Jahren auf Grund einer ausgesprochen unreligiösen, ja religionsfeindlichen Ideologie umgeformt und organisiert worden. Die Kirchen in der Sowjetunion sind nicht beseitigt worden. Sie bekunden sogar etliche Zeichen von Wiedergeburt und geistiger Lebenskraft. Aber die neu heranwachsenden Geschlechter sind in Schulen, Universitäten und technischen Anstalten in einer Luft radikaler Weltlichkeit erzogen worden, ohne vorangehende Aufnahme christlichen Glaubens und christlicher Lebensanschauung. Die revolutionäre Propaganda gegen die Kirche und die christlichen Überlieferungen hat sich zwar in den letzten fünfzehn Jahren gewandelt, und die Tätigkeit der Kirchen ist nicht nur geduldet, sondern gewissermaßen auch geachtet worden.

Und doch ist das Gefüge des sowjetischen Lebens, das Getriebe des sowjetischen Denkens und Strebens vieler wesentlicher Bestandteile christlicher Kultur beraubt worden. Nach 1945 hat sich der Raum sozialistischer Weltlichkeit nach Westen hin ausgeweitet und durch die Revolution in China noch mehr Kraft gewonnen. Von den Ufern der Elbe bis zu den Küsten des Stillen Ozeans und ins Innere des asiatischen Erdteils ist die weltliche Ideologie des Marxismus und Leninismus die beherrschende intellektuelle und bis zu einem gewissen Grad auch eine geistige Kraft der menschlichen Gesellschaft geworden. Was bedeutet dies für das Verständnis der Frage, die uns beschäftigt? Ich will in Kürze mein eigenes Verständnis dieser ganzen Lage zusammenfassen.

a) Die Weltlichkeit des gegenwärtigen sozialistischen Kulturkreises ist der radikalste Ausdruck der Kräfte, die in der Tiefe der modernen westlichen Kultur und Denkart tätig sind. Soviel ich die geistige Atmosphäre des Westens kenne, darf ich wohl sagen, daß ein Mensch, der durch die kommunistische Lebens- und Denkweise geformt ist, nicht weniger geistige und sittliche Standfestigkeit hat als ein westlicher Mensch. Er mag jugendlicher und einfacher (ich möchte nicht sagen primitiver) sein, er mag der überfeinerten Bildung und hochmütigen Vornehmtuerei der westlichen Gesellschaft ermangeln, aber seine Weltlichkeit ist sittlich nicht materialistischer und intellektuell nicht skeptischer. Die Dinge mögen eher umgekehrt liegen.

b) Die wesentliche Absicht der sozialen Umgestaltung auf Grund der Ideologie des Marxismus ging auf die Schaffung solcher menschlichen, sozialen und politischen Bedingungen, daß gerade die enterbten Schichten der menschlichen Gesellschaft, die Menschen, die am Rande von Bildung, Anständigkeit, menschlicher Würde leben, zu Erben all dessen werden, was im Bereich schöpferischen Denkens, künstlerischer Kultur, von Literatur und sittlichen Werten geleistet worden ist. Der dialektische Materialismus des Kommunismus hat nichts zu tun mit niedriger moralischer Anbetung der Materie und selbstischen Begehrens und Sichgehenlassens. Er ist vielmehr eine Bemühung, den Menschen von seinen Selbsttäuschungen und mythologischen Wahnvorstellungen freizumachen, von der idealistischen Verkleidung wirtschaftlicher und politischer Eigeninteressen, von geistiger Sklaverei und von all dem, was ihn dem wirklichen menschlichen Leben *entfremdet* hat. Der wirtschaftliche oder historische Materialismus ist keine Religion, nicht einmal eine Metaphysik. Er ist eine nüchterne Methode des Denkens, wissenschaftlicher Beherrschung von Natur und Geschichte und folgerichtiger Umgestaltung der materiellen menschlichen Bedingungen in der Richtung *wirklicher* Würde, *wirklichen* Rechts, *wirklicher* Gleichheit, *wirklicher* Bruderschaft und *wirklicher* Freiheit. In dem geistigen Leerraum der modernen Menschheit, der durch so viele Begehungs- und Unterlassungssünden des modernen

Menschen geschaffen worden ist, hat sich die Methode des dialektischen Materialismus zu einer Art Ideologie, Metaphysik und Weltanschauung entwickelt. Keine menschliche Gesellschaft kann ohne ein gewisses Maß von Ideologie leben. Die Ideologie des Marxismus mag mit den ursprünglichen Triebkräften des marxistischen Denkens teilweise nicht im Einklang, teilweise sogar in Widerspruch stehen. Oder sie ist vielleicht eine Verbindung des modernen Aufstandes gegen die sogenannte christliche Gesellschaft mit dem Streben nach einem lebensvolleren und wirklichkeitsgemäßeren Verständnis des vorausgehenden menschlichen Ringens um menschliche Würde, Gleichheit und Freiheit.

c) In Ergänzung zu dem eben Gesagten sei die höchst wichtige Tatsache unterstrichen, daß in den sogenannten kommunistischen Ländern die großen schöpferischen Denker, Dichter, Schriftsteller und Reformer der christlichen und nichtchristlichen Kultur zu hoher Verehrung gelangt sind. Der Durchschnittsbürger eines sozialistischen Staates steht nicht nur im Banne des dialektischen Materialismus, sondern lebt auch (und oft noch weit mehr) von dem gewaltigen Erbe menschlicher (nationaler und ausländischer) Leistungen auf sittlichem, geistigem, künstlerischem und intellektuellem Gebiet. Man kann die Lebens- und Denkart des sowjetischen Kulturkreises unmöglich verstehen, wenn man nicht die großen Schöpfungen der glänzenden Schar von Schriftstellern, von A. S. Puschkin, Gogol, Belinsky und Dostojewskij bis Tolstoj und Gorki, in Anschlag bringt. Darüber hinaus aber sind alle großen Klassiker der menschlichen Geschichte in Millionen von Exemplaren in allen Ecken und Enden des sogenannten kommunistischen Raumes gedruckt und verbreitet worden. Man mag wiederum sagen, diese Bewunderung für die Schätze der Vergangenheit sei einfacher und primitiver als im Westen, aber dafür ist sie auch echter, aufrichtiger und ursprünglicher.

Die Aufgaben der Christen

d) Für uns christliche Theologen und Kirchenleute erhebt sich hier die eine aufwühlende Frage: Werden die heutigen Boten des biblischen Glaubens (Theologen, Priester und Laien) geistig imstand sein, die wesentliche Wahrheit und Wirklichkeit des prophetischen und apostolischen Zeugnisses in freier, überlegener Art zu verkünden? Werden sie sich von ihrer Gleichsetzung mit den sozialen und politischen Einrichtungen ihrer verschiedenen Länder freimachen? Und werden sie Mut genug aufbringen, um die Welt des sozialistischen Neuaufbaus mit offenen Augen und hörenden Ohren zu verstehen?

e) Der westliche Mensch ist in seiner Haltung gegenüber der Welt hinter dem Eisernen Vorhang ungeduldig und ungerecht. Diese Haltung mag entweder von Selbstgefälligkeit oder von irgendeiner Art

metaphysischen Abscheus herrühren. Er hat ein gefährliches, panikartig-metaphysisches Bild von dem Leben im anderen Lager der heutigen Welt geschaffen und aufgehört, zu beobachten, was drüben aus freiem Antrieb, wirklich und objektiv vorgeht. Wie viele Jahrhunderte hat es gebraucht, bis die demokratischen Einrichtungen des Westens sich zu einem gewissen Grad von Stetigkeit und Normalität entwickelt hatten! Wieviel Leiden und Elend haben die weißen Menschen des Westens den Millionen der farbigen Völker aller Erdteile zugefügt! Nur Schritt für Schritt ziehen sie sich aus den von ihnen beherrschten Ländern zurück. Wieviel Kriegszerstörungen haben sie allein in der Spanne der letzten 50 Jahre verübt! Und jetzt äußern und bekunden sie Entrüstung und selbstgerechte Verdammung über jeden größeren und kleineren Fehler, Irrtum oder Mißgriff der Länder und Völker, die erst vor kaum vierzig Jahren oder nur einem Jahrzehnt den Weg ihres sozialen und politischen Aufbaus beschritten haben. Das Problem der christlichen Kultur ist ein Problem der Selbstprüfung und Geduld.

f) Einer der verhängnisvollsten Irrtümer der Großzahl — zum Glück nicht aller — Christen ist die Annahme, daß die Kirche Christi und die Botschaft des Evangeliums in den Ländern und Völkern des sowjetischen oder kommunistischen Sozialismus überhaupt nicht weiterleben könne. Es ist ein verhängnisvoller Irrtum, weil es einen Mangel an Glauben in die Macht des Evangeliums bekundet, alle Schranken von Rasse, Nation, Kultur, Zivilisation, sozialen und politischen Einrichtungen zu überspringen. Aber es ist verhängnisvoll auch darum, weil es die ganze Lage der heutigen Welt mißversteht und mißdeutet, vor allem das Wesen und Gefüge der sozialistischen Revolution und Gesellschaft. Wenn für das Weiterleben der sogenannten christlichen Kultur überhaupt Gefahr besteht, so liegt sie gerade in der Kreuzzugsgesinnung, in der offenen oder versteckten Absicht, gegen das «kommunistische Lager» einen Kreuzzug zu entfesseln — mit allen Waffen geistiger Feindseligkeit und materieller Zerstörung. Jawohl, das ist tatsächlich die wirkliche Gefahr, wenn sie im Bund mit einer unbußfertigen, selbstgerechten und zuletzt selbstsüchtigen christlichen Gesellschaft auftritt. Mehrere seit vielen Jahrhunderten angeblich christliche Völker sind bereits zu neuen Missionsfeldern geworden. Der Mangel an wirklicher Überzeugung und Selbsthingabe, der Geist der Zweifelsucht und des Zynismus hat die Welt der hergebrachten christlichen Gesellschaft durchdrungen. Welcher Greuel, wenn diese selbe Gesellschaft auch noch versuchen würde, die kommunistischen Ungläubigen körperlich zu vernichten! Ich möchte hier wiederum betonen, daß es nur *eine* Hoffnung für die Christen gibt: das Evangelium ernst zu nehmen und es mutig, in Barmherzigkeit und Liebe jedem Mann und jeder Frau zu bringen, einerlei wo sie leben. Vor dem Richterstuhl Gottes gibt es keine Scheidung zwischen Kommunisten und Nichtkommuni-

sten; die einzige Scheidung, auf die es wirklich ankommt, ist die Scheidung zwischen denjenigen, die Gott ernst nehmen in Liebe und selbstlosem Dienst am Menschen, und denen, die Gottes Majestät und Autorität zu ihrem selbstischen Eigennutzen gebrauchen.

Der Wiederaufbau der Gemeinde Christi

g) Ich habe nicht im Sinn, den Christen im Westen irgendwelche Vorschriften zu machen. Wir, die wir in der Welt «sozialistischer Experimente» leben, sind betrübt über die ständigen Bemühungen so vieler westlicher Christen, uns zu entmutigen und zu warnen und uns am Ende Niederlage und Enttäuschung zu prophezeien. Wir wissen sehr wohl, daß der schwerste geistige Kampf noch vor uns liegt. Aber wir wissen auch, daß wir diesen Kampf auf der Ebene des Sozialismus austragen und jeder Versuchung widerstehen müssen, zurückzugehen und uns mit der hergebrachten christlichen Kultur zu verbünden. Auf dem Boden des Sozialismus müssen wir alle Vorbedingungen und Einrichtungen schaffen, die sozial und politisch die menschliche Würde und Freiheit zu sichern vermögen. Wir wissen um die Sündhaftigkeit und Verderbtheit des Menschen. Wir wissen, daß keine soziale und politische Ordnung der Menschheit Rettung und vollkommene Freiheit bringen kann. Wir wissen sehr wohl, daß auch die zweckmäßigste soziale Organisation, die zweckmäßigste rechtliche und politische Verfassung nicht mehr leisten kann, als einen Rahmen für das wirkliche, echte menschliche Leben in Liebe, Barmherzigkeit, Wahrheit und Hoffnung zu bieten. Aber wir wissen, daß wir auch für diesen Rahmen verantwortlich sind und daß der Rahmen, der in unseren Ländern im Bau begriffen ist, alle Verheißung der Geschichte in sich trägt. Es kommt ganz auf unseren brennenden Glauben an, auf unseren hingebungsvollen Dienst, unser Mitleiden für das Volk, mit dem wir leben, und auf unseren Hoffnungsmut, ob wir nicht von der Zukunft der zerfallenden christlichen Kultur reden können, sondern von der Gewißheit, daß derselbe Herr der Geschichte, der in Jesus Christus geoffenbart ist, auf den Trümmern aller Tempel und Heiligtümer eine Gemeinde seiner Nachfolger aufbauen wird. Auch unter ganz andern geschichtlichen Bedingungen. Alle Glut der echten christlichen Kultur ist immer von Männern und Frauen ausgegangen, die neue Siege erwarteten, wo doch jeder Sieg unmöglich und unglaubhaft erschien.

Josef L. Hromádka

Amerikaner analysieren die USA-Außenpolitik

Man erinnert sich, daß Ende 1957 das Erscheinen des ersten Sputniks in der westlichen Welt einen gewaltigen Schock auslöste. Er war nirgends größer als in den USA, denn er zerstörte dort Illusionen, die man sich noch immer über die technisch-wissenschaftliche Rückständigkeit der Sowjetunion bewahrt hatte. Die neue Situation provozierte (laut einem Artikel von *Otto Feinstein* in der Dezember-Nummer des *«Bulletin of the Atomic Scientists»*) eine die ganze amerikanische Öffentlichkeit ergreifende Erörterung der neuen Situation. Nationale Verteidigung, die wissenschaftliche Ausbildung der jungen Generation, die Außenpolitik der USA und ihre Ziele — alles wurde einer gründlichen Prüfung unterworfen. Unter den Untersuchungen, die damals angestellt wurden, darf der vom Senatsausschuß für Außenpolitik geforderte Bericht über die Beziehungen Amerikas zu den Nationen unser Interesse beanspruchen, denn das von den 15 Forschungsinstitutionen und Universitäten gesammelte Material wirft einiges Licht auf die gegenwärtigen Krisen und die Probleme, die der neue Präsident zu lösen haben wird.

Parallel mit, aber unabhängig von den in Auftrag gegebenen Studien, auf die wir noch zu sprechen kommen werden, lag im Juni 1958 ein Bericht vor dem USA-Senat, der von 50 führenden Beamten des amerikanischen Außenamtes stammte und sich zum selben Thema äußerte. Was die Verfasser dieses Berichtes beunruhigte, war die ausschließlich auf militärische Verteidigung eingestellte Außenpolitik ihres Landes, ein übertriebenes Vertrauen auf nukleare Rüstung und Militärpakte und der Mangel an schöpferischen und Interesse erweckenden Vorschlägen. Ihre scharfe Kritik bezog sich ferner auf den Anspruch auf moralische Überlegenheit, der in den Verlautbarungen des offiziellen Amerika zu spüren sei, die «moralisierende Einstellung» leitender Persönlichkeiten der Außenpolitik und das Bestreben, die Welt nach dem Vorbild des «American way of life» umzumodeln. Einen weiteren Angriffspunkt dieser Diplomaten gegenüber dem Staatsdepartement bildet der Gegensatz, den sie zwischen der in schöne Worte gefaßten Billigung sozialen Fortschritts und der Wirklichkeit des Einstehens für den Status quo sehen, selbst wenn es sich darum handelte, die reaktionärsten Regimes zu stützen. Vertraut mit der Praxis des diplomatischen Dienstes kritisieren sie die Aufblähung des Personalbestandes durch überzählige Posten, was die Feststellung der Verantwortlichkeit erschwere. Sie beschweren sich über die Behandlung, die eine hohe Regierung der USA dem Außendienst angedeihen lasse. Sie stellen fest, daß Botschafterposten oft als Belohnung für Dienste gegenüber der regierenden Partei verliehen werden, ebenso wahr ist, daß ihre Träger bei wichtigen außenpolitischen Entscheiden nicht zu Rate gezogen werden. (Eine persönliche Außenpolitik über das Außenamt hinweg, oder hinter seinem Rücken, wurde besonders Dulles oft vorgeworfen.) Sogar der Einfluß von Körperschaften, wie der Central Intelligence Agency (dem Spionagedienst), soll nach vorstehendem Memorandum in manchen Fällen schwerer wiegen als die Auffassung der verantwortlichen Beamten des Außenamtes.

Die Denkschrift der Diplomaten enthält außer vorstehendem Katalog noch viele weitere kritische Äußerungen in bezug auf die Gestaltung der Hilfe an das Ausland wie auch auf die Politik gegenüber bestimmten Ländern (China zum Beispiel). Viele von diesen kritischen Äußerungen sind schon gelegentlich von der Presse aufgegriffen worden, doch die grundlegende Forderung des Memorandums an das State Department, die lautet, daß die Beziehungen Amerikas zu andern Völkern der Wirklichkeit einer sich verändernden Welt anzupassen seien, fiel bei der früheren Administration nicht auf fruchtbaren Boden.

Unter den schon erwähnten Studien über die amerikanische Außenpolitik, die der amerikanische Senat 1958 in Auftrag gab, ist diejenige über das Verhältnis Amerikas zu den unterentwickelten Ländern die interessanteste. Sie wurde dem Senat vom «Center for International Studies, Massachusetts Institute of Technology» im März 1960 vorgelegt. Interessant, weil hier ein Versuch gemacht wird, die Außenpolitik unter einem neuen Gesichtswinkel zu sehen. Wir erhalten hier, wie Feinstein sich ausdrückt, ein neues Instrumentarium für die Untersuchung außenpolitischer Fragen. Um ihn zu zitieren:

«In allen Berichten an den Senat kommt zum Ausdruck, daß sich die Welt verändert und daß unsere Außenpolitik diese Wandlungen nicht bewältigen zu können scheint. Sobald die internationalen Beziehungen jedoch als eine Serie von Problemen sozialer und wirtschaftlicher Veränderung betrachtet werden, konzentriert sich unser Interesse auf verschiedene Methoden, solche Veränderungen zu ermöglichen oder sogar zu erleichtern — eine Betrachtungsweise, die sich sicher sehr von der traditionellen, machtpolitischen unterscheidet. Das Prinzip, das der machtpolitischen Theorie der Außenpolitik zugrunde liegt, ist die Erhaltung des Status quo. Dieses Prinzip wird nun angefochten durch die Rostow-Analyse (so benannt nach einem der Autoren der Studie. W. W. Rostow ist heute Leiter des Planungsstabes im State Department und Berater des neuen Präsidenten. Der Übers.), die den stetigen Wandel statt der Erhaltung des Status quo zum Prinzip erhebt und sich mit gewissen Schwankungen im Gleichgewicht der Mächte abfindet, statt zu versuchen, sie zu verhindern.»

Unter den verschiedenen Kategorien von unterentwickelten Ländern, mit denen sich die Studie des Massachusetts Institute befaßt, sind es die rückständigsten, wo die ersten Versuche zu sozialer und wirtschaftlicher Eigenständigkeit gemacht werden, die unser Augenmerk verdienen. «Das Hauptproblem, dem sie sich gegenübersehen, ist der Übergang von der bisherigen, meist auf Großgrundbesitz beruhenden, zu einer modernen, industrialisierten Wirtschaft — gegen den Widerstand der jetzigen wirtschaftlichen Elite, deren Macht auf Landbesitz beruht, und des ausländischen Kapitals, das in vielen Fällen das Transportwesen und die Energieproduktion wie Wohlfahrtseinrich-

tungen (was die Amerikaner mit dem Ausdruck ‚public utilities' umschreiben) beherrscht. In Kuba und Zentralamerika war — oder ist — auch die modernisierte Landwirtschaft in den Händen ausländischer Kapitalisten. Es ist für die fortschrittlichen Kräfte dieser Länder äußerst schwierig, aus dem Teufelskreis der Armut auszubrechen, wenn sie keine Möglichkeiten haben, sich ausländische Devisen zu beschaffen. Und doch muß es, wenn die Stagnation nicht überwunden wird, angesichts des Bevölkerungszuwachses, der rapiden technischen Entwicklung und nicht zuletzt durch den Einfluß des Kalten Krieges zum gewaltsamen Umsturz kommen.»

Dies ist gerade die Entwicklung, die den Interessen Amerikas zuwiderläuft. Dennoch warnen die Verfasser der Studie vor direktem Eingreifen in die Angelegenheiten anderer Länder, hat doch selbst ihre massive Einmischung in die politische Entwicklung Frankreichs, Italiens oder Japans deren Probleme nicht gelöst, wohl aber die USA mit immer größeren Problemen belastet. *Amerika müsse einsehen, daß sein Einfluß nicht unbeschränkt ist*, lautet das Fazit dieser Betrachtung.

Eine weitere Studie, diejenige der «Northwestern University» über Afrika, rät dem State Department, afrikanischen Nationalismus nicht immer mit Kommunismus zu verwechseln. Auch das Bestreben, die Länder, die eben erst ihre Unabhängigkeit gewonnen haben, zu zwingen, im Kalten Krieg für den Westen Partei zu ergreifen, ist, nach diesem Gutachten, verfehlt. Was not tut, ist wirtschaftliche und technische Hilfe unter Vermeidung einer Balkanisierung Afrikas.

Welches Forschungsinstitut die Einstellung der USA zu Ostasien verfolgte, ist aus dem Artikel des «Bulletin» nicht ersichtlich. Wichtig ist immerhin, daß dieses Gutachten in bezug auf China zu folgendem Schluß kommt: «Die Frage kann nicht länger gestellt werden, ob China erlaubt werden soll, auf der Weltbühne seine Rolle zu spielen, sie muß vielmehr lauten: Kann China überredet oder gezwungen werden, die Verantwortung für seine Teilnahme an den Weltereignissen zu übernehmen?» Die Verfasser der Studie raten zu einer schrittweisen Anerkennung Volkschinas, da internationale Vereinbarungen von Bedeutung ohne Chinas Teilnahme überhaupt keinen Sinn mehr haben.

Was von der Columbia-Harvard Research Group über die Sowjetunion und Osteuropa gesagt wird, ist eine Verbindung Rostowscher Analyse und der traditionellen Untersuchung machtpolitischer Faktoren, wie aus folgendem Passus hervorgeht:

«Das Sowjetproblem darf nicht nur in seinen militärischen Dimensionen gesehen werden und in der Tatsache seines politischen und wirtschaftlichen Vordringens in manchen Gebieten der Welt; es ist ebensosehr eine Herausforderung an die Art und Weise, wie unsere

(westliche) Gesellschaft den Einsatz ihrer natürlichen und menschlichen Hilfsquellen organisiert.»

Die Ergebnisse des Berichtes bestreiten grundsätzlich manche der halboffiziellen amerikanischen Theorien über die Sowjetunion und Osteuropa. Festgestellt wird eine gewaltige wirtschaftliche Entwicklung. Als Beispiel sei nur erwähnt, daß die russische Produktion von Werkzeugmaschinen die amerikanische schon 1958 eingeholt hatte und sie 1965 um 100 Prozent überflügelt haben wird. Die Verfasser des Berichtes rechnen daher in den kommenden Jahren mit einer massiven Erhöhung der wirtschaftlichen Hilfe Rußlands an die unterentwickelten Länder, wobei sich die russische Unterstützung bewußt auf einige wenige Schlüsselgebiete konzentrieren dürfte. Innenpolitisch glaubt der Bericht, eine langsame Entwicklung vom Totalitarismus weg feststellen zu können. «Leider ist es unseren Experten nicht gegeben, Gesichtspunkte für eine politische Einstellung gegenüber Rußland zu geben, die ihren Forschungsresultaten entsprechen würde. Die Untersuchung der machtpolitischen Verhältnisse, strategische Überlegungen und das militärische Kräftegleichgewicht sind für sie wichtiger als der Versuch eines Ausgleichs der Interessen», sagt Feinstein.

Auch was im Bericht der Pennsylvania University über Westeuropa auseinandergesetzt wird, geht im wesentlichen nicht über die wohlbekannte These einer Stärkung der NATO hinaus und plädiert für alles andere als eine Milderung des Kalten Krieges.

Um Otto Feinstein das Schlußwort zu geben: «Nicht nur bieten diese Berichte ein reiches Material, sie illustrieren auch sehr nachhaltig zwei Möglichkeiten, an die Probleme der Nation heranzugehen. Daraus ergeben sich auch verschiedene politische Programme. Das eine, das auf militärische Macht und die Erhaltung des Status quo ausgerichtet ist, stützt sich auf militärische Bündnisse und Waffen als Mittel zur Lösung internationaler Differenzen. Das andere, dem mehr an der Lösung wirtschaftlicher und sozialer Probleme gelegen ist, zieht Mittel und Wege vor, die ein Gleichgewicht der Entwicklung fördern; es nimmt selbst gewisse Änderungen des militärischen Gleichgewichts in Kauf, wie es auch einer friedlichen Vereinbarung der militärischen Austragung eines Konflikts den Vorzug gibt.»

Alle Berichte haben leider *eines* gemeinsam: sie vermeiden es, aus ihren Forschungsresultaten Konsequenzen zu ziehen, die Anstoß erregen könnten. Sie sprechen von «größerer Hilfe», «Diplomatie, die in die Tiefe geht», was immer das heißen mag. Sogar die Tendenz zur Versteifung auf die Defensivhaltung, die man in vielen Berichten, zum Beispiel auch in denjenigen der Diplomaten, dem State Department vorwirft, bricht in den Folgerungen und Empfehlungen der Berichterstatter selbst immer wieder durch. *Red.*

Die USA müssen das neue China kennenlernen

Edgar Snow, der Verfasser des 1937 erschienenen Buches «Roter Stern über China», verbrachte letztes Jahr fünf Monate in China. Die bekannte amerikanische Zeitschrift «Look» veröffentlichte hierauf am 31. Januar 1961 einen ausführlichen bebilderten Bericht von Snows Besprechungen mit *Mao Tse-tung* und *Tschu En-lai*. Er zitiert als Begründung seiner chinesischen Mission folgende Worte des neuen amerikanischen Außenministers, Dean Rusk:

> «Das Bedürfnis nach vollständiger Information über das, was in China vorgeht, ist so dringend, daß wir weniger wichtige Interessen und Bedenken zurückstellen müssen, um eine eingehende Berichterstattung über jenes Land, von Amerikanern an Ort und Stelle aufgezeichnet, zu ermöglichen.»

Snow kennt die führenden Persönlichkeiten des neuen China seit 24 Jahren — sie betrachten ihn immer noch als Freund. Hatte er doch 1936 Mao Tse-tung, der damals als gehetzter Flüchtling in einer Höhle in den Hügeln von Shensi hauste, eine in unsichtbarer Tinte geschriebene Botschaft überbracht. In den zehn Stunden, die Snow neuerdings mit Mao Tse-tung verbrachte, sprach der chinesische Staatsmann wieder sehr eingehend über die verschiedensten Fragen, wünschte aber, daß ihr Gespräch nicht veröffentlicht werde. Immerhin gab ihm Mao Tse-tung Erlaubnis, folgende Worte von ihm zu zitieren:

> «Ob nun China von den USA anerkannt werde oder nicht, ob wir in den UN seien oder nicht, wir wollen auf alle Fälle den Weltfrieden bewahren. Wir wollen keinen Krieg. Wir sind der Überzeugung, daß der Krieg ein untaugliches Mittel ist, um Streitfragen zwischen Nationen zu lösen. Doch nicht China allein, auch die Vereinigten Staaten haben die Verantwortung, den Frieden zu erhalten. Eines noch: Taiwan ist Chinas Angelegenheit. Darauf bestehen wir.»

Tschu En-lai kannte Snow noch besser. Als des ersteren Frau, Teng Ying-chao, 1937 außerhalb Peking von den japanischen Truppen überrascht wurde, mußte sie barfuß, als Bäuerin verkleidet, fliehen. Snow als Ausländer konnte sie durch die japanische Blockade nach Tientsin in Sicherheit bringen, indem er sie als Kindermädchen seiner Familie ausgab. Kein Wunder, daß Snow als Freund behandelt wurde und als Schriftsteller, wenn auch nicht als Journalist, ein chinesisches Visum erhielt. (Keine amerikanischen «Korrespondenten» dürfen nach China einreisen, bis ein Vertrag über den Austausch von Journalisten mit den USA vereinbart worden ist.)

Auf dem Wege zu den Flußregulierungsdämmen von Miyun in Nordchina, mit Tschu En-lai und Begleitern, gedachte Snow der frü-

heren Unsicherheit des Verkehrs. «Dieses Gebiet war von Banditen beherrscht, als ich damals in Peking wohnte. Jeder Beamte mußte mit Waffen und Schutzmannschaften ausgerüstet werden. Wo ist Ihre Leibwache?» «Wir brauchen keine Leibwache heute», war die Antwort. «Jede gesunde Person in China gehört heute der Miliz an.»

Im Laufe dieser Inspektionsreise Tschu En-lais ergab sich manche Gelegenheit, Fragen, die China und sein Verhältnis zur westlichen Welt, besonders zu den USA, berühren, zu diskutieren.

Snow: Würde China die Initiative ergreifen und eine Konferenz einberufen zur Besprechung von Tschu En-lais Vorschlag für einen Nichtangriffspakt, der eine nuklearfreie Zone im Pazifik schaffen würde?

Tschu En-lai: Es ist undenkbar, daß ein Friedenspakt abgeschlossen werden kann, ohne daß zuvor diplomatische Beziehungen zwischen China und den USA bestehen. Es ist ebenso undenkbar, daß es zwischen China und den USA diplomatische Beziehungen geben kann ohne vorherige Regelung der Streitfrage der Taiwanregion. Vielleicht geben Sie nicht zu, daß die USA eine Politik der Aggression gegen China geführt haben. Ich möchte Ihnen einen Beweis dafür geben. Nach der Befreiung Chinas erklärte die US-Regierung, sie würde sich in die internen Angelegenheiten Chinas nicht einmischen, und Taiwan war eine interne Angelegenheit. Dean Acheson (damals Außenminister) stellte das in einem Weißbuch der amerikanischen Regierung fest, wie es auch der damalige Präsident Truman später zugab. Taiwan wurde 1945 der Regierung Chinas zurückgegeben — nach der Niederlage Japans. Es wurde von dem damaligen Gouverneur, General Chen I, verwaltet, der später von Tschiang Kai-shek umgebracht wurde.

Nachdem im Juni 1950 der Krieg in Korea ausbrach, änderte Truman seine Politik. Während sie Truppen nach Korea sandten, beorderten die USA die 7. Flotte nach der Taiwan-Straße und übernahmen die Militärverwaltung über Taiwan . . . Die USA-Truppen überschritten den 38. Breitengrad und rückten gegen die chinesische Grenze am Jalu-Fluß vor. In einem Verteidigungskrieg gegen die USA konnten die Chinesen nur Freiwillige nach Korea schicken — und dies erst vier Monate, nachdem die US ihre Flotteneinheiten in der Taiwan-Meerenge eingesetzt hatten. Nach zweijährigen Verhandlungen über Korea wurde ein Waffenstillstand abgeschlossen. Bis 1958 hatten die Chinesen alle ihre Truppen aus Korea zurückgezogen, aber die amerikanischen Truppen sind heute noch in Südkorea . . . Es erübrigt sich, die zahlreichen amerikanischen Militärbasen in Asien zu nennen und die vielen aggressiven Militärpakte, die gegen China gerichtet sind. China anderseits hat keinen einzigen Soldaten im Ausland, und seine Verträge mit asiatischen Ländern sind Pakte des Friedens und der Freundschaft.

Tschu En-lai: Imperialismus sucht immer die Welt zu beherrschen. Solange der Imperialismus besteht, ist immer Grund für Aggression. Es ist die imperialistische Politik der USA und nicht die bloße Tatsache, daß USA-Truppen unser Taiwan besetzten, was die amerikanische Regierung zum Feind Chinas macht.

(Ein amerikanischer Leser, der mit marxistisch-leninistischer Terminologie nicht vertraut ist, wird vielleicht gewisse Äußerungen Tschu En-lais über «amerikanischen Imperialismus» als einfach unmöglich betrachten. Er darf aber die Logik einer Bezeichnung nicht mißverstehen, mit der die US-Politik sich auseinandersetzen muß, wenn sie es mit Millionen von unter marxistischem Einfluß stehenden Menschen zu tun hat. Für chinesische Kommunisten wie für alle Kommunisten hat das Wort «Imperialismus» eine andere Bedeutung als in unserer herkömmlichen Definition. Nach der Definition der Leninisten ist Imperialismus die höchste Form des Monopolkapitalismus. In diesem «letzten» Stadium kämpft der Kapitalismus um die Beherrschung der Welt mit verschiedenen Mitteln, von denen das traditionelle Kolonialsystem nur eines von vielen ist. «Unterdrückung», «Ausbeutung», «Versklavung» und das Eintreiben von Abgaben in Form von Superprofiten, sagen die Leninisten, kann heute durch die Manipulierung der Geldmacht in jenen privaten Händen, die ihrerseits die kapitalistischen Regierungen dirigieren, wirkungsvoller besorgt werden als durch direkte militärische oder koloniale Macht in den gleichen Händen. Die amerikanische Stellung in Taiwan, vom chinesischen Standpunkt gesehen, paßt also für den altmodischen britischen Kolonialismus wie für den «modernen Wirtschaftsimperialismus». *Edgar Snow.*)

Tschu En-lai: Chester Bowles schrieb über die Frage der «Zwei China» in der amerikanischen Vierteljahrschrift «Foreign Affairs» (April 1960). Seine Hauptthese lautete auf Anerkennung eines unabhängigen chinesischen Staates auf Formosa (Taiwan). Gegen diese Lösung kämpft die ganze chinesische Nation. Nehmen wir an, jemand besetzte die Hawaii-Inseln oder schickte eine Flotte in die Meerenge nördlich von Long Island, wie würden die Amerikaner sich in so einer Lage verhalten? . . . Haben sich die Amerikaner nach dem Angriff auf Pearl Harbour nicht gegen die Japaner erhoben?

Sowohl China wie die Sowjetunion sind gegen die Politik der «Zwei China». Beide stellen fest, daß die Tschiang Kai-shek-Clique China nicht vertritt und daß nur das neue China die 650 Millionen Chinesen repräsentieren kann. China will nicht an irgendeiner Konferenz oder irgendeiner Organisation teilnehmen, wo die Tschiang Kai-shek-Clique vertreten ist. Würde China an einem solchen Treffen teilnehmen, so bedeutete das eine Anerkennung von «Zwei China», die wir strikte ablehnen.

Wir streben einerseits nach einem dauernden Weltfrieden, ander-

seits bleiben wir wachsam gegenüber der Gefahr eines Krieges. Wir unterstützen den Vorschlag für allgemeine Abrüstung, aber ein Abrüstungsvertrag würde China nicht binden, wenn er ohne die Teilnahme und die Unterschrift des offiziellen chinesischen Vertreters zustande käme.

Die USA in Asien

Zur Frage der China umgebenden Stützpunkte, die eingerichtet wurden, angeblich um die kommunistische Expansion zu verhindern, erklärte *Tschu En-lai*: Die USA-Regierung will bis in die neueste Zeit die Länder Asiens beherrschen. Sie will ihre Truppen nicht zurückziehen, ihre militärischen Stützpunkte nicht aufgeben . . . In Laos, zum Beispiel, versucht sich die USA-Regierung durch militärische «Hilfe» militärische Stützpunkte zu sichern. Dies muß unvermeidlich die Opposition der Bevölkerung hervorrufen. Will man behaupten, daß die neuliche Auflehnung der Japaner durch das chinesische Volk verursacht wurde, oder der Widerstand in Südkorea, in der Türkei, in Süd-Vietnam, in Laos? Nein. Dieser Widerstand wurde durch die amerikanische Politik der Aggression, durch ihre aggressiven Truppen auf den Plan gerufen. Unserer Meinung nach besteht übrigens kein grundlegender Unterschied in der Chinapolitik zwischen den zwei Parteien der USA.

Grenzstreit mit Indien

Tschu En-lai: Die Inder brauchen diese Streitfrage gegen fortschrittliche Kräfte in Indien und als Mittel, um sich ausländische Hilfe zu verschaffen. Die Inder *wollen* die Grenzstreitfrage nicht lösen, sie wollen Tibet in einen Pufferstaat verwandeln und das frühere System der Leibeigenschaft beibehalten. Sie wollen nicht, daß Tibet sozialistisch wird. Wie steht es mit Ladakh? Es wird behauptet, diese Region habe einmal zum Königreich Kashmir gehört. Wenn wir so weit in die Geschichte zurückgehen sollen, so wird die ganze Welt auf den Kopf gestellt. Nach dieser Methode müßten die Vereinigten Staaten unter die britische Herrschaft zurückkehren, weil sie weniger als 200 Jahre unabhängig sind, während wir dieses Gebiet von Sinkiang seit mehreren hundert Jahren verwalten.

Es besteht überhaupt kein grundlegender Unterschied zwischen den chinesischen und den indischen Völkern. Wir werden uns wieder verstehen. Die heutige Situation ist nur eine vorübergehende Erscheinung.

Naturkatastrophen

Snow: 1960 war ein schlimmes Jahr und wird die landwirtschaftliche Produktion stark beeinträchtigt haben. Einst waren unter solchen Umständen viele Hungers gestorben. Haben Sie dennoch einen Fortschritt erzielt?

Tschu En-lai: Die Naturkatastrophen — Dürre und Überschwemmungen — waren dieses Jahr besonders schwer, um so mehr als wir schon letztes Jahr darunter litten. Immerhin wird die landwirtschaftliche Produktion höher sein als vor dem «großen Sprung vorwärts», das heißt im Jahre 1957, wenn auch vielleicht geringer als letztes Jahr. Der Einsatz der Volkskommunen hat viel dazu beigetragen, daß wir noch herausholen konnten, was möglich war. Aber Naturkatastrophen können in keinem Lande der Welt ganz überwunden werden, das wissen Sie ja auch.

Das Ziel der Industrie: Großbritannien überholen

Wir können noch nicht mit Ihrer amerikanischen Produktion konkurrieren. Unser Ziel war, Großbritannien in rund zehn Jahren zu überholen, und dies nicht in der Produktion pro Kopf, sondern der absoluten Menge der hauptsächlichen Industrieerzeugnisse. Aber ein Merkmal Chinas ist, daß die *Einkommen* nicht so weit auseinander liegen und daß es keine Arbeitslosigkeit gibt. Das kommt davon her, weil wir ein ganz anderes System haben als Sie.

Für uns war die dunkelste Periode in unserer Geschichte der Lange Marsch vor 24 Jahren, besonders als wir die großen Steppen in der Nähe von Tibet überquerten. Die Verhältnisse damals waren verzweifelt schlimm. Wir hatten nichts zu essen, nichts zu trinken. Und doch überlebten wir und siegten.

Snow: Was viele Amerikaner an China nicht verstehen, ist, daß seit dem Langen Marsch alles für Sie leichter geworden ist, nicht schlimmer. Ihre übrigen nationalen Probleme müssen Ihnen als leicht vorkommen im Vergleich mit jener Zeit.

Tschu En-lai: Leicht! Nichts an diesen Problemen ist leicht! Bitte, sagen Sie nie, ich habe behauptet, die Probleme hier seien leicht. Vor zehn Jahren begann das ganze China seinen Langen Marsch. Wir haben den ersten Schritt gemacht — das ist alles — *den ersten Schritt!*

Otto Herrmann †

Ganz unerwartet ist unser lieber Freund *Otto Herrmann* in Winterthur am 8. Februar aus diesem Leben abberufen worden. Nach den Familienangehörigen sind es wohl seine Mitstreiter und Mitarbeiter in der Religiös-sozialen Vereinigung und um die «Neuen Wege» herum, die diesen Verlust am schwersten und tiefsten empfinden. Denn Otto Herrmann war einer der Unsrigen wie wenige andere, und wir werden uns erst allmählich daran gewöhnen müssen, ihn nicht mehr unter uns

zu sehen, wenn wir zusammenkommen, so wenig er von sich selber Aufhebens machte oder nach außen hin hervortrat.

Die Wesensart des Dahingeschiedenen wurde wohl am stärksten durch zwei Kräfte bestimmt: seine bäuerliche Abstammung und seine Verwurzelung im evangelischen Glauben. Eher still und in sich gekehrt, dabei dennoch frohmütigen Wesens, war Otto Herrmann ein ausgesprochen gediegener, sachlicher Mensch, der selbständig alle Fragen, die an ihn herantraten, in sich verarbeitete, zugleich grundgescheit und von einer tapferen Ehrlichkeit, die sich durch keine schönen, aber unreellen Losungen blenden ließ. Nach einer arbeitsreichen Jugend auf dem elterlichen Hof in Rudolfingen bezog der zartgebaute Jüngling das evangelische Lehrerseminar in Zürich und übernahm als Neunzehnjähriger seine erste Stelle an der achtklassigen Primarschule in Dällikon-Hüttikon.

Was ihm neben der Schularbeit, der er sich mit ganzer Hingabe widmete, an Kraft und Zeit blieb, verwendete er auf mathematische und naturwissenschaftliche Studien, zu denen es ihn immer stärker hinzog. Dank den Ersparnissen, die er als junger Lehrer an verschiedenen Schulen des Kantons Zürich machte, konnte er sich denn auch zum Sekundarlehrer ausbilden, um 1916 eine Stelle an der Sekundarschule Volketswil anzutreten, die er 15 Jahre lang als Vertreter der mathematisch-naturwissenschaftlichen Richtung betreute. Die ihn dort erlebten, berichten nicht nur von seinem Fleiß und seiner Gewissenhaftigkeit, sondern auch von dem gütigen Verständnis, das er, der bescheidene, sich gern unterschätzende Mann schwächeren, schüchternen und ängstlichen Schülern fördernd entgegenbrachte.

In diese Zeit fiel auch die Gründung seines Ehestandes. In Hanna Meyer fand er eine hochgesinnte, reich begabte Frau, mit der Otto Herrmann in glücklicher, ungewöhnlich tiefer Gemeinschaft sein weiteres Leben teilte. Durch sie fand er auch den Anschluß an die religiös-soziale Bewegung und ihre Botschaft, in der er unter der geistesmächtigen Führung von Leonhard Ragaz auch Antwort auf die Fragen erhielt, die ihn, den im positiven Christentum aufgewachsenen Naturwissenschafter, je und je umgetrieben hatten. Die Sache der sozialen Gerechtigkeit und des Völkerfriedens ergriff ihn zutiefst, und als er 1931 an die Sekundarschule Töß-Winterthur berufen wurde, trat er auch der Sozialdemokratischen Partei bei, die ihn unter anderem in die kantonale Kirchensynode und — was ihm besonders Freude machte — in die Aufsichtskommission des Technikums abordnete. Erst im Frühjahr 1960 zog er sich aus der Lehrtätigkeit zurück, und im Spätherbst des gleichen Jahres konnte er — wir wußten es gar nicht! — noch seinen 70. Geburtstag in verhältnismäßiger Rüstigkeit begehen, wenn er auch durch den unter tragischen Umständen erfolgten Verlust seines einzigen Sohnes schon tief erschüttert war.

In unserer Religiös-sozialen Vereinigung gehörte Otto Herrmann viele Jahre lang dem Vorstand an. Wir trafen ihn fast bei allen unse-

ren Veranstaltungen, Vorträgen, Kursen in den letzten 30 oder mehr Jahren und wurden immer wieder gestärkt und ermutigt durch sein klares, unbestechliches Urteil und seine gläubige Zuversicht auf den Sieg des Guten und Echten. In den Kämpfen um die Orientierung der «Neuen Wege» stand er treu und ohne Schwanken zu uns, in dem freien und weiten Geist der «Revolution Christi», in dem Leonhard Ragaz gewirkt und gekämpft hatte. Das danken wir ihm ganz besonders, wenn wir es auch von seinem unbeugsamen Gerechtigkeitssinn und seiner phrasenlosen Redlichkeit gar nicht anders erwartet hatten. Otto Herrmann verkörperte, obschon er eher zu den «Stillen im Lande» gehörte — die aber die eigentliche Kraft unserer Bewegung ausmachen —, so recht den Geist und die Sache, der wir dienen. Sein Andenken bleibt uns teuer, und über die Trauer hinweg, die uns beschlichen hat, als wir ihn für dieses Leben verloren, erfüllt uns Freude und Stolz, daß er zu uns gehörte und mit uns stritt und litt. *H. K.*

WELTRUNDSCHAU

Regimewechsel in Amerika Das bemerkenswerteste Ereignis der Berichtszeit ist natürlich der Regimewechsel in den Vereinigten Staaten. Denn die Ergreifung der Staatsmacht durch Präsident *Kennedy* ist ja nicht bloß die Ablösung einer Regierungsmannschaft durch eine andere, der einen Partei durch die andere im Genuß der Beute, die man durch den Wahlsieg erjagt hat, bei ungefähr gleichbleibender Gesamtlinie der Innen- und Außenpolitik, wie es zum Beispiel beim Übergang von Truman zu Eisenhower der Fall war. Was sich jetzt in den Vereinigten Staaten vollzieht, ist, wenn nicht alles täuscht, ein einschneidender Wechsel in den Regierungsmethoden überhaupt, der besonders auch auf die Beziehungen der USA zur übrigen Welt und auf die Entwicklung des West-Ost-Verhältnisses stärksten Einfluß ausüben kann.

In den Vereinigten Staaten selbst herrscht jedenfalls weitherum eine Stimmung hochgespannter Erwartung und freudiger Erregung, die durch die verschiedenen Botschaften des neuen Präsidenten an Volk und Parlament wie durch sein ganzes, frisch zupackendes und mit alten Anschauungen und Gewohnheiten aufräumendes Auftreten erzeugt worden ist. Kennedy hat es ja auch ganz bewußt auf eine Erschütterung der Selbstsicherheit und optimistischen Unbekümmertheit angelegt, die seit dem gewaltigen Machtzuwachs der Vereinigten Staaten als Folge des Zweiten Weltkrieges vom amerikanischen Volk zur Schau getragen und von der Regierung Eisenhower wie von derjenigen Trumans planmäßig genährt wurden. Der Schock, den Kennedy hervor-

rufen wollte, hat denn auch sichtlich gewirkt, so sehr, daß jetzt im amerikanischen Volk geradezu ein Wunderglaube aufgekommen ist, eine fast chiliastisch zu nennende Erwartung rettender Heilstaten, die der neue Präsident vollbringen werde. Das ist natürlich ebenso unsinnig und gefährlich wie der frühere hochgezüchtete Glaube an die selbstverständliche und selbsttätige Überlegenheit des Amerikanertums «über alles in der Welt». Denn so gewaltig die Machtfülle ist, die in die Hände des Präsidenten der Vereinigten Staaten gelegt ist (sie ist weit größer und besonders gesicherter als zum Beispiel diejenige des sowjetischen Ministerpräsidenten), so bestimmte Grenzen sind ihr gezogen — nicht nur durch die persönlichen Fähigkeiten des Amtsinhabers, sondern noch mehr durch die sachlichen Widerstände und die politischen Gegenkräfte, auf die er bei jedem Schritt stößt. Aber *daß* Kennedy fast beispiellos große Möglichkeiten hat, eine Wende in der amerikanischen Politik herbeizuführen, das ist trotzdem wahr, und darum kommt jetzt so viel darauf an, daß er diese Möglichkeiten erfaßt und ausnützt. Ein großer Teil, wenn nicht die Mehrheit der amerikanischen Nation wird ihm dabei zweifellos folgen. Das Gefühl und die begründete Überzeugung, daß die Vereinigten Staaten unter Eisenhower und Dulles (die nur Trumans und Achesons Irrweg fortgesetzt haben) in eine Sackgasse geraten sind und daraus unbedingt herauskommen müssen, wenn es nicht einen Zusammenbruch geben soll, dieses Gefühl ist tatsächlich in Amerika weitverbreitet und kommt auch vielfach ungehemmt zum Ausdruck. Es ist geradezu erstaunlich, was jetzt in dieser Beziehung drüben geschrieben und geredet werden kann, nachdem bisher alle tiefer schürfende Kritik, namentlich an der Außenpolitik der USA, als fast hochverräterisch, mindestens als kryptokommunistische Propaganda und Aufweichung des Verteidigungswillens der «freien Welt» gebrandmarkt und bestraft worden war. Nur ein Beispiel dafür sei erwähnt (ein zweites ist die in diesem Heft auszugsweise wiedergegebene Veröffentlichung von «Look» über China). «U. S. News & World Report», die weitverbreitete Neuyorker Wochenschrift, brachte am 16. Januar einen Artikel «A crumbling alliance» («Ein brüchiges Bündnis»), der das ganze System militärischer und politischer Allianzen, das die Vereinigten Staaten in den letzten anderthalb Jahrzehnten in der ganzen Welt aufgebaut haben, als erschüttert, ja hinfällig erklärt und es als die historische Aufgabe Kennedys bezeichnet, einen völligen Neuaufbau der amerikanischen Weltstellung in die Wege zu leiten. Aber auch in Europa beginnt man zuzugeben, daß die bisherige amerikanische Politik einfach Bankerott gemacht hat, und wir, die wir seit Jahr und Tag die verhängnisvollen Fehlleistungen der Washingtoner «Staatskunst» ins Licht gestellt haben, könnten darüber eigentlich Genugtuung empfinden, wenn aus dieser Einsicht auch die nötigen radikalen Folgerungen gezogen würden. Denn wenn der Präsident der Vereinigten Staaten selber fragt, «ob ein Staat weiterleben kann, der organisiert ist und regiert wird

wie der unsere», und darauf antwortet: «Das Ergebnis ist keineswegs sicher», so kann man doch auch bei uns zulande kaum mehr anders, als ebenfalls kritischer und ein wenig tapferer zu werden als bisher. Sogar die «Neue Zürcher Zeitung» findet es angezeigt, einen professoralen «Amerika-Kenner» zu Wort kommen zu lassen, der (in Nummer 408) kleinlaut bekennt, daß «wahrheitsliebende Menschen» schon bisher gewußt hätten, wie es um die Vereinigten Staaten bestellt sei, aber nur nicht gewagt hätten, mit diesem Wissen herauszurücken, weil sie nicht in den Verdacht kommen wollten, «antiamerikanische Gefühle zu hegen oder unsachlichen Motiven, wenn nicht geradezu antiwestlichen Tendenzen zu gehorchen». Sind das Helden! Professor heißt ja «Bekenner» . . .

Was will Kennedy! Bei all diesen Auseinandersetzungen ist es aber noch alles andere als klar, was Präsident Kennedy eigentlich will. Er will sicher vieles anders machen, als es bisher gemacht wurde, will die begangenen Fehler nach Möglichkeit wieder gutmachen und neue Fehler vermeiden. Aber *wie weit* und auch *wie rasch* will er den Kurs herumreißen? Wie weit *kann* er überhaupt den Kurs abdrehen, wenn er es will? Seine öffentlichen Äußerungen darüber sind besonders in bezug auf die Außenpolitik merkwürdig widerspruchsvoll. Auf der einen Seite faßt er die Überwindung des Kalten Krieges ins Auge, redet von den gemeinsamen Aufgaben der westlichen und der östlichen Welt und von einer Zusammenarbeit mit der Sowjetunion bei der Erforschung des Weltraumes; er erklärt die Rüstungskontrolle als eines seiner Hauptziele und verspricht den unterentwickelten Völkern umfassende Hilfe in friedlichem Wettbewerb mit den kommunistischen Staaten. Auf der anderen Seite redet er aber wie ein geschworener Vorkämpfer im Kalten Krieg, beschuldigt die Sowjetunion, China usw. des Versuches, die ganze Welt zu erobern (natürlich mit Gewalt), droht mit entschlossener Abwehr aller «kommunistischen» Umsturzversuche in Mittel- und Südamerika (Kuba!), verpflichtet sich zur Verteidigung «der Freiheit» (wie er sie versteht) mit allen Mitteln und um jeden Preis und ordnet als erste und dringlichste Maßnahme seiner Regierung eine kräftige Rüstungsverstärkung an. Über brennende Fragen, wie Kuba, Kongo, Laos, Anerkennung Chinas, Algerien, Südafrika, die Gleichberechtigung der nordamerikanischen Neger, äußert er sich vorerst überhaupt nicht oder doch unklar, so wie er auch — zum Ärger Bonns übrigens — die deutsche Frage und die Notwendigkeit, in Mitteleuropa eine atomwaffenfreie Zone zu schaffen, mit Stillschweigen übergeht. Wie soll man sich diese Widersprüche und Unterlassungen erklären?

Am nächsten liegt die Annahme, daß Kennedy «eigentlich» und im Grund seines Herzens eine solche Neurorientierung der amerikanischen Weltpolitik wünsche, daß der Kalte Krieg überwunden und eine

internationale Abrüstung möglich würde, daß er aber dabei vorsichtig manövrieren und sein wahres Ziel vorerst noch im dunkeln lassen müsse, um nicht die Anhänger des alten Kurses, die seinem Präsidentschaftsrivalen Nixon fast 50 Prozent aller Wählerstimmen zugeführt haben, unnötig herauszufordern und sich vielleicht alles zu verderben. Daran ist sicher vieles richtig. Gegen ein schrittweises Vorgehen beim Einschlagen neuer Wege der amerikanischen Politik ist gar nichts einzuwenden — unter zwei Bedingungen: daß nämlich gegebenenfalls auch einmal ein großer Sprung nach vorwärts gewagt wird und daß alle einzelnen Schritte *in der Richtung des gewählten Zieles* getan werden, also nicht von ihm, in der alten, falschen Richtung, noch weiter wegführen oder doch die notwendige Wendung zum neuen Ziel erschweren. Gerade hier aber erwecken die bisherigen Äußerungen und Maßnahmen Kennedys Bedenken. *Wenn* er wirklich über den Kalten Krieg hinauskommen will, darf er nicht, wie er es getan hat, die alte Lüge von den Welteroberungsplänen der Sowjetregierung aufs neue servieren, diese Lüge, von der der Kalte Krieg recht eigentlich lebt. Er durfte nicht — im Blick auf Kuba — von kommunistischen Stützpunkten auf dem amerikanischen Kontinent reden, wo doch die Vereinigten Staaten selber schuld daran sind, daß sich Kuba an die Oststaaten anlehnen mußte, wollte es nicht wirtschaftlich von den USA erdrosselt werden. Er durfte namentlich auch nicht gleich die amerikanischen Kriegsrüstungen verstärken, als stünden die Vereinigten Staaten in unmittelbarer Gefahr, von der Sowjetunion angegriffen zu werden. Es mag sein (wie gesagt wird), daß diese Maßnahmen technisch eine Abkehr von der Drohung eines Offensiv- oder Präventivschlags bedeuten, obwohl sich gerade die Polarisrakete ausgezeichnet als Angriffswaffe eignet; aber welche Regierung gibt zu, daß ihre Rüstung irgendwie Angriffszwecken diene? *Alle* beteuern ja immer genau das Gegenteil. Es sieht jetzt freilich so aus, als ob auch die Polarisrakete und das mit ihr ausgestattete atomangetriebene Unterseeboot bereits überholt sei und als wollten sich die Vereinigten Staaten vor allem auf die sogenannte Minuteman-Rakete verlegen, die viel weiter trägt als die Polaris und mit der von Amerika selbst aus jeder Punkt der Erde beschossen werden kann, so daß die überseeischen Stützpunkte der Vereinigten Staaten allmählich aufgegeben werden könnten. Das wäre politisch sicher von Gutem, da damit ein Haupteinwand der Sowjetunion gegen die amerikanische Weltpolitik beseitigt würde. Aber eine Abrüstungsmaßnahme wäre es natürlich nicht, eher das Gegenteil, und auf jeden Fall hat sich der neue Präsident bisher darüber vorsichtig ausgeschwiegen.

Auch in der Frage der Hilfe für die unterentwickelten Völker und in der Stellung zur Kolonialpolitik hätte Kennedy ein offenes Wort reden müssen, wenn ihm wirklich daran gelegen wäre, zu der antikolonialistischen und antiimperialistischen Politik zurückzukehren, die dem revolutionären Geist der nordamerikanischen Union in ihrer

Gründungszeit entsprach. Kurz, der Eindruck läßt sich schwer abweisen, daß auch Kennedy auf der Linie zu bleiben gewillt ist, die die Macht- und Ausdehnungspolitik der Vereinigten Staaten in der zweiten Hälfte des 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts immer stärker bestimmt und schließlich unmittelbar in den Kalten Krieg gegen die Länder der sozialistischen Revolution hineingeführt hat. Die *Methoden*, nach denen die amerikanische Weltpolitik künftig betrieben werden soll, mögen anders werden — aber nur damit das Ziel selbst um so besser erreicht werden kann und die Kette der Niederlagen, die sich diese Politik unter Eisenhower und Dulles zugezogen hat, endlich einmal abbricht.

Ähnliches gilt für die *Innen- und Wirtschaftspolitik*. Auch hier tritt Kennedy eine bedenkliche Erbschaft an. Die amerikanische Wirtschaft, so stellt er mit dürren Worten fest, ist bei weitem nicht vollbeschäftigt. Ihre Ausweitung bleibt hinter derjenigen aller anderen größeren Industriestaaten zurück. Fünfeinhalb Millionen Arbeitslose liegen auf dem Pflaster. Dutzende von Krisengebieten sind in einer schier hoffnungslosen Lage. Die Landwirtschaft sieht ihr Einkommen mehr und mehr verringert. Die Wohnungsverhältnisse für große Bevölkerungsteile sind schlecht; die Schulhäuser und die Schulbildung selber sind vernachlässigt; die Gesundheitsverhältnisse lassen vielfach zu wünschen übrig, dazu fehlt es an Ärzten und Krankenhäusern; der wissenschaftliche und technische Nachwuchs ist ungenügend an Zahl und Güte — und so fort, und so fort.

Der Präsident hat bereits ein ganzes Programm von Maßnahmen veröffentlicht, um diesen Mißständen abzuhelfen, um die Wirtschaft zu beleben und die Lage des lohnarbeitenden Volkes zu verbessern. Und ohne Zweifel wird ihm dabei erklecklicher Erfolg beschieden sein, zumal er — zum Beispiel im Kampf gegen die schleichende Inflation — auch kühn neue Wege zu gehen bereit ist. Aber die Neuerungen und Reformen, die er ins Auge faßt und die sich mit der Zeit zu einem allumfassenden System auswachsen sollen, werden eben nur so weit gehen, daß die Aufrechterhaltung der bestehenden, der kapitalistischen Wirtschaftsordnung selber nicht gefährdet wird. Von einer *Überwindung* dieser Ordnung, auf der der ganze «American way of life» mit seinem Freiheitsbegriff beruht, kann keine Rede sein; sie soll im Gegenteil nur besser und reibungsloser arbeiten, um die Konkurrenz mit dem allmählich gefährlich erfolgreichen und lockenden kommunistischen System eher bestehen zu können. Und das ist eben die große Täuschung Kennedys wie seiner ganzen Klasse — trotz den erstrangigen Sachkennern und Beratern, mit denen sich der Präsident umgeben hat. Der Kapitalismus, der auf einer zutiefst falschen, dem Sittengesetz Hohn sprechenden Grundauffassung beruht, wird auf die Länge auch auf seinem eigensten Gebiet — dem wirtschaftlichen — Schiffbruch erleiden, ist doch nicht einzusehen, wie die vorgeschlagenen Maßnahmen — Wohlfahrtssteigerung, Rüstungsvermehrung, even-

tuell Steuernachlaß usw. — den Zustand von Stockung und Lähmung überwinden sollen, an dem die amerikanische Wirtschaft leidet. Die Unmöglichkeit, hier von Grund auf Wandel zu schaffen, wird sich auch unter dem Reformsystem Kennedy erweisen, so wie sich die von den Interessen der kapitalistischen Klasse beherrschte und auf sie zugeschnittene allgemeine Innen- und Außenpolitik schon längst als verhängnisvoll, als der Ruin von Freiheit und Frieden erwiesen hat.

Zwei Strömungen Aber sind die Interessen der kapitalistischen Klasse, besonders derjenigen der Vereinigten Staaten, wirklich so einheitlich den Notwendigkeiten unserer Zeit und den Bedürfnissen der Gesamtbevölkerung entgegengesetzt? Es wäre dogmatische Engherzigkeit und Kurzsichtigkeit, das anzunehmen. Sogar die jetzt in der kommunistischen Welt vorherrschende Anschauung glaubt das nicht; namentlich Chruschtschews ganze Koexistenzpolitik beruht ja auf der Überzeugung, daß angesichts der Stärke des «sozialistischen Friedenslagers» die regierenden Kreise der kapitalistischen Welt gezwungen sein würden, die Hand zu einer Verständigung, zur Schaffung wenigstens eines Nichtkriegszustandes und zur Anbahnung einer internationalen Abrüstung zu bieten. Im Januarheft der sozialistischen «Monthly Review» erklärt sich auch Carl Marzani, dem wir unter anderem eine ausgezeichnete, illusionsfreie Darstellung der amerikanischen Weltpolitik seit 1945 verdanken, überzeugt, daß ein wichtiger Teil der Geschäftswelt und der politischen Führungsgruppe der Vereinigten Staaten zu einer einschneidenden Änderung der Außenpolitik ihres Landes bereit seien. «Die meisten Angehörigen von Kennedys ‚Gehirntrust' wissen, wie die Dinge stehen. Selbst Nixon ist bei weitem nicht so blind, wie seine Rednerei im Wahlkampf glauben machen könnte. Ich weiß es als Tatsache, daß wichtige Beamte im Staatsdepartement und in anderen Regierungszweigen über die Gründe des Fehlschlags (der amerikanischen Außenpolitik) und die Notwendigkeit eines Wechsels völlig im klaren sind . . . In der herrschenden Klasse besteht eine wachsende Spaltung in Sachen Änderung der Außenpolitik. Und die Spaltung wird unter dem Druck objektiver Umstände im kommenden Jahr noch zunehmen.» Marzani verweist besonders auf die innere Stärke der Sowjetunion und ihrer Verbündeten, von der sich die regierenden Kreise auch in Westeuropa weithin Rechenschaft gäben («sie reden nicht mehr von Zusammenbruch und ähnlichem Unsinn»), auf das Mißbehagen der westeuropäischen Völker über die amerikanische und namentlich die westdeutsche Außenpolitik sowie auf die Entwicklung der Dinge in Afrika, Lateinamerika und im Nahen Osten. Auch die Negerfrage in den Vereinigten Staaten sei mit dem Kampf der farbigen Rassen gegen den weißen Imperialismus eng verbunden.

Das sind alles wichtige Tatsachen und Überlegungen. Auf der anderen Seite müssen wir aber immer auch die mächtigen Kräfte im Auge

behalten, die sich einer durchgreifenden Änderung der amerikanischen Außenpolitik entgegenstellen. Ich will ihre Überlegungen ganz kurz kennzeichnen.

1. Ein Verzicht auf den Kalten Krieg würde heißen, daß sich der amerikanische und internationale Kapitalismus mit dem Bestehen der kommunistischen Welt und ihrer wahrscheinlichen weiteren Festigung und Ausdehnung als einer endgültigen Tatsache abfinden müßte, daß also der Kapitalismus seinen Lebensraum immer mehr einschrumpfen lassen würde. Kann er das? Kann er zulassen, daß die gewaltigen Militärstützpunkte aufgehoben werden, die die Vereinigten Staaten in der ganzen Welt aufgebaut haben und auf denen die Machtstellung der kapitalistischen Klasse in erster und letzter Linie beruht?

2. Kann diese Klasse darauf verzichten, die Gefahr einer kommunistischen Welteroberung ständig an die Wand zu malen und durch dieses Schreckmittel auch ihre innenpolitische Herrschaft zu stützen?

3. Abrüstung hieße Freiwerdung riesiger Mittel für sozialpolitische Zwecke, die schließlich dem Sozialismus zugut kämen, hieße namentlich auch, daß der Sowjetunion Mittel und Kräfte zugeführt würden, um ihr System zu festigen und ihren Einfluß auf die unterentwickelten Völker zu verstärken. Dürfen die kapitalistischen Klassen das zulassen?

4. Der Kalte Krieg bietet der Industrie Möglichkeiten zu ebenso mühelosen wie riesigen Gewinnen, die sie sonst kaum mehr bekäme. Will sie sich trotzdem auf Friedensproduktion umstellen?

5. Die militärische Elite hat durch den Kalten Krieg eine derartige Machtstellung errungen, daß *sie* es ist, die mehr und mehr die Politik der Westmächte und ihrer Mitläufer bestimmt. Wird sie nicht alles aufbieten, um zu verhindern, daß sie durch Abrüstung entmachtet wird?

Die große Frage ist nun, welche der beiden soeben skizzierten Strömungen in den Vereinigten Staaten und bei den Westmächten überhaupt die Oberhand gewinnt und auf welche Seite sich Präsident Kennedy schlagen wird. Er ist schließlich ein Mitglied der berühmten «60 Familien», die die Vereinigten Staaten wirtschaftlich und politisch beherrschen, und hat darum sicher Mühe, sich den Kräften entgegenzuwerfen, die um jeden Preis die Machtstellung der kapitalistischen Klasse aufrechtzuerhalten entschlossen sind, zumal die Mehrheit in der Bundesversammlung — eine Koalition von Nordrepublikanern und Süddemokraten — ausgesprochen konservativ, ja reaktionär ist. Auch sein betonter Katholizismus wird ihn eher den sturen Verteidigern der bestehenden Weltordnung zugesellen, die im Vatikan eine ihrer besten Stützen hat. Aber er hat auch die Möglichkeit, die Partei des «aufgeklärten» und mehr oder weniger resignierenden Kapitalismus zu ergreifen. Dann muß er zielbewußt der Zusammenarbeit mit der kommunistischen Welt und der totalen Abrüstung zustreben. Das braucht

er nicht sofort offen zu zeigen; es kann gut sein, daß es vorerst genügt, einfach das west-östliche Klima zu verbessern und in Einzelfragen vorsichtig die Stellungen zu räumen, die Truman (mit seiner bekannten antikommunistischen «Doktrin») und Dulles-Eisenhower zum Schaden des eigenen Landes und des Weltfriedens aufgebaut haben. An Gelegenheiten dazu fehlt es ja nicht: Kuba, Kongo, Laos, Formosa, Algerien, Berlin, Atombombenversuche usw. Aber er darf, wie schon früher gesagt, keinen Schritt tun, der den Kalten Krieg wieder verschärft. Und einmal wird auch der Augenblick kommen, wo er klar Farbe bekennen und den Gegenkräften den entschlossenen Kampf ansagen muß. Vielleicht wird dieser Augenblick erst gegen das Ende seiner ersten Amtszeit kommen, so daß Kennedy in seinem zweiten großen Wahlkampf die Fahne des Friedens offen entrollen muß. Vielleicht kommt er aber auch schon vorher; denn die friedensfeindlichen Kräfte sind in den fünfzehn Jahren des Kalten Krieges bereits so stark geworden und haben einen derartig unheimlichen Machtapparat aufgebaut, daß daraus, eher als wir denken, «ganz von selbst» eine Lage entstehen kann, die große und rasche Entscheidungen und Durchbrüche dringend verlangt. Dann wird sich erweisen, wo Kennedy wirklich steht. Bis dahin können wir nur hoffen, daß er immer auf der Höhe seiner furchtbar schweren und mit Verantwortung überladenen Aufgabe stehen wird.

Die belgische Krise Die Vereinigten Staaten sind nicht das einzige Land, in dem der Kapitalismus in eine kritische Lage geraten ist, ohne daß man freilich schon von irgend etwas wie einer Endkrise reden könnte. In Westeuropa ist es neben Italien vor allem *Belgien*, dessen kapitalistische Wirtschaft in Not geraten ist. Die Folge war die gewaltige *Streikbewegung*, die Mitte Dezember fast über Nacht ausbrach, über einen Monat durchgehalten wurde und das ganze Land von Grund aus aufwühlte und erschütterte, ja darüber hinaus wie ein Erdbeben ihre Wellen ins übrige Westeuropa aussandte, die Arbeiterschaft aufrüttelte und das Bürgertum erschreckte.

Die Erschütterung des belgischen Kapitalismus ist um so bezeichnender, als nach dem Krieg Belgien das erste europäische Land war, in dem sich die «freie Wirtschaft» erholte und mit ihrer Abstreifung aller planwirtschaftlichen Hemmungen vermeintliche Wunderwirkungen erzielte, lange bevor das westdeutsche «Wirtschaftswunder» den Triumph des wiederbelebten egoistischen Erwerbs- und Raffgeistes verkündete. Belgien wurde geradezu die Hochburg des starrsten Wirtschaftsliberalismus, der alle Grundindustrien — wie Kohle und Eisen —, aber auch Gas und Elektrizität, Verkehrsbetriebe (außer den Eisenbahnen) usw. der privaten «Initiative» überließ. Das Finanzkapital beherrschte die belgische Wirtschaft sozusagen unbeschränkt, und es

war nur normal, daß einer seiner bedeutendsten Vertreter, Herr Van Zeeland, wiederholt Ministerpräsident und auch Außenminister wurde.

Aber sehr im Gegensatz zu Westdeutschland, Frankreich, der Schweiz, auch zu Großbritannien und den nordischen Ländern, war und ist die belgische Unternehmerklasse kaufmännisch und technisch erstaunlich konservativ. Die neuen Industrien — zum Beispiel Chemie — fanden nur zögernd Eingang in Belgien, und gar in der Entwicklung der Atomkraft, der Elektronik, der Automation und anderer modern-wissenschaftlicher Verfahren blieb die belgische Industrie weit hinter derjenigen des Auslandes zurück. Vielleicht glaubte die herrschende Klasse, die Riesengewinne, die aus dem Kongo ins Land flossen, machten es überflüssig, besondere Anstrengungen zu unternehmen, um mit der Zeit Schritt zu halten; auf jeden Fall unterließ sie es, genügend Kapital in der belgischen Wirtschaft anzulegen und besonders die Industrie mit den neuesten Verfahren und Apparaturen auszustatten. Die Folge war, daß der Produktionsindex für die belgische Industrie im Jahr 1959 (mit 1953 gleich 100) nur 119 Punkte erreichte, gegen 152 in Frankreich, 158 in Italien und 162 in Westdeutschland.

Die Löhne in zahlreichen Industrien waren zwar verhältnismäßig hoch; nach «France-Observateur» (12. Januar 1961) belief sich der Durchschnittsverdienst des belgischen Arbeiters indexmäßig Ende 1959 auf 116 gegen 113 in Westdeutschland, 100 in Frankreich, 91 in Holland und 70 in Italien. Aber die stockende Produktion, vor allem in der Bergwerksindustrie, führte mehr und mehr zu einer Arbeitslosigkeit, die ganze Industriegebiete in bittere Not stürzte. Am meisten bedroht sind die Kohlengruben des Hennegau (mit dem Borinage) und des Mittellandes. Wie der Pariser «Expreß» (29. Dezember 1960) berichtete, sind im Hennegau bereits 30 000 Arbeiter erwerbslos geworden, und wenn im Laufe dieses Jahres die vorgesehene weitere Schließung unproduktiver Bergwerke durchgeführt sein wird, so wird im Mittelland und im Borinage die Produktionsfähigkeit um 60 Prozent gesunken sein, in der Gegend von Charleroi und Lüttich um 30 Prozent. Um den dadurch auf die Straße geworfenen Arbeitern neue Beschäftigung zu geben und die ins erwerbsfähige Alter kommenden jungen Leute unterzubringen, müßten alljährlich 30 000 neue Arbeitsplätze geschaffen werden — und darauf besteht bei der Planlosigkeit und Rückständigkeit der belgischen Wirtschaft unter dem gegenwärtigen Regime keinerlei Aussicht.

Was Wunder, daß das Verlangen nach einem Regimewechsel in der Arbeiterschaft übermächtig geworden ist und es nur einen Anlaß brauchte, um eine stürmische Bewegung zugunsten einer sozialen Planwirtschaft auszulösen. Diesen Anlaß bot das berüchtigte «Einheitsgesetz», das zunächst einmal die belgischen Staatsfinanzen mit ihrem chronischen Riesendefizit «sanieren» sollte. Es war freilich mehr als ein bloßer Anlaß, der jetzt vorlag; die «Loi unique» war selbst ein

brutaler Ausdruck kapitalistischer Wirtschafts- und Finanzmethoden, sollte doch das Staatsbudget wesentlich auf Kosten der Arbeiterschaft und der minderbemittelten Bevölkerung überhaupt wieder ins Gleichgewicht gebracht werden durch Lohnstopp für die Gemeindeangestellten, Verkürzung der Arbeitslosenunterstützung, Hinausschiebung der Pensionierungen, Verschlechterung der Sozialversicherung, verminderte staatliche Kapitalanlagen und neue Steuern. Die wohlhabenden Schichten sollten im Verhältnis zur Arbeiterschaft nur ganz wenig belastet werden.

Es ist mehr als verständlich, daß sich gegen dieses ausgesprochene Klassengesetz ein leidenschaftlicher Widerstand der Arbeiterschaft erhob, verbunden mit dem Drängen nach grundlegenden Strukturreformen in der belgischen Wirtschaft in der Richtung auf eine sozialistische Ordnung. Der mit heroischer Zähigkeit und Opferwilligkeit mehr als einen Monat lang geführte Streik ist zwar — großenteils infolge des Beiseitestehens der mächtigen katholischen Gewerkschaften, die mit der klerikal-«liberalen» Regierung im Bund stehen — schließlich abgebrochen worden, ohne auch nur sein nächstes Ziel, die Zurückziehung des Einheitsgesetzes, erreicht zu haben. Aber es ist klar, daß trotz der inzwischen erfolgten Annahme des Gesetzes durch Kammer und Senat die Dinge hier nicht stehen bleiben können. André Renard, der Führer der wallonischen Metallarbeiter, erklärte: «Die streikenden Arbeiter stellten eine derart urwüchsige und begeisternde Kraft dar, daß man, ohne befürchten zu müssen, widerlegt zu werden, jetzt schon behaupten kann: Nie mehr wird das Belgien von morgen demjenigen von gestern gleichen.» Nicht daß wir von den bevorstehenden Neuwahlen und einer allfälligen klerikal-sozialistischen Koalitionsregierung (mit dem nach Belgien zurückkehrenden bisherigen NATO-Generalsekretär Spaak als Vizeministerpräsidenten) viel erwarten würden; die Sozialistische Partei hat während des Streiks eine derart zweideutige Rolle gespielt, daß nur eine aus dem Arbeitervolk selbst herauskommende radikale Bewegung, die vom Kampfgeist des großen Streiks erfüllt ist, der Wirtschaft und dem Staat Belgiens ein neues Gesicht zu geben vermag. Darüber hinaus wird der belgische Streik aber hoffentlich auch den sozialistischen Kampfwillen der westeuropäischen Arbeiterschaft überhaupt stärken. Die schöne Solidaritätsaktion zugunsten der belgischen Arbeiter, die sich auch in Frankreich, England, Österreich, der Schweiz usw. kundgetan hat, läßt immerhin hoffen, daß die westeuropäische Arbeiterschaft, die durch den Scheinglanz des Neukapitalismus geblendet und eingeschläfert worden ist, durch das belgische Beispiel etwas aufgeweckt werden wird — trotz der zögernden Haltung gewisser Gewerkschaften und dem beschämenden völligen Schweigen der sozialdemokratischen Internationale gegenüber dem Kampf der belgischen Arbeiter.

Der Weg Kubas Von den übrigen bemerkenswerten Ereignissen der letzten Wochen sei — unter Übergehung des Ringens um den Kongo*, auf das ein anderes Mal zurückzukommen sein wird — kurz nur das Abenteuer der *«Santa Maria»* erwähnt, das offenbar den Ausgangspunkt einer oppositionellen, ja revolutionären Bewegung gegen das reaktionär-volksfeindliche Diktaturregime in *Portugal* und seinen afrikanischen «Provinzen» darstellt. Hingegen muß noch ein klärendes Wort zu der Entwicklung gesagt werden, die die *kubanische Revolution* genommen hat, nicht zuletzt wegen der Drohung Präsident Kennedys mit nordamerikanischem Einschreiten gegen die «kommunistische Unterwühlung» Lateinamerikas.

Kennedy und mit ihm die Lenker der öffentlichen Meinung der Vereinigten Staaten überhaupt stellen ja die Tatsachen auf den Kopf, wenn sie behaupten, die kubanische Revolution sei ein womöglich von Moskau aus ferngesteuertes kommunistisches Unternehmen, mit dem bereits ein Brückenkopf zur Eroberung mindestens der lateinamerikanischen Länder, wenn nicht auch Nordamerikas, aufgebaut worden sei. Tatsache ist vielmehr, daß es die Feindseligkeit der Vereinigten Staaten und ihrer kapitalistischen Führungsschicht selber war, die das neue kubanische Regime an die Seite der kommunistischen Länder gedrängt hat, vor allem die Abschneidung der Ölzufuhr aus Venezuela nach Kuba und die Sperrung der kubanischen Zuckerausfuhr nach Nordamerika. Die rasch fortschreitende Nationalisierung der nordamerikanischen Wirtschaftsunternehmungen auf Kuba war nur der Gegenschlag gegen den Versuch, das Regime Castro wirtschaftlich lahmzulegen und Kuba wieder unter die Botmäßigkeit der Vereinigten Staaten zu bringen. Wie Ché Guevara, der Direktor der kubanischen Nationalbank, einer amerikanischen Korrespondentin gegenüber mit Recht sagte: «Mit Ausnahme unserer Agrarreform, die das kubanische Volk begehrte und ins Werk setzte, sind alle unsere radikalen Maßnahmen eine direkte Erwiderung auf direkte Angriffshandlungen mächtiger Monopolisten gewesen, deren Hauptvertreter Ihr Land ist. Der Druck der Vereinigten Staaten auf Kuba hat die ‚Radikalisierung' der Revolution nötig gemacht.»

Das bestätigen auch Paul Sweezy und Leo Huberman, die Herausgeber der «Monthly Review», deren ersten Bericht über Kuba wir hier im vergangenen Oktober zitiert haben, und die darüber nun einen zweiten, ebenso aufschlußreichen Bericht veröffentlichten (Dezemberheft 1960 der «MR»). «Als wir im vergangenen März in Havana ankamen», so schreiben die beiden Nordamerikaner, «wurde es unter den Anhängern des Regimes allgemein als gegeben erachtet, daß der private Wirtschaftssektor dem Umfang nach auf lange hinaus vorherrschend bleiben würde . . . Man hörte nie von Kuba als einem sozialistischen Land sprechen (obwohl Sweezy und Huberman selbst

* Siehe den Nachtrag.

den sozialistischen Grundzug der Revolution stark betonten. H. K.), und der Sozialismus wurde nicht einmal als eines der Endziele der Revolution genannt ... Viele Leute mit liberalen, ja konservativen Anschauungen hatten hohe Stellungen in der Regierung inne. Als wir im September zurückkehrten, lagen die Dinge ganz anders. Der Nationalisierungsvorgang war sehr weit vorgeschritten, und jedermann nahm als selbstverständlich an, daß er bald alle großen und die meisten mittleren Unternehmungen umfassen werde. Es bestand kein Zweifel mehr an der Notwendigkeit und Durchführbarkeit einer durchgreifenden Wirtschaftsplanung; die Frage war nur, wie bald sie wirksam in Gang gebracht werden könne.» Aus einer «Mischung von landwirtschaftlichem Kollektivismus und staatlich gelenktem Kapitalismus» war eine ausgesprochen sozialistische Wirtschaft geworden. Zu der Agrarrevolution war eine Industrierevolution gekommen, die auch die städtische und industrielle Arbeiterschaft zu Trägern der neuen Ordnung gemacht hatte. «Die Miliz, die das ganze arbeitende Volk der Insel in sich schließt, ist das Rückgrat wie der starke Arm des Revolutionsregimes geworden. Um einen Ausdruck zu entlehnen, den die Chinesen in etwas anderem Zusammenhang gebrauchten: Die kubanische Revolution geht jetzt auf zwei Beinen, während sie vorher auf nur einem humpelte.»

Die genannten Autoren verhehlen nicht die gewaltigen Schwierigkeiten, vor die das Regime durch die fast improvisierte umfassende Sozialisierung der Wirtschaft gestellt wurde: organisatorische, technische, personelle, politische Schwierigkeiten, deren Bewältigung eine ungeheure Kraftanstrengung erfordert. Auf technischem Gebiet ist es besonders die Frage der Beschaffung von Ersatzteilen für Maschinen und Apparate nordamerikanischen Ursprungs, die viel Kopfzerbrechen macht; aber, so haben Sweezy und Huberman gefunden, Kuba ist auf dem Weg, sich in der neuen Lage zurechtzufinden, und es wird mit den Problemen, die sich auftürmen, schon fertig werden, sofern sich die Revolution im Frieden entwickeln kann. Von innen droht dem neuen Regime allerdings kaum eine Gefahr. Die Sozialisierungsmaßnahmen haben zwar zahlreiche Interessen verletzt, ebenso wie auch die nordamerikanische Sperre gegen kubanische Erzeugnisse eine Menge Leute der gegenrevolutionären Bewegung zugeführt hat. «Sie wollten eine Revolution», sagte Fidel Castro, «aber ja nicht zuviel Revolution.» Gegenüber dem Frühjahr 1960, wo nach nordamerikanischer Schätzung etwa zehn Prozent der Bevölkerung dem Revolutionsregime feindlich gesinnt waren, hat sich die Zahl der Anhänger von Opposition und Gegenrevolution ungefähr verdoppelt und mag jetzt 20 bis 25 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachen. Aber für eine organisierte Untergrundbewegung, die irgendwie Aussicht auf eine Überwältigung der Regierung Castro hätte, fehlen doch alle Voraussetzungen; ein Erfolg der Gegenrevolution ist nur denkbar mit direkter oder indirekter Unterstützung der Vereinigten Staaten, vor allem

durch ein militärisches Eingreifen, das durch das Bestehen eines nordamerikanischen Militärstützpunktes auf Kuba natürlich wesentlich erleichtert würde.

Die Regierung Eisenhower hat denn auch bereits die diplomatischen Beziehungen mit Kuba abgebrochen; seither vertritt die Schweiz die nordamerikanischen Interessen in Havana. Das Staatsdepartement wollte unter seiner alten Leitung offenkundig eine fertige Tatsache schaffen, um der neuen Regierung jede Möglichkeit zu nehmen, die Beziehungen zu Kuba wieder zu normalisieren. Es ist aber vorderhand unwahrscheinlich, daß unter Kennedy eine Militäraktion ins Werk gesetzt werden wird, um Kuba wieder zu unterwerfen. Hingegen ist sehr wahrscheinlich, daß man in Washington alle anderen Mittel versucht, die geeignet sein könnten, das Regime Castro zu stürzen. Und dazu ist es natürlich notwendig, dieses Regime als dem Kommunismus verfallen noch mehr als bisher in Verruf zu bringen. Schließlich geht es den Vereinigten Staaten nicht nur um Kuba, sondern noch mehr darum, daß die nordamerikanischen Kapitalien, die alljährlich in der Höhe von etwa einer Milliarde Dollar nach den lateinamerikanischen Ländern fließen, nicht auch das Schicksal der USA-Anlagen in Kuba erleiden, ja daß überhaupt der Neuzufluß von nordamerikanischem Kapital nach Mittel- und Südamerika nicht wegen politischer Unsicherheit aufhört.

Daß die Etikettierung Kubas als eines kommunistischen Vorpostens auf dem amerikanischen Kontinent beim USA-Publikum billigen Erfolg hat, ist um so weniger zu bezweifeln, als naturgemäß die Radikalisierung der kubanischen Revolution auch der Kommunistischen Partei einen größeren Einfluß verschafft hat, als sie ihn ursprünglich besaß. In den Gewerkschaften, in den Genossenschaften und in der Staatsverwaltung haben sich die kubanischen Kommunisten tatsächlich eine recht beachtliche Stellung zu sichern gewußt, und Castro selbst hat kürzlich gegenüber dem Korrespondenten der «Unità», des Zentralorgans der italienischen KP, zugegeben, daß seine Regierung jetzt «loyal und brüderlich» mit den Kommunisten zusammenarbeite, während im Anfang die Kommunisten die Revolutionäre um Castro mit Mißtrauen betrachtet hätten, weil die Guerillakämpfer «noch voller Vorurteile und kleinbürgerlicher Fehler» gewesen seien. Aber daß Kuba nun kommunistisch geworden sei, kann man trotzdem nur behaupten, wenn man den Charakter der kubanischen Revolution — absichtlich oder unabsichtlich — verkennt. Das ganze geistige Klima ist in Kuba anders als in der Sowjetunion oder in China; die Ideologie ist verschieden von derjenigen der kommunistisch regierten Länder des Ostens, und die Führerschaft wie die Anhänger und Träger der kubanischen Volksrevolution haben ein wesentlich anderes Gesicht und Gehaben, als wir es von den *wirklichen* Jüngern Lenins und Stalins her kennen.

Wenn aber den Vereinigten Staaten ehrlich daran gelegen ist, dem Kommunismus nicht stärkeren Einfluß in Kuba zu verschaffen und Kuba nicht immer mehr an die Seite des Ostblocks zu drängen, dann brauchen sie nur das *sozialistische* Regime in Kuba anzuerkennen und auf den Versuch zu verzichten, dem angeblich freien Unternehmertum aufs neue die Herrschaft über die Inselrepublik zu sichern. Und das ist ja überhaupt auch die Lage im Weltmaßstab: Soll den Völkern nicht einfach die Wahl zwischen Kapitalismus und Kommunismus bleiben, dann müssen sich die Westmächte und ihre Parteigänger mit der Tatsache abfinden, daß die Zukunft dem *Sozialismus* gehört — einem freiheitlichen, volkstümlichen Sozialismus — und den Kalten Krieg gegen den Osten einstellen. Nur dann wird die neu aufsteigende Welt, die mit dem Kapitalismus gebrochen hat, das Schwert ablegen und einzig die Kelle gebrauchen können; nur dann wird der Übergang zu einer neuen gesellschaftlichen Ordnung ohne Diktatur im Innern und ohne Kriegsrüstung nach außen vollzogen werden können; und nur dann wird die Demokratie — eingeschlossen die Sozialdemokratie — und wird die Christenheit, die bisher beide die soziale Revolution dem Kommunismus überlassen haben, sich hoffentlich wieder auf sich selbst besinnen und ihre Kräfte in den Aufbau eines neuen Gemeinschaftslebens hineinströmen lassen. Ob wohl Kennedy von dieser Lage und Aufgabe eine Ahnung hat? Er könnte, wenn er danach handelte, Wunder wirken.

11. Februar *Hugo Kramer*

Die neue Kongokrise (Nachtrag) Seit dem Abschluß der Weltrundschau sind im *Kongo* Ereignisse eingetreten, die doch noch einigen knappen Bemerkungen rufen. Die Verschleppung *Lumumbas*, des vom Parlament rechtmäßig gewählten, also durch den Gewaltstreich Mobutus abgesetzten Ministerpräsidenten der Republik Kongo, nach der abgefallenen Provinz Katanga ließ gleich das Schlimmste für das Schicksal dieses Mannes befürchten. Und tatsächlich ist denn auch Lumumba von Beauftragten der Regierung Tschombe kurz darauf — nach der vom Nazismus der berüchtigten verlogenen Formel — «auf der Flucht erschossen», das heißt ermordet worden. Die «Flucht» war sicher nur Tarnung. Die Schandtat hat denn auch in der ganzen Welt Empörung hervorgerufen. Und die Sowjetunion, die schon bisher scharfe Kritik an der UNO-Aktion im Kongo geübt hatte, deren diplomatische Vertretung aus dem Kongo ausgewiesen worden war und die sich in der Tragung der Kosten für die Aktion nicht mehr beteiligt hatte, stellt bereits im Sicherheitsrat Forderungen, die auf eine radikale Schwenkung der UNO-Politik hinauslaufen.

Einige dieser Forderungen gehen zweifellos zu weit, so die Einstellung der ganzen UNO-Aktion im Kongo und die Absetzung von

Generalsekretär Hammarskjöld. Aber daß nun nach allem, was geschehen ist, eine *gründliche Änderung der Politik der Vereinten Nationen im Kongo* fällig geworden ist, daran ist ebensowenig ein Zweifel möglich. Die «Nichtintervention in die inneren Verhältnisse des Kongo», wie sie bisher unter dem Druck der Westmächte geübt wurde, hat ja gänzlich Schiffbruch erlitten; sie führte nur dazu — und *sollte* dazu führen —, daß unter ihrem Schutz die Belgier, die wesentlich schon für die bekannte Meuterei der Force Publique verantwortlich waren und den Katanga nach wie vor beherrschen, auch in die übrigen Provinzen zurückkehrten, daß sich die Separatistenregierung im Katanga immer fester einrichten konnte, daß am Sitz der Zentralregierung Mobutu und Kasavubu ihre Diktatur aufrichteten und mit fremdem Geld eine Privatarmee aufstellten — kurz, daß Bürgerkrieg und Chaos mehr und mehr überhandnahmen und der Kongo dem Ruin entgegentrieb. Soll das anders werden, dann wird die UNO endlich den *Ursachen* der Wirren an die Wurzel gehen müssen, statt nur ihre Symptome unterdrücken zu wollen; sie wird Tschombe wie Mobutu absetzen, ihre Streitkräfte auflösen, die Belgier zur Ordnung weisen und die Regierungen der beiden Provinzen Orientale und Kivu, die von den Anhängern der Partei Lumumbas gebildet wurden, als Kern einer neuen Republik Kongo anerkennen und mit ihnen am Wiederaufbau des Landes zusammenarbeiten müssen. Die Aussichten, daß die Westmächte sich zu einer solchen heilsamen Operation entschließen werden, sind freilich schwach; man wird sich hinter den Widerstand gegen die *übertriebenen* Forderungen der Sowjetunion und einer Reihe von afrikanischen wie asiatischen Staaten verschanzen, um die *berechtigte* und längst notwendig gewordene Neuorientierung der Kongopolitik der UNO zu hintertreiben. Die Folge wird sein, daß der Kongo zum Spielball einer Machtpolitik der beiden feindlichen Lager wie der unabhängigen Staaten werden wird, die die schwersten Gefahren nicht nur für den Kongo und das übrige Afrika, sondern auch für den Weltfrieden in sich birgt.

16. Februar *H. K.*

I. F. Stone's Weekly, New York, äußerte sich am 12. Dezember 1960 wie folgt über die Kongokrise: «Die belgischen Großkapitalisten und ihre Katanga-Partner, die Rockefellers, gewinnen die Oberhand, den Schaden tragen wir alle: Das aufstrebende Afrika verliert das Vertrauen in die UNO, und der ‚Kalte Krieg' hat einen neuen Brandherd geschaffen, während doch die Welt ein Nachlassen der Spannung zu weiteren Verhandlungen so nötig hätte. Der Dschungel breitet sich vom Kongo aus.»

Entziehen wir uns einem Teil unserer Verantwortung?

Die Frage

Immer wieder wird die Frage an uns gerichtet, ob wir Christen-Pazifisten (und deshalb Antimilitaristen) die Verantwortung für die *Folgen* unserer Haltung auf uns nehmen. Wir müssen uns diese Frage, wenn wir den Tatsachen ernsthaft ins Auge sehen wollen, auch selbst regelmäßig stellen.

Kürzlich fragte mich einer meiner Kollegen auf einem Pfarrertreffen: Ist es nicht so, daß Sie als Christen-Pazifisten in gewissem Sinne keine Verantwortlichkeit tragen wollen? Handeln Sie nicht, wenn Sie Krieg und NATO abweisen, wie gewisse Kreise bezüglich der Sonntagsruhe? Man verurteilt die Teilnahme an Erholung und Vergnügungen am Sonntag, überläßt aber die Jugend sich selbst.

Wir dürfen solche Fragen nicht mit der hochmütigen Leichtigkeit unserer nun einmal feststehenden Überzeugung beiseite legen. Im Gegenteil — wir müssen uns durch derartige Fragen und Vergleiche wirklich in Verwirrung bringen lassen. Dann erst können wir ihren Ernst erfassen. Außerdem werden wir uns voller Schrecken fragen, wie es wohl möglich ist, daß solche Fragen noch immer erhoben werden, und das nach so vielen Jahren intensiver Arbeit des christlichen Pazifismus. Der Schrecken muß hier vorherrschen und keinesfalls der Vorwurf. Nur auf diese Weise ist eine Möglichkeit zu einer Begegnung und einem Gespräch gegeben.

Wie steht es nun mit unserer Verantwortlichkeit?

Unsere Verantwortlichkeit findet Grund und Grenze im Gehorsam

Wenn von Verantwortlichkeit die Rede ist, müssen wir uns immer fragen: *Wem* sind wir letzten Endes Gehorsam schuldig? Wem müssen wir, wem wollen wir, wem dürfen wir antworten? Wer sagt uns, wofür wir die Verantwortung tragen dürfen? Wer sagt uns, *wie* wir verantwortlich sein dürfen?

Die Antwort der Christen-Pazifisten auf diese Fragen kann nicht anders lauten als: Gott, wie wir Ihn durch und in Jesus, den Messias, kennen, in der Wirkung Seines Heiligen Geistes — *Er* ist es, der von uns die Antwort fordert. Er ist es auch, der unsere Antwort bestimmt. Er ist es, der unsere Antwort «richten» soll; das bedeutet, daß wir unsere Antwort durch Ihn beurteilen und verbessern lassen wollen. Dieser Gott und kein anderer (vgl. 1. Kor. 8: 5, 6) verlangt unseren Gehorsam. In diesem Gehorsam ist Zukunft. Wir gehorchen ja dem Herrn, der gesagt hat: «Ich habe die Welt überwunden.»

Als Christen glauben wir, daß dieser Gehorsam uns zum *Leben* führt. Es ist auffallend, wie häufig in der Bibel Gehorsam und Leben

miteinander verbunden werden. «Nehmt alle diese Worte zu Herzen, mit denen ich euch heute ermahne, damit ihr dadurch euren Kindern gebietet, alle Worte dieses Gesetzes genau zu betrachten. Denn für euch ist das kein leeres Wort, sondern das ist euer Leben.» (Deut. 32: 46, 47; vgl. 30: 15 bis 20). Amos ruft: «Sucht den Herrn und lebt!» (5: 6; vgl. Vers 4 und 14.) Jesus Christus spricht: «Ich bin gekommen, auf daß sie Leben und Überfluß haben» (Joh. 10: 10).

Dieses «Leben» entsteht und besteht nicht ohne Leiden, ohne Bedrückung, ohne Kreuz. Auch hiervon spricht die Bibel deutlich. Aber ebensowenig ist dieses «Leben» ohne Freude und klare Aussicht. Man lese ein Dokument wie den ersten Petrus-Brief.

Wir sind auf diese Erde mit Verantwortung gesetzt worden. Von unserer Bindung an Gott und unserer Verbundenheit mit Gott her; den wir in und durch Jesus Christus kennen, lernen wir die Dinge entdecken, für welche wir verantwortlich sein *dürfen* und sein *müssen*, das ist in einem Wort alles, was dem Frieden dient, was die Harmonie in der Gemeinschaft der Menschen fördert, also Gerechtigkeit, Wahrheit und Freiheit.

Aber aus dieser Verbundenheit mit Gott erfahren wir auch, *wie* wir Verantwortung auf uns nehmen dürfen. Der Zweck heiligt nicht alle Mittel. Nur diejenigen Mittel sind erlaubt, die den Frieden der Menschheit anstreben und die nicht die Vernichtung von Menschen mit sich bringen können. Mittel, welche Menschen wie Ratten vertilgen und ausrotten, dürfen von denjenigen, die den Namen Jesu, des Messias nennen, nicht gebraucht werden. Wir wissen: Hierin ist auch keine rettende Zukunft zu finden — das alles hat ja mit dem Reich Gottes (also mit dem Leben) nichts zu schaffen.

Gottes Wort fordert unsere Antwort. Diese Antwort ist unser Gehorsam. Dieser Gehorsam führt uns zum wahren Leben. Leiden und Kreuz sind damit verbunden, aber auch Freude und Aussicht. Das Wort Gottes, das nach unserer Antwort fragt, macht uns auf solche Weise verantwortlich, daß wir begreifen, *wofür und wie* wir die Verantwortung zu tragen haben.

Wir können also als Christen unsere Verantwortlichkeit nie besser beweisen als in diesem christlichen Gehorsam. Durch diesen Gehorsam dienen wir der Menschheit und ihrer Zukunft am besten. Durch Jesus, den Messias, sind wir hiervon tief überzeugt.

Unsere *Verantwortlichkeit* findet ihren Grund und ihre Grenze im *Gehorsam*.

Und die Folgen?

In den Gesprächen über die Verantwortlichkeit wird auch immer die Frage erhoben: Denken Sie nicht an die Folgen? Wenn es nach Ihnen ginge und die NATO würde aufgehoben und die Kernwaffen ausgeschaltet und die konventionellen Waffen abgeschafft, und die Russen kämen, könnten Sie es dann auf Ihre Verantwortung nehmen,

die Menschen unter diesem Joch seufzen zu lassen? Bedenken Sie wohl, daß Sie Anderen ein Opfer aufzwingen, das außerdem für sie viel zu schwer wäre?

Ich will versuchen, hierauf eine Antwort zu geben.

1. Wir müssen uns davor hüten, mit einer solchen Gewißheit von den Folgen zu sprechen. Man tut so, als ob alles schon feststünde. Man ist so überzeugt von seinen «Wenn . . . dann . . .»-Behauptungen («*wenn* wir das tun, *dann* geschieht das»), daß man wie mit einer genau umschriebenen Realität damit rechnet, daß es tatsächlich so kommt.

Aber . . . dürfen Christen wirklich so sprechen? Es gibt Christen, die mit gewissen gefährlichen deutschen Nationalsozialisten allerlei erlebt haben, wodurch sie es verlernt haben, in solchem sicheren Tone über die «Folgen» zu sprechen. Wenn sie in Gehorsam an Jesus Christus in einer unbefangenen Selbständigkeit dem «Gegner» begegneten, rechneten sie mit einer *doppelten* Möglichkeit: der andere könnte sie mißhandeln, aber es war *ebensogut möglich*, daß die Kraft des Geistes ihm zu stark sein würde und nichts Fürchterliches geschähe. Man unterschätze dieses «*ebensogut möglich*» nicht!

Wir dürfen nicht mit vollkommener Sicherheit sagen: Wenn wir das tun, tun sie das. Wir dürfen an die Kraft des Heiligen Geistes Gottes glauben. Das ist nicht eine Art «Posten Pro Memoria».

2. Man vergißt, daß, wenn dasjenige, was man befürchtet (und was die Pazifisten wollen), Wirklichkeit werden sollte — also die NATO aufgehoben, die Bewaffnung abgeschafft werden würde —, dies nur bei einer gründlichen Gesinnungsänderung der Mehrheit der Bevölkerung des Westens möglich wäre (oder jenes Volkes im Westen, das als erstes damit beginnen würde).

Kann man sich auch nur im entferntesten vorstellen, was eine solche Gesinnungsänderung bedeuten würde? Kann man sich auch nur im entferntesten vorstellen, welche positiven Kräfte dann zum Leben erweckt werden würden? Je länger diese unsere Situation dauert, desto weniger kann man sich das vorstellen, denn man gewöhnt sich stets mehr an die Götzen der Gewalt und des Mißtrauens.

3. Stets wieder vergißt man, den negativen Wünschen der Pazifisten die *positiven* zu gesellen. Das ist keine Bosheit. Man *kann* einfach nicht anders denken. Außerdem haben wir Pazifisten uns oft viel zu negativ ausgedrückt — das Positive stand zu sehr im Hintergrund.

Darum ist es gut, hier noch einmal festzustellen: Wir sagen nicht nur: Keine NATO usw., sondern wir setzen voraus, daß wir alle Kräfte dafür anstrengen wollen (und es auch wirklich tun), ein besseres Verständnis zwischen Osten und Westen zu ermöglichen, so daß Raum für eine internationale Rechtsordnung in der Gemeinschaft der Völker geschaffen wird. Wir haben tatsächlich nicht nur negativ die Wiederbewaffnung Deutschlands verworfen, sondern *positiv*, mit

dem christlichen Politiker Heinemann, konkret andere und begehbare Wege vorgeschlagen. Wir haben, um näher bei meinem eigenen Lande zu bleiben, nicht nur die sogenannten Polizeiaktionen in Indonesien verurteilt, sondern positiv immer auch auf Gespräche und Beratschlagungen gedrängt und ein mutiges, vorausblickendes Einverständnis mit dem Drang zur Selbständigkeit empfohlen, um den Kontakt zwischen Holland und Indonesien bestehen zu lassen. Wir haben nicht nur die holländischen Handlungen in und mit Neu-Guinea kritisiert, sondern *positiv* auf andere gangbare Wege gewiesen. Wir sagen nicht nur: Keine Kernwaffen, keine Bewaffnung — nein, wir verbinden damit immer, *positiv*, den Kampf für Gerechtigkeit und Menschlichkeit, zuallererst in den sogenannten unterentwickelten Gebieten, nicht nur in dem Sinne, daß wir der Bevölkerung zu essen geben und sie auf ein höheres Kulturniveau bringen müssen, sondern auch, indem wir ihnen helfen, diejenigen Strukturveränderungen in den ökonomisch-sozialen Verhältnissen zu verwirklichen, die ebenso spektakuläre Erfolge möglich machen wie die kommunistischen in China (Indien ist hierin ein Versuchsobjekt).

Es wäre noch mehr zu erwähnen. Aber immer wieder gilt, daß durch das *Positive*, das wir anstreben, die leider bisher befolgte Linie als negativ gekennzeichnet ist.

Wir wollen keinen Teil der Verantwortlichkeit vernachlässigen. Wir wollen unsere Verantwortlichkeit auf uns nehmen, wobei wir wissen, daß ihr Grund und ihre Grenze *im Gehorsam* zu finden sind — Gehorsam gegen Gott, wie wir ihn in und durch Jesus Christus, den Messias, und die Auswirkung des Heiligen Geistes kennen. Nur in *dieser* Weise wirken wir für das *Leben!*

4. Wir leugnen nicht, daß diese Verantwortlichkeit mit Schwierigkeiten, Leiden, Kreuz verbunden ist. Aber die Verantwortlichkeit, die wir jetzt auf uns nehmen, *was bringt die mit sich?*

Es ist merkwürdig, immer wieder zu beobachten, daß man die Folgen dessen, was man nun ziemlich allgemein als «Verantwortlichkeit» auf sich nimmt, mit einer großen Selbstverständlichkeit, oft selbst mit Gelassenheit, hinnimmt. Aber sieht man diese Folgen wirklich? Die Vermilitarisierung des ganzen Volkslebens macht immer größere Fortschritte. Die Jugendlichen werden alle von einer Art westlicher Ideologie systematisch beeinflußt. Die jungen Männer bekommen während einer großen Anzahl von Monaten eine antirussische politische Erziehung, während sie darauf abgerichtet werden, den Nächsten (den man den Feind nennt) auf so wirksame Weise wie nur möglich zu vertilgen (das ist am Ende die Realität des Militärdienstes). Die Kirchen kennen eine gewisse Beunruhigung hierüber, leisten aber sehr geringen Widerstand; in den Predigten werden im allgemeinen zwar gewisse Probleme erwähnt, aber beinahe niemals eingehend behandelt. Die politische Geheimpolizei nehmen wir mit Stillschweigen hin . . . man kann sie

nun einmal nicht entbehren, so sagt man. Der deutsche Militarismus, den wir (auch in Holland) so gut kennengelernt haben, verlangt nun auch schon nach Atomwaffen, und bekannte frühere Nazimänner haben nicht gerade nichts zu sagen. Die Atmosphäre wird durch Kernversuche verdorben; die unglücklich geborene Nachkommenschaft wird uns verfluchen. Und das ist noch nicht einmal alles.

Man fragt uns Christen-Pazifisten so oft: Dürft ihr den Menschen ein Opfer aufzwingen? Aber die Gegenfrage muß bestimmt auch gestellt werden: *Wird den Menschen nicht auch jetzt schon ein Opfer aufgezwungen?*

Das geschieht auf eine Weise, daß man es nicht einmal bemerkt. Man läßt die Leute selbst «in Freiheit» ihre Sklaverei und ihr Unglück wählen. Aber Christen sollten doch auch allerlei, das historisch gewachsen ist und zur Tradition gehört (wie zum Beispiel Militärdienst), durchschauen. Von ihnen darf doch wohl erwartet werden, daß sie «erhellte Augen des Herzens» haben (Eph. 1: 18). Und von ihnen darf doch sicherlich auch erwartet werden, daß sie wissen — und das ist eines der wichtigsten Dinge im Augenblick —, daß der Zweck nicht alle Mittel heiligt.

Es dreht sich aber nicht nur um die *Folgen*. Ausschlaggebend ist, daß wir uns die Frage stellen: Von welchem Gehorsam, von welcher Verantwortlichkeit sind die Folgen, die Früchte? Darum müssen wir uns als Christen immer die Frage stellen: *Was ist mehr in Einklang* mit demjenigen, was Gott von uns in Jesus, dem Messias, fordert, die eine Verantwortlichkeit oder die andere? Oder noch anders und vielleicht auch richtiger und noch triftiger: Bei welcher Verantwortlichkeit und ihren Folgen kann der Widersacher eher Jesus Christus erkennen — bei der einen, die ein Zusammenleben der Völker in Vertrauen auf Vertilgungs- und Vergeltungsbereitschaft (und alles, was praktisch und ideologisch dazu gehört) aufbauen will, *oder* bei der anderen, die ein Zusammenleben der Völker ohne all das anstrebt?

5. Und wenn nun die Folgen wirklich so wären, wie viele es sich vorstellen? Was dann? Die beste Antwort, die ich darauf geben kann, ist diese: Lesen Sie die Bücher des bekannten ostdeutschen Pfarrers Johannes Hamel «Christ in der Deutschen Demokratischen Republik» und «Christenheit unter marxistischer Herrschaft». Hier spricht einer, der den Schwierigkeiten täglich ins Auge sehen muß.

Nachdrücklich sagt Hamel, daß wir mit der «faktischen Leugnung der totalen Überlegenheit des Evangeliums» brechen müssen. Christen dürfen «im Kleinen und Großen, in öffentlichen und privaten Bereichen, die schon geschehene Überwindung und Gefangennahme aller Mächte und Gewalten durch die Auferstehung Jesu Christi proklamieren». Dann leben sie nicht aus einem praktischen Atheismus. Dann stehen sie als ein neues «drittes Geschlecht» zwischen den Fronten. So werden sie sich von der Art und Weise freimachen, wie

man in breiten Kreisen der Kirchen auf die politische Macht des Marxismus-Leninismus reagiert. «Der Marxismus ist eine Herausforderung an uns, zum Bekenntnis des Namens über allen Namen, in dem allein unser Heil beschlossen ist.» «Auch unter der Diktatur ist und bleibt die Christenheit die freigemachte Schar, sofern sie ihr Evangelium noch versteht und befolgt.»

Solch eine christliche Gemeinschaft kann dem Volk helfen, zur wahren Selbständigkeit zu kommen und nicht in Gelassenheit, Schlauheit und Haß unterzugehen. Aber von diesem Gesichtspunkt aus sehen wir auch, daß die größte Gefahr für uns in einer *falsch aufgefaßten Verantwortlichkeit*, die in Atheismus und Götzendienst ihren Grund findet, liegt. Im Atheismus, weil praktisch eine Verleugnung des Einen Wahren Gottes stattfindet. Im Götzendienst, weil anderen Göttern gedient wird. Dieser praktische Atheismus und dieser sehr wirkliche Götzendienst, die auch in der westlichen Welt üppig wachsen, bedeuten eine Schwächung des geistigen Widerstandes, der so nötig ist, um der kommunistischen Ideologie Widerstand zu leisten, und eine Schwächung, eine Wehrlosmachung der Massen, wenn wir auch behaupten, daß wir mit unseren konventionellen und Kernwaffen wer weiß wie wehrhaft sind.

Wir dürfen als Christen nur eine solche Verantwortlichkeit auf uns nehmen, die als eine Antwort auf das Wort, das Jesus Christus ist, gelten kann — eine Verantwortlichkeit, die als solch eine Antwort durch die Andersdenkenden erkannt werden kann.

Nur das ist auf lange Sicht rettend.
Alles andere schiebt uns in den Abgrund.

Darum müssen wir die *falsche* Verantwortlichkeit von uns weisen.

's Hertogenbosch (Holland) *Dr. Kr. Strijd*

Amerikaner analysieren die USA-Außenpolitik

(Schluß)

Nachdem die Analyse der Studien über die amerikanische Außenpolitik sich im ersten Artikel *Otto Feinsteins* (s. «Neue Wege», Februar 1961) mit den außenpolitischen Interessengebieten nach ihrer geographischen Verteilung beschäftigt hatte, kommen im zweiten abschließenden Aufsatz die allen Gebieten gemeinsamen Probleme der Außenpolitik zur Sprache.

Der Bericht des Verbandes für wirtschaftliche und industrielle Forschung (Corporation for Economic and Industrial Research) vom August 1959 weist auf den, international gesehen, bedeutenden Ab-

stieg der wirtschaftlichen Stellung der USA hin. Beigetragen haben dazu hauptsächlich die zunehmende Konkurrenz der UdSSR, Westeuropas, wie auch innere wirtschaftliche Schwierigkeiten Amerikas. Im Glauben an die Unübertrefflichkeit des privaten Unternehmertums auch für internationale Entwicklung, fördert die USA-Regierung die Anlage von privaten Kapitalien im Ausland, kann aber nicht verhindern, daß die Anlage suchenden Gelder die schon in Entwicklung begriffenen Länder vorziehen und die wirklich rückständigen Gebiete vernachlässigen, es sei denn, die Natur habe diese letzteren durch Öl- oder Mineralreichtum begünstigt. Der Kapitalabfluß von Amerika nach Europa wird unter Umständen das Wachstum der amerikanischen Industrie hemmen, da er in Amerika konkurrierenden Industrien angelegt wird und den Folgen — erhöhtem Import von Fertigwaren — nicht ohne weiteres durch protektionistische Maßnahmen begegnet werden kann. Zusammenfassend erklären die Berichterstatter, daß im Gegensatz zur internationalen Wirtschaft, die durch außerordentliche Expansion charakterisiert ist, in Amerika überhaupt kein Wachstumsprogramm (policy of growth) festzustellen sei.

Noch düsterer beurteilen die Kritiker des Washingtoner Center of Foreign Policy Research an der berühmten John Hopkins University den Stand der militärischen Bereitschaft Amerikas. Angesichts der russischen Fortschritte in der Militärtechnik, stellen sie fest, sei eine erneute Prüfung der Lage überfällig, aber noch nicht in Sicht. Trotz der Gewißheit, daß ein totaler Krieg Selbstmord gleichkäme, sind sie der Auffassung, ein solcher Krieg könnte — *nicht etwa nur durch einen unglücklichen Zufall* ausbrechen, *sondern es sei durchaus möglich* (a definite possibility), daß er sogar absichtlich ausgelöst werde. Die Maßnahmen, die getroffen wurden, um einen Überraschungsangriff zu vereiteln, beruhen auf einem System der Radarwarnung, das jedoch nicht immer zwischen einem Flug Wildgänse und einer Staffel von Bombern zu unterscheiden vermag und darum seinerseits irrtümlich einen bewaffneten Konflikt herbeizuführen imstande ist.

Die Lücke, die vorläufig zwischen der russischen Ausrüstung mit interkontinentalen Lenkraketen und dem amerikanischen Raketenprogramm besteht, erhöht die Furcht vor einem russischen Vernichtungsschlag (preemptive strike) und hat schon zu Forderungen gewisser amerikanischer Regierungsstellen nach einem Präventivkrieg geführt. Wenn sie bis jetzt zurückgewiesen wurden, so besteht doch keine Garantie, daß sie bei zunehmender Spannung nicht wieder erhoben werden. Man weiß, daß militärische Führer in Japan vor einem bestimmten Datum losschlagen wollten, um nicht zu einer Militärmacht zweiten Ranges herabzusinken, und nimmt an, daß auch in Rußland ähnliche Überlegungen angestellt werden könnten.

Von den Möglichkeiten, die die Autoren dieses Berichtes erwähnen, um wieder zu einem Gleichgewicht der Rüstung zu gelangen — höher versteigen sie sich nicht —, lohnt es sich nicht zu reden, denn

sie sehen nicht ein, wie Feinstein betont, daß auch ein solches Balancieren am Rande des Abgrundes doch in der Katastrophe enden muß. Von der Verständigung über eine atomfreie Zone in Westeuropa, die *ein* gangbarer Weg wäre, wird im Bericht nichts erwähnt.

Ideologie und Außenpolitik

Das Center für International Affairs der Harvard University bemüht sich, den Einfluß der nach ihm hauptsächlichen ideologischen Strömungen — Nationalismus, Neutralismus und Kommunismus — auf die Weltereignisse abzuschätzen. Im Gegensatz zu Foster Dulles betrachten sie das Verlangen eines jungen, eben vom Kolonialjoch befreiten Landes nach Freiheit von Bindungen als natürlich und nicht «unmoralisch». Neutralismus erlaubt ihm, international eine wichtigere Rolle zu spielen als der Anschluß an einen Machtblock.

Die Verfasser des Berichtes sehen auch ein, daß bei den Völkern die kapitalistische Gesellschaftsform — freies Unternehmertum nach amerikanischem Vorbild — wenig Anziehungskraft mehr hat, sozialistische Organisationsmethoden und Sozialismus als politisches Ideal scheinen an Boden zu gewinnen. Und über die Einstellung der amerikanischen Außenpolitik zu dieser Entwicklung äußern sich die Verfasser ähnlich wie Rostow, wenn sie erklären: «*Unser Maßstab für den Wert eines Regimes sollte sein: die Hingabe, mit der es an der Hebung der wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse seines Landes arbeitet.*» «Dogmatische Ideengebäude können nur durch konstruktives Handeln unterminiert werden und durch Grundsätze, die das Sehnen der Menschheit echt zum Ausdruck bringen.» Also nicht durch den wenig überzeugenden Ideologie-Ersatz, der «auf Furcht vor dem Kommunismus beruht und in hohlen patriotischen Phrasen zum Ausdruck kommt».

Die Berichte des Council on Foreign Relations und der Maxwell Graduate School of Citizenship and Public Affairs vom November 1959, über die Ziele und die Praxis der US-Außenpolitik, äußern sich übereinstimmend dahin, daß das State Department in den fünfziger Jahren kein außenpolitisches Programm erkennen ließ, daß es — populär gesprochen — von der Hand in den Mund lebte.

> «Unsere Außenpolitik besteht in der Beantwortung von Kabelmeldungen. Eine Botschaft aus dem Ausland, eine politische Frage betreffend, trifft ein; der für das Ressort verantwortliche Beamte entwirft die Antwort. Mit den Initialen der anderen an der Angelegenheit beteiligten Beamten des Außenamtes versehen, wird sie im Namen des Ministers (der sie wahrscheinlich gar nicht zu sehen bekommen hat) abgeschickt. Das ist unsere Außenpolitik von heute. Morgen mag sie anders aussehen. Zu fragen, wie sie sich in einem Jahr präsentiere, wäre Zeitverschwendung.»

Dies muß festgestellt werden in einer Zeit der «beschränkten Kriege» und der «Abschreckungsstrategie», wo stets die Möglichkeit besteht, daß sich aus solcher Praxis schwerwiegende Konflikte ergeben. Es ist ein erschreckender Gedanke.

Nicht minder alarmierend ist der Vorwurf ungenügender Vorbereitung jener verantwortlichen Minister, die vor dem Forum der Weltöffentlichkeit internationale Verhandlungen zu führen haben. Sie führen solche Verhandlungen ohne die Rückendeckung durch ein politisches Programm, auf das sich die Regierung geeinigt hätte. Es gibt, wie die letzterwähnten Verfasser betonen, keinen hauptamtlichen technischen Stab, der sich mit den aktuellen Problemen — zum Beispiel der neuen Strategie der Rüstungseinschränkung und Kontrolle — beschäftigt. Es gibt noch viel weniger Direktiven über Möglichkeiten oder Methoden, *einen Nuklearkrieg zu vermeiden. «Niemand macht sich Gedanken darüber — außer etwa den Leuten, deren erste Aufgabe es ist, den Nuklearkrieg vorzubereiten. Was unserer Regierung erstes Anliegen sein sollte — Friede —, ist so dem Zufall überlassen oder findet höchstens in den streitbaren Antworten auf die russischen Anträge seinen Niederschlag.»*

In der Zusammenfassung Feinsteins lautet die Kritik am Instrument, das die Einstellung Amerikas auf die Außenwelt bestimmt — dem Außenamt — wie folgt: «Die außenpolitischen Maßnahmen sind nicht koordiniert und nur auf kurze Frist berechnet. *Probleme auf lange Sicht, wie die Abrüstung, werden nicht ihrer Bedeutung entsprechend studiert.* Die militärische Macht der USA ist zurückgegangen — ihre auf NATO- und SEATO-Stützpunkten beruhende Struktur ist durch die Fernlenkgeschosse der Russen überholt, so daß die Gefahr eines durch Zufall ausgelösten Krieges sehr groß ist. Die USA sind schließlich ideologisch den meisten übrigen Völkern völlig entfremdet, so daß das amerikanische Volk weder die Außenwelt versteht noch sich über die eigenen nationalen Ziele klar ist. Die USA können mit ihren Einflußmöglichkeiten weder die technologische noch die soziale Umwälzung der Welt kontrollieren und schon gar nicht in ruhige Bahnen lenken.

Die Schlußfolgerungen, die der Leser aus den Berichten ziehen muß, lauten recht verschieden von der letzten «State of the Union-Botschaft» Eisenhowers. Seine beruhigenden Erklärungen machten nach den Ereignissen im Libanon, in Irak, auf Kuba wie angesichts der Situation im Kongo und in Lateinamerika selbst in den USA kaum mehr einen wirklichkeitsnahen Eindruck. Sozialen Umwälzungen ist, wie Feinstein sagt, mit militärischer Mentalität und Mitteln nicht länger beizukommen. Er schließt seine Übersicht mit den Worten: «Die vorstehenden Berichte bieten die Grundlage für eine nationale Debatte über eine amerikanische Außenpolitik, die andere Wege und Mittel wählt als diejenige der letzten Jahre. Diese Rolle zu erfüllen, wurden sie in Auftrag gegeben.» *Red.*

Die Deutschen und der Turm am Siloe

Wort des Herrn

Beim Evangelisten Lukas, im 13. Kapitel, Vers 4 und 5, steht zu lesen dies Wort des Herrn:

«Meint ihr, jene achtzehn, die der Turm am Siloe bei seinem Umsturz erschlug, seien schuldiger gewesen als alle andern Einwohner Jerusalems? Nein, sage ich euch. Und wenn ihr nicht umkehrt, werdet ihr alle gleichfalls umkommen.»

Aufgetürmt haben wir Deutschen im zwanzigsten Jahrhundert zwei Türme der Macht und des Stolzes, die bei ihrem Einsturz Millionen Menschen unter sich begruben. Und wir sind jetzt dabei, den dritten Turm aufzugipfeln, der uns «alle» erschlagen wird.

1. Der Umsturz des «kaiserlichen» Turms

«Säbelraßler» an der Spitze einer «schimmernden Wehr» und Summus Episcopus, Oberster der evangelischen Kirche Jesu Christi, war er gewesen, der letzte Kaiser der Deutschen, der Baumeister des kaiserlichen Turms imperialistischer Macht und Herrlichkeit.

Der siegreiche Krieg sollte den preußischen Adler auf des Turmes Zinne pflanzen, daß er in strahlendem Gold den Völkern Europas und der Welt leuchte als das Wahrzeichen deutscher Sendung zur Herrschaft über den Erdkreis.

Christen, Humanisten und Sozialisten zogen «Schulter an Schulter» gemeinsam aus als die Streiter des *«herrlichen Kaisers»*, der «keine Parteien mehr» kannte — nur den Endsieg «deutschen Wesens», an dem allein «die Welt genesen» würde. Damals — habt ihr's vergessen? — habt ihr vor Freude geweint, daß es «endlich losging»;

damals — habt ihr's vergessen? — stimmten eure Dichter ihre Saiten auf den Ton, den einer von ihnen so angab:

«Und eure Faust sei Eisen!
Und euer Herz sei Stein!»

Damals — habt ihr's vergessen? — habt ihr eurem Kanzler zugejubelt, der Verträge mit Nachbarstaaten als «Fetzen Papier» bezeichnete;

damals habt ihr die Lehren eurer *Professoren* befolgt, die das «Durchhalten und Maulhalten» lehrten;

damals habt ihr des Papstes Wort in den Wind geschlagen, als er sagte, daß der Krieg nichts sei als «ein ehrloses Gemetzel»;

damals habt ihr eure «Ehre» dreingesetzt, ihm wieder und wieder zu beweisen, wie recht er hatte: habt ihr nicht vor Ypern fünftausend Engländer wie Ratten mit Chlorgas vergiftet? Habt ihr nicht Hurra geschrieen, wenn eure U-Boote wieder ein feindliches Schiff bei Nacht und Nebel «in den Grund gebohrt» hatten?

Damals — habt ihr's vergessen? — seid ihr nach solchen «Heldentaten» zu Siegesfeiern «mit Beten vor Gott den Gerechten» getreten!

Damals verkündeten die *Pfarrer* daheim das Zeichnen der Kriegsanleihe als evangelische Tat ersten Ranges;

damals segneten die Pfarrer in Uniform «im Felde» auch Gasgranaten als Waffen «christlicher» Staaten;

damals habt ihr uns Achtzehnjährige in die Schlachten geworfen, als eure Generale längst wußten, daß der Krieg verloren war; im *«Verheizen»* lag schon damals eure Größe als «Heldenvolk»!

*

Umgestürzt ist damals euer Turm. *Der herrliche Kaiser desertierte.* Der Feldherr setzte eine blaue Brille auf und lief davon. In Hunger und Elend blieb das Volk zurück.

Seid ihr damals umgekehrt? Ach, zur *Lüge* habt ihr euch hingewandt: daß nur ein verräterischer «Dolchstoß» euch um den Endsieg gebracht habe!

Bei den bolschewistischen Russen erprobten eure *Generale* neue Waffen, mit denen in einem nächsten Anlauf der Endsieg errungen werden sollte!

So mußte er denn kommen, der neue Turmbauer, der das rotierende Galgenkreuz auf die Zinne des Turms der neuen Deutschheit pflanzte!

2. *Der Umsturz des rassistischen Turms*

Ihr wißt es doch noch — oder wollt ihr's nicht mehr wissen? —, daß der alte General dem hergelaufenen Asylmenschen das Steuer des Reiches in die Hand gab?

Ihr wißt es doch noch — oder wollt ihr's nicht mehr wissen? —, daß in einer *Kirche* das große Lügentheater der christlich-deutschen Wiedergeburt inszeniert worden ist?

Ihr wißt es doch noch, daß die Volksvertreter des Bürgertums den Führerverbrecher zu seinen Taten *«ermächtigten»*?

Ihr wißt es doch noch, daß er schon ein Jahr nach seiner Machtergreifung in einer Mordorgie sein wahres Gesicht gezeigt hatte?

Ihr wißt es doch noch, daß dieser Mörder Tausende Volksbrüder hinter Stacheldraht zu Tode quälen ließ?

Ihr wißt es doch noch, daß dieser Mörder das Judenvolk auszurotten gedachte und zu diesem Zweck Abertausende mit Gas umbrachte?

Ihr wißt es doch noch, daß er den Krieg vom Zaune brach, um die Völker Europas unter den deutschen Stiefel zu zwingen?

Ihr wißt es doch noch, wie viele Gehilfen er bei allen seinen mörderischen Taten gefunden hat? *Professoren, Pfarrer, Juristen, Ärzte?*

Ihr wißt es doch noch, daß er Geisteskranke ermorden ließ durch willfährige Euthanasiemediziner?

Ihr wißt es doch noch, daß deutsche Richter genug Köpfe rollen ließen, wenn sie am «Volksgericht» Recht sprachen?

Ihr wißt es doch noch, wie seine SS-Mörder in Oradour und Lidice gehaust haben?

Ihr wißt es doch noch, daß der katholische Feldbischof, der, wie alle «Feldprediger», Christi Kreuz und Hakenkreuz auf *einer* Brust trug, noch im Osterhirtenbrief des Jahres 1944 die Soldaten zum Kampf für den Endsieg des «Führers» aufrief?

Ihr wißt es doch noch, daß die Generale Werwölfe und Volksstürmer «verheizten», als der Krieg längst verloren war?

*

Umgestürzt ist vor fünfzehn Jahren auch der zweite, der «großdeutsche» Turm. *Der «Führer» brachte sich* um. Sein Oberlügner ermordete erst noch seine fünf Kinder, bevor er selbst Hand an sich legte. In Ruinen blieb das Volk zurück, abermals dem Hunger preisgegeben.

Seid ihr da umgekehrt? Habt ihr euch besonnen und gewandelt? Ach, vergessen und begraben habt ihr eure Schuld und seid abermals zur alten Weise zurückgekehrt: in den Todeszirkel des Gewaltglaubens!

Nun ist die Stunde nahe, da ihr «alle» umkommen werdet!

3. Der Wunderturm des Wohllebens und der Atombombe

Entzweigerissen ist Volk und Land. Und jedes Teilstück rüstet als Satellit gegen das andere auf. Der *Volksselbstmord* steht vor der Tür.

Wen kümmert's im «Westen» schon! Hoch lebe der Lebensstandard, und immer höher trage er unser Leben hinauf!

Die Köpferoller holen jeden Monat ihre Pensionen am demokratischen Staatsschalter ab, und die kindermörderischen Mediziner üben ihre einträgliche Praxis weiterhin aus!

Höchste Juristen deckten jahrelang die Euthanasieobermörder, und ihre Kollegen in Ansbach vermochten es nicht, einen mörderischen SS-General ins Zuchthaus zu bringen.

Was kümmert's uns! Wenn es uns nur besser und immer besser geht in unseres Lebens Standardisierung — dann ist uns alles andere «recht».

Wir haben wieder ein Heer, das größte Europas! Und es wird mit den besten Waffen ausgerüstet: mit Atombomben und -raketen! So sind wir gesichert, ja, wir haben die besten Aussichten auf Wiedervereinigung. Hat sich die «Politik der Stärke» in der Vergangenheit nicht ausgezahlt — diesmal stehen wir (hüben und drüben!) «auf der richtigen Seite»!

Inzwischen ist die «Lady Chatterley» unser Weihnachtsbestseller,

und in der Statistik des Suffs haben wir den Anschluß an das gesegnete Jahr 1913 gefunden, an die Bürgerglanzzeit.

Die *Sozis* sind, wie 1914, auf die Generallinie eingeschwenkt und bereit, «Schulter an Schulter» mit dem Bürgertum die höchsten Güter zu verteidigen.

Die *Pfarrer* sind wieder wehrhaft geworden und bereiten die Seelen der Soldaten auf den endgültigen Endsieg vor.

«Wer ein Sparkassenbuch, ein Depot mit Renten und Aktien — wohlgemischt — sein eigen nennt und dazu noch ein oder mehrere Grundstücke besitzt, der pflegt sein Vermögen eines Tages durch den Erwerb kostbarer Kunstgegenstände, Bilder oder Schmuck abzurunden» («Frankfurter Allgemeine Zeitung»).

Es sind nur ein paar «Intellektuelle», wurzellose Burschen, gottlose Existenzen oder volksfremde Schwarmgeister, «Dummköpfe oder Verräter», nach dem Wort des Kanzlers Adenauer, die unserer wunderbaren Entwicklung widersprechen und unserem genialen Staatsmann sein *Soldatenangebot an die Amerikaner vom 29. August 1950* noch immer zum Vorwurf machen. Man wird mit ihnen fertig werden, wenn die Zeit reif ist.

Tot ist ja jener anmaßliche Geschichtsdeuter schon, der da zu schreiben wagte:

> «Da wir zerrissen sind, werden wir zerrissen werden; da wir uns streiten, wird der Streit uns verderben; da wir Betrug dulden, werden wir betrogen werden, da wir die Zerstörung denken, werden wir untergehen. Das ist das Gesetz.» (Reinhold Schneider.)

Nein, nein! Da wir das «christliche Abendland» verteidigen, werden wir siegen. Unser dritter Turm wird die Bastion wider Tod und Teufel sein.

> Gott ist mit uns und uns vor allem
> hat seine Huld sich kundgetan!
> (Kath. Kirchenlied)

*

Es kann keinen Zweifel mehr geben: über das deutsche Volk ist der biblische Zustand der *«Verstockung»* verhängt: «Augen haben sie und sehen doch nicht, Ohren und hören dennoch nicht.» Dieser *von Gott* verhängte Zustand überläßt die Völker ihrem eigenen verderblichen Willen, der sie in den Untergang führt.

Europas «Apokalypse» hatte mit dem Jahr 1914 begonnen. Seitdem kreist insbesondere sein «Herzvolk», das sich «Herrenvolk» nannte, im Todeszirkel. Aus dem Einsturz seiner zwei *Teufelstürme* hat dies Volk keine Lehre gezogen, ist nicht «umgekehrt» vom Weg des Verderbens. So wird sich das Wort des Herrn an uns erfüllen: Wir werden «alle» umkommen.

Angesichts dieses Standes der Dinge schweigen, wäre *Schuld.*

Bis zum letzten Atemzug muß der widersprechen und rufen, dem Stimme gegeben ist — sei es auch nur *«zum Zeugnis»* über «sie», die Führenden, die sich abermals als «blinde Blindenführer» erweisen; als Turmbauer auf den Sand wirtschaftlichen und politischen Erfolges eines *Teilstücks* des Landes; als Teufelswundergläubige, die die Geister nicht mehr zu unterscheiden wissen. Sie werden das *«Volk der Volksaktionäre»* in den Abgrund führen des Bruder-Bürgerkriegs, für den sie *atomar* rüsten, um *ganz Europa* in eine Wüste zu verwandeln.

Des Unheils Schatten
Liegt auf dem Land.
Riecht ihr den Brand?
Hört ihr die Ratten?

Georg D. Heidingsfelder

Alternativen in Afrika

E. S. Sachs, ein bekannter britischer Gewerkschaftsführer, der jahrzehntelang in Südafrika wirkte, wurde 1954 von der Regierung jenes Landes ausgewiesen. Er arbeitet eng mit der britischen Labourparty zusammen, ist also alles andere als ein Kommunist. *Red.*

Brief an «New Statesman», 24. February 1961.

Die Probleme des Kongo stehen im engen Zusammenhang mit denen des ganzen südlichen Afrika von Stanleyville bis Kapstadt. Die Propaganda des Kalten Krieges mag wohl das britische Volk und allgemein die Völker des Westens verwirren. Sie bietet aber keine Lösung für die steigende Spannung im südlichen Teil des afrikanischen Kontinents.

Die nationale Revolution, die sich in den letzten Jahren über Asien, den Mittleren Osten und den Norden und Nordwesten von Afrika ausbreitete, hat nun den südlichen Teil Afrikas erreicht, eines der reichsten Gebiete der Welt, mit 40 Millionen schwarzen und dreieinhalb Millionen europäischen Einwohnern.

Die Geschichte des südlichen Teils Afrikas ist die Geschichte von Eroberung, Unterdrückung und Enteignung ganzer afrikanischer Gemeinschaften. Ausländische — britische, belgische, amerikanische und andere (schweizerische z. B.) Kapitalisten haben riesige Vermögen aus den Gold-, Kupfer-, Diamanten- und anderen Mineralschätzen dieses Sub-Kontinents herausgewirtschaftet, während die afrikanische Bevölkerung in Elend und Knechtschaft hinuntergedrückt wurde. Die Methoden der weißen Herrscher haben sich mit der Zeit von Ort zu Ort gewandelt, aber ihr Ziel ist immer dasselbe geblieben: *ein Reservoir billiger afrikanischer Arbeitskräfte zu schaffen und zu erhalten.*

Die afrikanischen Völker haben nun genug von der weißen christ-

lichen Zivilisation und sind entschlossen, Freiheit und nationale Unabhängigkeit zu gewinnen. Mit diesem Kampf ist Großbritannien aufs engste verbunden. Wo sich keine weißen Siedler befinden und keine bedeutenden Bodenschätze, ist man bereits zu einer Verständigung gelangt, aber im Süden, wo sich unermeßliche Reichtümer an Mineralien befinden, Eigentum und ausgebeutet von internationalen Finanzleuten und europäischen Siedlergesellschaften, scheint eine heftige Explosion bevorzustehen.

Großbritannien hat hier die Wahl. Es kann entweder die heutige Politik der Beherrschung durch die Weißen und kolonialer Ausbeutung fortsetzen. Das bedeutet weitere Massaker, mehr Gefängnisse, größere Konzentrationslager, oder es kann mit der Zeit schreiten und sich mit Afrika verständigen, so lange noch Zeit ist. Die erste Alternative wird im besten Fall einen zeitweiligen Erfolg zweifelhafter Art sichern. Die Spannung wird sich erhöhen und die Furcht immer mehr ausbreiten. Im gegebenen Moment wird sich das ganze südliche Afrika erheben und sich mit Gewalt aneignen, was ihm rechtmäßig gehört. In diesem Zusammenstoß, der unvermeidlich erscheint, wenn die gegenwärtige Politik fortgesetzt wird, werden die *Afrikaner wohl leiden, aber sie werden überleben.* Die Weißen anderseits werden überwältigt werden.

Die andere Möglichkeit bedeutet, daß die weißen Bergwerkbesitzer freie Arbeiter anstellen, bei einem Lohn, der ein anständiges Leben gestattet, statt Halbsklaven zu wenigen Schillingen im Tag: sie werden sich auch damit abfinden müssen, daß ihre Dividende von 200 oder 300 Prozent auf ein vernünftiges Niveau sinkt. Es bedeutet das Ende der «Föderation», die weiter nichts als verkleidete weiße Herrschaft ist. Es ist das Ende der Herr- und Knecht-Gesellschaft, das Ende auch der Apartheid, der Partnerschaft, Bantustans und aller anderen Schikanen. Aber nur diese zweite Möglichkeit wird für Weiß und Schwarz dauernden Frieden und Gedeihen bringen. Was immer die Konservativen und die Verfechter der weißen Herrschaft im südlichen Afrika zu tun gedenken, die britische Labourbewegung und das britische Volk müssen sich voll und ganz für die Freiheit der Afrikaner einsetzen. *E. S. Sachs*

Mörder als Verbündete

«Ein Mord ist verübt worden, wahrscheinlich von Personen, die verantwortliche Stellungen innehaben» — das war der spontane Kommentar Pandit Nehrus, als er vom Tode Lumumbas erfuhr. Heute besteht kein Zweifel mehr darüber, daß die Mörder Lumumbas tatsächlich höchste Regierungsstellen bekleiden.

Als erster kommt in Frage der Ministerpräsident der abgefallenen

Kongoprovinz Katanga — Moise Tschombe. Er hat zwar den Mord nicht mit eigenen Händen ausgeführt, er hat aber den Auftrag dazu gegeben, den gedingten Mördern 400 000 belgische Franken — 25 000 DM — bezahlt und sie unter seinen Schutz genommen. «Die Täter können nicht ernstlich getadelt werden», ließ er der Presse durch seinen Innenminister Munongo erklären, «weil sie den Kongo, Afrika und die Welt von einem Problem befreit haben, das gewisse Leute verschlimmert haben — ein Problem, das die Existenz der Menschheit bedroht hat». Auch verweigert er der UNO sowohl eine Untersuchung der näheren Umstände der Ermordung als auch eine Besichtigung der Leiche Lumumbas.

Nicht minder belastet an dem Mord Lumumbas ist Kongos Staatspräsident Kasavubu, der Lumumba (am 18. Januar 1961) seinem schärfsten Widersacher auslieferte. Denn als er das tat, wußte er ganz genau, was Lumumba in den Händen des grausamen Tschombe erwartete. Es besteht daher kein Zweifel darüber, daß Staatspräsident Kasavubu den von ihm abgesetzten Ministerpräsidenten Lumumba deswegen in die Hände seines Widersachers auslieferte, weil er ihn einfach ermorden lassen wollte. Denn aus seiner Sicht war Lumumba nicht allein ein Problem für den Kongo, Afrika und die Welt, sondern darüber hinaus ein persönliches. Zwischen den beiden höchsten Würdenträgern Kongos bestand eine persönliche Feindschaft, der Staatspräsident betrachtete daher den Ministerpräsidenten als eine akute Gefahr für seine Person, und das wiegt bekanntlich schwerer als die Gefahr für sein Land oder gar die Welt.

Wenn daher Tschombe der direkte Mörder Lumumbas ist, so ist Kasavubu der indirekte. Auf ihm lastet daher mindestens ebensoviel Schuld wie auf Tschombe. Denn hätte er ihm Lumumba nicht ausgeliefert, so hätte der Mord wenigstens in dieser grausamen und staatlich sanktionierten Form nicht stattgefunden.

Die gleiche Schuld trifft im übrigen auch den Oberbefehlshaber der kongolesischen Armee, Oberst Mobutu, der nicht allein den Ministerpräsidenten durch einen Militärputsch absetzte, sondern auch an seiner Auslieferung an Tschombe beteiligt war.

Aber auch die UNO ist nicht ganz unschuldig an der Ermordung Lumumbas. Denn:

1. Sie erklärte Lumumba insofern für vogelfrei, indem sie seiner UNO-Delegation die Anerkenung versagte und Kasavubus Delegation als die rechtmäßige erklärte; dabei erzielte Lumumbas kongolesische Nationalbewegung (Mouvement National Congolais) einen überragenden Sieg bei den Wahlen im Oktober 1958, und er wurde vom Parlament nach allen demokratischen Spielregeln gewählt; außerdem machten beide, Parlament und Senat, die Amtsabsetzung Lumumbas durch den Staatspräsidenten rückgängig und bestätigten ihn zweimal in seinem Amt; nicht Lumumba hatte daher widerrechtlich

gehandelt, sondern Kasavubu; dennoch ergriff die UNO einseitig Partei für Kasavubu und machte sich indirekt an der Ermordung Lumumbas schuldig.

2. Die UNO-Polizei im Kongo verhinderte die Bewegungsfreiheit des Ministerpräsidenten in seinem eigenen Lande, ließ ihn nicht über den Sender Léopoldville an sein Volk sprechen und tat nichts, um die Einberufung von Parlament und Senat zu ermöglichen, die von Oberst Mobutu gewaltsam aufgelöst worden waren.

3. Die UNO hat nicht ultimativ die Rückführung Lumumbas nach Léopoldville gefordert, obwohl sie genau wußte, daß er wie ein Verbrecher angekettet nach Elisabethville gebracht und von Tschombes Soldaten gedemütigt und schwer mißhandelt wurde und obwohl sie mit seiner Ermordung rechnen mußte.

4. Was aber am schlimmsten ist, die USA beharren nach wie vor darauf, Kasavubu als den rechtmäßigen Vertreter Kongos zu betrachten, und werden sicherlich versuchen, ihren Standpunkt in der UNO durchzusetzen. Dadurch werden sie aber nicht allein den Riß in der UNO vertiefen, sondern auch einen Mörder zum Bundesgenossen der Vereinten Nationen machen.

*

Es ist zwar wahr, daß Lumumba keine leicht zu behandelnde Persönlichkeit war. Denn er war ehrgeizig und machtbesessen. Sein Ehrgeiz und seine Machtbesessenheit galten aber nicht seiner Person, sondern seinem Land und seinem Volk, denen er ergeben war und dienen wollte. So ist es auch zu erklären, daß er beide Häuser des Kongo-Staates — Parlament und Senat — auf seiner Seite hatte oder für sich gewann und von ihnen sogar (am 14. September 1960) unumschränkte Vollmachten bekam.

Was seine staatsmännische Befähigung und politische Lauterkeit anbetrifft, so wurden sie ihm gleicherweise von Freund und Feind anerkannt, sofern letztere aufrichtig und objektiv waren und ihre Urteile nicht von Feindseligkeit getrübt wurden. Auch wurde er überall — in den USA, in Kanada, Großbritannien, von den afrikanischen Ländern, die er aufsuchte, ganz zu schweigen — als einer der größten Führer Afrikas gefeiert. Von König Baudouin erhielt er sogar das Großkreuz des Leopold-Ordens.

Ein Dorn in den Augen der USA und der Westmächte wurde Lumumba erst, als er anfing, mit der Sowjetunion zu paktieren und Hilfe von den Ostblockstaaten anzunehmen. Die Westmächte wollten oder konnten anscheinend nicht einsehen, daß der Kongo nach dem Abzug der Belgier in enorme wirtschaftliche Schwierigkeiten geraten war und Lumumba daher eine massive Soforthilfe brauchte, um sein Land und sein Regime vor einem Zusammenbruch zu retten. Da nun aber die Westmächte seiner Meinung nach zögerten, sah er sich gezwungen, sich an den Osten zu wenden.

In bezug auf Kongo machten die Westmächte denselben Fehler wie unter anderem in bezug auf Ägypten, allerdings mit dem Unterschied, daß es sich beim Kongo nicht bloß um den Bau eines Dammes (Assuandamm), sondern um eine Soforthilfe zur Verhinderung von katastrophaler Hungersnot und eines Zusammenbruchs handelte.

Die angeblichen kommunistischen Neigungen Lumumbas gehören allem Anschein nach der heute üblichen Tendenz an, jeden als Kommunisten zu beschimpfen, der nicht auf die Kommunisten schimpft. Lumumba, wie die meisten afrikanischen und asiatischen Führer, bewunderte zwar die Sowjetunion und China, die aus eigener Kraft mit unsäglichen Schwierigkeiten fertig wurden; er nahm auch dankend das Hilfsangebot der Ostblockstaaten an. Daraus aber zu schließen, daß er ein Kommunist gewesen sein soll, ist, ganz milde gesagt, oberflächlich. Oberflächlichkeit scheint aber ein unabdingbarer Bestandteil der Politik von heute zu sein, auch im Lande der Dichter und Denker.

Aber wenn auch Lumumba Kommunist gewesen wäre und seinem Lande eine östliche Ausrichtung geben wollte, so war das kein Grund für die UNO, ihn kaltzustellen. Denn abgesehen davon, daß die UNO satzungsgemäß nicht das Recht hat, sich in die politische Ausrichtung eines Mitgliedstaates einzumischen, gehören doch der UNO eine ganze Reihe kommunistisch ausgerichteter Staaten an.

*

Lumumba ahnte, daß er nicht lange leben würde. Dem Korrespondenten der UPI, George Sibera, erklärte er im September vorigen Jahres:

«Ich weiß, daß ich bald sterben muß. Aber ich weiß auch, daß mein Tod meinem Volk helfen wird . . . Mein Leben zählt nicht. Ich will der Gandhi Afrikas sein.» («Die Welt» 15. Februar 1961).

Der Wunsch Lumumbas, der Gandhi Afrikas zu werden, wird wohl nicht in Erfüllung gehen, weil er nicht das Zeug dazu hatte, das einen Gandhi macht. Noch weniger aber wird das Vorhaben Tschombes und Kasavubus in Erfüllung gehen, Kongo, Afrika und die Welt von einem Problem zu befreien. Denn es liegt nicht im Wesen eines politischen Mordes, Probleme abzuschaffen, sondern bestehende Probleme zu verschärfen und neue ins Leben zu rufen.

Durch die Ermordung Lumumbas hat man einen Nationalhelden und einen Märtyrer nicht allein für die Sache Kongos, sondern auch ganz Afrikas und aller Kolonialvölker überhaupt gemacht. Politische Märtyrer sind aber eine große Gefahr im politischen Dschungel eines unterentwickelten Kontinents.

Das werden bald nicht allein Tschombe und Kasavubu, sondern auch die UNO zu spüren bekommen. Die Anzeichen dafür sind schon da!

Wer Mörder zu Verbündeten macht, schneidet sich ins eigene Fleisch. *Dr. Th. Michaltscheff*

China und sein Nahrungsproblem

Rewi Alley, der Neuseeländer (geb. 1897), der seit 1927 in China arbeitet, ist unseren Lesern nicht unbekannt. Während des chinesisch-japanischen Kriegs in den dreißiger Jahren — noch unter Chiang Kai-shek — der unvergleichliche Leiter und Inspirator der industriellen Genossenschaften Chinas, ist er auch heute eine Art weltlicher Missionar. Seine Aufgabe ist nominell die Ausbildung junger Leute zu Handwerkern und Technikern, die die Landbevölkerung zu neuen Produktionsmethoden anleiten können. Das tönt sehr nüchtern. In Wirklichkeit ist er einer der größten Volkserzieher unserer Zeit, ein Mann, zu dem die junge Generation Chinas in Liebe und Verehrung aufschaut.

Ein Brief von einer alten schwedischen Freundin veranlaßt mich, ein paar Zeilen zu schreiben zum Thema «Ernährung in China im Frühling 1961». Sie ist bestürzt über die verschiedenen Nachrichten und Gerüchte, die im Westen herumgeboten werden, über eine angeblich schwere und weitverbreitete chinesische Hungersnot und fragt sich, was sie tun kann. Eine andere Freundin schickte sogar ein Nahrungsmittelpaket an die chinesische Botschaft in ihrem Land und war höchst überrascht, als es ihr mit einem höflichen Dankeswort wieder zugestellt wurde.

Dann war da der australische Radiokommentator, den ich kürzlich hörte. Er gab zu, daß chinesische Weizenkäufe in diesem Moment für Australien von großer Bedeutung wären, fuhr dann aber fort, daß die Australier und die ganze kapitalistische Welt ein großes internationales Projekt für die Urbarmachung der Wüsten von Chinesisch Zentralasien in die Wege leiten sollten. Er erwähnte anderseits nichts davon, daß australische Ureinwohner in die Wüsten Australiens getrieben werden, um für Bombentestgelände Platz zu schaffen, oder daß für Eingeborene reservierte Gebiete einer Monopol-Bergwerksgesellschaft in die Hände gespielt werden. Auch über die Chance, von Chinas reicher Erfahrung zu lernen, wenn es sich darum handelt, die fortschreitende Austrocknung des australischen Kontinents zu bekämpfen, wußte der Kommentator nichts.

Ich denke manchmal an die Erfahrungen zurück, die ich in den letzten 34 Jahren in China machte, an die Jahre 1927/28/29, als im Nordwesten wie in Schantung eine wirklich weitverbreitete Hungersnot herrschte. Damals starben tatsächlich Millionen. Es gab zu jener Zeit eine kleine Organisation, die, mit Chinesen zusammenarbeitend, eine Arbeitsgruppe in die innermongolische Ebene ausrüstete. Ich selbst gehörte ihr eine Zeitlang an. Ihr Projekt, der Bau eines Kanals, führte zu nichts. Es war sterbendes Land. Auch in Honan herrschte in den Jahren 1941/42/43 eine Dürre, in deren Verlauf *mehr als zwei Millionen Menschen starben* — ein niederschmetterndes Erlebnis. 1959 jedoch, im ersten der derzeitigen beiden Dürrejahre, besuchte ich eine Kommune im Osten von Chengchow, wo ich 1941 Berge von Leichen gesehen hatte. Ich fand diesmal, daß sie trotz dem Wetter Rekordernten gehabt hatten. Es hatte sich herausgestellt, daß bei ratio-

neller Anwendung der Kollektivkräfte genügende Bewässerung möglich war. Die erst kürzlich eingerichtete Kommune hatte die nötigen Voraussetzungen für diesen Einsatz geschaffen, so daß die ganze Kraft jedes einzelnen für das Wohl der Gemeinschaft eingesetzt werden konnte.

In den ersten paar Jahren des Dezenniums, das ich von 1944 an im Korridor von Kansu verbrachte, herrschte sozusagen jeden Frühling Hungersnot. Viele alte Leute und Kinder gingen damals zugrunde, und die meisten, die überlebten, verdankten ihr Durchkommen nur der Sonne und wild wachsenden Kräutern. *Niemand im Ausland kümmerte sich seinerzeit um diese Zustände.* Die lokalen Gutsbesitzer fanden im Gegenteil Gefallen an diesen Notzeiten. Sie konnten dann ihre gehamsterten Vorräte an Körnerfrüchten — manche von ihnen hatten seit zehn Jahren oder mehr Vorräte angelegt — zu Höchstpreisen abgeben. Sie konnten auch Anleihen gewähren zu Wucherzinsen, und wenn die Zinse nicht eingingen, das beste Land für sich sichern. Unter den Gutsbesitzern im Nordwesten fanden sich viele von Ausländern geführte katholische Missionen. Jahre der Hungersnot sicherten ihnen regelmäßig eine große Anzahl von Waisenmädchen, die von der Kirche aufgezogen und später an geeignete Pächter der von der Mission erworbenen Ländereien verheiratet wurden.

In diesen letzten zwölf Jahren seit 1949 ist die Lebensspanne der Bevölkerung weiter geworden. Kinder sterben nicht mehr, wie dies früher der Fall war. Die Menschen sind das Kapital der Nation, ihr Reichtum, und der Boden muß eine viel größere Zahl von ihnen erhalten. Neue Bewässerungssysteme, Urbarmachung unbebauter Landstriche sind mit unglaublicher Schnelligkeit und Heldenmut vorangetrieben worden. China hat nie behauptet, daß alle seine Ländereien frei von Überschwemmungen oder Dürren seien. Die Regierung hat einfach festgestellt, daß gewisse wichtige Landesteile, die früher solchen Naturkatastrophen ausgesetzt waren, heute dagegen gesichert sind. Der Jangtsekiang zum Beispiel kann immer noch überschwemmen, und Wirbelstürme brausen über Fukien und Hainan hinweg. Es kann vorkommen, daß Regenmangel über unbewässerten Teilen von Schantung, Honan und Schansi — wie letztes Jahr — eine Mißernte verursacht. Dagegen werden aber heute natürlich die Hilfsmittel der ganzen Nation, der Städte wie des Landes, eingesetzt. Ein weiterer alter Freund im Ausland schrieb, wie schlimm es doch wäre, wenn die Leute heute den Gürtel wieder ein bißchen enger schnallen müßten. Wie verschieden die Auffassungen doch sein können! Wenn es sich darum handelt, um einer großen Sache willen — um den Landsleuten beizustehen, zum Beispiel — den Gürtel etwas enger zu schnallen, so tun dies die Chinesen mit einem Achselzucken, als etwas Selbstverständliches. Ihre Haltung ist die der alten Spartaner, die Schlemmerei und Verschwendung verachteten, da sie selbst sehr frugal lebten. Kommt aber das große Frühlingsfest wieder heran, wie diesen Februar,

so wissen sie stets eine Ausnahme zu machen, wie es von altersher der Brauch ist. Die Kinder werden wie gewöhnlich mit Leckerbissen gestopft und strömen durch die Straßen in bunten und dick wattierten neuen Kleidern.

Heute befreit China durch seine Weizenkäufe sowohl Kanada wie Australien von ihrem Überschußgetreide, das ihnen niemand abnehmen wollte. Kanada mit seinen 11 Prozent Arbeitslosen kann offenbar froh sein über dieses Geschäft, denn China zahlt schließlich nicht nur den vollen Preis, sondern gibt auch dem darniederliegenden Frachtenverkehr einen neuen Impuls. Mangellagen werden also auf natürliche Art durch Importe behoben, wie es auch anderswo geschehen würde, neben den schöpferischen Maßnahmen, die im Lande selbst durchgeführt werden. Seit hundert Jahren weiß man hier von keiner so schlimmen Dürre; wäre sie in früheren Zeiten so kraß gewesen, so hätte sie ohne Zweifel große Verluste an Menschenleben bedeutet. Als ich jedoch vor drei Wochen durch das Hinterland von China reiste und mich in Kunming, Tschungking und Sian aufhielt, stellte ich fest, daß die Leute überall gesund aussahen und fleißig ihrer Arbeit nachgingen. Sollte ein Bericht darüber herauskommen, wie Mißernten aufgefangen werden, so würde man daraus ersehen, wie tapfer der Kampf war, ein Epos selbstverleugnender Tatkraft. Im allgemeinen jedoch wird die chinesische Einstellung zu solchen Ereignissen in die Worte gefaßt: «Was ist schon dabei? Bloß eine weitere Hürde. Wir werden bald darüber hinweg sein, und nachher gibt's neue Probleme und immer wieder neue, mit denen wir auch fertig werden müssen. Wir brauchen unsere Schwierigkeiten nicht immer in die Welt hinauszuposaunen. Andere Länder haben sicher genug an ihren eigenen!»

Die ganze Geschichte der chinesischen Revolution ist die Geschichte von Niederlagen und noch mehr Niederlagen und schließlich von Siegen, die aus den Niederlagen hervorgingen. Es ist die Geschichte von Bergen, die zu überwinden waren, von Flüssen, die auf Wüsten abgelenkt werden mußten, und von Maschinen, die aus dem Eisen der Gebirge zu schmieden waren. Man hat im Ausland nicht viel gehört vom Kampf an der Getreidefront, denn wie es leicht zu verstehen ist, ziehen die Chinesen vor, von den aufregenden Dingen zu berichten, die jeden Tag vorkommen. Wenn sie eine Zeitlang schmal durchmüssen, so erscheint ihnen dies nicht so wichtig, daß man die ganze Zeit davon zu reden brauchte — nicht einmal so interessant wie zum Beispiel das kommende Pingpongturnier im April im lokalen Stadium. Aber wirklich, die Tatsache, daß ein Viertel der Weltbevölkerung durch diszipliniertes Verhalten eine Naturkatastrophe überwinden und nur um so stärker hervorgehen kann, ist ein großer menschlicher Triumph, wie ein Triumph ihrer gesellschaftlichen Organisation. Jedes Kind in jeder Volksschule weiß, wie es steht, warum man mit dem Getreide sparsam umgehen muß und was es braucht, um die Getreideernte zu erhöhen.

Was praktische Maßnahmen anbelangt, steht heute der Bau von Düngemittelfabriken an wichtiger Stelle, ferner der Aushub von Zehntausenden von Meilen von Verteilungskanälen, die das Wasser aus neugebauten Reservoirs und Kanälen dem Land zuführen, das seiner bedarf. Dann ist da auch das Programm, das sich zum Ziele setzt, viele von den ursprünglichen Landleuten, die etwas von Landwirtschaft verstehen, auf das Land zurückzubringen. Man bemüht sich um die Vereinfachung des bürokratischen Apparates in landwirtschaftlichen Gebieten, das heißt um eine Erhöhung der Zahl derer, die tatsächlich produktive Arbeit leisten. Auch Schulen und Fabriken werden in landwirtschaftlichen Gebieten angesiedelt, falls sich dies als wirtschaftlicher erweist. Größere und noch kühnere Pläne werden gemacht für die Bewässerung von Böden, die einst als hoffnungslos unproduktiv betrachtet wurden. Die Quellflüsse des Jangtsekiang zum Beispiel sollen durch die Berge auf das Ödland der Taklamakanwüste geleitet werden. Unter jener Wüste selbst liegt ein Grundwasserbecken, das mit der Zeit angezapft werden soll. Pläne für solche Arbeiten befinden sich in allen Stadien der Vorbereitung. Nichts bleibt lange wie es war, am allerwenigsten der heutige Getreidemangel. Auch die Wissenschaft spielt eine zunehmend wichtige Rolle, nicht nur in der Entwicklung neuer Typen von Futter, sondern auch von neuen menschlichen Nahrungsmitteln.

Es ist ein gewaltiger Kampf, aber anscheinend gibt es fast nichts, das unmöglich wäre. Sieht man sich um in den Kommunen in der Nähe Pekings, so zeigt sich, daß trotz allen Schwierigkeiten ein ständiger Fortschritt in Wohnungs- und allgemeinen Lebensbedingungen festzustellen ist. Es zeigt sich auch, daß man mit der Zeit auf dem Lande fast besser dran sein wird als in der Stadt. Der Landarbeiter nähert sich in vielen Beziehungen schnell dem Niveau der Stadt, und das weitausgreifende Programm für die Mechanisierung der Landwirtschaft trägt viel dazu bei. Es herrscht das gesunde Gefühl vor, daß in einer schweren Zeit alle im selben Boot stecken, daß aber anderseits keiner allein kämpfen muß. Es liegt dem chinesischen Volk sehr daran, seine Beziehungen mit allen andern Völkern zu verbessern. Doch sind sie nicht Bettler, die um Almosen betteln. Es freut sie immer, mit Leuten zusammenzukommen, die ihnen wohlwollen und ihnen in Freundschaft und mit Würde begegnen, wie es sich gehört für eine der großen Weltmächte von heute. Sie achten und schätzen das menschliche Leben zu sehr, als daß sie nicht jede Maßnahme ergreifen würden, die nötig ist, um es zu erhalten. Sicher wird viel grundlegende Arbeit geleistet, aber, wie Premierminister Tschu En-lai kürzlich in seinem Interview (siehe «Neue Wege», Februar 1961) mit Edgar Snow sich ausdrückte, «nichts ist leicht» im vorwärtsstrebenden Kampf des chinesischen Volkes, dem großen, schnell ablaufenden Drama unserer Tage.

Gestern abend kam eine alte Freundin mich besuchen — eine

Kampfgefährtin seit 1926. Sie brachte ihre beiden Töchter mit — Mädchen von 12 und 16 Jahren —, beide in strahlender Gesundheit. Sie taten sich etwas darauf zugut, daß sie jetzt etwas bescheidener waren im Essen, und ihre Mutter lachte darüber. «Ihr wißt gar nicht, was Entbehrung heißt, ihr verwöhnten Dinger», und dann erzählte sie ihnen von den schweren Tagen in Yenan, in Tai Hang Shan und in den Guerillagebieten; von den langen Jahren, als *alles* knapp war, und daß es jetzt, da das Land stark sei und die Industrie an allen Ecken und Enden emporwachse, wo die Leute sich drängten, das Ihre zu leisten, es wirklich gar nichts bedeute, ein kleines Opfer zu bringen. Sie würden doch sicher nicht zu großen, dicken Madams heranwachsen wollen, an denen niemand Gefallen fände. Sie lachten alle über das Phantasiebild der großen, dicken Dame, die auf hohen Stöckelschuhen daherwatschelte.

Rewi Alley

Graham Greene zur USA-Politik in Laos

Aus einem Brief an «The London Times» vom 4. Januar 1961

. . . Sie sind nicht viel wert, diese Gebäude von Vientiane, und die Leute, die dieses schäbige Verwaltungszentrum bewohnen, hatten nicht viel, wofür es sich zu leben und noch weniger, wofür es sich zu sterben lohnte. Es ist zu hoffen, daß Luang Prabang ein besseres Schicksal beschieden sein wird. Luang Prabang ist eine der schönsten Städte der Welt. Sie weist einen königlichen Palast auf — etwa einem kleinen Landhaus zu vergleichen —, und fast jedes vierte Gebäude ist ein Tempel. In einem von ihnen sollen sich Fußspuren des Buddha finden. Es ist eine Stadt der Glocken und des Friedens.

Man kann kaum glauben, daß die Einwohner von Laos — nun da die Franzosen fort sind — sich über eine der streitenden Parteien aufregen. Es ist nichts von patriotischer Begeisterung zu spüren, die den Krieg in Vietnam zum nationalen Krieg machte. Es ist einfach eine Tragödie, daß eine westliche Macht den Krieg ins Land zurückgebracht hat. War Dien Bien Phu nicht Lehre genug?

Der Traum eines neutralen Laos war schon recht, aber es wäre einfältig, wollte man annehmen, daß die Neutralität eines Landes, das an zwei Länder mit sich widersprechenden Wirtschaftssystemen grenzt, nicht einem dieser Systeme zuneige. Wäre Schweden sicherer, wenn Finnland, durch amerikanische Waffen und Geld gestützt, als neutraler Staat westlicher Schattierung erhalten bliebe? Falls es zu einem Großkrieg in Laos kommt, werden wir eine schwere Schuld auf uns laden, auch wenn die Verantwortung auf einem Alliierten und nicht auf unserer eigenen Regierung liegt.

Vier Winter lang war ich in Vietnam unglücklicher Zeuge einer

Zersetzung, die durch die Intrige amerikanischer Geheimagenten für einen undurchführbaren Traum — den Traum einer dritten Kraft — verursacht wurde. Niemand, der Laos irgendwie kennt, wird bestreiten, daß Prinz Souvannas Regierung durch die von den USA an Rechtskreise geleistete Hilfe unterminiert worden ist. Die russische Hilfe, zu Beginn dieses verrückten Wettstreites, wurde wenigstens an die legale Regierung des Landes geleistet.

Man muß leider immer wieder an den Spanischen Bürgerkrieg denken. Amerika spielt nun die Rolle, die damals von Deutschland und Italien gespielt wurde. Es sind amerikanische Waffen, die mitgeholfen haben, Vientiane zu zerstören; man kann nur hoffen, daß England nicht wieder seine damalige schwächliche Rolle spielen wird, indem es die Rechtskräfte durch seine zweideutige Diplomatie unterstützt.

Kann irgend jemand mit gesundem Menschenverstand glauben, daß, trotz den Genfer Abkommen, eine Rechtsregierung an der Grenze von China und der demokratischen Republik von Vietnam geduldet würde, nachdem Guatemalas Regierung, die unter kommunistischem Einfluß stand, gestürzt wurde?

Kampfgaspropaganda am laufenden Band

Aus neueren, hauptsächlich englischen Publikationen[1], die die «Allgemeine Schweizerische Militärzeitschrift» in einem Artikel «Atom oder Gas» in ihrer Februarnummer 1961 zitiert, geht hervor, daß offenbar in jüngster Zeit die Begeisterung für die atomare Bewaffnung in militärischen Kreisen — sogar in der Schweiz — einer realistischeren Beurteilung gewichen ist, da sich, wie es in dem betreffenden Artikel wörtlich heißt, «kein atomares Unternehmen auf taktischem Gebiet, auch wenn es noch so klein und nebensächlich wäre, auf sich beschränken» ließe, sondern *«fast gezwungenermaßen den totalen Atomkrieg mit gänzlicher Vernichtung zur Folge haben müßte»* (von der Verf. ausgezeichnet).

Diese Schlußfolgerung stimmt durchaus mit der in den «Neuen Wegen» vertretenen Auffassung überein. Während aber für den Pazifisten als Alternative für ein Mittel der Gewalt nur eine der verschiedenen gewaltlosen Möglichkeiten der Friedenssicherung — Konziliation, Mediation, Schiedsgerichtsbarkeit — in Frage kommt, glaubt der Militär, Gewalt nur durch Gewalt ersetzen zu können, gänzlich unbekümmert darum, ob er von der eigenen Regierung ratifizierte Ver-

[1] Liddel Hart, Conventional Defence, Institute of Strategic Defence, September/Oktober 1959; siehe ferner Artikel und Besprechungen in «The Economist» der letzten Jahre.

bote verletzt oder nicht. Wie der Titel des Artikels in der «Allgemeinen Schweizerischen Militärzeitschrift» zum Ausdruck bringt, ist die in Betracht gezogene Alternative für eine atomare Kriegführung der von fast allen europäischen Staaten, einschließlich der Sowjetunion, geächtete Gaskrieg. Da ihm «relative Menschlichkeit» und dem zunächst in Frage kommenden Nervengas die Fähigkeit, «nur eine zeitliche Kampfunfähigkeit» hervorzurufen, wunschdenkenderweise nachgerühmt wird, seien dieser sehr geschickt aufgezogenen Gaskriegspropaganda die folgenden Tatsachen über den «nächsten und humanen Schritt der militärischen Technik» gegenübergestellt:

Bevor es im Zweiten Weltkrieg von den Deutschen angewandt wurde, fielen die fertigen Anlagen zur Herstellung von Nervengas mit allen Fabrikationsvorschriften teils den Amerikanern, teils den Russen in die Hände. Es besteht also für die Verwendung dieses Kampfgiftes, wie bei der Atomwaffe, Gleichgewicht zwischen Ost und West.

Nach der amerikanischen Zeitschrift «The Reporter» vom 1. Oktober 1959 hat die Herstellung von Nervengas während der verflossenen sechs Jahre im Rocky-Mountain-Arsenal in der Nähe von Denver mehr als 800 Betriebsunfälle verursacht.

Angriffsort des Giftes sind die Übergangsstellen zwischen Nervenenden und Muskeln. Nach der Aussage von Generalmajor *Creasy* vor dem Senatskomitee für bewaffnete Dienste 1958 tritt Atmungsstillstand nach wenigen Minuten ein.

Eingangspforte in den Organismus sind sowohl die Haut wie die Atemwege. Schon ein Tropfen auf die Haut gebracht wirkt tödlich. Nach «U.S. News and World Report» vom 30. Mai 1958, Seite 41, kann das den früheren Kampfgiften um das Tausendfache überlegene, noch in einer Konzentration von 1:1 000 000 wirksame flüssige Gift in einen «geruchlosen, unsichtbaren, schwer entdeckbaren Nebel umgewandelt werden, gegen den es fast unmöglich ist, sich zu schützen. Er kann Bombenunterstände in Todesfallen verwandeln. Dies ist der Zweck: Die ganze Bevölkerung in einem gegebenen Gebiet zu töten.[2] Als Hilfsmittel, um diese, als so «human» gepriesene Massenvergasung zu bewerkstelligen, durch die selbst die grauenvolle Menschenausrottung in den Vernichtungskonzentrationslagern von Auschwitz-Birkenau in den Schatten gestellt wird, ist nach dem «Economist» vom 20. August 1960 in den USA unter andern[2] ein Raketenwerfer M 55 mit 45 Rohren in Fabrikation. Seine Reichweite wird auf 1,5 bis 3 km mit einer Flächenvergasung von 2,5 km² geschätzt. Der Raketenwerfer eignet sich auch für die Nutzanwendung von andern Kampfmitteln, solchen, die «vorübergehende» Erblindung, «zeitweise» Lähmung, Hörverlust oder geistige Verwirrung verursachen. Ihr Zweck ist nach den «U.S. News and World Report l.c.», die Bevölkerung in einem Gebiet unfähig zur Gegenwehr zu machen, so daß sie rasch gefangengenommen werden kann, möglichst ohne Unfälle für die Angreifer, die sich durch Masken und Anzüge schützen können.[2] Wie es in Wirk-

lichkeit mit der angeblich nur vorübergehenden Schädigung der Betroffenen bestellt ist, geht wohl am besten aus dem Zeugnis des Generalmajors *Creasy*, dem damaligen obersten chemischen Offizier der Armee, hervor. Er lehnte es 1958 in einem Kongreßkomitee ab, die Frage eines Deputierten mit Ja zu beantworten, der sich nach dem Vorhandensein von Gasen erkundigte, die vorübergehende Lähmung verursachen. «Sie sagen ‚zeitweise'», bemerkte er, «ich bin erschrokken.»[2] Etwas zu finden, um vorübergehende Erblindung zu erzeugen, hielt er für sehr wünschenswert, fügte aber hinzu: «Das Beste, was wir zurzeit anbieten können — und es ist weit besser als irgend etwas anderes, was wir zurzeit benutzen —, das ist, mit einer Schwäche erzeugenden Krankheit herauszukommen.»[2] Um den Widerstandswillen einer Nation zu brechen, sollen vor allem die sogenannten «Psychochemikalien» dienen, deren Wirkungen die «U.S. News and World Report» (l. c. Seite 40) folgendermaßen beschreiben: «Mit der Luft, der Nahrung oder dem Trinkwasser in den Organismus aufgenommen, erfassen sie das nervöse System und veranlassen Truppen oder Zivilbevölkerung zu unvernünftigem Handeln.» Durch Walter *Schneir*, den Verfasser des schon erwähnten «Reporter»-Artikels, erfahren wir weiter, daß das als LSD-25 bezeichnete Diäthylamid der Lysergin-säure sowie die natürlichen Alkaloide Mescalin und Psylocybin die bekanntesten kriegschemisch zu verwendenden Stoffe dieser Art sind. Das erstgenannte ist ein Derivat der Lysergin-säure, Spaltprodukt der großen Klasse der Mutterkornalkaloide, während das Mescalin den Wirkstoff der mexikanischen Kaktee Anhalonium und das Psylocybin denjenigen der mexikanischen, sogenannten Zauberpilze darstellt. Die haluzinierenden Rauschgifte — bisher von den Eingeborenenstämmen vor und nach ihrer Christianisierung lediglich zu kultischen Zwecken verwendet — haben damit eine durch die relativ einfache Synthese begünstigte weltweite kriegstechnische Anwendung, mit allen ihren Folgen, gefunden.

Noch umfangreicher als die Propaganda für die chemische Kriegführung ist diejenige, die der Pentagon aus durchsichtigen Gründen, unter Einspannung eines großen Teils der amerikanischen Presse, für die Verbreitung der Mär von der Humanität der biologischen Kriegführung lanciert hat. Sowohl der erwähnte «Reporter»-Artikel, wie die Konferenzen von Fachwissenschaftern, die im August 1959 in Pugwash (Neuschottland) und im Oktober 1960[2] (durch das Bostoner Gremium der «Gesellschaft für soziale Verantwortlichkeit in der Wissenschaft») veranstaltet worden sind, haben dargelegt, was von einer sogenannten «Humanität» zu halten ist, die die größten Feinde der Menschheit — das Heer der Bakterien und Viren, sowie deren Toxine — gegen die Erdbevölkerung als solche mobilisiert. *G. Woker*

[2] Belege für die von der Verfasserin angeführten Tatsachen können bei der Redaktion der «Neuen Wege» eingesehen werden.

Müssen unsere Kinder die Rechnung bezahlen?

Gegenwärtig geht eine Welle der Modernisierung durch die Schweiz. Autobahnen sind schon im Bau und sollen mit einem Kostenaufwand von vorläufig 6 Milliarden in den nächsten Jahren über das ganze Land ausgedehnt werden. Eine Ölleitung wird eine Raffinerie im unteren Rhonetal versorgen, eine zweite ist für die Ostschweiz vorgesehen. Überall schießen neue Fabrikgebäude aus dem Boden, für die wir die Arbeitskräfte aus halb Europa herbeiholen müssen, so daß unsere Produktion an elektrischer Energie kaum mit dem Bedarf Schritt halten kann und mit der Zeit mehr und mehr thermische Anlagen mindestens für den Spitzenbedarf wird heranziehen müssen.

Das alles — Industrie und Technik, Fremdenverkehr und Handel — bringt Geld ins Land, wie man sagt, und man kann voraussehen, daß die Schweiz in weiteren zehn Jahren — immer vorausgesetzt, daß der Krieg inzwischen nicht allem ein Ende macht — ein so betriebsamer Fleck Erde inmitten Europas sein dürfte, daß es für Leute, die nur in Franken- und Rappenkategorien zu denken vermögen, eine Lust sein wird, zu leben.

Weniger gut könnte die erhöhte Betriebsamkeit und ihre Nebenerscheinungen der Gesundheit des Schweizervolkes bekommen. Ganz abgesehen von den Nachteilen einer erhöhten Motorisierung, vermehrten Unfällen, größerem Lärm und Nervenbeanspruchung, ist diese ganze Entwicklung verbunden mit einer Störung des Gleichgewichtes im Naturhaushalt, auf die unsere Wissenschafter, wenn auch bisher mit wenig Erfolg, hinweisen. Man überlege sich nur die nachfolgende eindrückliche Warnung des bekannten Hydrobiologen Professor Dr. O. Jaag von der ETH («Volksrecht», 3. Februar 1961), um zur Einschätzung unserer wirklichen Lage zu kommen.

> «Trinkwasser ist nicht in beliebigen Mengen vorhanden. Bei dem stets steigenden Bedarf sind daher Sorge und Einsicht am Platz. Raubbau an unserem Naturhaushalt durch übermäßige Rodungen, Entsumpfungen, extreme Kanalisierung von Bächen, die Absenkung des Grundwassers usw. bergen, auf die Dauer gesehen, große Gefahren. Wenn dazu eine immer schlimmere Gewässerverschmutzung kommt, so führt das früher oder später zwangsläufig zu einer Katastrophe.
>
> Die Schweiz steht vor den gleichen Problemen wie alle dicht besiedelten Industriestaaten der Welt. Die Flüsse und Seen Europas beispielsweise, vorab in den Industrieländern, weisen bereits einen durchschnittlichen Grad der Verschmutzung auf, der einem Wannenbad entspricht, dem ein Viertelliter Jauche zugesetzt wurde. Schrecklich, wenn wir uns vorstellen, daß schon viele Städte ihr Trinkwasser aus solchen Gewässern beziehen müssen. Die Gewäs-

serverschmutzung und die Bedrohung des Trinkwassers sind höchst alarmierend geworden.
Die Rechnung für diesen Raubbau an der Natur und am Wasser werden dereinst unsere Kinder und Kindeskinder zahlen müssen, wenn wir nicht den Mut haben, den vorgenannten Grundübeln unverzüglich auf den Leib zu rücken.»

Wie lange wird es dauern, bis auch bei uns der Bau von Atomkraftwerken aktuell wird, obwohl allein schon die Beseitigung der Atomrückstände neue, noch in keinem Lande gelöste Probleme und die Gefahr von Wasser- und Luftverseuchung mit sich bringt? Unsere Behörden wie unsere Presse sind außerordentlich schweigsam in diesem Punkt, obschon auch bei uns in Würenlingen ein Versuchsreaktor im Betrieb steht.

Ist es nicht vollendeter Unsinn, wenn wir zugunsten eines sogenannten erhöhten Lebensstandards — in Wirklichkeit aus reiner Gewinnsucht und Gedankenlosigkeit — unsere naturgegebenen Lebensbedingungen — reine Luft, reines Wasser, gesunden Boden — selbst zerstören? Aus Amerika, das in diesem Run auf das standardisierte Glück des größten Verbrauchs, ja der Verschwendung, an der Spitze steht, kommen Berichte, die zeigen, daß man sich auch dort über die Fragwürdigkeit dieser Lebensweise Gedanken macht. Oder ist es so, daß wir uns dem Zwang solcher Entwicklung nicht entziehen können? Dann ist unsere Freiheit trotz flamboyanten 1. August-Reden an einem kleinen Ort. *Red.*

WELTRUNDSCHAU

Die neue Kongo-UNO-Krise In der letzten Weltrundschau konnte ich nur noch nachtragsweise die Ermordung Lumumbas und ihre Auswirkungen rasch besprechen. Inzwischen hat sich die Lage im Kongo derart verschärft, daß es schon gut gehen muß, wenn die Vereinten Nationen über diese neue Krise, die sie selbst mitverschuldet haben, heil hinwegkommen sollen. Es handelt sich einfach darum, ob man in der UNO endlich einsieht, daß mit der bisherigen heuchlerisch als Nichtintervention bezeichneten Kongopolitik radikal gebrochen und die ganze Kraft der vielgerühmten Weltorganisation eingesetzt werden muß, um dem Kongo seine Unabhängigkeit von ausländischen Kapital- und Machtinteressen und damit auch seine innere Einheit zu sichern. Schon vor Lumumbas Ermordung merkte man zwar im Hauptquartier der UNO, daß der Stern der Lumumbafeinde im Erblassen war, daß die wirkliche Ord-

nungs- und Einigungskraft im Kongo sich um Gizenga und die anderen früheren Mitarbeiter Lumumbas herum bildet, die mindestens die beiden Provinzen Ost und Kivu in der Hand haben, und daß man mit *dieser* Kraft zu einer Verständigung kommen muß, wenn Chaos und Bürgerkrieg überwunden werden sollen. Aber gerade weil den Tschombe & Co. die «Gefahr» drohte, daß man sich in Neuyork neuorientieren werde, mußte Lumumba beseitigt werden; die Spekulation dabei war, daß dann niemand mehr da sei, der als Partner für die UNO in Frage komme, und infolgedessen die Aktien der Sonderbündler und Kolonialisten wieder steigen *müßten*.

Die Rechnung ist gründlich fehlgegangen. Der tote Lumumba ist mächtiger geworden, als er je zu Lebzeiten war. Als Märtyrer und Nationalheld der kongolesischen Unabhängigkeitsbewegung hat er nicht nur in Afrika, sondern in der ganzen Welt Sympathien gewonnen, die auch die hartgesottenen UNO-Diplomaten nicht mehr mißachten können. Trotz allem dummen Geschrei über Kommunismus und russisch-chinesische Festsetzung in Afrika ist jetzt völlig klar geworden, wo die *wirklichen* Unruhestifter und Verbrecher sitzen, wo ihre Mitschuldigen zu suchen sind, und was für Folgerungen aus dem offen daliegenden Tatbestand gezogen werden müssen.

Die Schuld an der Ermordung Lumumbas trägt natürlich vor allem Monsieur Tschombe, der Diktator des Katanga, dessen Kreaturen den verhaßten politischen Gegner umgebracht und dafür 400 000 belgische Franken — 25 000 Schweizer Franken — bekommen haben. Schwer belastet sind auch Kasavubu, der sich noch immer Staatspräsident des Kongo heißt, und «General» Mobutu, die beide zusammen Lumumba rechtswidrig abgesetzt, gefangengenommen und an Tschombe ausgeliefert haben, obwohl — nein — *weil* sie genau wußten, was dieser dunkle Ehrenmann mit ihm machen würde. Mitschuldig in hohem Grad ist weiter die belgische Regierung, sind die im Dienst der Sonderbündler stehenden belgischen und anderen Beamten und Offiziere und erst recht die belgischen, amerikanischen und britischen Kapital- und Kolonialinteressenten, die Tschombe und Mobutu als ihre Werkzeuge benützt und deren Armeen bezahlt haben. Und mitschuldig hat sich endlich die UNO selbst gemacht, die den Sturz Lumumbas begünstigt, Kasavubu auf alle Art begünstigt und ohne wirksamen Einspruch Lumumbas Auslieferung an Tschombe hingenommen hat. Kasavubus Delegation an die UNO-Tagung wurde als allein rechtmäßig anerkannt, aber Lumumbas Vertretung abgewiesen, und Tschombe wurde sogar zur Königshochzeit nach Brüssel eingeladen und dort mit allen Ehren eines regierenden Fürsten empfangen . . .

Auf jeden Fall scheint Generalsekretär Hammarskjöld hintendrein eingesehen zu haben, daß er auf das falsche Pferd setzte, als er sich für Kasavubu, Mobutu, Tschombe entschied und Lumumba fallen ließ. Die Resolution, die nach langem Hin und Her der Sicherheitsrat schließlich annahm, spiegelt denn auch die Schwenkung Hammar-

skjölds deutlich wider — so sehr, daß jetzt die Westmächte über seine «einseitige Kongopolitik» bittere Klage erheben, nachdem sie vorher durch dick und dünn mit ihm gegangen waren, als er wirklich einseitig gegen Lumumba, den Führer der Mehrheitspartei im Kongo, und für die Staatsstreich-Diktatoren und die Konkurrenten Lumumbas Partei ergriff! Hammarskjöld gibt sich jetzt größte Mühe, die Forderungen des Sicherheitsrates durchzusetzen: Einstellung des Bürgerkrieges, Entpolitisierung und Neuorganisation der Privatarmeen Mobutus und Tschombes, Entlassung des militärischen und zivilen Personals, das die Sonderbündler vom Ausland, besonders von belgischer Seite, bezogen haben, Verbot von Waffenlieferungen nach dem Kongo, Untersuchung des Mordes an Lumumba, Wiedereinberufung des kongolesischen Parlaments, das Lumumba wiederholt als Ministerpräsidenten anerkannt hat, Neuordnung des staatsrechtlichen Aufbaus der Republik auf föderativer Grundlage, usw. Er stößt dabei natürlich auf den heftigsten Widerstand der Betroffenen sowohl im Kongo selbst als im Kreis der UNO-Mächte, obwohl die belgische Regierung offenbar Anstrengungen macht, um den Begehren des Sicherheitsrates nachzukommen, «soweit das in ihrer Macht liege» — was freilich ein dehnbarer Begriff ist.

Aber der neuen UNO-Aktion fehlt eben doch eines: der Mut und die Entschlossenheit, mit den Kasavubu, Mobutu und Tschombe direkt anzubinden, ihre Hintermänner, die europäischen und amerikanischen Nutznießer der kapitalistischen Ausbeutung des Kongo, in die Schranken zu weisen und sich auf die Volkspartei Lumumbas zu stützen, deren Führer schon fast die Hälfte der Kongorepublik für sich gewonnen haben. Solange diese Halbzeit und innere Zwiespältigkeit der nun eingeleiteten Intervention andauert, wird wohl der Beschluß des Sicherheitsrats auf dem Papier stehen bleiben und namentlich die wesentliche Verstärkung der Polizeitruppe nicht zustande kommen, die Hammarskjöld so verzweifelt anfordert. Ob wohl die Generalversammlung der UNO, die jetzt wieder zusammengetreten ist, endlich eindeutige Klarheit und Folgerichtigkeit in die Aktion bringen wird? Die Hoffnung ist nicht groß angesichts der Zerrissenheit der ironisch so genannten «Vereinten Nationen» und des unverdrossenen Ränkespiels derjenigen, die jedes wirksame, an die Wurzel des Übels gehende Eingreifen in den kongolesischen Bürgerkrieg hintertreiben wollen. Mit den Mordbrüdern Kasavubu, Mobutu und Tschombe als *Verbündeten* wird die UNO niemals Ordnung und Frieden im Kongo schaffen können — nur im *Kampf* gegen sie und gegen die Profiteure des Kolonialkapitalismus, unter denen sich nicht zuletzt auch Schweizer befinden sollen . . .*

* Eine gänzliche Neuorientierung der Politik der Westmächte gegenüber dem Kongo ist um so notwendiger, als inzwischen die Tschombe, Kasavubu, Mobutu, Ileo usw. in der Hauptstadt Madagaskars eine «Gipfelkonferenz» abgehalten haben, die der UNO ebenso offen wie frech-höhnend den Kampf angesagt hat. Es würde

Rhodesien an der Reihe! Am Kongo sieht man tatsächlich aufs neue, daß die Kolonialfrage nicht lösbar und die Befreiung der unterentwickelten, daß heißt von volksfremden Mächten niedergehaltenen Nationen unmöglich ist, solange die Kapitalmächte nicht gebändigt sind. Der Kampf um die Erhebung der «zurückgebliebenen» Völker zu einem menschenwürdigen Leben verlagert sich darum immer mehr auch in die «fortgeschrittenen» Länder des Westens. Ein Aufsatz in den Mailänder «Problemi del socialismo» (Januarheft 1961) macht mit Recht auf diesen Zusammenhang aufmerksam. «Der Kampf für die wirkliche Befreiung der Kolonialvölker», so lesen wir da, «wird so eine Seite auch des Lebens des westlichen Kapitalismus, weil er die Grundlagen einer Wirtschaftsblüte untergräbt, auf der innerhalb der westlichen Welt der Vorgang einer Erschütterung des Kampfwillens der Massen beruht, und stellt so die Voraussetzungen für einen neuen Aufschwung des Sozialismus her. Das Beispiel Belgiens ist von diesem Gesichtspunkt aus aufschlußreich ... Auch die modernsten Formen des Neukapitalismus haben die Befreiungsbewegung der Völker nicht aufzuhalten vermocht, die von Asien nach Afrika übergegriffen und nun bereits auch in Lateinamerika Fuß gefaßt hat ... Besonders die Jugend hat überall ihre Ungeduld mit den bestehenden Verhältnissen und ihr Streben bekundet, der Demokratie, dem Fortschritt und dem Sozialismus neue Bahnen zu eröffnen. Neue Parteien und neue Bewegungen treten so ziemlich überall auf, um den Kräften Ausdruck zu geben, die von einem Ende der Welt bis zum andern das alte kapitalistische Gleichgewicht erschüttern, während sich auch die Welt der kommunistischen Länder in einem Stadium offener Auseinandersetzung, tiefer Aufwühlung, hingebungsvollen Forschens und beständiger Erneuerung befindet.»

Gegen diese Entwicklung kämpfen die alten und neuen Kolonialmächte vergebens an, sowohl in Algerien und Angola als im Kongo und in *Rhodesien*, das in den letzten Wochen stärker als bisher ins Blickfeld auch der nichtbritischen Welt getreten ist und wo sich offenbar nun eine entscheidende Auseinandersetzung zwischen der weißen

---

genügen, daß jede finanzielle, militärische und wirtschaftliche Hilfe an die Sonderbündler von außen her gesperrt würde, um deren Macht in kürzester Frist zusammenbrechen zu lassen und den um Gizenga gescharten Gegenkräften die Oberhand zu verschaffen. Aber gerade das wollen ja weder Belgien und Frankreich noch England und die Vereinigten Staaten. Die Folge ist, daß die UNO-Aktion weiterhin gelähmt bleibt und der Kapitulation vor den Diktatoren in Elisabethville und Léopoldville entgegentreibt – alles zum Nutzen des Kolonialkapitals, das die Gefahr einer Festsetzung der Russen im Kongo vorschützt, um nicht den angeblich von Moskau massiv unterstützten Anhängern der Lumumba-Partei in ihrem Bestreben helfen zu müssen, die Einheit des Kongo wiederherzustellen. Dabei ist es, wie ein so gut unterrichteter Beobachter wie Basil Davidson im «New Statesman» (10. 3.) feststellt, «offenkundig unwahr, daß die Russen (im Kongo) in irgendeiner Art eingegriffen hätten, die mit dem Verhalten der Belgier und ihrer Verbündeten verglichen werden könnte». Ein elenderes Spiel als im Kongo haben die Kolonialisten selten getrieben! (17. März.)

«Herrenrasse» und der schwarzen Untertanenrasse wie den fortschrittlicheren Kräften in Großbritannien selbst vorbereitet.

Die beiden Rhodesien — Nord- und Südrhodesien — bilden seit 1953 mit Nyassaland zusammen die Zentralafrikanische Föderation. Den politischen Kern des Bundesstaates stellt Südrhodesien dar, das zum unabhängigen Dominion innerhalb des Britischen Staatenverbandes im Rang von Kanada, Australien usw. aufgerückt ist, während Nordrhodesien noch Kronkolonie und Nyassaland erst Protektorat ist, die beide dem Londoner Kolonialministerium unterstehen. Der Bundesstaat umfaßt rund 870 000 Quadratkilometer, hat also etwa die zweieinhalbfache Größe von Spanien, und zählt mehr als sechseinhalb Millionen afrikanische Einwohner gegen nur etwas mehr als 200 000 Weiße. Wirtschaftlich kommt heute Nordrhodesien mit seinem «Kupfergürtel» die größte Bedeutung zu, aber Südrhodesien ist der älteste Siedlerstaat der Föderation und hat eine größere weiße Bevölkerung als irgendein Land in Afrika zwischen Algerien und der Südafrikanischen Union. Trotzdem ist seine Europäerbevölkerung nur etwa 160 000 Köpfe stark, gegenüber zwei Millionen Schwarzen. Nordrhodesien hat rund 50 000 Weiße gegen 1,9 Millionen Schwarze, und in Nyassaland leben gar nur etwa 4000 Weiße mitten unter den zweieinhalb Millionen Schwarzen. Das zahlenmäßige Verhältnis von Schwarz und Weiß ist 13 zu 1 in Südrhodesien, 42 zu 1 in Nordrhodesien und 588 zu 1 in Nyassaland.

Dennoch träumen die rhodesischen Weißen von einem Einheitsstaat, der von Großbritannien ganz unabhängig wäre und ihnen auf unabsehbare Zeit die Vorherrschaft sichern könnte, wenn er mit ähnlichen Mitteln, wie die Südafrikanische Union sie anwendet, tatsächlich ein Regime der Apartheid, wenn auch im Gewand der «Mehrrassigkeit», aufrichten würde. Ob Cecil Rhodes selbst, einer der großen britischen Reichsbaumeister, der diesen Teil Afrikas — neben anderen — der Ausbeutung durch die Weißen erschlossen und ihm seinen Namen gegeben hat, mit dieser brutalen Abenteuer- und Katastrophenpolitik einverstanden wäre, muß eine offene Frage bleiben; er hat immerhin Beweise von Weitsicht und Duldsamkeit erbracht, die bezweifeln lassen, daß er für den mit Rassentheorien begründeten Klassen- und Kastenegoismus der heutigen Siedler viel Verständnis aufbrächte. Jedenfalls aber ist der gegenwärtige Machthaber der Föderation, Sir Roy Welensky, von der Notwendigkeit der weißen Vorherrschaft fest überzeugt. «Mit der Kolonialherrschaft ist es vorbei», sagte er einmal. «Wir müssen uns hier irgendwie behaupten, sonst verlieren wir alles wie in Indien.» Um dieses «irgendwie» geht es tatsächlich, und alles spricht dafür, daß der Ministerpräsident des Bundesstaates, obwohl er noch keineswegs der Schlimmste ist, es so ziemlich im Sinn seines Kollegen Verwoerd von der Südafrikanischen Union auffaßt. Dabei hat Welensky, der Sohn polnischer Einwanderer, ziemlich viel jüdisches Blut in seinen Adern, sollte also einiger-

maßen wissen, was Rassenfanatismus ist und wohin er führt! Aber dieser massige Mann von 250 Pfund Gewicht, der sich vom Barkellner und Lokomotivführer über die Gewerkschaftsbewegung zum ersten Politiker zuerst seines Heimatstaates Nordrhodesien und dann der Föderation hinaufgearbeitet hat, scheint eben auch seelisch derart robust zu sein, daß ihn die Methoden der südafrikanischen Herrenmenschen nicht gerade viel genieren.

So war es denn unausbleiblich, daß er mit der britischen Zentralregierung hart zusammenstieß, die sich 1959, mit einer plötzlichen Schwenkung, zu einer Politik des grundsätzlichen Entgegenkommens an die afrikanische Nationalbewegung in der Föderation bekannte. In Nyassaland wurde der Weg für eine afrikanische Mehrheit im Gesetzgebenden Rat zuerst freigemacht, und die Regierung der Föderation nahm es auch ohne viel Widerstand hin, weil Nyassaland für die Weißen wirtschaftlich wenig «interessant» ist. Anders Nordrhodesien. Die neue Verfassung, die für diese Kolonie in London entworfen wurde, erweckte den leidenschaftlichen Widerstand der Siedler, die fürchten, ein von den Afrikanern beherrschtes Nordrhodesien, das mit seinen reichen Bodenschätzen aus der Föderation austrete, werde diese ebenso zur wirtschaftlichen Ohnmacht verurteilen, wie die Kongorepublik ohne den Katanga nicht mehr lebensfähig sei. Zum mindesten werde auch Südrhodesien daraufhin eine «schwarze Regierung» bekommen — und das wäre in den Augen der Weißen das Ende aller Dinge überhaupt. Die nach London einberufene Konferenz über Nordrhodesien scheiterte so an dem harten Willen der organisierten Siedlerbevölkerung, ihre politische und wirtschaftliche Vormachtstellung unter allen Umständen zu behaupten; Welensky droht ganz offen mit völliger Losreißung Süd- wie Nordrhodesiens vom Mutterland, falls der Verfassungsentwurf des Kolonialministers nicht zurückgezogen oder doch nach den Forderungen der Weißen abgeändert werde.

Was nun geschehen wird, ist noch gänzlich unklar. Die weißen Rassen- und Klassenkämpfer können zwar ihren Apartheidsstaat durch einen Gewaltstreich auf die Beine stellen — aber die Herrlichkeit würde sicher nicht lange dauern. Die schwarzen Afrikaner lassen sich nun einfach nirgends mehr als gefügige, billige Arbeitermasse im Dienste der europäischen «Herrenklasse» ausbeuten. Und wenn Welensky und seine Anhänger an diesem «Idealzustand» trotzdem festhalten wollen, so droht über kurz oder lang nicht nur der neue rhodesische Apartheidsstaat durch eine Explosion afrikanischen Widerstandsgeistes in die Luft gesprengt zu werden, sondern auch die alte Rassen- und Klassenherrschaft der Weißen in der Südafrikanischen Union zusammenzubrechen. E. S. Sachs, der frühere südafrikanische Gewerkschaftsführer, der jetzt in England lebt, warnt aufs neue («New Statesman» 24. Februar): «Über kurz oder lang wird sich (bei einer Fortsetzung der kolonialen Ausbeutungspolitik) ganz Südafrika empören und sich gewaltsam holen, was ihm rechtmäßig gehört . . .

Die andere Möglichkeit besteht darin, daß die weißen Bergwerksbesitzer und Farmer *freie* Arbeitskräfte werden zu einem menschenwürdigen Lohn beschäftigen müssen statt Halbsklaven für ein paar Schilling im Tag; sie werden sich auch mit einem Rückgang ihrer Dividenden von 200 oder 300 Prozent auf ein vernünftiges Maß abfinden müssen.»

Indiens Lebenskampf Daß die bloße Befreiung von Fremd- und Rassenherrschaft nicht genügt, um den Aufstieg der niedergehaltenen farbigen Völker zu einem würdigen Menschentum zu sichern, dafür ist *Indien* immer wieder ein sprechendes Beispiel. «Zu Millionen leben in Indien fünf- bis achtköpfige Familien zusammengepfercht in Elendshütten aus Sacktuch, Lehm oder Bambusrohr. Ihr totales Familieneinkommen erreicht den Wert von 20 bis 50 Schweizer Franken pro Monat. Ihre Nahrung besteht aus einem kargen Reis- oder Linsengericht pro Tag, das gelegentlich vielleicht durch ein Glas dünne Milch ergänzt wird. Die Kinder krabbeln im Schmutz herum mit geschwollenen Wasserbäuchen und entzündeten Augen. Die Eltern sind schmächtig, muskellos, spindeldürr; die Großeltern kaum noch fähig, sich zu rühren. Nur wer den täglichen Existenzkampf dieser im Elend wimmelnden Millionen gesehen und die fruchtversengende und geisteszermürbende Glut der unbarmherzigen Sonne, unter der sich dieses Drama abspielt, erlebt hat, kann ermessen, welch gigantisches Ausmaß der Kampf um die Entwicklung des Landes annimmt.» Das stand nicht in einer als «kommunistisch» abtubaren Propagandaschrift; es war letztes Jahr einmal in der stockreaktionären «Neuen Zürcher Zeitung» (Nr. 2660) zu lesen und besagt mit wenigen Worten, wie es heute, 13 Jahre nach der Befreiung von britischer Herrschaft, in Indien immer noch aussieht.

Nicht daß Indiens Kampf gegen Armut und Elend seither ganz erfolglos gewesen wäre. Das Volkseinkommen ist gegenüber 1951 um etwa 40 Prozent gestiegen, die Kornproduktion um 50 Prozent, die Industrieproduktion ebenfalls um 50 Prozent; die Anlage von Neukapital hat sich in 15 Jahren verdreifacht. Das sind große Leistungen; sie genügen aber noch nicht einmal, um auch nur mit dem Bevölkerungswachstum Schritt zu halten, hat doch die Volkszahl Indiens in den letzten zehn Jahren um mindestens 20 Prozent zugenommen, und das heißt, daß alljährlich vier bis fünf Millionen neue Arbeitsplätze geschaffen werden müssen, vor allem in Industrie, Handel und Verkehr, wenn die Not nicht *noch* größer werden soll. «Trotz den Bemühungen der Regierung und den erklärten Grundsätzen der Regierungspolitik», so schreibt Professor Th. Balogh im «New Statesman» (24. Februar), «nimmt die soziale Ungleichheit immer noch zu. Solang die landwirtschaftliche Bevölkerung wächst, ist keine Milderung der sozialen Ungleichheit, die eine Folge der Arbeitslosigkeit ist, zu er-

warten ... Eine ungeheure weitere Anstrengung ist erforderlich, wenn die weitere Vermehrung der Bevölkerung nicht zu einer Verbreiterung der Kluft zwischen der Leistungsfähigkeit und dem Einkommen der übervölkerten ländlichen und der sich entwickelnden städtischen Gebiete Indiens führen soll. Die Kapitalanlagen werden auf mindestens 20 Prozent des Volkseinkommens hinaufgetrieben werden müssen, also auf etwa das Doppelte der neuerdings erreichten Höhe und weit über die Höhe hinaus, die bisher auch nur in den vorläufigen Entwürfen für den vierten Wirtschaftsplan in Betracht gezogen ist. Wenn aber diese Höhe von 20 Prozent nicht erreicht wird und damit auch nicht eine Rate des Produktionswachstums von mindestens sieben oder acht Prozent jährlich (oder mehr als das Doppelte der gegenwärtigen Rate), dann wird auf unabsehbare Zeit hinaus erdrückende Armut auf der Mehrzahl der Inder lasten.»

Der neue (dritte) Fünfjahrplan, der bald in Kraft gesetzt werden und die wirtschaftlichen Grundlagen für eine sozialistische Gesellschaft erstellen soll, verlangt also von Indien fast übermenschliche Anstrengungen. Wird es möglich sein, wie in China die arbeitslosen oder unterbeschäftigten Massen des Landvolkes für die Erreichung der Planziele zu mobilisieren? Wird einige Sicherheit für die Hochhaltung der Preise für landwirtschaftliche Erzeugnisse geschaffen werden können? Wird ausländische Hilfe in genügendem Umfang zu erlangen sein? Wird die Ausfuhr gesteigert, der Verwaltungsapparat modernisiert, das Spekulantentum gezügelt, das Monopolstreben der Industriellen gebremst werden können? Diese und noch zahlreiche andere Fragen stellen sich den indischen Wirtschaftsplanern mit beängstigender Dringlichkeit. Und doch wird sie heute noch niemand mit irgendwelcher Zuversicht bejahen können. *Eine* Frage — und eine der wichtigsten —, nämlich die nach umfassender Auslandshilfe, besonders von seiten der Vereinigten Staaten und der Westmächte überhaupt, glaubt James Endicott, der wohlbekannte kanadische Missionar, der Indien kennt, schon jetzt verneinen zu müssen. «Es ist offensichtlich», so schreibt er in seinem Beitrag an das Sammelwerk «Die Wende in der Geschichte der Menschheit» (Seite 129 f.), «daß Nehru und seine Regierung keine (ausreichende) wirtschaftliche und finanzielle Hilfe aus dem Westen erhalten, weil Indien sich weder der SEATO anschließen noch sonst für den Kalten oder eventuell sogar für den Heißen Krieg Stützpunkte gegen die Sowjetunion und China zur Verfügung stellen wird ... Aber selbst bei angemessener Hilfe würde der Preis einer langsamen evolutionären Entwicklung erschreckend sein. Eine vorsichtige Schätzung läuft darauf hinaus, daß in den nächsten zehn Jahren in Indien 100 Millionen Menschen unnütz sterben werden, weil die notwendigen sozialen Veränderungen zu langsam vor sich gehen. Diese Veränderungen könnten aber mit revolutionärer Kraft schneller vonstatten gehen! Es wäre interessant, hierüber die Anmerkungen der antikommunistischen Moralisten zu hören, die so

eifrig dabei sind, über den ‚Preis' der Veränderungen in China zu jammern. In der Stadt Madras gibt es annähernd 200 000 Arme, die auf den Straßen leben müssen. Noch nie haben sie ein eigenes Zimmer gekannt. In jenem Stadtteil beträgt die durchschnittliche Lebensdauer nicht mehr als 20 Jahre. Wie soll man entweder im Namen des Christentums oder im Zeichen der ‚Überlegenheit der evolutionären Methode' diesen Menschen die ‚Notwendigkeit' erklären, daß dieser Zustand noch nicht verändert werden kann?»

Amerika und der Zug zum Sozialismus

Es mutet angesichts der revolutionären Wandlungen, die vor allem in den unterentwickelten Ländern so notwendig sind wie das tägliche Brot (und ohne die es ein tägliches Brot dort gar nicht geben wird), es mutet, sage ich, wie ein Kampf gegen Windmühlen an, wenn der europäisch-amerikanische Westen immer noch, ja immer toller, auf eine angeblich drohende kriegerische Kraftprobe mit der kommunistischen Welt hin rüstet. Erst letzthin erzählte Paul-Henri Spaak, der demnächst belgischer Ministerpräsident zu werden hofft, seinen Lesern (vgl. «Neue Zürcher Zeitung» Nr. 794), Chruschtschew habe zwar wahrscheinlich «für den Augenblick verzichtet, uns mit Krieg zu überziehen», und werde wohl auch an diesem Verzicht so lange festhalten, «als ihm ein Krieg zu kostspielig und zu gefährlich erscheint»; aber er habe trotzdem «sicherlich nicht auf das Endziel eines kommunistischen Sieges in der Welt verzichtet», wobei natürlich beim «freien Menschen» des Westens sofort die Vorstellung von einem Sieg des Kommunismus mit Hilfe eines revolutionären *Krieges* aufsteigt. Und es ist klar, daß auch Präsident Kennedy und seine neue Regierung von der Vorstellung beherrscht sind, nur militärische Höchstrüstung könne die Sowjetunion und China von dem Versuch abschrecken, sich die übrige Welt mit militärischer Gewalt zu unterwerfen. Für die Speisung der verhungernden Inder kann inzwischen natürlich nicht viel getan werden.

In diesem entscheidenden Punkt hat sich in den Vereinigten Staaten mit dem Regierungswechsel bestimmt nichts geändert. Und sonst? Die Herausgeber der Neuyorker «Monthly Review» warnen (im Februarheft) jedenfalls vor der Annahme, daß *irgendeine* amerikanische Regierung mit den großen unpersönlichen Kräften fertig werden könne, die die Gesellschaft des Monopolkapitalismus beherrschen. Diese Kräfte hätten den Willen und die Macht, jedes Wirtschafts- oder Sozialprogramm zum Scheitern zu bringen, das die Privatwirtschaft in den Dienst des Gemeinwohls zu stellen versuche. Und was die internationale Politik betreffe, so sei auch da nicht viel Gutes von Leuten zu erwarten, die unter der von ihnen ständig im Munde geführten «Freiheit» nicht die Befreiung der Völker aus untermenschlichen Lebensverhältnissen verstünden, sondern die Sicherung des Privateigentums und des Privatunternehmertums. «Wirkliche Abrüstung würde

im gegenwärtigen Erschöpfungszustand der Wirtschaft die bloße Stokkung des Wirtschaftslebens in eine tiefe Krise verwandeln. Sie würde auch ... den fast sofortigen Verlust einer großen Zahl unterentwikkelter Länder für die ‚freie Welt' (lies: Welt des freien Unternehmertums) bedeuten.» Kennedy und seine Berater redeten zwar viel von Hilfe an die unterentwickelten Länder. Was aber diese Länder vor allem brauchten, *bevor* sie mit einer Auslandshilfe etwas Rechtes anfangen könnten, das sei «eine soziale Revolution, die die alten, verrufenen und verderbten Herrenklassen verjagt, die Schlüsselsektoren ihrer Wirtschaft sozialisiert, junge, kraftvolle Führungsgruppen ans Ruder bringt und die Hoffnungen und schlummernden Kräfte der Volksmassen wachruft». Das aber sei wahrhaftig nicht das Ziel der neuen Herren im Weißen Haus, die vielmehr darauf ausgingen, solche Revolutionen zu verhindern oder sie zu ersticken, wo sie — wie in Kuba — ausgebrochen seien.

Auf eine friedliche Zusammenarbeit und Konkurrenz mit der Sowjetunion aber, so stellt die genannte Zeitschrift fest, dürfen sie sich erst recht nicht einlassen. Denn solche Zusammenarbeit würde ja den Zug der unterentwickelten Länder Asiens, Afrikas und Lateinamerikas von der «freien Welt» weg und zum Neutralismus, ja zum Sozialismus hin nicht aufhalten, sondern im Gegenteil noch beschleunigen. «Die Vereinigten Staaten können zwar auf die Länge die unterentwikkelte Welt nicht hindern, sozialistisch zu werden. Aber sie können und werden fast sicher dagegen so lang als möglich und mit allen und jeglichen Mitteln ankämpfen, die ihnen zu Gebot stehen. Und das schließt jede Verständigung mit der Sowjetunion aus, die mehr als begrenzten, örtlichen und aller Wahrscheinlichkeit nach zeitweiligen Charakter hat.»

Natürlich seien die Kennedy, Rusk, Bowles, Stevenson und Konsorten erheblich schlauer als die Eisenhower, Dulles und Herter. Man dürfe von ihnen erwarten, daß sie den Kampf gegen den Sozialismus intelligenter, überzeugender und demagogischer führen werden als ihre Vorgänger. So grobe Fehler wie Dulles würden sie kaum machen, aber eine wirkliche Schwenkung der amerikanischen Außenpolitik liege ihnen gänzlich fern. «Was anscheinend kommen wird, das ist eine geschicktere, gescheitere, sachverständigere Verfolgung des gleichen alten Zieles — bessere Chauffeure, die bessere Wagen auf der gleichen holprigen Straße dem gleichen Bestimmungsort zuführen.» Wozu wir nur bemerken möchten, daß alles darauf ankommt, dafür zu sorgen, daß es auf dieser Fahrt nicht auch eine Weltkatastrophe gibt, außer den Unglücksfällen, die Amerika sich selber zuziehen wird. Das aber ist Sache der anderen Völker und ihrer Regierungen, deren Druck auf die Vereinigten Staaten so stark werden muß, daß diese — ob ihre neue Regierung nun will oder nicht — abrüsten und mit der dem Sozialismus zustrebenden Welt friedlich zusammenleben *müssen*.

Vollabrüstung nötig Am stärksten scheint solcher Druck gegenwärtig von *England* her ausgeübt zu werden. Der Feldzug gegen die atomare Aufrüstung und gegen den ganzen Rüstungsirrsinn, der dort so weite Volkskreise, bis tief in die konservativ-bürgerlichen Reihen hinein, erfaßt hat, macht offenbar auch auf die Regierung Macmillan Eindruck. Und die Berichte mehren sich, wonach London mit Washington ein ernstes Wort über die Abrüstung und im Zusammenhang damit über die Aufnahme Chinas in die Vereinten Nationen zu reden entschlossen sei. «U.S. News & World Report» (6. März) gibt Macmillans Auffassung so wieder: «Nichts ist heute wichtiger als ein Abrüstungsabkommen, das der Ausdehnung der Kernwaffenrüstungen Einhalt gebietet und die Gefahr eines Atomkrieges vermindert. Aber ohne die Beteiligung Rot-Chinas ist ein solches Abkommen undurchführbar. Und Peking weigert sich immer, an Abrüstungsverhandlungen teilzunehmen, solange es nicht in die UNO aufgenommen sei. Außerdem ... besteht Rot-China darauf, daß es in den Sicherheitsrat und die Versammlung der UNO bedingungslos aufgenommen wird, so daß also Formosa ausgeschlossen würde. Über die Zukunft Formosas, so heißt es, kann entschieden werden, nachdem Rot-China in die UNO aufgenommen ist. Man sagt einem in London, jetzt sei die Zeit, um Peking zu den Abrüstungsgesprächen herbeizuziehen, bevor es selber Atombomben habe und solange Moskau noch einen Druck auf Rot-China ausüben könne. All das ist die neue Macmillan-Linie. Es sieht so aus, als werde dadurch ein Konflikt zwischen Macmillan und Kennedy unvermeidlich, sofern Macmillan nicht zurückkrebst, bevor er Kennedy im April besucht.»

Leider droht gerade in diesem so wichtigen Augenblick ausgerechnet die britische Labourpartei zu versagen. Ihr letztjähriger Kongreß hat zwar, wie bekannt, einen Beschluß zugunsten einer einseitigen atomaren Abrüstung und einer Lockerung der Bindung an Amerika gefaßt, im Gegensatz zu der Politik der Parteileitung, die an der britisch-amerikanischen Militärallianz und vorerst auch an der atomaren Rüstung Englands festgehalten wissen will. Inzwischen sind aber starke Bestrebungen im Gang, um einen Kompromiß zwischen diesen beiden Richtungen herbeizuführen. Eine Mittelgruppe, deren Hauptsprecher Crossmann, der diesjährige Vorsitzende der Labourpartei, ist, erklärt den ganzen Gegensatz in der Partei als ein Mißverständnis oder doch als durchaus zweitrangig und sucht eine Einigung auf eine Formel herbeizuführen, die sowohl die Bindung Großbritanniens an die Vereinigten Staaten und die Atomrüstung vorläufig anerkennen als auch die Abrüstungsbestrebungen und die Überwindung des Kalten Krieges fördern will. Und sogar Frank Cousins, der Führer der Transportarbeiter-Gewerkschaft, der am Parteitag von Scarborough den Beschluß zugunsten der atomaren Abrüstung durchzusetzen vermocht hat, scheint aus taktischen Gründen — um der Parteieinheit

willen — bereit, diesem faulen Kompromiß zuzustimmen.* Das einzig Gute ist noch, daß der Fraktionsführer Gaitskell selber, der so leidenschaftlich gegen die Mehrheit von Scarborough ankämpft, die «Verständigungsformel» bisher ablehnt und auf einer sauberen Austragung der Gegensätze beharrt, anscheinend auch um den Preis einer Parteispaltung, die freilich recht verhängnisvoll werden könnte. Die Möglichkeit ist damit immerhin gegeben, daß am diesjährigen Labourkongreß der Beschluß vom vergangenen Herbst bestätigt und durch eine klare Ablehnung der militärischen Bindung an Amerika ergänzt wird. Aber es käme eben auch darauf an, daß schon jetzt, da sich eine britisch-amerikanische Auseinandersetzung über Abrüstung und China vorbereitet, das ganze Gewicht der Labourpartei in die Waagschale geworfen und die Starrheit der amerikanischen Außenpolitik an zwei so wichtigen Punkten, wie es die Abrüstungs- und die Chinafrage sind, gebrochen würde. Geschieht das nicht und wird Macmillan bis zu seinem Treffen mit Kennedy gar selber schwach (wie es in seiner Art liegt), dann haben in den Vereinigten Staaten die politischen Scharfmacher und die militärischen Draufgänger wieder mehr Bewegungsfreiheit, sie, die seit Jahren schon mit dem Gedanken eines «vorbeugenden» atomaren Gewaltschlages gegen die Sowjetunion und China spielen. Die Hamburger Wochenschrift «Neue Politik» (18. Februar) betont in diesem Zusammenhang neuerdings, was hier immer wieder gesagt wurde:

«Im Atomkrieg kann der erste Schlag für den Angegriffenen tödlich sein. Und weil dem so ist, enthält er von Natur aus gewissermaßen den Zwang zum Präventivkrieg, vor allem für den am meisten verwundbaren der beiden Gegner, und das ist Amerika. Die Regierung von Washington ist, seitdem man von einer Parität des Atomschreckens reden kann, ständig diesem inneren Zwang zum Präventivkrieg ausgesetzt. Jeder Amerikaner muß sich sagen: Wenn es den Sowjets einfällt, uns morgen früh mit Atombomben oder -raketen zu überfallen, dann haben wir kein neues Pearl Harbour, das wir mit Gegenschlägen wettmachen können, sondern möglicherweise die Vernichtung unserer ganzen wirtschaftlichen Potenz, abgesehen von den Millionen Todesopfern. Wäre es da nicht richtig, anzugreifen, *bevor* der andere zum Angreifen kommt?»

Der Verfasser des Artikels meint zwar, die Regierung Kennedy habe dem Präventivkrieg entsagt, weil der Pressesekretär des Weißen Hauses erklärt habe, die Vereinigten Staaten lehnten «nach wie vor» einen Vorbeugungsschlag ab. Aber solange nicht viel bestimmtere Äußerungen der verantwortlichen Staatsmänner vorliegen, steht diese optimistische Deutung der Sachlage auf schwachen Füßen. Daß die

* Nach einem neueren Bericht hat sich *Cousins* g e g e n die Kompromißformel ausgesprochen.

USA den Präventivkrieg ablehnen, haben ja auch Eisenhower und Dulles, Truman und Acheson beteuert, und doch liegt, solange es überhaupt ein atomares Wettrüsten gibt, die Versuchung zum Zuvorkommen mit einem vernichtenden Einsatz von Kernwaffen für *alle* Regierungen und Armeeleitungen, die über Atombomben verfügen, sehr nahe, besonders für diejenigen, deren Gebiet nicht groß und dünn genug besiedelt ist, um (eventuell!) einen Nuklearkrieg auszuhalten. Die Frage bleibt offen, ob in einer Lage, da den Militärführern, die rein strategisch denken, ein Vorbeugungskrieg das allein Rettende erscheinen würde, die zivile Regierung Kraft genug hätte, um auf jede Gefahr hin nein zu sagen. Und in dieser Beziehung kann uns auch die Erklärung von Kennedys Pressesekretär keineswegs beruhigen.

Nicht einmal die Abschaffung der Atombomben aller Art kann uns beruhigen, so wichtig sie als erster Schritt zur Abrüstung wäre. Da nun einmal die Technik der Herstellung von Kernwaffen allen Fachleuten geläufig ist und immer mehr Länder auch industriell leistungsfähig genug sind, die zerstörungskräftigsten modernen Atombomben herzustellen, so würde es auch im Fall eines Krieges, der bloß mit den hergebrachten Waffen begänne, nicht lange gehen, bis eben doch wieder atomare Geschosse auftauchen würden und der Atomkrieg voll in Gang käme. Rettung vor dieser Gefahr verspricht einzig der Verzicht auf *jeden* Krieg, die volle und endgültige Abrüstung, und als eine der wesentlichen Voraussetzungen dafür der Verzicht auf die Weiterverbreitung der Lüge, daß «der andere» angreifen würde, wenn ihm nicht ständig ein Atomsprengkopf unter die Nase gehalten werde. Daß diese Voraussetzung in erster Linie von der westlichen Welt erfüllt werden muß, liegt auf der Hand. Dann wird es der östlichen Welt auch leichter werden, den Verzicht auf *alle* Anwendung kriegerischer Gewalt auszusprechen, der nicht nur, wie man bisher meinte, eine zwar ideale, aber unrealistische sittliche Forderung ist, sondern heute endgültig als die auch den materiellen Lebensnotwendigkeiten allein noch entsprechende Folgerung aus dem Stand der Vernichtungstechnik anerkannt werden muß.

10. März. *Hugo Kramer*

Die Arbeiter sind das Salz der Erde, und ihr Schicksal zu teilen, ist das wahre Abenteuer unseres Zeitalters.

Rewi Alley

Christus ist unser Friede*

Im Kanton Bern spricht einmal im Jahr, am sogenannten «Kirchensonntag» (1. Februarsonntag), auf allen Kanzeln der reformierten Gemeinden ein Laie. Dies geschieht zur Erinnerung an die Gründung der Bernischen Landeskirche, womit die bis dahin verbotene «Laienpredigt» freigegeben wurde. Das Thema wird von der Landessynode gestellt, die Wahl des Referenten steht bei den Gemeinden. Diesmal fiel sie im Saanenland auf *Dr. Elisabeth Rotten*. Wir freuen uns, die Predigt dieser tapferen Friedenskämpferin in den «Neuen Wegen» wiedergeben zu können. Red.

Liebe Gemeinde, liebe Freunde. Ich darf euch auf Beschluß des Kirchgemeinderates und unsrer lieben Pfarrer als Laie etwas zum Text des heutigen Sonntags sagen. Möge das Wort gesegnet sein und in unser aller Herzen wachsen und fruchtbar werden!

Der volle Text lautet:

> Darum bedenket, daß ihr, die ihr einst nach dem Fleisch Heiden gewesen seid und die «Unbeschnittenen» genannt wurdet . . . daß ihr zu jener Zeit ohne Christus waret, ausgeschlossen vom Bürgerrecht Israels und fremd den Bündnissen der Verheißung, ohne Hoffnung und ohne Gott in der Welt. In Christus Jesus aber seid ihr jetzt, die ihr einst ferne gewesen seid, nahe geworden durch das Blut Christi. Denn *er* ist *unser* Friede, der beide Teile zu einem Ganzen gemacht und den Zaun abgebrochen hat, der dazwischen war, nämlich die Feindschaft; er hat in seinem Fleisch das Gesetz (mit den Geboten und Satzungen) abgetan, um die zwei in ihm selbst zu *einem* neuen Menschen zu machen. So hat er Frieden gemacht. Er versöhnte beide mit Gott in *einem* Leibe durch das Kreuz, an dem er die Feindschaft getötet hat. Er ist gekommen und hat im Evangelium den *Frieden* verkündigt euch, die ihr fern waret, und *Frieden* denen, die nahe waren. Denn durch ihn haben wir Zugang alle beide in einem Geist zum Vater.
>
> Eph. 2, 11—18

Zur Zeit Christi und des Apostels Paulus bestand ein scharfer Unterschied zwischen Juden und Heiden. Die Heiden wußten nichts vom All-Einen, vom Vatergott. Die Juden fühlten sich als auserwähltes Volk, aber sie empfanden den ihnen von Gott erteilten Auftrag als zu schwer und seufzten über die Strenge der Gebote. Die Juden verachteten die Heiden, weil sie nichts von Gott wußten. Die Heiden verachteten die Juden, weil sie fanden, sie seien auch nicht besser als an-

* Die Predigt von Dr. Elisabeth Rotten ist als Separatdruck erschienen und kann bei der Administration der «Neuen Wege», Manessestraße 8, zum Preise von 20 Rappen pro Exemplar bezogen werden.

dere Völker, trotzdem sie so viel von Gott redeten. Etwas wie ein Stacheldrahtverhau stand zwischen ihnen.

Und heute? Dies ist jetzt buchstäblich wahr am Negev, der Grenze zwischen Israel und der Vereinigten Arabischen Republik: sie spähen argwöhnisch von beiden Seiten aufeinander, in verbissener Erwartung des Augenblicks, da es auf der andern Seite vielleicht losgehen wird, und wo sie mit aller physischen Macht sich zur Wehr setzen werden. Und wenn es dort am Negev buchstäblich wahr ist, so ist es sinnbildlich wahr für das Verhältnis, in dem heute die Vereinigten Staaten von Amerika und mit ihnen die westliche Welt, und auf der andern Seite die Sowjetunion mit ihren kommunistischen Satelliten einander gegenüberstehen. Sie erwarten nur das Schwärzeste von der andern Seite. Sie sehen nur das Schwärzeste. Sie sind erfüllt von Furcht voreinander, bereit, mit der Waffe zur Vergeltung loszuschlagen und sich selbst dabei zu vernichten, wenn der andere den gefürchteten Krieg beginnen sollte. Christus hat zu jener Zeit den Zaun abgebrochen, er hat in sich beide miteinander versöhnt und vereint. Er hat den Zaun abgebrochen, insofern das trennende Gesetz strenge, wörtliche Erfüllung nach Geboten und Satzungen verlangte. Er glaubte daran, daß die Menschen von beiden Seiten, die ihm nahen Juden und die ihm noch fernen Heiden, dazu gelangen könnten und würden, aus freiem Entscheid die Botschaft der Liebe, des Friedens, des Miteinanders zu hören und anzunehmen. Er hat beide in seinem Tod am Kreuz miteinander versöhnt und in beiden die Gotteskindschaft erkannt und wachrufen wollen. Für die Juden, die ihn gekreuzigt, hat er gebetet: «Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.» Und dem heidnischen Verbrecher neben ihm hat er verheißen: «Wahrlich, noch heute wirst Du mit mir beim Vater im Himmelreich sein.» Können wir, werden wir seinem Beispiel folgen und seine Botschaft annehmen, so wie er es uns zugetraut hat?

Heute ist der Unterschied zwischen den Christen und den Nichtchristen nicht mehr so scharf und die Trennungslinie nicht so eindeutig, wie es zur Zeit Christi noch zwischen Juden und Heiden war. Die Legende berichtet: Im fernen Indien habe man in ganz alter Zeit von der Verkündigung eines nahenden Sterns für die ganze Welt gehört und habe auf dem Berge Baus eine Sternwarte errichtet, von der aus die Gelehrten jahrhundertelang ausschauten nach dem verkündeten Stern, bis sie ihn aufflammen sahen. Und die drei Könige seien aus verschiedenen Teilen des alten Indien aufgebrochen, ohne von einander zu wissen, und hätten sich dann vereinigt, um dem Stern zu folgen. Das ist Legende, aber es bleibt Sinnbild dafür, daß Christus für alle gekommen ist; und nicht nur das: daß er immer da war und überall und immer sein wird, wo sich die Herzen seiner Botschaft öffnen! Das jüdische Volk war auserlesen, ihn am unmittelbarsten zu empfangen und zu erleben. Es hat ihn verkannt. Zwar waren unzählige schlichte Menschen im Volke von ihm ergriffen und suchten ihm

nachzufolgen. Aber die Obrigkeiten beider Länder, der Juden und der Römer, haben ihn mißkannt und gekreuzigt. Und trotzdem ist von dem kleinen Lande Israel die Botschaft zu jedem, der sie hören mag, über die ganze Erde gegangen. Der göttliche Funke, der von Jesu Persönlichkeit und Wirken, von seiner geistigen Gestalt ausging, ist übergesprungen in viele Länder und Erdteile, zu Menschen, die sich dessen vielleicht gar nicht bewußt sind; und in manchen, die sich Christen nennen, ist er noch nicht voll aufgeglüht. In unserer Zeit hat Mahatma Gandhi mit seinem Leben und Wirken das, was Christus gebracht hat, vielleicht stärker verwirklicht als die meisten Christen, so wie nur wenige unter ihnen, wie etwa Franz von Assisi und andere, es in sich selbst und nach außen gestaltet haben. Gandhi schöpfte aus Eigenem, aus der Überlieferung seiner indischen Religion, aus den Erzählungen seiner Mutter, die ihm diese Religion, und am stärksten ihren Friedensgehalt, überliefert hat. Aber er war auch innerlich berührt und fühlte sich selbst sehr stark befruchtet vom Evangelium und von der Begegnung mit der Gestalt Christi. *Uns* ist Christus geschenkt: *Er* ist unser Friede, *Er* ist unsere Quelle. Wir können uns stärken und bestätigt fühlen an manchem aus dem Besten, was Gott in andere gelegt hat. Aber wir können, wir dürfen und wollen immer wieder heimkehren zu *der* Quelle, die uns geschenkt ist, und immer tiefer und immer kräftiger und tatbereiter aus ihr schöpfen. Christus hatte das Vertrauen, daß alle Menschen zur Gotteskindschaft geboren und ihrer fähig seien. Er glaubte daran, daß ohne Befehlsgewalt und Vorschrift, durch Botschaft, Beispiel und Liebestat diese Kraft in allen geweckt und tätig werden könne. Er traute allen zu, die von Gott verliehenen Kräfte in sich lebendig zu machen, welche Zäune niederzureißen vermögen und doch jedem das Seine — das Beste, was Gott in ihn gelegt — zu lassen, damit er es zur Reife bringe.

Was ist mit dem Worte «Frieden» gemeint? Das ist nicht eindeutig. In den verschiedenen Sprachen und Kulturen werden verschiedene Seiten des Friedens hervorgehoben. Das hebräische «Schalom», das den Alltagsgruß der Juden untereinander bedeutete, bezeichnet nicht einen Zustand, sondern eine durchseelte Lebenshaltung, ein als gültig anerkanntes Ziel für alle, auch wenn's nicht immer erreicht wird. In den alten Sprachen Griechisch und Latein bedeutete «Eirene» und «Pax» einen Zustand der Rechtsordnung, der aber immer wieder von Willkür und Krieg gebrochen wurde. Im Deutschen heißt es ursprünglich soviel wie Schonung im und nach dem Kriege. Wir haben wunderbare Zeugnisse der alten Eidgenossen, die diese Schonung nach Möglichkeit sogar im Kriege gegenüber Weibern und Kindern, und sofort nach Beendigung des Krieges allen zum dringlichen Gebot machten. Und vielleicht liegt das Tiefste in dem russischen Wort «Mir», das eine doppelte Bedeutung hat. Es bezeichnet die freiwillige Dorfgemeinschaft, die kollektive Wirtschaft, die ursprünglich im russischen Volkstum auf Freiwilligkeit beruhte und erst heute unter Zwang und

auf Befehl noch weiter ausgebaut worden ist. Und das gleiche Wort «Mir» bezeichnet auch die «ganze Welt», bedeutet «Frieden daheim» und «Frieden mit draußen». Wenn es in allen Gemeinden in Ordnung ist und die Menschen friedfertig, kooperativ miteinander arbeiten und leben, dann muß das ausstrahlen in die Welt als Ganzes und helfen, daß auch die große Welt in Ordnung kommt.

In der alttestamentlichen Prophetie steht auch der Friede vielfach im Vordergrund. Die Propheten verlegten den Friedenszustand in die Zukunft, aber doch als ein Ziel, für das *heute* und *hier* gearbeitet werden kann und soll, und zugleich als etwas, was noch jenseits des Alten Testaments lag. Jesaja ging am weitesten, indem er warnte vor dem falschen und trügerischen Glauben an Waffengewalt und einen Frieden kommen sah, der der äußeren Waffen nicht mehr bedürfte. Die Propheten sprachen zugleich vom tödlichen Gericht und von dem Heil für die Menschheit, wozwischen die Menschen zu wählen hätten.

Ist das nicht genau *unsere heutige* Situation, wo wir auch vor die Wahl gestellt sind, der Vernichtung der Gegner und der Welt- und Selbstvernichtung entgegenzugehen, wenn wir uns dieser Gefahr und dieser Einstellung nicht erwehren; oder das Heil herbeizuführen, indem wir nach dem Vorbild des neuen Menschentyps, den Christus geschaffen und in sich verwirklicht hat, auf die Waffengewalt verzichten und in der allseitigen Gotteskindschaft den Weg zueinander suchen, und wenn wir ihn ernsthaft suchen, auch finden werden.

Welchen von allen diesen «Frieden», wie sie uns in den alten Sprachen und Kulturen nahegebracht werden, welche Seite dieses «Friedens» sollen wir mit unserer Kraft und in unserer Zeit am stärksten erstreben? Welcher ist der Friede Christi?

Ist es der *«innere Frieden»*? Sicher ist der innere Friede die Grundlage von allem. Denn wer in sich selbst entzweit ist, wer nicht nach innerer Einheit und Ganzheit in sich selber strebt, wie könnte er seiner Umwelt Frieden bringen! Und doch darf uns dieser innere Friede, wenn wir glauben, ihn erlangt zu haben oder ihm nahe gekommen zu sein, nicht zum Ruhekissen werden, nicht zu einem Schwelgen in einer mystischen Einheit mit Gott, die uns von den Mitmenschen und den gemeinsamen Aufgaben trennt. Das wäre Flucht und Ichsucht. Der Friede Christi ist nicht von dieser Welt. Aber er ist *für* diese Welt.

Ebensowenig werden wir den Frieden allein mit Verlaß auf äußere Werke erlangen, auf Organisation, Partei-Arbeit, Propaganda und dergleichen. Wir können nur dann auf die echte Kraft all dieser Versuche zählen, wenn wir uns von überpersönlichen und übermenschlichen Kräften getragen, gehalten und getrieben fühlen. Und wenn wir dies tun, wenn dies in uns lebt und uns vorantreibt, dann schätzen wir unseren eigenen Anteil an dem gemeinsamen Werk für den Frieden sehr gering ein. Dann lösen sich die Werke von uns ab wie die reife Frucht vom Baum. Wir beten, daß sie gesegnet seien, und daß stär-

kere Kräfte, als wir zu bieten haben, mithineinströmen und uns alle dem Ziel näherbringen.

Christus zeigt uns den Weg. Er zeigt jedem seinen Weg. Es kann nicht nur einen Weg geben. Denn jeder muß ihn da finden, wo das Leben ihn hingestellt hat. Aber es gibt *einen* Ausgangspunkt: das ist die Erscheinung Christi auf Erden. Und *ein* Ziel: den Zaun niederzureißen, der uns vom Verstehen des anderen trennt, der uns an der Liebe zum anderen verhindert. Christus selbst hat auch da beides in sich versöhnt, das Innen und das Außen. Er lehrte und tat. Ihm war beides, wie es der Dichter Goethe genannt hat, als er von den zweierlei Gnaden spricht, die dem Menschen geschenkt seien: einatmen und ausatmen in fortwährendem lebendigen Rhythmus. Im Johannesevangelium heißt es: «Christus hatte Martha lieb *und* ihre Schwester.» Beides, Einatmen und Ausatmen, innerer Friede und Friedensarbeit nach außen gehört innig zusammen, und eines gibt dem anderen Kraft und Festigkeit.

Der Pazifismus, das, was die Pazifisten seit mehr als einem Jahrhundert erstreben und ausgearbeitet haben, hat uns die Mittel zum Frieden durchdacht und bereitgestellt. Aber es ist ihm nicht gelungen, in genügender Zahl auch Kämpfer mit geistigen Mitteln für den Frieden zu erwecken. Die Kraft dazu muß von oben und von innen kommen.

Die Zahl der Worte Jesu, an die wir uns halten können, wenn wir den Frieden suchen und für ihn kämpfen wollen, ist unendlich groß. Wir können und dürfen immer wieder zur Quelle hingehen und immer tiefer aus ihr schöpfen. Wenn wir uns in sehr gedrängter Form vergegenwärtigen wollen, was er uns gebracht hat, so halten wir uns vielleicht am besten an die Bergpredigt als Ganzes und im besonderen an die *Seligpreisungen*. Das jüdische Volk hat das Gewicht dieser Predigt und dieser Seligpreisungen verstanden. Bei Matthäus lesen wir: «Und es geschah, daß als Jesus die Rede beendet hatte, da waren die Massen betroffen ob seiner Lehre. Denn er redete wie einer, der Vollmacht hat und nicht wie die Schriftgelehrten.» Der Wortlaut der Seligpreisungen ist uns allen vertraut. Sind wir uns auch immer über ihren inneren Zusammenhang klar? Die neunte Seligpreisung: «Selig sind die Friedfertigen», wörtlich die Friedenstifter, ist nicht nur ein Höhepunkt in der ganzen Reihe, er faßt sie auch alle zusammen und wird von allen gestützt. Wenn wir näher zuschauen, so lesen und hören wir daraus den *Ruf nach dem Frieden durch Gerechtigkeit, durch Wahrhaftigkeit, durch tätige Liebe* und *durch Abschütteln der Furcht*.

Am anstößigsten war vielleicht darin die fünfte Seligpreisung: «*Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erdreich besitzen.*» Wenn wir zurückschauen in die Geschichte, so scheint uns diese das Wort Lügen zu strafen. Denn wo und wann haben die Sanftmütigen das Erdreich besessen? Dennoch ist es *die* Botschaft, die uns heute am allernächsten angeht, die uns am nötigsten ist und die den Schlüssel

bietet zu dem, was heute möglich ist. Der Nobelpreisträger für Physik, Max Born, hat einmal in einer Rede zu einer militärischen Versammlung gesagt: «Die Vorsehung scheint uns auf die Probe zu stellen, sie scheint uns zu sagen: ihr wollt weiterleben, ihr wollt eure Zahl vergrößern, ihr wollt besser leben. Ihr könnt das alles haben. Ihr haltet den Schlüssel zur Zukunft. Aber *eine* Bedingung stelle ich euch: Laßt das Hadern, das Mißtrauen, die Gewalt. Sonst wehe euch!» —

Und ein Wirtschaftslehrer, Direktor des Weltwirtschaftsinstituts in Kiel in Norddeutschland, Prof. F. Baade, schließt ein Buch mit nüchternen und sachlichen wirtschaftlichen Darlegungen über die heutige Situation mit einem Kapitel «Die große Zeit des Christentums». Er spricht von seiner Überzeugung, daß das Christentum heute nötiger und aktueller ist als je. Er sieht die Zeit kommen, wo die Christen, wenn die Völker und ihre Regierungen sich aus vernünftigen wie aus ethischen Gründen zur allseitigen Abrüstung entschlossen haben, befreit sein werden von dem Konflikt zwischen dem Gebot Christi und dem Staatsgebot, unschuldige Menschen zu töten. Heute ist uns faktisch die Möglichkeit gegeben, uns der Waffen zu entledigen und uns auf die geistigen Mittel umzustellen, die Christus uns gezeigt hat. Und F. Baade schließt dieses Kapitel mit der Versicherung, das Schönste und Gewisseste für die heute Lebenden sei die Verheißung, daß die Sanftmütigen das Erdreich besitzen werden. — Wer diese Botschaft ernst nimmt, wer sie oder etwas davon in sich verwirklicht und erlebt hat, der weiß, daß die Sanftmut — das Nichtwiderstreben gegen das Böse mit den gleichen Mitteln, sondern seine Überwindung durch Gutes — daß diese Sanftmut die höchste Kraftsteigerung bedeutet, die den Menschen gewährt und jedem möglich ist, wenn er sich diesem Gebot unterstellt.

Der Friede durch Gerechtigkeit ist schon im Alten Testament etwas sehr Wesentliches. Der Psalmist spricht davon, daß «Friede und Gerechtigkeit sich küssen». Und bei Jesaja lesen wir: «Der Gerechtigkeit Frucht wird Friede sein.» Gerechtigkeit nicht nur für uns selbst, sondern für die anderen, für uns mit ihnen und für die Beziehung der Völker untereinander. Schon im Kinde liegt, sehr stark sogar, das Streben nach Gerechtigkeit: gerade an diesem Punkt dürfen wir immer wieder ans Wort denken: «Wenn ihr nicht werdet wie Kinder . . .» Sie mögen oft irren in dem, was sie für gerecht halten. Dennoch haben sie ein feines Unterscheidungsgefühl für das, was recht und billig ist. Und wenn sie heranwachsen, so zerstören die Zustände unseres Gesellschaftslebens viel von ihrem inneren Trieb nach Gerechtigkeit, und es braucht viel Erziehungsmühe, viel Beispiel der Erwachsenen, um diesen Sinn, der in der Jugend bereit liegt, für ihr späteres Leben wirksam zu machen.

Und durch alles hindurch, was Propheten und Christus uns vom Frieden sagen, geht *die Wahrhaftigkeit*. «Selig sind, die reinen Herzens sind», die der Lüge keinen Raum gewähren, weder der Welt gegen-

über noch vor sich selbst. Sich vor Selbstbetrug hüten ist vielleicht das schwerere von beiden. Aber auch hier besteht ein lebendiger Rhythmus zwischen innen und außen, zwischen der Verwirklichung in uns selbst und von innen nach außen. Wahrhaftigkeit, Selbstprüfung, hilft uns Vorurteile zu überwinden; hilft uns, das, was uns gegen den anderen, den andersartigen, ja, den Widersacher, gesagt worden ist, und was wir zuerst einfach hinnahmen, neu zu prüfen. Wahrhaftigkeit, gepaart mit Gerechtigkeit, hilft uns, den Weg zum andern zu finden, von der gemeinsamen Gotteskindschaft aus in ihm nicht zuerst den Feind, sondern zuerst den Menschenbruder zu sehen, und mit ihm in ein echtes Gespräch zu gelangen, das der jüdische Religionsphilosoph Martin Buber für das wichtigste in unserer Zeit hält. Es hilft uns, uns in den ganz anderen hinein zu versetzen, seine Beweggründe, die Ursachen seiner Andersartigkeit und seines andersartigen Handelns, seine Lage, die ihn dorthin gebracht hat, wo er steht, zu verstehen und ihm die unsrige, die ihm so fremd ist, wie die seine zuerst uns war, verständlich zu machen; von Mensch zu Mensch und durch die Menschen von Volk zu Volk. Darum sind heute die persönlichen Begegnungen zwischen Menschen des Westens und Menschen des Ostens so ungeheuer wichtig und können so fruchtbar werden, wenn mindestens von einer Seite, der einzigen, über die wir zu entscheiden haben, also von der unsern, der gute Wille im Geiste der Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit entgegengebracht wird. So wie es Fridtjof Nansen tat, der politisch Konservative, der nach dem Ersten Weltkrieg so tief ergriffen war von der Hungersnot und den Leiden des russischen Volkes, daß er, beinahe möchte man sagen, Himmel und Erde bewegte, um diesem Volke Hilfe und Rettung zu bringen. Fridtjof Nansen, den ich persönlich kennen und mit dem ich zusammenarbeiten durfte, wurde nicht müde von der Vertragstreue, von der Selbstlosigkeit, von der Aufrichtigkeit der Bolschewiki, auch der Behörden, der Träger der Verantwortung, zu sprechen, weil er ihnen als Mensch und Bruder gegenübertrat, weil er nicht die Bolschewiki, sondern Menschen in ihnen sah und ansprach und das große Erlebnis hatte, daß Vertrauen wieder Vertrauen erweckt. Fridtjof Nansen wird im heutigen Rußland fast wie ein Heiliger verehrt. Deutsche Soldaten, die in Rußland waren, haben erzählt, daß sie in einfachen Lehmkaten, die man kaum Häuser nennen kann, drei Bilder an den Wänden sahen: die heilige Jungfrau, Lenin und Fridtjof Nansen. Das ist ein Beispiel, das wir alle nehmen können, und das wir versuchen sollten, unseren Volksvertretern, den Politikern und den Entscheidenden über Atomversuche und über Abrüstungsfragen nahezubringen. Wenn ein starker Glaube daran in den Völkern herrscht und zu Versuchen führt, über den Zaun hinweg einander die Hand zu geben und Verständnis zu suchen, so würde es nicht ohne Einfluß auf die Oberen und direkt Verantwortlichen bleiben.

Dieser Trieb zur Gerechtigkeit und zur Wahrhaftigkeit bringt ein

Nachdenken über diese Probleme und Aufgaben mit sich, an dem nicht allein der Verstand beteiligt ist, sondern in hohem Maße auch das Herz: *die tätige Liebe*, die in den Seligpreisungen als Barmherzigkeit angesprochen wird, das Einfühlungsvermögen, das die Leiden und das Bedürfen des anderen erfühlt und zu stillen sucht, ehe der andere klagt oder gar fordert, jenes Einfühlungsvermögen, das wiederum in Indien in hohem Maße verwirklicht ist. In der indischen Philosophie und Religion steht obenan der Spruch «Tat wam asi» — «Das bist du!» Dieses sich Einsfühlen, Hineinschlüpfen in die Wesensart des anderen ist der eigentliche Kern der Barmherzigkeit, der uns heute dazu führen müßte, den benachteiligten Völkern auf ganz andere Weise zu helfen und mit ihnen zu teilen, als es bisher geschehen ist. Als ich einmal in Deutschland reiste, stieg in mein Abteil ein junger Inder ein, setzte sich mir gegenüber, und bald zog er ein Päckchen heraus mit einem Büschel Bananen und hielt sie mir her, um mir eine anzubieten. Ich war sehr freudig berührt von dieser Geste und sagte ihm: «Ich danke! aber ich habe jetzt keinen Hunger», worauf mir der junge Inder in gutem Deutsch, aber mit fremdländischem Akzent antwortete: «Es würde mir nicht schmecken, wenn ich nicht mit Ihnen teilen dürfte.» Das ist die indische, das sollte die christliche Grundhaltung sein! Erst wenn unser Wohlstand uns nicht mehr schmeckt, wenn wir ihn nicht mit jenen zu kurz gekommenen Völkern teilen, erst dann werden wir vollauf auf dem Wege zum Frieden sein.

Krieg kann nur mit Hilfe von Lüge geführt werden in der Form von List, Spionage, Verleumdung des Feindes, um den Haß aufrecht zu erhalten. Friede kann nur mit Wahrhaftigkeit erbaut werden, mit Selbsterkenntnis für die Fehler auf der eigenen Seite, mit gerechter Beurteilung des Gegners und Bereitschaft zum Handeln aus dieser Erkenntnis und zum Vorantreiben der Volksvertreter und der Politiker in dieser Richtung.

Und endlich *Friede durch Abschüttelung der Furcht*. Auch das ist schon den Propheten des Alten Testaments sehr vertraut: «Es ist eitel Furcht da und kein Friede», klagt Jeremias. Und in der Weisheit Salomos lesen wir, Kp. 17, 12: «Ist doch Furcht nichts anderes als die Verzweiflung an der Hilfe durch die Vernunft.» Die Vernunft, die höher ist als der bloße Verstand, und von der uns Albert Schweitzer gelehrt hat, daß sie vereinbar ist mit dem Glauben an das Göttliche und ebenso sehr mit der Einsicht in die Realitäten des Lebens. Denn schon Salomo sah mit Sorge, wie vielfach die, welche berufen wären, uns durch Anleitung zur sachlichen Nachprüfung zur Abschüttelung des starren Angstzustandes zu verhelfen, dies doch aus Furchtsamkeit nicht zu tun wagen: «Denn die da versprachen, Schrecken und Erschütterungen aus den kranken Gemütern zu verbannen, die wurden selber krank an lächerlicher Furcht.» (Weisheit 17, 8).

Und im Neuen Testament heißt es im 2. Korintherbrief 7, 15: «Auswendig Streit, inwendig Furcht», und im 1. Johannesbrief 4, 18

lesen wir das Wort, das wir alle lieben und längst kennen und vielleicht doch nicht immer befolgen: «Furcht ist nicht in der Liebe; sondern die vollkommene Liebe treibt die Furcht aus!» Vertrauen auf Gottes Beistand und Erfülltsein vom Beispiel und Vorbild Christi schenkt uns das Vertrauen und die Kraft, auf äußere Gewalt und Macht zu verzichten, sie abzuschütteln und den «Harnisch Gottes» zu ergreifen, der stärker ist als alle äußere Gewalt und Macht, und zu dem Mut führt, ohne Waffen die inneren Kräfte des Friedens in uns lebendig zu machen und auf den Gegner überströmen zu lassen, so wie es Gandhi uns gezeigt hat. Gerade in diesen Tagen konnten wir aus der Ferne miterleben, welche herzliche Freundschaft zwischen Großbritannien und seiner Königin und dem indischen Volk entstanden ist; daß nichts von der einstigen beiderseitigen Bitterkeit geblieben ist, weil Gandhi es verstanden hat, sein Volk so zu führen, daß es zäh und hartnäckig, aber auf geistigem Wege und ohne Waffengewalt die Befreiung vom britischen Joch vollzogen hat. «Weisheit ist besser als Krieg. Ein einziger, der fehl geht, verdirbt viel Gutes», lesen wir im Prediger. Das Neue Testament ermahnt uns vielfach, am stärksten im Epheserbrief, dem unser heutiger Text entnommen ist: «Ergreifet den Harnisch Gottes, stehet da gegürtet an euren Lenden mit Wahrheit und angezogen mit dem Panzer der Gerechtigkeit, zu treiben das Evangelium des Friedens.» Das mochte einst, als noch etwas wie Schonung im Krieg und nach dem Krieg möglich war, als eine Überforderung der Kräfte der Menschennatur erscheinen. Heute ist es ein hartes Entweder-Oder geworden. Jeder weiß im Grunde seines Herzens, daß die Vernichtungs- und Zerstörungswaffen, die heute von beiden Seiten geschaffen werden, täglich bereit stehen. «Einer, der fehl geht, zerstört viel Gutes», haben wir gehört. Jeder weiß im Herzen, daß diese Art Vernichtungswerkzeuge, die keine Waffen mehr sind, kein Heil, keinen Frieden bringen, kein Land verteidigen können. Aber gibt sich jeder Rechenschaft, daß diese furchtbaren Vernichtungsmittel, die nur sehr wenige sich vorzustellen wagen, uns in einen Zustand geführt haben, in dem wir — auch ohne Ausbruch von Krieg — unter der ständigen Drohung von Rache und Vergeltung leben; in einen Zustand, dank dem wir unsere Kinder in einer öffentlichen Atmosphäre zu erziehen haben, in der diese Rachsucht die Oberhand hat. Wir stehen vor dem Entweder-Oder, ob wir das Eine oder das Andere ergreifen und bejahen wollen; ob wir das Gericht oder das Heil herbeiführen durch unsere Entscheidung. Geben wir nach, unterwerfen wir uns dem Glauben an die Waffengewalt, dann hat der Mensch, der zum Ebenbild Gottes erschaffen wurde, abgedankt und sich selbst aufgehoben, noch ehe es zur physischen Vernichtung kommt.

Die den Militärdienst verweigern, tun dies nicht, um nur die eigene Seele zu retten. Sie tun es, weil sie dem Frieden einen besseren, einen echten Dienst leisten wollen, der vor ihrem Gewissen mit der Vorbereitung zur Tötung unschuldiger Mitmenschen nicht vereinbar ist.

Und es gibt heute zum Glück schon viele konkrete Möglichkeiten eines solchen aktiven, geistig-seelischen Friedensdienstes: Im Internationalen Zivildienst; in der Eirene, dem Internationalen christlichen Friedensdienst, den Abbé Pierre geschaffen hat, oder im Christlichen Friedensdienst von Frau Dr. h. c. G. Kurz; im Dienst an den benachteiligten Ländern, den UNO und UNESCO eingeleitet haben und der viel stärker ausgebaut werden sollte; in den Friedensdiensten Vinoba Bhaves, des Jüngers und Nachfolgers Gandhis, die sich in den Dörfern, die aus freiem Entschluß Gemeinwirtschaft durchführen, unter Leitung einer Frau, Asha Devi, freiwillig einsetzen, um, wenn irgendwo in der Gemeinde Zwist entsteht, an Stelle der Polizei zu schlichten und Gerechtigkeit herzustellen. Sie fühlen eine innere Verpflichtung, den Zaun niederzubrechen und Frieden herzustellen. Ein Beispiel, das uns im Westen viel zu sagen und viel zu lehren hat.

Wer hat sich schon Rechenschaft gegeben darüber, daß die Schweiz auf ihrer Hunderternote einen christlichen Kriegsdienstverweigerer und Friedensfreiwilligen hat? Ein Passional des 16. Jahrhunderts berichtet, daß St. Martin nicht nur den Mantel mit einem Armen geteilt hat. Dieses brüderliche «Teilen» hat ihn tiefer geführt. Als sich «in Kaisers Landen große Irrung und Streit» erhoben hatten, «bot der Kaiser Grafen, Rittern und Knechten großen Sold, damit sie ihm hülfen». Ritter Martin verweigerte das Aufgebot: «Ich will nicht mehr streiten, denn ich will Gottes Ritter sein.» Und als der Kaiser ihn der Feigheit bezichtigt, erwidert er: «Du sprichst, es sei meine Feigheit, so tut es doch der göttliche Glaube. Darum will ich mit dir, und will dich sehen lassen, daß ich gar kühn und stark bin. Ich will dir im Namen Jesu Christi reiten ungewappnet. Und will weder Schild noch Helm haben zur Schirm. Und will mit meines Herren Kreuz durch alle deine Feinde dringen ohn' Schaden . . .». «Da überwand Gott», schließt das Passional, «den Streit und die Not durch seinen Diener St. Martin». Nicht den Feind, sondern «den Streit und die Not» hat Gott durch seines Dieners Vertrauen auf die Seelenkraft überwunden. — Alle diese Dienste sollten von allen mitgetragen und bejaht und verdankt werden, auch von denen, denen ihre eigene Lage verwehrt, sich selbst daran zu beteiligen.

Die totale und allseitige Abrüstung aller Völker ist heute technisch und juristisch möglich. Der Friedensnobelpreisträger von 1959, Philip Noel-Baker, der vierzig Jahre lang als Völkerrechtler, als Politiker, zeitweilig als Staatsmann und als Delegierter bei Abrüstungsverhandlungen alles verfolgt, verglichen, zusammengestellt und gesichtet hat, zeigt in einem Buch, das kürzlich auch in deutscher Sprache unter dem Titel «Wettlauf der Waffen» in München erschienen ist, wissenschaftlich genau und aus einem vollen Herzen an Menschenliebe geschrieben, daß alle nötigen Vorarbeiten geleistet sind und daß es nur des Willens aus den Völkern und zwischen den Diplomaten und Poli-

tikern bedarf, um die Zäune des Mißtrauens niederzureißen, die der Verwirklichung immer noch im Wege stehen.

Niemand glaubt im Ernst, daß die Waffendrohung und Waffensteigerung so weitergehen und zu etwas wie Frieden führen können. Es fehlt nicht am Wunsch, dies alles schwinden zu sehen. Aber zur Verwirklichung fehlt es am Glauben, am tätigen Glauben und an der tätigen Liebe. Es fehlt am Vorantreiben der Politiker aus dem Willen zur Tat; an der Planung und Unterstützung einer waffenlosen Politik der echten Zusammenarbeit, von kleinen Kreisen aus bis hinauf zu den Entscheidenden an höchster Stelle. Mancher Politiker würde heute sehr viel weitergehen, als er es wagt, weil er fürchtet, im Volke nicht verstanden zu werden. Je mehr Stimmen und aufrichtiges Tun solcher Art aus den Völkern zu den Politikern dringt, je mehr einzelne Bürger und Gruppen von Bürgern eine Umkehr der Politik der Macht zur Politik des Miteinander wünschen und unterstützen, desto mehr wird es möglich sein, dieses alles zu ergreifen und zu verwirklichen.

Christus i n u n s kann uns zu alledem verhelfen, kann den gefallenen Menschen erhöhen.

Er ist unser Friede!

Christentum – Sozialismus – Friede

Am 9. Februar 1961 überreichte eine von unserem Freund, Professor Dr. Emil Fuchs, geleitete Abordnung von ostdeutschen Theologen, kirchlichen Amtsträgern und christlichen Bürgern dem Vorsitzenden des Staatsrats der Deutschen Demokratischen Republik, Walter Ulbricht, einen von 32 000 Unterschriften bedeckten Brief zu der programmatischen Erklärung Ulbrichts vom 4. Oktober 1960 über das Verhältnis von Christentum, Sozialismus und Friedenskampf in der DDR. Wir geben hier aus der Ansprache von Fuchs wie aus der Antwort Ulbrichts einige Abschnitte wieder, die uns die Auffassungen sowohl der Millionen evangelischer Christen, die hinter den Unterzeichnern des Briefes stehen, wie diejenige der Regierung der DDR besser verstehen lassen, als das auf Grund der höchst mangelhaften und einseitigen Berichterstattung unserer Tagespresse über diesen Empfang möglich war.

Emil Fuchs sagte unter anderem:

«Wenn ich heute sehe, daß die Kämpfe meiner Jugend nicht umsonst waren, wenn ich feststellen darf, daß wenigstens in einem Teil Deutschlands die Vergangenheit unseres Volkes gesellschaftlich bewältigt wurde, so weiß ich auch — und mit mir wissen es unzählige christliche Bürger der DDR, wodurch dieses Neue in der deutschen

Geschichte möglich geworden ist: Es ist möglich geworden durch die unverbrüchliche Gemeinsamkeit aller demokratischen Kräfte, die sich in unserer Republik unter der Führung der Arbeiterklasse entwickelt hat.

Diese Gemeinsamkeit hat uns als Christen geholfen, die Widersprüche zu überwinden, in die wir in der Vergangenheit immer wieder gestoßen wurden. Uns Christen sagt das Neue Testament: ‚So jemand spricht: Ich liebe Gott und hasset seinen Bruder, der ist ein Lügner. Denn wer seinen Bruder nicht liebt, den er sieht, wie kann er Gott lieben, den er nicht sieht?' Bei dem Versuch, diesem Wort zu gehorchen, brach in der Vergangenheit immer wieder ein tiefer Widerspruch auf zwischen der persönlichen Gewissensentscheidung und dem ehrlichen Willen des einzelnen Christen, für Fortschritt und Menschlichkeit einzutreten, und den verhängnisvollen Konsequenzen, die eine Gesellschaftsordnung entwickelte, die auf dem Prinzip des Konkurrenzkampfes, und das heißt doch: auf dem Gegeneinander der Menschen aufgebaut war. Darüber hinaus zeigte sich vor allem ein krasser Widerspruch zwischen der Friedensliebe der christlichen Menschen und der Kriegspolitik derjenigen Kreise, denen es um ihren Profit und um ihre Machtpositionen ging. Uns Christen in der Deutschen Demokratischen Republik ist es leichter geworden als den Christen in Westdeutschland, die Schlußfolgerungen aus dieser verhängnisvollen Vergangenheit zu ziehen, weil wir das in der Gemeinschaft aller humanistischen Kräfte tun konnten.

Wenn der große deutsche Humanist und Reformator Philipp Melanchthon, dessen 400. Todestag wir im vergangenen Jahr feierlich begingen, seinem Abscheu gegen den Krieg mit den Worten Ausdruck verlieh: ‚Alle Kriege hindern die wissenschaftlichen Bestrebungen und entstellen die Kirche', dann können wir heute feststellen: unser Staat hilft als Teil des sozialistischen Lagers mit, daß die Friedensträume unserer großen Dichter und Denker und all der Millionen einfacher Menschen, die sich der Werke, die sie mit ihren Händen geschaffen haben, auch erfreuen wollen, in der Mitte des 20. Jahrhunderts endlich Wirklichkeit werden können.

Freilich darf in diesem Zusammenhang nicht verschwiegen werden, daß die Kräfte des wiedererstandenen deutschen Militarismus und Imperialismus in Westdeutschland heute den christlichen Glauben in einem noch nie dagewesenen Ausmaß zur ideologischen Rechtfertigung ihrer Atomkriegspolitik mißbrauchen. Symbol für die unheilvolle Verflechtung von bestimmten Teilen der offiziellen Kirchen in Westdeutschland mit dem Bonner Staat war der Abschluß des Militärseelsorgevertrages zwischen dem Rat der EKD und der Regierung in Bonn. Wir stimmen mit unserer Regierung darin überein, daß sie alle Versuche, etwa im Zusammenhang mit einem Kirchentag oder mit der EKD-Synode in Berlin Provokationen in das Gebiet unserer Republik zu tragen, entschieden zurückweist. Sie tritt damit dem Miß-

brauch christlichen Glaubens entgegen und macht den Weg frei für einen Kirchentag des Friedens und der Verständigung.

Gewiß, es gibt Unterschiede zwischen der Weltanschauung der Marxisten und dem Glauben der Christen, es gibt sogar sehr tiefgehende Unterschiede, die wir nicht vertuschen wollen. Aber diese weltanschaulichen Unterschiede sind für uns kein Hindernis für die feste Gemeinsamkeit aller der Kräfte, die in echter Verantwortung für des Menschen wahres Wohl wirken wollen. Im Gegenteil: unser Gewissen, die gesellschaftlichen Konsequenzen unseres christlichen Glaubens, unser unerbittlicher Wille, für die Wahrheit einzutreten, zwingen uns, für den Frieden und für die soziale Gerechtigkeit, für den Sozialismus zu kämpfen.»

Walter Ulbricht nahm den Brief, den ihm die Abordnung überreichte, mit einer Erwiderung entgegen, in der es heißt:

«Es kann doch wohl niemand bestreiten, daß Sozialismus und Kommunismus in der historisch gesehen erst recht kurzen Zeit ihres Wirkens in der Weltgeschichte unendlich viel mehr für die Verwirklichung der humanistischen und sozialen Ideale und Gebote des Christentums getan haben, als alle früheren Gesellschaftsordnungen zusammengenommen. Sowohl Feudalismus als Kapitalismus haben sich zwar oft einen aufdringlichen christlichen Anstrich zugelegt, aber letztlich doch nur zu dem Zweck, mit Hilfe dieser Fassade ihrer durchaus unheiligen Herrschaft einen Heiligenschein zu verleihen, ihre eigensüchtigen, den christlichen humanistischen und sozialen Idealen und Geboten zutiefst widersprechenden Ziele zu verfolgen. Kapitalismus und das ursprüngliche Christentum sind doch — so will mir scheinen — recht eigentlich unversöhnliche Gegensätze. Wohingegen der Sozialismus — bei allen Unvollkommenheiten, die ihm hier und da noch anhaften mögen — doch die Verwirklichung auch der christlichen humanistischen und sozialen Ideale bringt. Die im Kapitalismus herrschenden Klassen haben die christlichen Kirchen als Waffe gegen den Sozialismus eingesetzt und mißbraucht. Ich komme aber im Zuge unserer praktischen und freundschaftlichen Zusammenarbeit immer mehr zu der Überzeugung, daß Sozialisten, Kommunisten und Christen — unbeschadet ihrer verschiedenen Weltanschauungen — bei der Gestaltung des Lebens und der Gesellschaft und der Sicherung des Friedens auf dieser Erde zusammengehören und einfach zusammenarbeiten müssen.

Ein Christ, der seine humanistischen und sozialen Ideale ernst nimmt, der seinen Kopf frei macht von Vorurteilen und dem Ballast einer toten Vergangenheit, sollte eigentlich gar nicht anders können, als sich mit dem Sozialismus zu vereinen. Und ich finde, wir sollten ihn immer und auf jeder staatlichen und gesellschaftlichen Ebene herzlich willkommen heißen und ihm mit Achtung und Freundschaft begegnen.

Ich möchte Ihnen sagen: Für uns sind die Worte in der Erklärung des Staatsrats kein taktischer Schachzug. Ich bin froh, Ihnen ganz offen sagen zu können, daß wir in einer nunmehr schon 15jährigen Zusammenarbeit — wobei es natürlich auch Auseinandersetzungen und vielleicht auch manches Mißverständnis gegeben hat — die Mitarbeit des christlichen Teiles der Bevölkerung, christlicher Politiker und mancher Theologen und kirchlicher Amtsträger in dem Ringen um Frieden und den Aufbau eines dem Frieden und dem Glück der Menschen dienenden deutschen Staates, unserer Deutschen Demokratischen Republik, sehr schätzengelernt haben. Und ich bin froh, immer wieder feststellen zu können, daß auch beim Aufbau des Sozialismus überzeugte Christen nicht nur ihren Mann stellen, sondern vielfach eine ganz hervorragende und aktive Rolle spielen, die von uns geschätzt und anerkannt wird.

Wir sind davon überzeugt, daß das gemeinsame Anliegen aller Sozialisten, Kommunisten, Christen und sonstiger Bürger von humanistischer Gesinnung, nämlich die Sicherung des Friedens in Deutschland, ohne Bändigung des deutschen Militarismus nicht zu erreichen ist. Wir haben schließlich in unserer jüngeren Geschichte furchtbare Erfahrungen machen müssen und sehen heute mit Besorgnis und Empörung, daß diese Kräfte des Bösen neues Unheil für das deutsche Volk vorbereiten. Und in den Reihen der unverbesserlichen Militaristen, dieser Kräfte des Bösen, finden wir zu unserer Betrübnis auch diesmal wieder Männer der Kirche, die in Westdeutschland sogar die Kirchenleitung beherrschen.

Wir sind — das möchte ich Ihnen sagen — darüber betroffen, daß es den in Westdeutschland herrschenden Kreisen gelungen ist, die westdeutschen Kirchen ihren durchaus unchristlichen Zielen der Kriegsvorbereitung und der Menschenfeindlichkeit dienstbar zu machen. Die Exponenten der westdeutschen Kirchen haben dementsprechend in den vergangenen Jahren keine Mühe gescheut, die Grundlagen einer Zusammenarbeit mit der Regierung der Deutschen Demokratischen Republik zu zerstören. Zahlreiche Beschlüsse und Handlungen dieser kirchlichen Kreise trugen mit peinlicher Unverfrorenheit den Stempel des Kalten Krieges gegen die Deutsche Demokratische Republik. Ich brauche hier nicht auf Einzelheiten einzugehen. Sie kennen sie alle. Ich brauche hier auch nicht die Namen der NATO-Politiker in geistlichem Gewande oder sonstiger kirchlicher Tarnung zu nennen. Sie kennen sie alle. Die mit dem Abschluß des Militärseelsorgevertrages besiegelte Indienstname der westdeutschen kirchlichen Einrichtungen für Zwecke der NATO-Armee und NATO-Politik hat den Krug zum Überlaufen gebracht und die letzte Brücke zu einer Zusammenarbeit zwischen der gegenwärtigen westdeutschen Kirchenleitung und der Regierung der Deutschen Demokratischen Republik trotz unserer ernsten Warnungen mutwillig abgebrochen. Wir haben sehr lange gezögert, aus dieser Situation die Konsequenzen zu ziehen.

Wir haben immer und immer wieder gewissenhaft geprüft, ob es nicht doch irgendeine Möglichkeit gäbe, den von den Exponenten der westdeutschen NATO-Kirchen vollzogenen Abbruch der Beziehungen zu uns zu umgehen oder unwirksam zu machen. Aber maßgebliche Exponenten der westdeutschen Kirchen trieben ihr unchristliches Spiel so weit, daß jeder Pfad versperrt wurde. Sie haben sich selbst uns gegenüber jeglicher Glaubwürdigkeit beraubt.

Wir sind bereit — wie Sie wissen — unsere Haltung zu überprüfen, wenn sich die westdeutschen Kirchenführungen — was im Interesse aller Christen läge — von der NATO-Politik lossagten. Denn schließlich braucht eine christliche Kirche doch weder NATO noch NATO-Armee noch atomare Aufrüstung. Offensichtlich ist es doch so, daß die NATO ihrerseits die Kirchen benötigt und mißbraucht, und zwar für die Durchführung einer durchaus unchristlichen verderblichen Politik der Kriegsvorbereitung, des Kalten und des Heißen Krieges.

Wir bedauern es, daß die Exponenten der westdeutschen Kirchen den Streit mit uns vom Zaune gebrochen haben. Uns wäre — weiß Gott — lieber, wir könnten auch mit den Theologen und kirchlichen Amtsträgern und christlichen Politikern Westdeutschlands in Eintracht, gegenseitiger Achtung und Vertrauen für den Frieden, das Glück und die Zukunft unseres Volkes wirken.

Daß eine solche gute und für Christen wie Nichtchristen fruchtbare Zusammenarbeit möglich ist, haben wir in der Deutschen Demokratischen Republik bewiesen. Und ich möchte mit der Hoffnung schließen, daß diese unsere Zusammenarbeit, die Zusammenarbeit zwischen Staat und Kirche, zwischen Atheisten und Christen auf allen Ebenen in Zukunft noch enger und vertrauensvoller sein möge, als sie es heute schon ist.» *H. K.*

Dr. med. Hans von Fischer ist nicht mehr

In den ersten Märztagen ist in Zürich der Arzt Dr. med. Hans von Fischer gestorben. Ein Mann aus einem der alten Berner Aristokratengeschlechter. Wenn ihn jetzt oben, im Himmel, seine Vorfahren in ihren alten Offiziersuniformen und Schultheißenroben empfangen, so werden sie es mit einer Devise des Alten Berns tun: «Viel Feind', viel Ehr!» Denn Doktor von Fischer ist ja Kommunist gewesen. Und Kommunist geblieben. Aber er hat seinen Kommunismus nicht in Moskau geholt, sondern als Arzt im Göschenental, bei den armen Bergbauern. Er hätte es mit seinem Namen und seinen Familienbeziehungen sehr anders haben können. Denn wen schickt unsere älteste Demokratie

lieber als ihre diplomatischen Vertreter nach Paris, London oder Rom als diese Nachkommen der alten Aristokratenfamilien.

Doch die wenigen Male, in denen ich mit diesem Manne mit dem stolzen blanken Cäsarenschädel zusammengetroffen bin, waren sehr anderer Art. Das erste Mal war es 1936, vor ein paar riesigen Camions vor dem Bundeshaus, wo Hans von Fischer eben den ersten Transport der schweizerischen Ärztehilfe, der «Sanitaire Suisse», für das im Kriege stehende republikanische Spanien zum Abtransport fertig machte. Ein Interview? Das gab es nicht. «Keine Zeit.» Es waren andere, die mir später erklärten, daß Dr. von Fischer der Initiant und Gründer der «Sanitaire Suisse» gewesen sei.

Als im Hitlerkrieg bei den jugoslawischen Partisanen Ärztenot, Instrumenten- und Medikamentenmangel am größten waren, war es wieder der gleiche Mann, der durch die «Sanitaire Suisse» unsere Ärzte für eine Hilfe für jene heldenhaften Männer und Frauen mobilisierte. Ein Interview gab es auch diesmal nicht. Nur einen Händedruck.

Was wissen die meisten bei uns von diesen Dingen, für die jeder Kommunist gleich mit dem Teufel identisch ist. Denn jede Zeit hat ihre Kinderschrecks für das Volk gebraucht: Ketzer! Hussiten! Freischärler! Es gibt ja so viele Kinderschrecks im Laufe der menschlichen Geschichte. Wer wird der nächste sein? Nach den Kommunisten? Weil das so ist, kennt auch niemand bei uns das Kinderdorf «Rasa», bei Varese, in dem vater- und mutterlose Waisen der norditalienischen Partisanen, nach dem Zusammenbruch des Hitlerkrieges, ihr erstes Essen, ihr erstes Heim, ihre erste Schule und ihre ersten Werkstätten bekommen haben. Ein Lebenswerk der «Sanitaire Suisse» und ihres Gründers und vielen hüben und drüben der Grenzen von einfachen Leuten zusammengetragenen Franken und Lire; ein Werk, vor dem auch jeder anständige Gegner den Hut ziehen müßte, wenn politischer Anstand noch Mode wäre. Aber nicht wir, sondern die Zeit ist es, die Geschichte schreibt. Und in dieser Geschichte wird auch *dieser* von Fischer des 20. Jahrhunderts einst seinen Ehrenplatz haben.

Emmy Moor

McCarthy-Methoden auch unter Kennedy nicht überwunden

Wer in Amerika gehofft hatte, mit der Administration Eisenhower auch die erniedrigenden Machenschaften des FBI (amerikanische geheime Staatspolizei) und der verschiedenen parlamentarischen Untersuchungskommissionen gegen «Unamerikanische Betätigung» verschwinden zu sehen, sieht sich heute enttäuscht.

«Bei sozusagen jeder Maßnahme, die heute zugunsten der kleinen

Leute getroffen wird», erklärte am 26. Februar Sam Rayburn, der Vorsitzende der USA-Deputiertenkammer, im Fernsehinterview, «steht auch schon einer auf und behauptet, das sei Sozialismus.»

Am Tag darauf bestätigte der Oberste Gerichtshof der USA in einem Mehrheitsentscheid (5:4), daß Parlamentsausschüsse gegen «Unamerikanische Betätigung» das Recht haben sollen, jede beliebige Person zu verhören, falls sie meinen, beim Verdächtigten Beziehungen zur Kommunistischen Partei annehmen zu können.

Die Verdächtigten, über deren Fall der Oberste Gerichtshof zu befinden hatte, waren Charles Braden und Frank Wilkinson. Charles Braden ist seit langem die Zielscheibe wütender Angriffe der Rassenfanatiker, weil er vor Jahren einem Neger geholfen hatte, ein Haus in einem von Weißen bewohnten Quartier zu erwerben. Die Tatsache allein, daß auch die Kommunisten als Organisation gegen die Rassendiskriminierung kämpfen, genügt, um Charles Braden zum Kommunisten zu stempeln. Nachdem er schon bei einer früheren Vorladung unter Eid ausgesagt hatte, daß er nicht Kommunist sei, berief er sich in einem neuerlichen Verhör auf die Schutzbestimmung der Verfassung (1. Amendment), die ihm erlaubt, die Frage nach seinen persönlichen und politischen Anschauungen nicht zu beantworten. Die Verweigerung seiner Antwort bringt ihm «wegen Verachtung des Gerichtshofes» ein Jahr Gefängnis ein. Überdies ist er zeit seines Lebens als Verräter am amerikanischen Volk gestempelt und wirtschaftlich ruiniert.

Richter Black, eines der vier Mitglieder des Obersten USA-Gerichtshofes, die die richterlichen Kompetenzen der Parlamentsausschüsse bestreiten, erklärte zum oben erwähnten Entscheid:

«In der Atmosphäre, in der wir heute in diesem Lande leben, ist die Beschuldigung, Kommunist zu sein, so alltäglich, daß kaum jemand, der in der Öffentlichkeit tätig ist, ihr ganz entgeht. Jedes Mitglied dieses (obersten) Gerichtshofes ist gelegentlich so bezeichnet worden . . . Wenn aber eine Bezeichnung dieser Art als Grundlage für die Anberaumung eines Verhörs genügen soll, so bin ich der Ansicht, daß sie ganz wertlos ist.»

Frank Wilkinson, der sich ebenfalls auf die Schutzbestimmung (1. Amendment) der Verfassung berief, hat sich den Haß des Ausschusses gegen «Unamerikanische Betätigung» zugezogen, weil er uneingeschüchtert und unverdrossen gegen die Kürzung der bürgerlichen Rechte — besonders des Rechtes freier Meinungsäußerung ankämpfte und eine Petition auf Abschaffung des Ausschusses gegen «Unamerikanische Betätigung» an den Kongreß richtete. Der einzige Zeuge, der ihn je als Kommunist bezeichnete, ist eine Frau, namens Anita Schneider, die als Beauftragte der FBI (Federal Bureau of Investigation), der amerikanischen Geheimpolizei, sich die Mitgliedschaft der Kommunistischen Partei erschlich und Material für ihre Auftraggeber sammelte, um sich dann, ohne ihre Spitzelrolle in der Kommunistischen

Partei zu verraten, in der Demokratischen Partei Kaliforniens an der Kampagne gegen die Parlamentsausschüsse zu betätigen.

Braden und Wilkinson gehen für 12 Monate ins Gefängnis, weil eine gewisse Schicht unserer Bevölkerung in einer krankhaften Einstellung in jeder Bemühung um soziale Reformen eine kommunistische Verschwörung sieht und entschlossen ist, Einrichtungen wie die FBI und die Parlamentsausschüsse gegen «Unamerikanische Betätigung» so fest zu verankern, daß man nur unter Gefährdung seiner Existenz etwas gegen sie unternimmt.

«Mit einer so mächtigen Waffe (dem Entscheid des Obersten Gerichtshofes der USA) in der Hand», sagte Richter Black, «werden diese Institutionen wahrscheinlich gegen jede Kritik, so berechtigt sie ist, gesichert sein, denn es gibt nicht viele Leute in unserer Gesellschaft, die es wagen, gegen einen so furchtbaren Gegner aufzutreten. Wenn es so weiter geht, dürften sich die Reihen dieser Mutigen weiter lichten — da viele von ihnen in den Gefängnissen verschwinden. Aus der Regierung durch Zustimmung der Regierten muß eine Regierung durch Einschüchterung werden ... Die Grundsätze der Schutzbestimmung in der Verfassung (1. Amendment) sind eindeutig und verpflichtend, und wenn sie nicht entsprechend angewendet werden, so genießen Religions-, Rede- und Pressefreiheit, das Recht auf freie Vereinigung und das Petitionsrecht keinen wirklichen Schutz.»

Frank Wilkinson brachte zum Ausdruck, worauf es in Amerika wie auch sonst in der Welt letzten Endes ankommt: «Wir werden unsere Meinungs- und Redefreiheit nicht retten, wenn wir nicht bereit sind, zu ihrer Verteidigung Gefängnis auf uns zu nehmen. Ich bin bereit, diesen Preis zu bezahlen.»

Aus der amerikanischen Wochenzeitung «I. F. Stone's Weekly» vom 6. März 1961. *Red.*

Zum all-afrikanischen Kongreß in Kairo

Fenner Brockway, M. P., der Ende März diesen 3. all-afrikanischen Kongreß als Beobachter mitmachte, veröffentlichte in «Peace News» (7. April) folgende Eindrücke:

Das Selbstvertrauen der Afrikaner, auch der Verbannten aus dem Norden und Süden des Kontinents, ist ungeheuer gewachsen — sie fühlen, die Weltmeinung ist auf ihrer Seite. Der Austritt Südafrikas aus dem Commonwealth ist nicht ein Abschluß — es ist der Beginn einer neuen Ära, die nach schweren Kämpfen die Apartheid aus der Welt schaffen wird.

Auch der Norden zeigt keine Kompromißbereitschaft, über den Besitz der Sahara mit ihrem Ölreichtum zum Beispiel, den an das französ-

sische Finanzkapital abzutreten der FLN ebensowenig bereit ist, wie er nicht gewillt ist, das Hinterland Algeriens zu weiteren Atombombentests mißbrauchen zu lassen. Dies selbst auf die Gefahr hin, daß durch seine Einstellung die Unabhängigkeitsverhandlungen von neuem in eine Sackgasse geraten. Die Algerier wissen, daß die Zeit für sie arbeitet.

Die Wunde — Kongo — wird nicht besser heilen — dies kommt am Kongreß zum Ausdruck — wenn jenes Gebiet zum offenen Kampfplatz ost-westlicher Interessen gemacht wird. So werden die UN für ihre schwächliche Haltung den Mördern Lumumbas gegenüber zwar angeprangert — die Verantwortung für seinen Tod aber sehen die Afrikaner bei den Hintermännern — den belgischen Kolonialisten und Industriellen. Was der Kongreß fordert, ist die Wiedereinberufung des gewählten Parlamentes und eine Regierung, die den Interessen des Kongo dient. *Lumumba* ist zu einer legendären Gestalt, zum Märtyrer des Landes emporgewachsen. *Jomo Kenyatta*, der immer noch Gefangener der Kolonialherren ist, spielt im Denken der Afrikaner eine ähnliche, symbolhafte Rolle. Seine Rückkehr ins politische Leben wird immer stürmischer gefordert.

Die Befreiungsbewegung in Rhodesien und den portugiesischen Kolonien, die noch in den Anfängen steckt, läßt deutlich werden, daß auch im dunkelsten Winkel Afrikas etwas in Fluß gekommen ist, das nicht mehr zur Ruhe kommen wird. Noch ist ein weiter Weg zurückzulegen, bis sich die Stammestradition über die Nation und die Verbindung nationaler Gemeinwesen zu den Vereinigten Staaten von Afrika entwickelt haben wird. Dies ist das Fernziel, zu dem Kongresse wie der all-afrikanische Kongreß von Kairo die Wurzeln bilden.

Red.

BUCHBESPRECHUNGEN

Judentumskunde. Eine Einführung von *Hans-Jochen Gamm.* Ner-Tamid-Verlag, München-Recklinghausen.

Ein ausgezeichnetes, zeitgemäßes, höchst nützliches Buch! Der Verfasser, ein Hamburger Lehrer, hat es verstanden, auf ganz knappem Raum — 127 Seiten — das Judentum von seinen altisraelitischen Anfängen bis zur Schaffung des modernen Zionistenstaates so darzustellen, daß ein abgerundetes Bild der leidvollen Geschicke und der gewaltigen heils- und weltgeschichtlichen Bedeutung des Volkes Israel entsteht. Die Geschichte Israels und Judas bis zur Zerstreuung und darüber hinaus, Religion, Lebensformen und Brauchtum der Juden, der Antisemitismus mit seinen verschiedenartigen Wurzeln, die Geschichte des deutschen Judentums, Entstehung und Gegenwartsfragen des neuen Staates Israel — das sind die Hauptabschnitte des Buches, das eine Unmenge Stoff klar gliedert und überlegen meistert. (Die gar zu vielen unnötigen Fremdwörter und der oft allzu intellektuelle Stil mag freilich ungelehrten Lesern das Verständnis erschweren.)

Natürlich wird wohl jeder Benützer von Gamms Buch diese oder jene Seite seiner Judentumskunde entweder doch zu summarisch oder aber manchmal auch unnötig breit geraten finden; ich für meinen Teil hätte zum Beispiel gewünscht, daß die religiöse Entwicklung innerhalb des Alten Bundes und damit zusammenhängend auch die großen Linien der alttestamentlichen Literaturgeschichte etwas deutlicher herausgearbeitet worden wären, sind doch hier noch immer volkstümliche Vorstellungen verbreitet (man denke etwa an die Gestalt und Leistung Moses oder die Kompositionen des Hexateuchs), die keinerlei Halt in den Tatsachen haben. Aber dem Verfasser lag es eben vor allem am Herzen, den in Westdeutschland nach wie vor im Volksbewußtsein lebendigen Antisemitismus in all seiner Dummheit und Gemeinheit aufzudecken und Wege zu seiner Überwindung zu weisen. Das ist ihm auch trefflich gelungen, obwohl ich mich wundere, daß er nicht klarer den Zusammenhang zwischen dem *heutigen* deutschen Nationalismus, Militarismus und Kapitalismus und der Judenfeindschaft herausstellt, die solange bestehen bleiben wird, als jene verhängnisvollen Mächte weiterherrschen. Alle erzieherischen Bemühungen um die Ausmerzung des Antisemitismus werden zuletzt nicht viel helfen, wenn der Boden, auf dem der *alte* Antisemitismus aufgeschossen ist, nicht gründlich umgeackert und nicht eine Ordnung der sozialen und politischen Verhältnisse geschaffen wird, die es nicht mehr nötig hat, judenfeindliche Instinkte zu wecken und für konservativ-restaurative Zwecke auszunützen. *H. K.*

«Wettlauf der Waffen», von *Philip Noel-Baker*, Kindler-Verlag München, 743 Seiten.

Wir haben die Leser der «Neuen Wege» im Januarheft 1960 auf «The Arms Race», das Buch des Labourabgeordneten und Nobelpreisträgers *Philip Noel-Baker*, hingewiesen. Die deutsche Ausgabe des Werkes, die mit dem Albert-Schweitzer-Buchpreis 1961 ausgezeichnet wurde, ist nun im Kindler-Verlag München erschienen.

Im Vorwort zu diesem Buch, betitelt «Von Mut in unserer Zeit», schreibt *Robert Jungk*: «Nur wer wie Philip Noel-Baker den Mut hat, das Recht der Künftigen über die gefährliche Rechthaberei der Gegenwärtigen zu stellen, darf heute noch als Held gelten.»

Hier, in diesem ausgezeichnet dokumentierten Buch Noel-Bakers wird man zunächst einmal daran erinnert, daß «in der UNO-Satzung, ebenso wie im Kellog-Pakt, *alle* Kriege, *jede* Zuflucht zur Gewalt als illegal erklärt» sind.

Als eine der wichtigsten Tatsachen stellt Noel-Baker fest, daß die Vollversammlung der UNO vom 28. Oktober 1959 mit der einmütigen Unterstützung der 82 Delegationen als ihr Ziel bezeichnete, «die heutige Generation sowie die ihr folgenden von der Gefahr eines neuen unheilvollen Krieges zu bewahren» und daher «dem Wettrüsten, das der Menschheit eine so schwere Last aufbürdet, *für alle Zeit uneingeschränkt* ein Ende zu setzen».

Die fünf Sowjetblock-Delegierten im Zehnerausschuß, der viereinhalb Monate nach dieser Entschließung der Vollversammlung in Genf zusammentrat, betrachteten dies denn auch als Auftrag, einen Vertrag über allgemeine und vollständige Abrüstung vorzubereiten. Am 2. Juni 1960 erschien der sowjetische Abrüstungsvorschlag, «das bei weitem beste Dokument, das die Sowjetregierung jemals vorgelegt hatte». Der amerikanische Plan vom 27. Juni wies eine große Annäherung in Richtung auf eine Übereinstimmung mit dem Plan Chruschtschews auf, aber er kam zu spät. Unterdessen hatte sich der Flug der U 2 ereignet und war die Gipfelkonferenz mißlungen. Weitere Verhandlungen sollten bis nach den Präsidentschaftswahlen in den USA verschoben werden.

Die rund 750 Druckseiten dieses Buches setzen den Leser in die Lage, die Abrüstungsverhandlungen der letzten 50 Jahre im einzelnen — von Ereignis zu Ereignis — zu verfolgen. Er wird sich fragen, warum wir, nachdem wir (1932 und 1955) zweimal an der Schwelle einer neuen Ära des Friedens durch weltweite Abrüstung standen, heute immer noch weiter rüsten müssen. Noel-Baker warnt sowohl vor zu großem, weil lähmendem Pessimismus, hütet sich aber, die sachlichen Hindernisse gering einzuschätzen. Er weist auf die «immer stärkeren kapitalistischen Interessen-

gruppen hin, die mit der Aufrüstung verflochten sind». Es hat in vielen Nationen «private Rüstungsindustrielle gegeben, welche die Presse ihres Landes aufgekauft und sie gegen den Völkerbund, die Vereinten Nationen und die Abrüstung eingesetzt haben». Die Vorschläge für die Abrüstung in der Luft wurden stets entschlossen, um nicht zu sagen leidenschaftlich, von den Leuten der sogenannten «Luftfahrtinteressen» bekämpft, das heißt von vielen hohen Offizieren, den Flugzeugfabrikanten, «patriotischen» Luftfahrtverbänden, technischen Luftfahrtzeitschriften und Korrespondenten und Kommentatoren der Luftfahrt. Und wie Anthony Nutting über den Verlauf der Verhandlungen im Unterausschuß der Vereinten Nationen schrieb, dem er zwei Jahre hindurch als britischer Delegierter angehört hatte, erhebt sich «hinter jeder Abrüstungsdelegation jener unheimliche graue Riese in den Beratungen der Menschen und Nationen — das Verteidigungsministerium».

Wenn jedoch die Völker an den Worten der Vollversammlung vom 28. Oktober 1959 festhalten, daß «die Frage einer allgemeinen und vollständigen Abrüstung die wichtigste ist, der die Welt heute gegenübersteht», werden sie den Weg zum Weltfrieden finden. Da es «keine *technischen* Schwierigkeiten gibt, die eine Einigung verhindern sollten — sie sind», wie Noel-Baker sich ausdrückt, «verglichen mit den technischen Schwierigkeiten einer nationalen Verteidigung, als geringfügig anzusehen —, so bleibt tatsächlich nur noch eine einzige erhebliche Schwierigkeit: werden die führenden Militärmächte zu der großen politischen Entscheidung gelangen, daß sie eine Abrüstung *wollen*?» «Es fehlte zur Überbrückung des letzten Trennenden», schreibt Robert Jungk, «immer wieder der heute so entscheidende *Mut zum Vertrauen*. Noel-Baker verlangt diesen Mut nicht nur als Glaubensbekenntnis, sondern als Akt der Vernunft.»

Noel-Baker braucht als Motto für sein Buch die Worte von *John Stuart Mill*: «Gegen ein großes Übel bietet ein kleines Heilmittel nicht etwa eine kleine Abhilfe, es führt überhaupt zu keinem Ergebnis.» In der Debatte in der Vollversammlung der UNO 1959 schlug *Chruschtschew* vor, daß seine «allgemeine und vollständige Abrüstung» in drei Stufen vollzogen würde, von denen die letzte innerhalb von vier Jahren beendet werden sollte. Der russische Vorschlag sieht demnach ein bestimmtes Datum für den Abschluß dieser stufenweisen Abrüstung vor, aber die Idee von Stufen wird oft als Deckmantel für die Verhinderung der Abrüstung gebraucht. Auch *Nehru* weiß dies. In seiner Rede vom 27. März in der Rajya Sabha sagte er: «Totale und allgemeine Abrüstung ist zwar nur in Stufen durchführbar, doch sind solche Stufen bloß im Zusammenhang mit der Gesamtabrüstung sinnvoll. Würde ein Land mit einem Rüstungsbestand von 1000 Atomwaffen sich bereit erklären, nur 500 behalten zu wollen, so wäre dies zwar ein 50prozentiger Fortschritt auf die Abrüstung hin, doch hätte solche teilweise Abrüstung keinen Sinn.»

In seinem Dankeswort an die Persönlichkeiten, die ihm bei der deutschen Ausgabe geholfen haben, drückt Noel-Baker unserer Mitarbeiterin *Elisabeth Rotten* seine besondere Anerkennung aus. Ihr «unablässiger Dienst an der Sache des Friedens ist ihren Mitarbeitern in vielen Ländern seit mehr als 40 Jahren bekannt». Red.

WELTRUNDSCHAU

Algerien wird frei Im Augenblick, da ich meinen Monatsbericht zu schreiben beginne, steht es noch nicht fest, wann die französisch-algerischen *Friedensverhandlungen in Evian* eröffnet werden. *Daß* sie aber in naher Zukunft eröffnet werden, ist wohl sicher und stellt die erfreulichste Tatsache im weltpolitischen

Bereich dar, die wir seit vielen Monaten verzeichnen durften. Endlich, endlich bekommt das so entsetzlich gemarterte Volk Algeriens sein Recht und seine Unabhängigkeit; denn daß die Gespräche am Genfersee wieder ergebnislos abgebrochen werden könnten, wie im letzten Sommer die von Melun, erscheint ja gänzlich ausgeschlossen, so stark ist der Zwang zum Friedenmachen auf beiden Seiten bereits geworden. Man nimmt es vor allem in Frankreich — abgesehen von kleinen, unbelehrbaren Gruppen der Rechten — mit einer fast schicksalergebenen Gelassenheit als Tatsache hin, daß Algerien seine volle nationale Selbständigkeit über kurz oder lang gewinnt; auch die Zeitungen, die noch bis vor kurzem «L'Algérie française!» im Chor der nationalistischen und kolonialistischen «Ultras» mitbrüllten, erörtern jetzt nur noch die *Bedingungen* des Friedensschlusses mit Algerien — Saharaöl, Flottenstützpunkt von Mers-el-Kebir, Stellung der europäischen Minderheit usw. — nicht aber die Möglichkeit und Wünschbarkeit einer raschen Beendigung der «sale guerre».

Was hat diesen — man darf es diesmal schon sagen — epochemachenden Umschwung zustandegebracht? Nach allen uns verfügbaren Berichten in erster Linie die Massenkundgebungen der algerisch-muselmanischen Bevölkerung vom 11. Dezember 1960. Daß mit der Fahne des FLN, des Front de Libération Nationale, Tausende und aber Tausende von Algeriern in allen größeren Städten schlagartig auf die Straße traten und sich lieber zu Hunderten von den berüchtigten französischen Fallschirmern erschießen ließen (die selber kein einziges Opfer zu beklagen hatten), als daß sie auf die öffentliche Bekundung ihres Freiheitswillens verzichteten — das war für die Franzosen ein derart niederschmetterndes Ereignis, daß es mit vollem Recht der militärischen Niederlage Frankreichs von Dien Bien Phu an die Seite gestellt wurde, die den Indochinakrieg zugunsten der «Rebellen» entschied. «Seit jenem Datum», so stellt ein Beobachter fest, «ist die körperliche Herrschaft, die Frankreich in Algerien ausübte, nicht bloß unsicher, sondern weithin nur noch Schein gewesen . . . Die arabische Bevölkerung gehorcht jetzt nur noch *einem* Herrn: der Regierung Ferhat Abbas (die von Tunis aus die Widerstandsbewegung steuert. H. K.). Befehle aus Paris werden trotz dem gewaltigen militärischen Unterdrückungsapparat nur noch ausgeführt, wenn sie nicht mit den nationalistischen Gefühlen der Bevölkerung in Widerstreit geraten. Die einstmals maßgebenden Ultras, die eine Pariser Regierung nach der andern terrorisierten, wagen sich nicht mehr auf die Straßen aus Furcht vor arabischen Vergeltungsmaßnahmen.»

Präsident de Gaulle — das muß man ihm lassen — hat die Folgerung aus dieser Lage gezogen und dem FLN den Frieden angeboten. Vor einem Militärputsch nach Art des 13. Mai 1958 scheint er keine Angst mehr zu haben, zumal er weiß, daß die Antwort darauf eine Schilderhebung der französischen Linken wäre, mit der Gefahr einer Machtergreifung durch die Kommunisten. So lenkte er klug ein und

sucht nun wenigstens das Gesicht zu wahren. Je nach der Bereitschaft des FLN, seinerseits Zugeständnisse zu machen, mag ihm das auch bis zu einem gewissen Grade gelingen. Daß aber der Verlust auch noch Algeriens, nach demjenigen von Tunesien und Marokko und dem Zusammenbruch des Kolonialreiches südlich der Sahara, in Frankreich als schwere, tief schmerzliche nationale Niederlage empfunden werden wird, das kann keinerlei Zweifeln unterliegen. Die Zeit der weißen Kolonialherrschaft geht eben einfach unaufhaltsam dem verdienten Ende entgegen. Das hat Großbritannien — viel klüger als Frankreich — längst verstanden; für Frankreich brauchte es ein Dien Bien Phu in Indochina und einen 11. Dezember in Algerien, bis die Herrschenden endlich kapierten und wenigstens auf den offenen, militärisch gestützten Kolonialismus verzichteten.

Neukolonialismus! Denn daß es auch einen verschleierten, nicht auf militärische Besetzung gegründeten *neuen* Kolonialismus gibt, ist hier oft genug festgestellt worden und muß namentlich bei der Bewertung der Außenpolitik der *Vereinigten Staaten* stets im Auge behalten werden. Kaum jemand, so schreibt auch Professor Matthias in der «Neuen Politik» (Hamburg, 7. 1. 1961), wird bestreiten, «daß die Haltung Amerikas gewissen Ländern gegenüber eine Färbung hat, *als ob* sie Kolonien wären, und daß diese Länder Amerika gegenüber ihre Selbständigkeit verloren haben. Man kann über den Grad ihrer Abhängigkeit streiten, aber die Tatsache selbst kann nicht geleugnet werden. Die Abhängigkeit ist nicht die einer Kolonie, die sich stets in sichtbaren Formen (Fahnen, Militär, Verwaltungssprache usw.) äußert, sondern eine verborgene, die einem Reisenden, der sich nur auf seine Augen verlassen würde, unsichtbar bleiben muß. Man könnte sagen, daß Amerika in diesen Ländern herrscht, ohne zu regieren — und vielleicht ist damit bereits die beste Definition für den ‚ökonomischen Kolonialismus' gegeben. Es handelt sich dabei um eine Herrschaftsform, die keine territoriale Besetzung des fremden Landes erfordert und trotzdem in einer abstrakten, fast gespenstigen Weise ausgeübt werden kann. Sie macht sich vor allem im Wirtschaftsleben des fremden Landes bemerkbar, das von der herrschenden Macht ganz oder teilweise absorbiert wird. Der nationale Charakter der Wirtschaft verschwindet. Es handelt sich also um einen Überwältigungsprozeß, der sich von der Eroberung nur dadurch unterscheidet, daß er sich lautlos vollzieht. Es wird dabei nicht geschossen. Das Mittel, das man zur Überwältigung verwendet, ist harmloserer Art, aber keineswegs von geringerer Wirksamkeit: Es wird in der fremden Wirtschaft investiert. Es werden Anlagen vorgenommen, die es gestatten, sich diese Wirtschaft langsam anzueignen. Man könnte also sagen: Die Investition ist das Trojanische Pferd, amerikanisch gezäumt. Sie ermöglicht eine Herrschaft, die anonym bleibt und also eine entpersönlichte Herrschaft ist.»

Man wird so auch die «neue» amerikanische Politik gegenüber *Laos* nur verstehen können, wenn man diese neukolonialistische Praxis gebührend in Rechnung stellt. Im Gegensatz zu Dulles, der Neutralität im Kampf zwischen kommunistischer und «freier» Welt als tatsächliche Parteinahme für Moskau und Peking brandmarkte, und darum auch Laos fest unter die Herrschaft der USA bringen wollte, hat Kennedy ja nun die Neutralisierung von Laos als Ziel der amerikanischen Politik gegenüber dem kleinen südostasiatischen Königreich erklärt. Aber diese Abwendung von einem lockenden Ziel gleicht eben doch allzu auffallend derjenigen des Fuchses, dem die Trauben zu sauer geworden sind, weil sie ihm zu hoch hingen. Die amerikanische Wirtschafts- und Militärhilfe (mehr als 1200 Millionen Schweizer Franken!), die es den reaktionär-feudalen Gruppen in Laos zweimal ermöglichte, eine neutralistische Regierung zu stürzen, hat einfach versagt. Insbesondere der neue Militärputsch des Generals Boum-Oum, der sich gewaltsam in den Besitz der Regierungsmacht setzte und sich diesen Erfolg von einem willfährigen Parlament als in Ordnung gehend bestätigen ließ, hat den Vereinigten Staaten nicht viel geholfen. Die Gegenaktion der verbundenen neutralistischen und linksradikalen («kommunistischen») Kräfte hat sich jedoch immer kräftiger durchgesetzt, und nun, da die Gefahr eines vollständigen Sieges dieser Kräfte nahegerückt ist, wird man in Washington plötzlich pazifistisch und erklärt, der Kampf dürfe nicht auf militärischem Boden fortgesetzt und es müsse statt dessen eine politische Lösung gefunden werden, die die Neutralität von Laos gegenüber den «kommunistischen Umsturz- und Durchdringungsversuchen» sicherstelle.

Daß die Russen, von denen als Mitbeteiligten an der Indochinakonferenz von 1954 die Vereinigten Staaten durch britische Vermittlung einen entscheidenden Druck auf die laotische Linke zugunsten sofortiger Einstellung der Feindseligkeiten verlangen, auf diese neue, allzu naiv vorgezeichnete amerikanische Linie nicht bedingungslos einschwenken, ist nur zu begreiflich. Es ist zwar keineswegs so, wie in Amerika behauptet wird, daß «die Russen den Fernen Osten als den Schauplatz gewählt haben, auf dem sie die Nerven, die Fähigkeit und die Entschlossenheit Präsident Kennedys erproben wollen», und im Fall eines Erfolges «die Vorhand in dem Zweikampf um die Weltführerschaft gewinnen könnten, der sich zwischen den Vorkämpfern der kommunistischen und der freien Welt entsponnen hat» (Russell Barnes in den «Detroit News» 30. 3. 1961). Aber selbstverständlich kann der Sowjetunion nichts daran liegen, daß die Linkskräfte in Laos das Faustpfand aus der Hand geben, das sie im militärischen Kampf gewonnen haben, um eine «politische Lösung» des Konflikts zu ermöglichen, die ihren Einfluß auf die Innenpolitik ihres Landes mindern oder ausschalten würde, wie das die Vereinigten Staaten erstreben. Tatsache ist nun eben, daß die laotische Linke die stärkste und tat-

kräftigste Gruppierung im Lande darstellt, so daß sie an der Regierung einen gebührenden Anteil mit Recht verlangen darf. Und Tatsache ist weiter, daß Laos auch außenpolitisch auf ein gutes Verhältnis zu seinen kommunistischen Nachbarn — Nordvietnam und China — angewiesen ist, viel mehr als auf Freundschaft mit Amerika, das mit Hilfe der SEATO und Japans nach wie vor die Chinesische Volksrepublik mattzusetzen sucht. So wie man in Washington die Neutralisierung von Laos versteht, wird das also kaum gehen; die Wahrscheinlichkeit spricht eher dafür, daß der Bürgerkrieg in Laos, den die Vereinigten Staaten haben entfesseln helfen, erst endgültig abgebrochen wird, wenn etwelche Sicherheit besteht, daß auf diplomatischem Weg, besonders vermittelst der in Aussicht stehenden west-östlichen Konferenz über Laos, eine für die Linke annehmbare Lage in dem umstrittenen Königreich herbeigeführt werden kann.

Das heißt aber: Es besteht große Aussicht, daß den Vereinigten Staaten Laos immer mehr entgleiten wird und damit in den Ring der amerikanischen Stützpunkte in Ostasien eine bedenkliche Bresche geschlagen wird. Am meisten gefährdet (vom amerikanischen Standpunkt aus) erscheint Thailand (Siam), dessen Ministerpräsident Saril Thanarat schon im vergangenen Spätherbst erklärt hat, er erachte es als einen Fehler, wenn man «ein guter Freund» (gemeint war das Verhältnis Thailands zu den Vereinigten Staaten) sein wolle. «Er deutete damit», so bemerkte dazu die «Neue Zürcher Zeitung» (Nr. 4237), «klar darauf hin, daß Thailand eine ‚Rückversicherung' mit den Russen abschließen müsse, wenn dem kommunistischen Vorstoß in Laos nicht Einhalt geboten werde . . . Die Amerikaner, die darauf bedacht sein müssen, Thailand neues Vertrauen zu ihrer Hilfe einzuflößen und gleichzeitig gute Beziehungen mit Souvanna Phouma zu unterhalten, befinden sich in einer schwierigen Lage.» Auf Kambodscha und Südvietnam würde eine Niederlage der Vereinigten Staaten im Kampf um Laos ebenfalls bald spürbare Wirkungen haben, und was aus Formosa, Südkorea und dem amerikanischen Ring um China überhaupt werden müßte, darüber kann man heute nur Vermutungen anstellen. Daß die Vereinigten Staaten keine große Lust haben, militärisch in Südostasien einzugreifen, um ihre bisherige Stellung zu verteidigen, ist offenkundig, trotz den Drohungen und «Vorsichtsmaßnahmen», die Kennedy im Zusammenhang mit der Laoskrise angeordnet hat. Dies um so mehr, als weder England noch Frankreich viel für eine «Politik der starken Hand» übrig haben, die für Amerika retten solle, was vielleicht noch zu retten ist. Der Neukolonialismus hat mehr und mehr auch in Ostasien ausgespielt; Wirtschaftshilfe und Kapitalanlagen werden auch dort nur mehr möglich sein, wenn sie von imperialistischen Absichten eindeutig frei sind und im Gegenteil der Abschüttelung kapitalistischer Fremdherrschaft über unterentwickelte Länder dienen.

Hilfe für Lateinamerika Das muß besonders nachdrücklich auch zu dem neuen nordamerikanischen Plan für eine großzügige Hilfe an die *lateinamerikanischen Länder* gesagt werden. Präsident Kennedy betrachtet ihn als Durchbruch einer beinahe revolutionären Wandlung in der Haltung der Vereinigten Staaten gegenüber Mittel- und Südamerika. Und tatsächlich weist er Züge auf, die man an den verschiedenen Hilfsprogrammen der früheren USA-Regierungen vergeblich suchte. Kennedys Zehnjahrprogramm für Lateinamerika will den schreienden wirtschaftlichen und sozialen Mißständen in den Ländern dieses Halbkontinents unmittelbar zu Leibe gehen durch langfristige Entwicklungspläne, Währungssicherung, Ermutigung des «Privatunternehmertums», Hebung der Landwirtschaft, Ausrottung des Analphabetentums, Schaffung eines gemeinsamen Absatzmarktes usw. Und zwar — das ist nun entscheidend — in Zusammenarbeit mit den Regierungen der lateinamerikanischen Staaten selber. Verbindung von Auslandhilfe mit eigener Anstrengung — auf diesem Gedanken beruht der ganze Plan, und sein Gelingen hängt in erster Linie davon ab, ob in den entwicklungsbedürftigen Ländern Kräfte geweckt und nutzbar gemacht werden können, die eine wirkliche, durchgreifende Umgestaltung von Wirtschaft und Gesellschaft wollen.

Die *Notwendigkeit* einer solchen Umgestaltung sollte eigentlich kaum mehr begründet werden müssen; allein gerade im Hinblick auf die Erfolgsmöglichkeiten des Kennedy-Planes muß doch die wesentliche Ursache des ungeheuren Notstandes, unter dem Lateinamerika leidet, immer wieder aufgezeigt werden. Sie liegt, wie Professor C. W. *Mills*, der sehr bekannte nordamerikanische Sozialforscher, in seinem erregenden Buch *«Listen, Yankee»* («Höre, Amerikaner») feststellt, vor allem darin, daß «die meisten dieser Länder — wie das alte Kuba — tatsächlich von einem Bund zwischen Auslandskapital und örtlichen Interessen von denkbar rückschrittlichstem Charakter beherrscht werden . . . In vielen dieser Länder — wie im alten Kuba — können keine wirklichen Reformen ohne Zustimmung des Militärs unternommen werden, das erheblich mehr als 20 Prozent der Staatsausgaben verschlingt». Die Armut der Volksmassen in Lateinamerika ist, als Folge der Herrschaft des famosen Zweibundes, fast unbeschreiblich. Im Jahre 1953 zum Beispiel betrug das Jahreseinkommen je Kopf der Bevölkerung in den meisten mittel- und südamerikanischen Ländern nicht einmal 300 Dollar, weniger als 40 Prozent des Durchschnittseinkommens im ärmsten der Einzelstaaten der Nordamerikanischen Union, in Mississippi. Und seither ist der Abstand eher noch größer geworden. Wie Mills schreibt, besitzen in den sechs «Republiken» Mittelamerikas ein paar hundert Familien der Oberschicht den größten Teil des Bodens. «Einen Mittelstand gibt es kaum; die gewaltige Mehrheit lebt in Schinderei, Armut, Trägheit; mehr als die Hälfte kann weder lesen noch schreiben. Bananen in Honduras und Panama, Baumwolle

in Nicaragua, Kaffee und Bananen in Costa Rica, in den anderen Kaffee, Kaffee — das sind die ‚Dessert'-Ausfuhrerzeugnisse, um die sich die Wirtschaft dieser Länder dreht.» Dabei könnte Lateinamerika mit seinen Naturreichtümern all seinen Bewohnern Wohlstand und Kultur in einem Ausmaß bieten wie nur irgendein anderer Erdteil! Um so herausfordernder ihre tatsächliche Not.

Professor Mills faßt seinen Überblick über die heutigen Zustände in Mittel- und Südamerika so zusammen: Eine unglaubliche Armut (vielleicht zwei Drittel der Menschen sind unterernährt); weitverbreitete Ansteckungs- und Mangelkrankheiten; größte Unwissenheit; ständige Ausbeutung (zwei Drittel der Bevölkerung leben uner halbfeudalen Arbeitsbedingungen); einseitige landwirtschaftliche Produktion und deshalb Abhängigkeit von allen Preisschwankungen im Ausland); ungerechte und leistungsunfähige Bodennutzung durch die einheimischen Oberklassen und ausländische Kapitalisten; Beherrschung der Industrie und des Bergbaus durch ausländisches Kapital; unzulängliche Verkehrseinrichtungen; unentwickeltes Bankwesen und Darniederliegen des Handels; politische Beherrschung des Volkes durch eine Militärkaste, die das Werkzeug einheimischer Großgrundbesitzerfamilien und ausländischer Kapitalinteressenten ist (seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges hat es in Lateinamerika mindestens 31mal einen Regierungswechsel ohne Rücksicht auf verfassungsrechtliche Vorschriften gegeben).

Wie wollen nun aber die Urheber des nordamerikanischen Entwicklungsplanes für Lateinamerika — so muß man fragen — Kräfte ans Ruder bringen, die diese ganzen Zustände von Grund auf zu ändern gewillt und imstande sind? C. W. Mills sagt es ganz ungeschminkt: Das ist vorerst überhaupt nicht abzusehen, sind es doch die Vereinigten Staaten selber, die bisher die reaktionär-ausbeuterischen Herrenschichten gestützt und ihrem eigenen Vorteil nutzbar gemacht haben. «Ihre Hilfe hat großenteils darin bestanden, daß sie *ihnen* Waffen und andere militärische Unterstützung zukommen ließen — im Namen der ‚Verteidigung der westlichen Erdhälfte', was tatsächlich Verteidigung gegen ihr eigenes Volk bedeutet hat ... Für ihre ‚Anleihen' (die seit Kriegsende etwa 2,5 Milliarden Dollar betragen haben) verlangen die Vereinigten Staaten die Annahme einer Wirtschaftspolitik, die angesichts des Preisfalles für lateinamerikanische Wirtschaftsgüter alle Hilfen und Anleihen wieder zunichte macht.»

«Der Handel der Vereinigten Staaten mit Lateinamerika», so fährt der Verfasser fort, «ist natürlich größer als derjenige mit irgendeiner anderen Weltgegend; die Kapitalanlagen der Vereinigten Staaten in Lateinamerika, die sich jetzt auf etwa 9 Milliarden Dollar (rund 38 Milliarden Schweizer Franken) belaufen, sind größer als diejenigen in irgendeinem anderen Gebiete der Welt ... Demgemäß hat die Tätigkeit der Regierung der Vereinigten Staaten darin bestanden, den Handel zu fördern und die Kapitalanlagen zu verteidigen. In Verfolgung

dieser Ziele war der amtliche Kurs der, politische Stetigkeit in den beherrschten Völkern zu erhalten, ohne Rücksicht auf Regierungsformen, damit das Geschäft wie üblich weitergehen konnte. Alles andere ist rednerische Schönfärberei — die vielleicht nötig war, um sich die Stimmen dieser Regierungen in den Vereinten Nationen zu sichern. Das scheint mir in ein paar Sätzen der Kern der Wahrheit in dieser Sache zu sein . . . In *einer* Beziehung mindestens spielen die Vereinigten Staaten im 20. Jahrhundert gegenüber Lateinamerika die gleiche Rolle wie im 19. Jahrhundert das zaristische Rußland gegenüber Europa: Die Vereinigten Staaten sind eine reaktionäre Bedrohung jedes wirklichen Versuches, die grundlegenden Wirklichkeiten Lateinamerikas zu ändern. So oft in Lateinamerika die Menschen wirklich begonnen haben, sich in Bewegung zu setzen, ist — allgemein gesprochen — dieser Bewegung gegenüber die Politik und der Mangel an einer Politik der Vereinigten Staaten beharrlich gegenrevolutionär gewesen.»

Neuer Kurs! Wird das nun grundsätzlich anders werden? Wird die «Zusammenarbeit» mit Lateinamerika, die der Kennedy-Plan ins Auge faßt, künftig darin bestehen, daß von den Vereinigten Staaten aus nicht mehr die reaktionären, sondern die *revolutionären*, gesunden Kräfte in den mittel- und südamerikanischen Ländern mit allen Mitteln gefördert werden? Es ist schwer zu glauben, wenn man die Haltung der Washingtoner Regierung gegenüber dem revolutionären *Kuba* ansieht. Sie war unter Eisenhower offensichtlich auf die *Erstickung* der kubanischen Revolution gerichtet, und sie hat unter Kennedy bisher keine Änderung erfahren. Kann man trotzdem erwarten, daß die Vereinigten Staaten in den anderen Ländern Mittel- und Südamerikas diejenigen Maßnahmen planen und unterstützen, die sie im Fall von Kuba mit allen Mitteln bekämpft haben und weiter bekämpfen? All die wirtschaftlichen und sozialen Reformen, die jetzt in Washington für Lateinamerika geplant werden, können, wie Leo Huberman in der «Monthly Review» (Märzheft) schreibt, nicht durchgeführt werden, solange die betreffenden Länder nicht ebenfalls ihre soziale Revolution vollzogen haben. «Das ist die Lehre, die aus der kubanischen Revolution gezogen werden muß — eine lebenswichtige Lehre für alle lateinamerikanischen Länder . . . Das vorrevolutionäre Kuba bewies, wie groß die Mißwirtschaft, die Leistungsunfähigkeit, die Vergeudung und die Ausbeutung sind, die einem unterentwickelten Land durch den Monopolkapitalismus aufgezwungen werden. Die bloße Abschüttelung des imperialistischen Joches setzte das revolutionäre Kuba instand, weite Flächen fruchtbaren Landes, die zuvor durch abwesende Besitzer vernachlässigt oder heruntergewirtschaftet worden waren, sofort in Kultur zu nehmen und Industrieanlagen, die zuvor stillstanden, sofort auszunützen. Die Aufnahme einer zentral geplanten Wirtschaft befähigte Kuba, noch weiter zu

gehen und den Grund zum Aufbau einer ausgeglichenen, gesunden, gesitteten und schließlich auch reichen Gesellschaft zu legen . . . Ohne soziale Revolution gibt es keine Möglichkeit, über die Einführung großenteils unwirksamer Reformen hinauszukommen. Die Erfahrungen der Sowjetunion und Chinas haben das schon vorher bewiesen; jetzt hat es Kuba aufs neue bewiesen.»

Ohne eine gründliche wirtschaftlich-soziale Umgestaltung wird auch der *Kongo* nicht zur Ruhe kommen. Und das setzt voraus, daß der Kongo frei von allen ausländischen Einflüssen wird, die das frühere kapitalistisch-kolonialistische Regime erhalten wollen. Lumumba hatte das klar erfaßt; seine Volkspartei war die einzige in der ganzen neugeschaffenen Republik verbreitete Gruppe, die für vollständige politische Unabhängigkeit kämpfte, und sein Nachfolger Gizenga hat in den Provinzen Orientale, Kivu und Kasai wie auch im Norden von Katanga darum eine so starke Stellung gewonnen, weil er unentwegt an diesem Ziel festhält. Gerade deshalb aber mußte Lumumba sterben; hätte er noch rechtzeitig Zuflucht bei Gizenga gefunden, so hätte die Unabhängigkeits- und Einheitsbewegung des kongolesischen Volkes einen mächtigen Auftrieb erhalten. Statt dessen haben nun die Zersetzungs- und Spaltungskräfte freie Bahn bekommen, diejenigen Kräfte also, die genau wissen, daß nur ein schwacher, zerrissener Kongo eine auch fernerhin ausbeutbare Kolonie des belgisch-britisch-amerikanischen Bergwerks- und Finanzkapitals ist. Die Belgier hatten zwar vor der Erklärung der Unabhängigkeit des Kongo einen Einheitsstaat mit einer vermeintlich leicht zu beherrschenden Zentralregierung als beste Gewähr für die Fortsetzung der alten Kolonialpolitik unter neuem Namen gehalten. Sie sahen aber ihren Irrtum bald ein, schien sich doch die Zentralregierung mit Lumumba an der Spitze umgekehrt zur wirksamsten Waffe in der Hand der radikalen Nationalbewegung zu entwickeln, die auf gänzliche Unabhängigkeit und auf gründliche soziale Reformen hindrängte. Darum mußte Lumumba als «Kommunist» erklärt und vor allem in Katanga eine sonderbündlerische Bewegung aufgezogen werden, mit Tschombé als gefügigem Werkzeug der Union Minière und ihrer Nebengesellschaften. Bald entstanden ähnliche Bewegungen auch in anderen Provinzen, namentlich am Sitz der Zentralregierung, die nun mit Kasavubu und später Mobutu an der Spitze ebenfalls dem ausländischen Kolonialkapital hörig wurde. Und was das Schlimmste war: die Organe der Vereinten Nationen traten bei ihrer «Ordnungsaktion» mit soviel Vor- und Rücksicht den Sonderbündlern gegenüber, daß diese nur immer kühner und anmaßender wurden und schließlich auch vor dem Mord an Lumumba nicht mehr zurückschreckten.

Die «berühmte» Resolution des Sicherheitsrates, die — nötigenfalls unter Anwendung von Gewalt — die Zurückziehung allen ausländischen Militär- und Zivilpersonals, die Umgestaltung von Armee und Polizei, den Zusammentritt des Parlaments, die Untersuchung des

Mordes an Lumumba usw. forderte, kam unter diesen Umständen einfach zu spät. Die Sonderbündler sagten ihr sofort den entschlossenen Kampf an, und wo immer schüchterne Versuche gemacht wurden, ihrem Treiben entgegenzutreten, da waren *sie* es, die — mit ausländischem Geld im Sack — ihre Militärmacht einsetzten und die UNO-Organe zur Kapitulation zwangen, so im Fall der Hafenstadt Matadi und an Ostern in Elisabethville, der Hauptstadt von Katanga, wo wenig fehlte, daß die von Tschombé und seinen Leuten aufgehetzte Menge die schwedischen UNO-Truppen niedergemetzelt hätte.

In diese demütigende, hilflose Lage haben die Westmächte die UNO hineinmanövriert. Kein Wunder, daß im Hauptquartier der Vereinten Nationen völlige Verwirrung und Ratlosigkeit herrscht und inzwischen die wirtschaftlichen und finanziellen Kräfte des Kongo mehr und mehr versagen. Die Taktik der UNO-Leitung geht unter diesen Umständen offenbar auf eine Verständigung mit den Sonderbündlern aus, mit Verzicht auf die Forderungen der totgeborenen Resolution vom 21. Februar und Errichtung einer «föderalistischen» Regierung, die in Wahrheit natürlich den völligen Triumph der Kolonialisten und ihrer Anschicksmänner und die offene Niederlage der nationalen und sozialen Freiheitsbewegung darstellen wird. Gewiß wird es dabei nicht endgültig sein Bewenden haben; diejenigen Kräfte im Schoße der UNO, die den Kampf für die Überwindung des Kolonialismus führen, werden ihrerseits nicht kapitulieren, vielmehr sich neu gruppieren und endlich eine geschlossene Einheitsfront bilden müssen. Aber vorerst ist der Kongo nur wieder ein Beispiel dafür, daß unterentwickelte, arme Länder von den fortgeschrittenen und reichen Industriestaaten wirksame Hilfe einzig bekommen können, wenn zuvor in ihnen alle kapitalistisch-kolonialistischen Einflüsse und Mächte ausgeschaltet sind.

Nie wieder . . .! Wir stoßen also auch hier wieder auf einen Kernpunkt der ganzen weltpolitischen Auseinandersetzung. Die kapitalistisch-imperialistischen Mächte *wollen* und *können* sich ja gar nicht ausschalten lassen, ohne die Welt den *sozialistischen* Kräften freizugeben. Sie kämpfen nicht nur in den unterentwickelten Ländern und den ehemaligen Kolonien der weißen Rasse um ihre Existenz, sondern auch in den längst industrialisierten und (mehr oder weniger) zivilisierten Ländern. Sie setzen alles daran, um die soziale Umwälzung, auf die alles hindrängt, zu verhindern und sie dort, wo sie bereits durchgebrochen ist, zurückzubilden oder doch zu isolieren. Das wichtigste Mittel dazu ist ihnen die *militärische Rüstung*; fiele sie weg, so gäbe es, wie sie überzeugt sind — und mit Grund —, kein Halten mehr auf dem Weg zu einer sozialistischen Ordnung in den meisten Ländern, von Laos bis Libanon, von Algerien bis zum Kap, von Mexiko bis Argentinien, und erst recht in Westeuropa, ja vielleicht sogar in Nordamerika. Ganz folgerichtigerweise sagte darum

unlängst der Bankier-General McCloy, ein einflußreicher Ratgeber Kennedys, die Vereinigten Staaten könnten auf den radikalen Abrüstungsvorschlag der Sowjetunion nicht eintreten, solange Moskau nicht mit seinen Weltumsturzdrohungen aufgehört habe, mit anderen Worten: solange die Sowjetregierung die Entwicklung zum Sozialismus auch in anderen Ländern begünstige. Kein Wunder auch, daß das erste Rüstungsbudget der neuen amerikanischen Regierung um rund zwei Milliarden Dollar (etwa 8500 Millionen Franken) höher ist als die Militärausgaben der USA im laufenden Finanzjahr. Die Überprüfung der militärischen Lage, so bemerkte letzte Woche Kennedys Wehrminister McNamara, hätten zu dem Entschluß geführt, die Abhängigkeit der Vereinigten Staaten von den bloßen Abschreckungswaffen einzuschränken und größeres Gewicht auf solche Waffen zu legen, «mit denen ein umfassender Atomangriff geführt werden könnte». Die Regierung beschleunige darum die Herstellung von «Polaris»- und «Minuteman»-Raketen, die mit festen Treibstoffen angetrieben werden, und schränke allmählich die Erzeugung von «Titan»-Raketen ein, für die flüssige Treibstoffe verwendet werden.

Ebenso planmäßig und energisch wie die Vereinigten Staaten baut ihr wichtigster Verbündeter in Europa, *Westdeutschland*, seine Wehrmacht aus. Die Bundeswehr hat heute einen Bestand von rund 340 000 Mann erreicht und soll im laufenden Jahr noch weitere 14 000 Mann aufnehmen. Die Rüstungsausgaben für 1961 sollen etwas über 11 Milliarden Mark betragen; zusammen mit den geplanten Vorauszahlungen für Rüstungskäufe werden damit bisher über 57 Millarden Mark in die westdeutsche Wiederaufrüstung gesteckt sein. Die sozialdemokratische Fraktion im Bundestag hat bei der Budgetberatung Mitte März noch einmal *gegen* die Militärausgaben gestimmt, aber es dürfte das letzte Mal gewesen sein. Der «große» Wahlkampf, in dem die Sozialdemokratische Partei mit Willi Brandt als Kanzlerkandidaten Adenauer und seine Partei zu schlagen hofft, rückt ja näher und näher, und da darf es natürlich in der Wählerschaft keinen Zweifel mehr geben, daß die SPD «fest steht und treu als Wacht am Rhein», wenn es gilt, das «freie» Deutschland gegen den drohenden Einbruch der östlichen Barbaren zu verteidigen. Sie hat das auch unmißverständlich klargemacht, als nach englischem Vorbild heuer auch in der Deutschen Bundesrepublik verschiedene «Ostermärsche» zum Protest gegen die Kriegsrüstungen und besonders gegen die Ausstattung der Bundeswehr mit Atomwaffen vorbereitet wurden. Wie die Leitung des westdeutschen Gewerkschaftsbundes den Gewerkschaftern, so hat der Parteivorstand der Sozialdemokratie auch sämtlichen Parteiangehörigen unter Androhung des Ausschlusses verboten, an den Ostermärschen teilzunehmen, nachdem die gleiche Sozialdemokratie noch vor drei Jahren die Bewegung «gegen den Atomtod» in Gang zu bringen geholfen hatte. Aber diese Leute sind halt einfach zu jeder Charakterlosigkeit fähig! Ob es ihnen viel nützen wird, bleibt freilich mehr als

zweifelhaft; die Gemeindewahlen in Niedersachsen und Rheinland-Westfalen sehen gar nicht darnach aus, hat doch die SP im ersten Land ihren Stimmenanteil nur um 0,2 Prozent erhöhen können, die Christlich-Demokratische Union Adenauers aber um 7,7 Prozent, während die SP im andern Land 3,5 Prozent ihrer Wähler verloren hat und damit hinter die CDU zurückgefallen ist, die nun mit fast der Hälfte aller Wählerstimmen die stärkste Partei geworden ist.

Die gehorsamen Untertanen der westdeutschen Partei- und Gewerkschaftsherzöge haben zwar durch Fernbleiben von den Ostermärschen diese Kundgebungen teilweise zu einem Mißerfolg werden lassen, und die Presse — auch die schweizerische — hat ihren Hohn darüber nicht verborgen. Um so mächtiger sind dafür wieder die beiden *englischen Protestmärsche* ausgefallen. Die Bewegung für atomare Abrüstung, die dahinter steht, ist in der Tat eine Ehre für das englische Volk und eine Kraft im öffentlichen Leben Großbritanniens geworden, mit der auch die konservative Regierung rechnen muß. In der Labourpartei ist ihr Einfluß erst recht im Wachsen begriffen. Der Beschluß des letztjährigen Parteitags zugunsten einer atomaren und allgemeinen Abrüstung wäre ohne sie nicht möglich gewesen, und alles spricht dafür, daß auch am nächsten Labourkongreß die Parteileitung nicht mehr gegen die Forderung auf radikale Abrüstung aufkommen wird. Die Anhänger der Bewegung für atomare Abrüstung gehören zwar den verschiedensten politischen und weltanschaulichen Richtungen an; was sie aber alle eint, das ist — um mit dem «New Statesman» (31. 3.) zu reden — «die Überzeugung, daß die internationale Politik gegenwärtig einer atomaren Katastrophe zutreibt und daß es in Englands Macht liegen könnte, den Ereignissen eine andere Richtung zu geben». Das der Labourpartei nahestehende, weit über Großbritannien hinaus gelesene Blatt bezweifelt zwar, daß die entschlossene Abkehr Englands von der atomaren Aufrüstung den entscheidenden Anstoß zur internationalen Abrüstung geben könne. Aber wie soll man noch auf eine west-östliche Verständigung über eine ernsthafte Verminderung der Kriegsvorbereitungen hoffen, wenn in der westlichen Welt die künstlich erzeugte Angst vor einer Bolschewisierung des Abendlandes jede Bereitschaft zur Abrüstung von vornherein erstickt? Irgendwo *muß* diese Massenhypnose gebrochen werden. Der Wille, nie wieder zu Kriegswaffen zu greifen — zu Waffen also, die heute nur noch Selbstvernichtung bewirken können — muß irgendwo so allgewaltig werden, daß auch das dumme Schlagwort «Lieber tot als rot» seine Macht verliert und die Auseinandersetzung mit dem Kommunismus einzig mit den Waffen der Überzeugung geführt wird. Und wenn Großbritannien dieses Land wird, so müßte es seltsam zugehen, wenn ihm nicht bald andere Länder folgten und so jene bisher vergeblich erstrebte internationale Vereinbarung zustandekäme, die uns endlich eine Welt ohne Krieg schenken würde.

7. April 1961 *Hugo Kramer*

Stimme der christlichen Friedenskonferenz

Fragen und Ziele der Allchristlichen Friedensversammlung

Wir wollen die Hauptprobleme und Hauptaufgaben der Allchristlichen Friedensversammlung, die vom 13. bis 18. Juni 1961 in Prag stattfinden soll, in einigen Punkten zusammenfassen.

1. Von Anfang an haben wir betont, daß das Evangelium, wie wir es im Blick auf unsere heutige Situation verstehen, den Ausgangspunkt und das Grundmotiv aller unserer Arbeit bildet. Das Evangelium lehrt uns, uns selbst scharf und konkret kennenzulernen, aber auch auf die Bedürfnisse derer zu antworten, die Hilfe bedürfen. Das heißt, daß wir auch unsere Friedenstätigkeit mit dem Bewußtsein unserer Verantwortung für die Not, die Schwierigkeiten und Gefahren der heutigen Welt tun sollen, daß wir bußfertig die Folgen alles dessen auf uns nehmen wollen, was unsere Väter und Urväter und auch wir selbst taten. Wer an Jesus Christus glaubt, darf sich über niemanden erheben, darf nicht ungerecht richten und ist verpflichtet, sich ständig zu fragen, wodurch er selbst die Situation der heutigen Welt mitverschuldet hat und was er tun soll, daß die menschliche Gesellschaft als Ganzes und jeder einzelne Mensch in einer Atmosphäre des Friedens, gegenseitigen Vertrauens und der Zusammenarbeit, geistlicher Arbeit und freudiger Hoffnung leben können.

2. Unsere Tätigkeit auf dem Boden der Christlichen Friedenskonferenz und jetzt besonders der Allchristlichen Friedensversammlung versehen wir als Glieder unserer Kirchen. Die Nöte und Schwierigkeiten der gegenwärtigen Gesellschaft übersteigen die Kräfte der einzelnen Menschen und Kirchen. Nur dann, wenn sich die Kirchen ihrer Einheit im Glauben an Jesus Christus bewußt werden, können sie zum Instrument eines erfolgreichen Kampfes um friedliches Leben und wirkliche Zusammenarbeit werden. Die Zerspaltenheit der Kirchen vertieft nur die Spannung und Gefahr, das Mißtrauen und die Widersprüche zwischen den Völkern. Nur derjenige, der sich nur mit seinem lokalen und persönlichen Sorgen befaßt, kann mit dem Stand der weltweiten Christenheit zufrieden sein. Wer jedoch die gegenwärtige Welt vom Blickpunkt seines Glaubens an Jesus von Nazareth als den Herrn der gesamten Menschheit aus betrachtet, sieht, was für ein Unglück die Uneinigkeit und das Mißtrauen zwischen den Kirchen darstellt und wie die Gleichgültigkeit zur Zusammenarbeit zwischen ihnen eine schwere Sünde, ja einen Aufruhr gegen die Aufrufe und Bitten des Herrn der Kirche bedeutet. Unsere Tätigkeit stellt somit einen Kampf um die Kirche Christi dar, darum, daß sie wächst im Bewußtsein ihrer Einheit und Verantwortung in der Gegenwart.

3. Wir sind nicht und wollen keine neue ökumenische Institution sein. Wir wollen also nicht nur eine Gemeinschaft offizieller Kirchen sein, bewußt bewahren wir die Spannkraft und Beweglichkeit unserer

Arbeitsgemeinschaft. Mit Freuden begrüßen wir die offizielle Teilnahme derjenigen Kirchen, die sich anmelden, gleichzeitig aber empfangen wir dankbare Hilfe von verschiedenen Gruppen und Bruderschaften, kirchlichen Friedensausschüssen oder Vereinigungen, wie zum Beispiel Versöhnungsbund. Wir sind offen für die Zusammenarbeit mit allen gläubigen Kirchen bis zu den Kirchen und Gesellschaften, die keine feste dogmatische, liturgische oder organisatorische Form haben.

4. In unserer Arbeitsgemeinschaft fehlen vorläufig Vertreter der römisch-katholischen Kirche. Das ist nicht deshalb der Fall, weil wir uns vor ihnen abschließen wollten. Wir sind bereit, jede Kirche, jede kirchliche Gruppe und jeden gläubigen Christen in unsere Gemeinschaft aufzunehmen. Unser Verhältnis zu allen Menschen wird vom Evangelium Jesu Christi bestimmt, der jedem Menschen bis in seine Schmerzen und Traditionen, in seine besonderen Aufgaben und Bedürfnisse nachgeht. Wir denken jedoch, daß die Zeit noch nicht gekommen ist und daß unsere Beziehungen zu den Gliedern der römisch-katholischen Kirche noch nicht so gereift sind, daß sie in eine solche enge Zusammenarbeit mit uns treten könnten, wie sie zwischen unseren Kirchen zustandegekommen ist, oder daß sie sich selbst mit einer solchen Vorbehaltlosigkeit zu unserer Gemeinschaft melden würden, wie sie zwischen uns vorherrscht und stets vorgeherrscht hat. Wir werden aber dankbar sein für ihren guten Willen und für jeden Rat, den sie uns geben können.

5. Das Hauptthema der Allchristlichen Friedensversammlung wird lauten: «Friede auf Erden». Der Leser wird wahrnehmen, daß dieses Thema dem Weihnachtsevangelium (Luk. 2, 14) entnommen ist und diesen Charakter auch in Beziehung zu den konkretesten und politischsten Fragen unserer Zeit trägt. Unser Thema ist also positiv. Es geht uns darum, daß wir unter uns eine Atmosphäre wirklichen Friedens und Vertrauens schaffen, daß wir aus unserer Mitte jedes Mißtrauen und jede Verdächtigung ausschließen und daß wir auch durch unsere Versammlung im Juni 1961 zur Schaffung einer wirklichen Einheit aller Christen beitragen. Wenn wir gegen die Spannung in der Welt kämpfen, müssen wir sie in unserer Mitte bekämpfen. Wenn wir die Wurzeln des Kalten Krieges zwischen den Völkern ausmerzen wollen, müssen wir sie vor allem aus unseren eigenen Herzen ausreißen. Denn der Kalte Krieg zwischen den Kirchen und in den Kirchen dauert an und gibt dem Kalten Krieg in der Welt eine gefährliche Dimension religiöser Weihe. Wenn wir die Staatsmänner und Völker zur Zusammenarbeit aufrufen wollen, müssen wir es vor allem auf dem Boden der Kirchen tun, und unsere Tätigkeit soll zu wirklicher Versöhnung unter den Menschen in der Welt dienen, der Geist der Versöhnung und Vergebung muß unter uns sichtbar und mächtig sein. Solange wir Mißtrauen und Verdächtigungen, Selbstgerechtigkeit und Stolz, Unverträglichkeit und Haß nicht zwischen uns überwinden, ist

unsere Tätigkeit eine pure Heuchelei! Wir glauben, daß auch die Versammlung im Juni 1961 in Prag uns einen Schritt weiter bringen und uns mit den geistlichen Waffen ausrüsten wird, die notwendig sind, um der Welt wirklich hilfreich sein zu können.

6. Ich sagte schon, daß unsere Arbeit positiv und konkret ist. Damit will ich sagen, daß wir auf schöpferische Weise die Uneinigkeiten und Gegensätze unter uns dort überwinden müssen, wo sie zum schwersten Hindernis des Friedens und der Zusammenarbeit anwachsen können. Deshalb werden wir im Juni darüber sprechen, was die Nachfolge Christi für das persönliche, Familien-, kirchliche, soziale und politische Leben bedeutet. Deshalb werden wir die Tatsache ins Auge fassen, daß wir immer noch in einer Zeit leben, in der mindestens die Hälfte der Menschheit hungert und an Unwissenheit und demütigenden Lebensbedingungen leidet. Der Friede ist unvorstellbar, wenn es auf der einen Seite satte und reiche, auf der anderen Seite verelendete und hungernde Völker gibt. Wir werden auch darüber sprechen, was der Aufstieg von neuen Staaten und Völkern bedeutet, die sich aus kolonialer Versklavung befreien, aber die eben am Anfang ihrer nationalen Freiheit guten Willen, materielle und geistliche Hilfe von uns allen brauchen. Deshalb werden wir besonders auch die Wege vom Kalten Krieg zur Versöhnung zwischen den Völkern behandeln. Über all das werden wir auf Grund des Hauptreferates und der fünf Korreferate sprechen. Alle diese Fragen und noch andere Teilprobleme werden das Gesprächsthema von zehn Arbeitsgruppen bilden. Wir sehnen uns danach, daß unsere Versammlung klar und entschieden unsere Friedensziele zum Ausdruck bringt. Wir wollen aber nicht nur eine Manifestations- und deklarative Versammlung sein. Wir wollen auch in den Gruppen und im Plenum arbeiten, damit wir uns klarlegen, was wir unter Gerechtigkeit und Freiheit verstehen, wo wir die Hauptquellen der heutigen Kriegsgefahr sehen und welche Wege gewählt werden müssen, nicht nur zur Abrüstung, sondern zu wirklicher friedlicher Gemeinschaft der Völker zu gelangen. In den Gruppen werden wir die Fragen der heutigen jungen Generation, unser Verhältnis zur ökumenischen Bewegung (besonders zum Weltkirchenrat) und zu wissenschaftlichen und technischen Fragen der atomaren und allgemeinen Abrüstung besprechen. Wir wollen in dieser Weise alle komplizierten, gefährlichen und alle hoffnungsvollen Erscheinungen unseres Zeitalters ins Auge fassen, auf daß unsere Arbeit nicht nur ein frommes Gerede bleibe, sondern zum praktischen und schöpferischen Beitrag für den heutigen schweren Kampf um eine friedliche Zukunft werde.

7. Es wird uns vorgeworfen, daß wir durch unsere Tätigkeit die bisherige ökumenische Arbeit auf unnütze Weise verdoppeln. Wir haben es schon gesagt und wiederholen es heute nur, daß das ein unbegründeter Vorwurf ist. In unserer Gemeinschaft arbeiten viele Kirchen, die unter den heutigen Umständen abseits jeder ökumenischen

Arbeit stehen würden. Ihre Mitarbeit ist eine wichtige Stärkung der christlichen Sehnsucht nach Einigkeit und Zusammenarbeit aller. Außerdem stand im Mittelpunkt unserer Bemühungen — und wird auch im Juni wieder stehen — der Ruf nach Frieden und Abrüstung, nach Versöhnung und friedlicher Gemeinschaft aller Völker. Wir sehnen uns danach, daß diese Stimme klar und mit Nachdruck in allen Kirchen und Völkern gehört wird, deshalb ist eine besondere Versammlung und besondere Bestrebungen nach Frieden und Versöhnung notwendig, damit dieses Bestreben von keinen anderen institutionellen oder technischen Fragen übertönt wird. Wenn wir dann von der Allchristlichen Friedensversammlung sprechen, werden wir einer ähnlichen Kritik preisgegeben: daß wir uns viel zu anspruchsvoll eine Bezeichnung anmaßen, zu der wir nicht berechtigt sind. Auch da wollen wir sagen, was wir mehrmals ausgesprochen haben, daß die Bezeichnung «allchristlich» nicht unsere Anmaßung ausdrücken soll, daß wir nicht die einzigen Sprecher der heutigen Christenheit in Friedensangelegenheiten sein wollen, sondern daß wir die ganze Christenheit daran erinnern wollen, was in der heutigen Zeit höchst wichtig ist. Solange die Gefahr einer totalen Vernichtung nicht beseitigt ist, die die Folge eines neuen Weltkrieges sein müßte, werden wir in der Atmosphäre von Gereiztheit und Argwohn, Mißtrauen und verkrampfter Angst leben. Unsere geistlichen Kräfte werden gerade in einer Zeit erschöpft und vergeudet, in der so viele andere große geistliche und sittliche, soziale und erzieherische Aufgaben auf uns warten und Millionen, ja Hunderte von Millionen Menschen nach Sympathie, Hilfe und Liebe rufen.

Wir sind uns wohl der fast unerträglichen Last der Aufgabe bewußt, die wir auf uns genommen haben. Aber wir werden durch die wachsende Anzahl von Freunden und Mitarbeitern bestärkt. Seit der ersten Konferenz im Jahre 1958 ist die Anzahl unserer Mitarbeiter vielfach gewachsen. In Ost und West melden sich Kirchen und Einzelpersonen, die uns am Anfang nicht gleich verstanden haben, heute aber ihre Hilfe und ihr Herz anbieten. Ohne Nebenabsichten laden wir zur Mitarbeit ein und glauben, daß viele Brüder und Schwestern kommen werden, und daß eine noch viel größere Schar uns durch ihren Rat und ihre Gebete beistehen wird. *J. L. Hromádka*

Ist der atomare Krieg grundsätzlich erlaubt?

Das nachstehende Referat hat P. Franziskus M. Stratmann am 3. Februar 1961 im Hessischen Rundfunk gehalten. Es stellt die Antwort auf einen Radiovortrag P. Hirschmanns SJ dar.

Wenn mein verehrter Diskussionspartner, P. Hirschmann SJ, gesagt hat, er persönlich sei der Auffassung, daß zwischen dem moder-

nen totalen Krieg und dem bisher üblichen kein fundamentaler Unterschied bestehe, so hat er damit angedeutet, daß andere diesen fundamentalen Unterschied wohl behaupten. Ich möchte mich zu dieser zweiten Auffassung bekennen und sie zu begründen suchen.

Seit Jahrhunderten gilt im Völkerrecht und in der christlichen Morallehre als Krieg: die militärische Bekämpfung zwar ganzer Staaten, aber nur durch deren legale Heere mit Waffen, die diese *gegeneinander* führen. Es versteht sich, daß *immer* schon in *jedem* Krieg auch die unbewaffnete Zivilbevölkerung durch die Kampfhandlungen schwer betroffen wurde. Aber bis zum Ersten Weltkrieg war es Grundsatz auch der Heeresleitungen, das wehrlose Volk nicht direkt, nicht ebenso wie die kämpfenden Soldaten, den tödlichen Kampfmitteln auszusetzen. Dies nun tut bewußt der moderne Krieg. Der Unterschied zwischen militärischen Objekten und nichtmilitärischen, nichtkämpfenden Personen und kämpfenden Soldaten ist aufgehoben. General Ludendorff hat schon im Ersten Weltkrieg diese Unterschiedslosigkeit proklamiert und ihr den Namen «*totaler*» Krieg gegeben.

Diese neue Kriegsführung ist die Folge einer typisch militaristischen Entwicklung. Militarismus ist etwas anderes als Militär, als militärisches Denken als solches. Militarismus ist die *Überordnung* des militärischen Denkens über das zivile, auch über die Normen des zivilen Rechtes, des Völkerrechtes und der Menschenrechte, auch über die Normen der religiösen Moral. Rechtlich ist ja der Schutz der Zivilbevölkerung auch heute noch nicht aufgehoben. Das Völkerrecht, wie es in der Haager Land- und Luftkriegsordnung, im Genfer Protokoll und einigen anderen Abmachungen festgelegt ist, verbietet heute noch die Kampfmittel und -methoden, die im atomaren Krieg gebraucht werden. (Die völkerrechtlichen *Texte* nennen die neuen Kampfmittel noch nicht beim Namen, weil es vor den Weltkriegen diese Dinge noch nicht gab, aber ihrer Natur nach sind sie in die Verbote eingeschlossen.) Die totale Kriegführung setzt sich einfach darüber hinweg.

Nun sind Rechtsbestimmungen wandelbar, und die normative Kraft des Faktischen könnte eines Tages die heute noch dem totalen Krieg entgegenstehenden Völkerrechtsbestimmungen zu seinen Gunsten ändern. Nicht wandelbar aber sind die ewigen Gesetze der Moral, deren eines, und nicht das geringste, die Vernichtung unschuldigen Lebens verbietet. Unschuldig ist in diesem Zusammenhang jeder Nichtkämpfer. Das wurde in den Kriegsgesetzen der vormilitaristischen Zeit grundsätzlich anerkannt. Der atomare Totalkrieg kann und will diese Schranke nicht einhalten. Er tötet sogar weit mehr Nichtkämpfer als Kämpfer. Die Zerstörung, die er anrichtet, entzieht sich sogar seiner eigenen Kontrolle, sie ist in ihren Auswirkungen unbegrenzt. Die heute bereitliegenden Atombomben besitzen eine bis zu zehnmillionenmal größere Sprengkraft als die stärksten Sprengkörper des letzten Krieges. Die Hiroshimabombe, die erste, die in der neuen

Kriegsführung verwendet wurde und 200 000 Menschen tötete, war ein winziger Anfang der Serie, die nachher hergestellt wurde; von der ersten Versuchsbombe, die die Amerikaner 1954 herstellten, ging rund tausendmal so viel Radioaktivität aus wie von der Hiroshimabombe. Wenig bekannt wird sein, daß die sogenannte «taktische Atomwaffe» mit der heute auch die Erdtruppen ausgerüstet werden, die Sprengkraft der Bomben auf Hiroshima und Nagasaki haben. Die Atomphysiker können den Umfang der *Sprengkraft* einigermaßen berechnen, also, wenn sie wollen, begrenzen (zum Beispiel, daß eine Superbombe in 16 km Radius alles Leben samt den meisten Bauwerken auslöscht). *Nicht* berechnen, also nicht kontrollieren können sie die ungleich weiter reichende radioaktive *Strahlungskraft*. Sie können es nicht *örtlich*, da sie die ganze Erdoberfläche erreicht, also natürlich auch die neutralen Länder, sie können es nicht einmal *zeitlich*, da die verseuchende Strahlung auch in die kommenden Geschlechter eindringt und schwerste Erbschäden bewirkt.

Hier nun gilt das Urteil Pius' XII.: «Wenn die Indienststellung dieses Mittels eine solche Ausdehnung des Übels mit sich bringt, daß es sich der Kontrolle des Menschen völlig entzieht, muß seine Anwendung als unsittlich verworfen werden».

Mit unsittlichen Mitteln darf man sich auch nicht verteidigen. Aber wenn nun der *Gegner* diese Mittel anwendet oder anzuwenden entschlossen ist, so daß die eigene Anwendung nur Repressalie wäre? Zur Verteidigung ist zunächst zu sagen, daß sie sinnvoll nur dann ist, wenn die aus ihr erwachsenden Schäden nicht größer sind als der Nutzen, den der Verteidiger erwarten kann. Der Sinn jeder Verteidigung ist doch der eigene Schutz; die Verteidigung wird sinnlos, wenn dieser Schutz unmöglich wird. Nun aber gibt es im Atomkrieg, wenn die Gegenseite mit gleich starken Atomwaffen ausgerüstet ist, bei gegenseitiger Beschießung keine Verbesserung der eigenen Lage, sondern nur eine Verschlechterung: die eigene Position ist gegen Atombomben nicht zu retten, und je länger die Verteidigung dauert, um so mehr Vernichtung wird sie auch auf der eigenen Seite hervorrufen. Ausschlaggebend aber ist, daß unsittliche Mittel in noch so guter Absicht und für einen noch so guten Zweck nicht gebraucht werden dürfen. Jeder konsequent ethisch denkende Mensch muß die Sätze unterschreiben, die in einer neueren, besonders geschätzten Moraltheologie stehen: «Auch der Defensivkrieg ist sittlich nicht zu rechtfertigen, wenn man von vornherein sehen muß, daß die Übel des Krieges zweifellos schlimmer sein würden als das Übel, das das Volk bei eigener Gewaltlosigkeit vom Feinde erleiden würde.» «In sich schlechte Mittel dürfen auch dann nicht angewandt werden, wenn sie allein zum Siege führen».*

Aber wird dann das Unrecht nicht triumphieren? Nein. Das Un-

* Bernhard Häring, C. S. S. R.: Das Gesetz Christi, Moraltheologie.

recht triumphiert, wenn es verdoppelt wird, wenn Angreifer *und* Verteidiger unmoralische Mittel anwenden. Es wird vermindert, wenn der freventlich Angegriffene das Unrecht edel erleidet. Nochmals Pius XII.: «Wenn die durch den Krieg verursachten Schäden mit denen des erduldeten Unrechtes nicht zu vergleichen sind, kann die Pflicht bestehen, das Unrecht zu ertragen.»

«Unrecht ertragen!» Hier klingt zum ersten Male, wie aus weiter Ferne, ein Ton aus dem Evangelium an. Christen mögen sich schon lange gewundert haben, daß in den Lehrstücken über den Krieg, auch in den moraltheologischen Büchern, die Frage stets nur vom Standpunkt des Naturrechtes behandelt wird, daß Argumente aus dem Evangelium einfach fehlen. «Unrecht hinnehmen» ist ein Begriff, der im Naturrecht nichts zu suchen hat, darum auch in den moraltheologischen Traktaten nicht, *wenn* sie nur naturrechtlich orientiert sind. Abweichend von dieser Gewohnheit hat Pius XII, ohne die naturrechtliche Seite außer acht zu lassen, aber sie ergänzend, um nicht zu sagen sie korrigierend, auf den Geist des Evangeliums hingewiesen.

Aber ist «Unrecht hinnehmen» zumutbar? Es wäre unzumutbar, wenn man das Unrecht einfach gewähren ließe, ohne *jede* Gegenwehr. Widerstand, Kampf gegen das Böse mit allen erlaubten Mitteln ist Pflicht, aber die *echte* Gegenwehr gegen das Böse ist das Gute, das *überragend* Gute, wie es sich zum Beispiel zeigen würde, wenn dem Antichristentum ein *echtes* (nicht bloß konventionelles) Christentum entgegenträte.

Zum Schluß noch ein Wort zur *Verantwortung*. Wenn Professor Hirschmann gesagt hat, einzig und allein die Politiker seien für die konkrete Entscheidung beim Einsatz von Atomwaffen verantwortlich, so wird er deren Zusammenwirken mit den militärischen Kommandostellen *in letzter Stunde* meinen. Bis es dazu kommt, sind natürlich viel breitere Volksschichten und viel mehr *nicht* unmittelbar politische Persönlichkeiten mitverantwortlich. Wir in Deutschland, in unserer noch jungen Demokratie, sind vielleicht noch zu sehr geneigt, die Gestaltung der Dinge der militärischen und politischen Obrigkeit zu überlassen. In anderen Ländern wendet man sich ungehemmter gegen die unseligen atomaren Kampfmittel. Nachdem zum Beispiel schon 1950 die Gesamtheit der französischen Kardinäle und Erzbischöfe «die Verwendung aller modernen Waffen, die ohne Unterschied Kämpfer und Zivilbevölkerung treffen», mit allem Nachdruck verurteilt hat, hat vor einiger Zeit der Sekretär der französischen Bischofskonferenz, Erzbischof Guerry den Aufruf des französischen Bundes gegen Atomrüstung unterzeichnet, auch, wie er sagt, um Westdeutschland ein Beispiel zu geben. Der weltbekannte Neuyorker Weihbischof Fulton Sheen, der im Fernsehen regelmäßig zu Millionen seiner Landsleute spricht, hat erklärt, der Atomkrieg könne kein gerechter Krieg sein, und der Christ habe die Pflicht, auf *dies* sein Selbstverteidigungsrecht zu verzichten.

Ich fasse zusammen: Mit Kardinal Ottaviani bin ich der Meinung, daß der atomare Krieg die seit Jahrhunderten geltenden Bedingungen für einen gerechten Krieg nicht mehr erfüllen kann; daß er nicht nur quantitativ, sondern — wie ebenfalls Cordovani, der Magister Sacri Palatii, im «Osservatore Romano» erklärte, substantiell von den bisherigen kriegerischen Auseinandersetzungen verschieden sei, nämlich «Mord an Unschuldigen und Verbrechen an der Menschheit». — An der *Verantwortung* aber, daß diese Waffen nicht gebraucht werden, ist jeder Staatsbürger politisch und moralisch mitbeteiligt.

P. Franziskus Stratmann OP

Vom Kampf gegen den Atomtod in England

Der englische *Ausschuß der Hundert* wurde im Oktober 1960 gegründet, um den zivilen Ungehorsam gegen die Verwendung von Nuklear- und anderer Massenvernichtungswaffen zu organisieren.

Die Gründung erfolgte auf einen Aufruf von *Lord Russell* und *Pfarrer Michael Scott*, die erklärten: Wir bitten um Unterstützung für eine Bewegung gewaltlosen Widerstandes gegen den Nuklearkrieg und Waffen der Massenvernichtung.

Unser Appell gründet sich auf unser gemeinsames Bewußtsein der entsetzlichen Gefahr, welche die Regierungen in Ost und West die menschliche Rasse aussetzen.

Der Ausschuß fordert die britische Regierung auf, Nuklearwaffen und alle Wehrprogramme und Bündnisse, die darauf gründen, aufzugeben. Er fordert die Bevölkerung jedes Landes auf, der Nuklearpolitik ihrer eigenen Regierung Widerstand zu leisten.

Am 18. Februar 1961 organisierte der Ausschuß seine erste Massenprotestaktion. 4000 Männer und Frauen schlossen sich Lord Russell und Pfarrer Michael Scott an und führten einen dreistündigen Sitzstreik vor dem englischen Kriegsministerium durch, als Protest gegen Polaris-Unterseeboote und alle Nuklearwaffen. Die Regierung wurde in Kenntnis gesetzt, daß dies der erste Schritt in einer Kampagne zivilen Ungehorsams sei.

Folgende Erklärung

wurde von Bertrand Russell und Michael Scott am Tor des Kriegsministeriums angeschlagen:

Die Nuklearmächte in Ost und West versuchen, die Völker der Welt zu erpressen. Der Moment ist gekommen, da die Völker handeln müssen.

Heute unternehmen wir einen aktiven Vorstoß gegen die wahnsinnige Nuklearpolitik unserer Regierung. Wir verlangen die sofortige

Aufhebung des Abkommens über die Stationierung von Polarisraketen führenden Unterseebooten in Großbritannien.

Wir verlangen, daß unsere Regierung alle Nuklearwaffen, jede Politik und alle Bündnisse, die darauf beruhen, aufgibt.

Hitler versuchte ein ganzes Volk auszurotten. Heute bedrohen die Nukleartyrannen in Ost und West die ganze menschliche Rasse mit Vernichtung.

Wir fordern das Volk in allen Ländern auf, sich gegen diese abscheuliche Tyrannei zu erheben. Wir fordern die Wissenschafter auf, keine Nuklearwaffen herzustellen. Wir fordern die Arbeiter auf, jede Arbeit, die damit zusammenhängt, einzustellen und ihre gewerkschaftliche Macht für den Kampf um das Leben einzusetzen.

Wir fordern alle Schichten der Bevölkerung zu direktem Eingreifen auf, um die Herstellung von Nuklearwaffen zu verhindern.

Unsere heutige Aktion ist der erste Schritt in einem Feldzug gewaltlosen zivilen Ungehorsams. Wir warnen unsere Regierung, daß wir nicht länger zusehen werden, während sie die Zerstörung der Menschheit vorbereitet.

Und zwei Kommentare

Albert Schweitzer schreibt: «Ich bewundere Bertrand Russell in allem, was er geleistet hat. Seine Demonstrationen sind von großer Bedeutung für die Welt. Die Lage ist seit dem Zusammenbruch der Gipfelkonferenz immer drohender geworden und die Regierungen suchen jeden Widerstand gegen Nuklearwaffen zu unterdrücken. Im Gedanken bin ich bei euch.»

Kenneth Kaunda, einer der führenden Männer der Unabhängigkeitspartei von Nordrhodesien, erklärt: «Die täglich wachsende Drohung völliger Vernichtung ist eine Herausforderung an das Gewissen und den gesunden Menschenverstand aller Menschen. Es besteht ein direkter Zusammenhang zwischen dem dauernden Terror eines bevorstehenden Nuklearkrieges und der politischen und wirtschaftlichen Unterdrückung der Völker Afrikas und Asiens.

Während per Stunde 100 Millionen Dollar für Waffen ausgegeben werden, müssen zwei von drei menschlichen Wesen unter dem Existenzminimum dahinvegetieren. Unser Kampf ist der gleiche. Die Völker müssen Widerstand leisten — sie müssen sich in gewaltloser Revolution durch zivilen Ungehorsam jeder Machtausübung entgegenstellen, die ihren Hunger nicht beachtet und das Überleben der Menschheit bedroht.

Darum machen wir gemeinsame Sache. Wir treten ein für eine internationale Widerstandsbewegung, die sich nicht zufrieden geben wird, bis diese Politik aufhört oder die dafür verantwortliche Regierung zurücktritt.»

Einige Tatsachen über den Kongo

Unsere Presse und unser Radio geben uns ein Bild von den Vorgängen im Kongo, das sich in wesentlichen Punkten von demjenigen in der angelsächsischen Presse unterscheidet. Nachstehend finden unsere Leser einen gekürzten Bericht von *George Burchett* aus der Märznummer des «*Beacon*», der Monatszeitung der Unitarischen Kirche von Melbourne, Australien.

Es kann kein Zweifel bestehen, daß das Chaos, in das der Kongo vor unseren Augen versinkt, in erster Linie auf die Machinationen des amerikanischen und belgischen «big business» zurückgeht. Finanzmagnaten, die keinerlei Hemmungen kennen, wenn es darum geht, das reichste Gebiet des Kongo, die Katangaprovinz, mit seinen unermeßlichen Schätzen an Uranium, Kupfer, Kobalt, Gold und Diamanten in ihren Händen zu behalten, bedienen sich der internationalen Institution der UNO und ihrer Vertreter für ihre Zwecke und stehen nicht einmal an, sich ihrer Tricks zu rühmen.

Man sehe sich darauf hin an, was ein J. R. Gibson in «Wall Street Journal» vom 30. August und 29. September vorigen Jahres über die Vorgänge im Kongo publiziert: «Die Vereinten Nationen müßten Maßnahmen zweifelhafter Rechtlichkeit (Legalität) ergreifen, wenn sie nicht die Verfügung über Uranium, Kupfer, Diamanten und andere Mineralschätze des Kongo verlieren wollen — jene Reichtümer, die bis jetzt die militärische (das Uranium der Hiroshima-Bombe stammte aus dem Kongo) und industrielle Macht des Westens gestützt hatten. Dag Hammarskjöld sei ununterbrochen in Verbindung mit dem amerikanischen Staatsdepartement gewesen, während er einen Plan ausarbeitete.»

Der Plan ging dahin, Lumumba loszuwerden. «Man mußte eine Situation herbeiführen, die der UNO einige rechtliche Handhabe bot, Lumumba, den rechtmäßigen Ministerpräsidenten abzusetzen, damit man mit dem willensschwachen Staatspräsidenten Kasavubu und andern Politikern verhandeln konnte.»

Gibsons Artikel brachte die Furcht zum Ausdruck, daß «bei Nichtannahme des Planes von Tschombe, der nur eine ganz lose Föderation vorsah, der Westen eine schwere Niederlage erleiden müßte, da nur ein loser staatlicher Zusammenhang des Kongo die Mineralreichtümer für die ‚*freie Welt*' retten würde (also nicht für die Kongolesen!)».

Der zweite Artikel Gibsons gibt seinen zynischen Kommentar zum Gelingen des USA- und UNO-Planes wieder. Er könnte unter dem Motto gehen: «*Recht* ist oft das, was sich noch durchdrücken läßt.»

Gibson schreibt: «Das amerikanische State Departement (Außenamt) begann den Generalsekretär der UNO anzutreiben (needle him), er solle handeln — *es unternahm aber auch selbst einige Schritte.* Worum es vor allem ging, war die Entwaffnung jener Einheiten der ‚Force publique', auf die Lumumba sich stützte, mit anderen Worten die Isolierung des links eingestellten Premiers.» Afrikanischer Wider-

stand gegen diese Taktik machte einen Schein von legalem Vorgehen notwendig. Schließlich fand sich Staatspräsident Kasavubu aus irgend einem Grund und in Überschreitung seiner verfassungsmäßigen Rechte bereit, Lumumba als Ministerpräsident abzusetzen. Zugleich ersuchte er die UNO-Kräfte, seine Maßnahmen zu unterstützen. Die UNO ging denn auch prompt in Aktion, sperrte Lumumba den Radiosender Léopoldville und hinderte ihn damit, mit seinen Anhängern außerhalb der Stadt in Verbindung zu bleiben. Zugleich übernahmen die UNO-Truppen den Flugplatz von Léopoldville.

Soweit die Darstellung der UNO-«Neutralität» im Kongo, wie sie im «Wall Street Journal» erscheint. Kein Wunder, daß sich bei solchen Taktiken die Situation für Lumumba ständig verschlimmerte und schließlich zu seiner Ermordung führte.

Um den Zwecken seiner Gegner zu dienen, wird Lumumba heute als großmauliger Fanatiker bezeichnet, und doch machte er bei seinem Besuch in Washington vom 8. August 1960, als er den Abzug der Belgier forderte, einen überraschend ruhigen und ausgeglichenen Eindruck. Das «Time Magazine» vom 8. August 1960 schrieb: «Washingtoner Beamte, die einen prahlerischen Fanatiker erwartet hatten, fanden sich einem beherrschten, sachlichen Mann gegenüber, der auf Herters Rede ohne Notizen in höflichem und korrektem Französisch antwortete, einem Mann, der einer Schar von aggressiven Journalisten gegenübertrat und auf ihre bissigsten Fragen mit ruhigem Selbstvertrauen eintrat. So sagte er, zum Beispiel: «Unsere Politik eines positiven Neutralismus sieht Kontakte vor mit allen Nationen, die uns wohlgesinnt sind und uns nicht beherrschen wollen.» Sein Auftreten bot in allen Zügen das gerade Gegenteil von dem Bild, das seine Widersacher von ihm entwerfen.

Wie Rassenhaß und Habsucht ausgebeutet werden, um zu rechtfertigen, was im Kongo geschah, zeigen Auszüge von Berichten in «US News and World Report» (der Zeitung der amerikanischen Geschäftswelt). Diese berichtete am 30. Juni 1960 (Unabhängigkeitstag): *«Die belgische Schatzkammer in Afrika wird 13 Millionen Schwarzen Eingeborenen ausgeliefert.»*

An diesem selben Unabhängigkeitstag schrieb Robert C. Ruark, der Afrikaspezialist der «New York World Telegram and Sun»: «Die größte Hoffnung der Finanzwelt war, daß die Unabhängigkeit ein solches Chaos entstehen lassen würde, daß dem Kongo (infolgedessen) eine neue Art von wirtschaftlichem Kolonialismus auferlegt werden könne — wobei die Weißen wie bis anhin die Führung hätten, wenn auch hinter einer schwarzen Repräsentationsfigur, einem Strohmann, dessen materielle Forderungen mit Wein, Weibern, protzigen Autos plus einem schweizerischen Bankkonto unschwer abzugelten wären.»

Selbst Edward P. Morgan in der großen Gewerkschaftszeitung «AFL-CIO News» spricht vom Kongo als «der Welt größtem Zoologischen Garten», der «zu früh befreit wurde».

Es ist leicht zu verstehen, daß bei einem bewußt erzeugten geistigen Klima dieser Art, soweit die USA an den Kongovorgängen beteiligt sind, die amerikanischen Finanz- und Geschäftskreise den Ton angaben und dafür sorgten, daß die den Fortschritt sichernden Maßnahmen unterblieben.

Schlimmer scheint uns die Tatsache, daß durch den Mißbrauch der UNO-Befriedungskräfte für die materiellen Interessen gewisser Mächte die Idee eines übernationalen Instrumentes, ähnlich wie zur Zeit des Völkerbundes, diskreditiert, ja prostituiert wird. Wir alle werden die Leidtragenden sein. *George Burchett*

Über die Hilfe an unterprivilegierte Völker

Wir leben in einer Welt ungeheuerlicher Ungleichheit, in der ein Zehntel der Erdbevölkerung über 80 Prozent des gesamten Reichtums verfügt. Professor *P. M. S. Blackett* weist darauf hin, daß in der nichtsowjetischen Welt etwa 400 Millionen Menschen existieren mit einem jährlichen Durchschnittseinkommen von über 1000 Dollar und 1000 Millionen Menschen mit 100 Dollar. Dazwischen gibt es unzählige Stufen von Einkommenshöhe; an oberster Stelle stehen die USA mit über 2000 Dollar pro Kopf, während Indien und viele andere Länder per capita Einkommen von 50 bis 70 Dollar verzeichnen. «In Asien und Lateinamerika ist die Verteilung des Einkommens noch ungerechter als in Europa oder Nordamerika» sagt *Arthur Lewis*, Rektor der Universität Westindiens im *«Bulletin of the Atomic Scientists»* (Februar 1961): «Die obersten 10 Prozent der Bevölkerung beziehen 80 Prozent des Nationaleinkommens, die Großgrundbesitzer nehmen ohne Zögern die Hälfte der Ernte ihrer Pächter als Pachtzins. Ich zweifle sehr, ob solche Länder wie Laos, Bolivien, Guinea oder der Kongo, die eben erst die Vormundschaft von Tausenden französischer, belgischer oder italienischer Beamten abgeschüttelt haben, sich bereit finden werden, sich der Vormundschaft von Tausenden von Beamten der UNO oder Amerika oder Rußland zu unterstellen. In den meisten Fällen werden sie sich selber helfen müssen und das braucht Zeit. Die USA pumpt Hilfe in eine Anzahl Länder, deren Hauptwirkung darin besteht, korrupte Politiker zu bereichern.»

«Nichts ist dringender in Afrika», schreibt *Arthur Lewis*, «als eine Ausdehnung der Mittelschulbildung. Sie brauchen Agronomen, Krankenschwestern, Laboranten, Techniker, Primarlehrer, Buchhalter, Sekretäre und andere Berufsleute, deren normale Ausbildung an Mittelschulen und Berufsschulen erfolgt. Auf alle Fälle sind fünf mal so viele Absolventen von Mittelschulen nötig als Akademiker.»

«Es fällt auf, wie gut sich die Politiker der neuen Nationen mit

den Wissenschaftern und Technikern verstehen», schreibt *David Apter*, Sekretär des Ausschusses für vergleichende Studien über die neuen Nationen an der Universität Chicago, «während umgekehrt das Verhältnis zu den Intellektuellen feindlich ist. In den Augen der aufstrebenden Nationen sind sie es, die besonderes Gewicht auf die Erhaltung von Werten legen, welche drastische Maßnahmen in der Änderung der sozialen Zustände verhindern. Einem Sukarno, einem Nkrumah oder einem Houphouet Boigny kommt die höhere moralische Anschauungsweise der Literar-Intellektuellen, die ausschließlich um individuelle Freiheit besorgt sind, etwas unecht vor.»

In diesem Zusammenhang zitiert *David Apter C. P. Snow*, den bekannten englischen Wissenschafter, der schreibt: «Viele Europäer von Francis Xavier bis Albert Schweitzer haben sich in der Vergangenheit der Förderung von Asiaten und Afrikanern geweiht, auf ihre paternalistische Art, wohlverstanden. Es ist nicht dieser Typus, den die jungen Völker Asiens und Afrikas heute willkommen heißen. Die Leute, die sie wollen, sind Männer, die sich ihnen als Kollegen an die Seite stellen, ihnen vermitteln, was sie wissen — kurz eine saubere, technische Arbeit leisten und dann aus dem Lande verschwinden. Nun ist dies glücklicherweise gerade die Einstellung, welche den Wissenschaftern besonders liegt.» *Red.*

An die Freiheitskämpfer

Durch die Wirren der Menschheitsgeschichte her
Reißt ein Strom blindwütender Zerstörung
Und die Türme der alten Kultur stürzen zertrümmert in Staub.

Im Chaos entwerteter Sitte werden
Von Räubern mit Füßen getreten die edelsten Güter des Menschen,
Von Märtyrern in Aeonen heldischen Kampfes gewonnen.

Kommt junge Völker, zur Freiheit ruft auf,
Erhebt das Banner sieghaften Glaubens.

Baut Brücken mit euren Leibern
Über den klaffenden Abgrund des Hasses, geht immer voran.
Laßt nicht aus Furcht vor der Peitsche den Schimpf auf dem Haupte lasten,
Noch baut mit Lügen und List eine Zuflucht der Unehr.
Nie opfert, um euch zu retten, den Schwachen dem Zorn der Mächtigen.

Der Jugend Afrikas, den Fackelträgern der Pan-Afrikanischen Bewegung gewidmet von

Rabindranath Tagore

Rabindranath Tagore

Es gibt im Osten ein Erwachen aus Traum und Todesschlaf; wir brauchen nur an Namen wie Moham Roy, Rabindranath Tagore und Gandhi zu erinnern. Leonhard Ragaz

In Indien wie in der gesamten Kulturwelt wird am 6. Mai 1961 der 100. Geburtstag des großen indischen Dichters Rabindranath Tagore feierlich begangen. Tagore war das jüngste von 14 Geschwistern einer sehr begüterten Großgrundbesitzerfamilie besonderen Schlages, denn sein Vater bekundete für die damalige Zeit ausgesprochen revolutionäre Ideen und trat Zeit seines Lebens in Wort und Schrift für die Durchführung sozialer Reformen ein.

Der Sohn erhielt eine durchaus moderne Erziehung, die er auf eine ihm eigene Art mit der uralten indischen Kultur zu verbinden wußte. Seine Reisen in aller Welt, sein mehrjähriges Studium der Rechte in Großbritannien, wie der Anschauungsunterricht, den ihm sein eigenes Land mit seinem Kastensystem, der schändlichen Überlieferung der «Unberührbaren», vermittelte, ließen in ihm den Wunsch wach werden, sein Leben der Brüderlichkeit, der Nächstenliebe, der Eintracht und dem Frieden zu widmen. *Ein* Weg zu diesem Ziel war die Gründung seiner Schule in Santiniketan (1900), wo er junge Leute aller Länder, Rassen und Religionen aufnahm und sie in seinem Geiste zu erziehen begann, eine Schulung zum Humanismus.

Der Aufstieg zu dieser geistigen Gipfelregion war nicht leicht. Als junger Mensch ein überzeugter Nationalist, besang er die Freiheit und Unabhängigkeit seines Landes in glühenden Versen. Doch schon damals war sein Nationalismus nie an die Grenzen Indiens gebunden, in seinen Schriften verband er beharrlich die Freiheit Indiens mit derjenigen anderer unterdrückter Völker. Eines seiner größten Gedichte (1936) handelt von Afrika und ist die erhabene Erkenntnis des schändlichen Unrechts, das die Menschheit an Afrika begangen hat.

Seine Gedichte, unzählige Zeitungsartikel und Essays lassen erkennen, daß er sich nicht allein in den Philosophien des Alterstums auskannte, sondern als Zeitgenosse des modernen Umschwunges in der Welt ein Rationalist im tieferen Sinne des Wortes war. Weil er der Vernunft den ihr gebührenden Platz einräumte, bekannte er sich ebenso spontan und offen zu den höheren Werten der Wissenschaft. Er glaubte um so aufrichtiger an sie, als er genau wußte, daß Indien seinen Rückstand nur aufholen konnte, indem man das Volk mehr und mehr mit den Wohltaten der Wissenschaft vertraut machte. Sein größter Wunsch war die Vereinigung östlichen und westlich-wissenschaftlichen Geistes in einer schönen Synthese.

Was er auf dem Gebiete der Politik anstrebte, war eine Verbindung des indischen Freiheitskampfes mit der Geschichte und den so-

zialen Bedürfnissen des Landes. Dies brachte ihn unweigerlich in Konflikt mit den treibenden Kräften und Tendenzen, die besonders die Geschichte der abhängigen Völker beherrschen. So schreibt er 1904 über die Empirepolitik Englands: «Ein unterworfenes Land entmachtet zu halten, es zu teilen und die Uneinigkeit zu fördern, es daran zu hindern, seine Kräfte zu sammeln und diese vielmehr unter seiner Herrschaft zu zerschlagen — das ist die Politik der Zeit, da der aggressive Imperialismus sein ausgedehntes Netz des Selbstinteresses als Beweis seiner Größe betrachtet, wo Händlergeist an die Stelle von Heroismus und Mut und räuberischer Nationalismus an die Stelle von Rechtschaffenheit tritt.»

Oder: «In Indien wird uns das Mißgeschick von einer fremden Rasse regiert zu werden täglich zum Bewußtsein gebracht, nicht nur in der böswilligen Vernachlässigung solcher Lebensnotwendigkeiten, wie Lebensmittel, Kleidung, Unterricht und ärztliche Fürsorge für die Menschen, sondern in einer viel unglückseligeren Form, nämlich in der Art, wie die Menschen untereinander entzweit werden.» Dies schrieb Tagore 1941, als das imperialistische Spiel der Teilung des Landes Form anzunehmen begann.

Schon in den bekannten Sonnetten aus dem Jahre 1900 fühlte Tagore die Aera der imperialistischen Kriege voraus und warnte davor, daß ein Konflikt der rivalisierenden imperialistischen Interessen bevorstehe und ein räuberischer Imperialismus im Begriffe sei, die Zivilisation zu zerschlagen.

Tagore, der Humanist und Tagore, der Dichter, beide leben im heutigen Indien weiter. Nicht allein in Indien, sondern überall dort, wo echte Menschlichkeit in den Herzen eine Stätte gefunden hat. Die Welt hat seiner Kunst durch die Verleihung des Nobelpreises für Literatur (1913) ihre Anerkennung gezollt. Was mehr bedeutet, ist, daß seine Gedichte dem indischen Volk vertraut sind, daß seine Lieder, die er zum Teil selbst vertont hat, gesungen werden und seine Erzählungen — ähnlich Gleichnissen der Bibel von seinem Volke verstanden und geliebt werden.

Hören wir ihn selbst in einem seiner Gleichnisse:

Der Heilige und der Tempel

«Herr», meldete der Diener dem König, «der heilige Narottam hat niemals geruht, deinen königlichen Tempel zu betreten.»

«Er singt Gottes Lob unter den Bäumen an der offenen Straße. Der Tempel ist leer von Betern.»

«Sie scharen sich um ihn wie Bienen um den weißen Lotus und lassen den goldenen Honigkrug unbeachtet.»

Der König, erzürnt in seinem Herzen, ging zu dem Platz, wo Narottam im Grase saß.

Er fragte ihn: «Vater, warum meidest du meinen Tempel mit der goldenen Kuppel und sitzest draußen im Staub, um Gottes Liebe zu predigen?»

«Weil Gott nicht dort in deinem Tempel ist», sagte Narottam.

Der König runzelte die Stirn und sagte: «Weiß du, daß ich zwanzig Millionen in Gold gab für den Bau dieses Wunders der Kunst, und ihm Gott mit kostbaren Riten weihte?»

«Ja, ich weiß es», sagte Narottam, «es war in dem Jahre, als Tausende deines Volkes, deren Häuser verbrannt waren, vergebens um Hilfe bittend, an deiner Tür standen.»

Und Gott sprach: «Das arme Geschöpf, das seinen Brüdern kein Obdach geben kann, will mir ein Haus bauen!

Und er wählte seinen Platz bei den Obdachlosen unter den Bäumen an der Straße.

Und jene glitzernde Seifenblase ist leer von allem außer dem heißen Dunst des Stolzes.»

Der König schrie zornig: «Verlasse mein Land!»

Ruhig sagte der Heilige: «Ja, verbanne mich, wie du meinen Gott verbannt hast.» *Red.*

Vom französischen Christianisme social

Seit dem Ausbruch des Algerienkrieges steht die Bewegung des französischen Christianisme social in einer Krise. Der tiefste Punkt der Kurve war wohl mit dem Kongreß von Niort im Februar 1959 erreicht. Der Kongreß von Melun, der am 1. Mai dieses Jahres und an dem ihm vorausgehenden Wochenende stattfand, stellt eine leichte Erholung in doppelter Richtung dar: Fühlungnahme mit der Jugend und (wenn auch noch vorsichtig) Annäherung an die sozialistischen Ideen.

Der erstgenannte Fortschritt ist zum Teil der Wahl des Kongreßortes zu verdanken: des Heimes des Christlichen Vereins Junger Männer in Le Rocheton bei Melun. Man verzichtete damit auf das große Publikum, dem die Abgelegenheit des Ortes und die Unterbringung der Teilnehmer in Baracken Unbequemlichkeiten gebracht hätte. Der Kongreß zählte so tatsächlich etwas weniger als 100 Teilnehmer, die von Anfang bis zum Schluß da waren, und etwas mehr als 100 Besucher von Teilveranstaltungen. Aber fast alle nahmen tätigen Anteil an den Verhandlungen und waren nicht bloß Statisten. Paul Ricoeur, der junge Philosophieprofessor der Sorbonne, zog die Jugend besonders an. André Philip setzte sich glänzend für den Sozialismus ein —

aber für einen erneuerten Sozialismus. Leider konnte Professor Crespy aus Montpellier nicht erscheinen; er war durch seine Doktorpromotion abgehalten. Sein ausgezeichneter Bericht an den Landesvorstand des Christianisme social hat die Sozialismusfrage in neuem Geist gestellt. Manche Teilnehmer bedauerten, daß der Algerienkrieg zu rasch als tatsächlich bereits beendigt angesehen wurde, trotz dem Vortrag von Charles André Jullien über dieses Thema.

Ein Anflug von Wehmut berührte den Kongreß, als der Rücktritt von Maurice Voge bekannt wurde, unseres tapferen Generalsekretärs, dem es zu danken ist, daß die Überwindung der Krise auf gutem Weg ist. Wir wünschen seinem Nachfolger, Pfarrer Lochard, viel Glück; die Aufgabe, die er übernimmt, bleibt schwer.

Die christlichen Sozialisten haben auf diese Tagung große Hoffnungen gesetzt, obwohl ihre Lage heikel ist. Sie wissen ja recht wohl, daß die Mehrzahl der Mitglieder des Christianisme social, besonders derjenigen, die die Bewegung finanziell unterstützen, vom Sozialismus sehr weit entfernt ist. Sie stellen jedoch mit Freuden fest, daß trotz vielerlei Vorbehalten die Hauptträger der treibenden Kräfte der Bewegung sich ihrer Gedankenwelt mehr und mehr nähern.

Pierre Poujol

Moralische Aufrüstung und Algerien

An die Redaktion des *«New Statesman»* (5. Mai 1961).

Sollte die Moralische Aufrüstung oder MRA (Moral Rearmament) es zufällig unterlassen, sich eine volle Seite der englischen Zeitungen «Guardian» oder «Observer» für diesen Propagandaschlager reservieren zu lassen, so müssen es doch die Leser des «New Statesman» wissen, daß *Edmond Jouhaud*, der glorreiche Sieger von Sakkiet* und einer der vier Ex-Generale vom neuesten algerischen Staatsstreich, seit Jahren als feuriger Vorkämpfer der Moralischen Aufrüstung und eines «positiven» Weltfriedens durch ideologischen Mut und persönliche «Wandlung» bekannt ist. Alle MRA-Anhänger und das britische Volk werden sicher mit großem Interesse seinen neuesten Beitrag zur Stärkung des Westens zur Kenntnis nehmen.

21 Huron Crescent, Cardiff *Maurice Capel*

*Sakkiet ist die an Algerien grenzende tunesische Stadt, die vor Monaten von französischen Flugzeugen unter Jouhauds Kommando bombardiert wurde.

Politischer Umsturz als Waffe im Kalten Krieg

Zu diesem Thema äußerte sich der *«New Statesman»* (12. Mai). In einer Welt, die sich infolge des Gleichgewichts nuklearer Abschreckung nicht mehr rühren kann, muß der Kalte Krieg unvermeidlich mehr und mehr mit den Waffen wirtschaftlichen Wettbewerbs, der politischen auf den Umsturz zielenden Intrige und der Spionage geführt werden. Auf all diesen Gebieten sind die Kommunisten im Vorteil. Wie soll der Westen diese Waffen einsetzen — und sich zugleich gegen sie schützen? Über das Vorgehen in der Wirtschaftssphäre hat sich der «New Statesman» schon immer deutlich genug ausgesprochen. Wo es sich um Umsturzbewegungen und Spionage handelt, ist ein Ausweg schwer zu finden.

Seit dem Ende der vierziger Jahre haben sich die USA ganz bewußt auf die Organisation von Umsturzmanövern verlegt. Die *Central Intelligence Agency* (CIA), der Informations- oder Spionagedienst, begnügt sich nicht damit, Nachrichten zu sammeln, sondern beschäftigt 20 000 Agenten (operatives) im Ausland. Die CIA erhebt den Anspruch, eine ganze Reihe von «anrüchigen» (shady) Erfolgen verzeichnen zu können, unter ihnen den Sturz von Mossadegh in Persien, den von Arbenz in Guatemala und *neuerdings die Erledigung Lumumbas im Kongo*. Zu den offensichtlichen Versagern der CIA, die Schande über den Westen gebracht und die Kriegsgefahr erhöht haben, gehören anderseits Laos, die U-2-Affäre und Kuba.

Es sprechen aber noch weit wichtigere Gründe als Erfolg oder Mißerfolg gegen solche Operationen. Einmal hat die Erfahrung gezeigt, daß wenn Nachrichtenagenturen dieser Art auch ihre eigene Politik machen, eingehende Informationen so zurecht gemacht werden, daß sie mit dem politischen Programm der Agentur übereinstimmen. Das Fiasko in Kuba bietet dafür ein klassisches Beispiel. Weiter war es unvermeidlich, daß Versuche der CIA, Regimes zu stürzen, die man linker Tendenzen verdächtigt — oder «zuverlässige» Rechtsregime an der Macht zu erhalten — dazu führten, daß der Westen mit den Vertretern widerwärtigster feudaler Reaktion identifiziert wurde. Die Folge ist, daß selbst in Ländern, wo es der CIA gelang, der Bevölkerung zeitweilig pro-westliche Regierungen aufzuzwingen, der kommunistische Einfluß auf lange Sicht verstärkt wird. Persien dürfte diese Gefahr bald illustrieren.

Schließlich schwächen CIA-Methoden die mächtigste Waffe des Westens: seine Entschlossenheit, die internationale Ordnung aufrecht zu erhalten. Dieser Wille gründet nicht allein auf moralischem Empfinden, er beruht auch auf gesundem Menschenverstand. Schließlich sind die Amerikaner in den Augen der Welt auch die kapitalmächtigsten Klassen der Welt, und *die oberste Aufgabe des Gesetzes ist der Schutz des Kapitals!* Wenn die Amerikaner dazu beitragen, internationale Gesetzesgeltung zu zerstören, so werden sie als erste unter

den Folgen zu leiden haben. Aus all diesen Gründen hat sich Mr. Kennedy daran gemacht, die Rolle der CIA zu überprüfen. Sicher ist er entschlossen, sie unter strengste präsidentielle Kontrolle zu bringen. Er täte gut daran, sie wieder auf ihre ursprüngliche Bestimmung einer bloßen Nachrichtensammelstelle zurückzuführen.

Aus einem «Offenen Brief» an Präsident Kennedy

Etwa 70 Professoren, meistens der Harvard Universität angehörend, veröffentlichten in der «New York Times» vom 10. Mai 1961 diesen geharnischten Protest gegen die Kuba-Politik ihrer Regierung. Nachstehend folgen einige Kernstücke aus ihrem offenen Brief:

Die Hauptthese der Kuba-Politik unserer Regierung lautet seit einem Jahr: Wir müssen Castro vernichten. Die Gefahr, die Castro darstellt, ist eindeutig. Durch Umsturz nach dem Beispiel Kubas wird sich diese Art sozialer Revolution über ganz Lateinamerika ausbreiten. Die Schuld wird bei uns liegen, denn viel größere Anstrengungen als wir sie bisher aufgebracht haben, sind nötig, um den Beweis zu erbringen, daß echte soziale Reformen mit demokratischen Einrichtungen vereinbar sind.

Jeder weitere Versuch, Castro zu stürzen, müßte den Terror in Kuba verstärken. Glaubt jemand, daß selbst nach einem «Sieg» über Castros Anhänger, eine freie Regierung aus diesem Kampf hervorgehen würde? Im besten Fall, selbst wenn es gelänge, Castro zu ersetzen, hätten wir uns selbst mehr Schaden zugefügt als dem internationalen Kommunismus.

Ihre Drohung, Herr Präsident, im Karibischen Meer ohne Rücksicht auf die Wünsche anderer amerikanischer Staaten, und in Verletzung der interamerikanischen Abkommen, den Willen der USA-Regierung durchzusetzen, hat weitherum den Verdacht erzeugt, daß die Vereinigten Staaten ihre Außenpolitik auf das Vorbild der sowjetischen Machtpolitik umstellen wollen. Weitere Intervention in Kuba wird unser Bekenntnis zur Vertragstreue Lügen strafen und die Völker Asiens, Afrikas und Lateinamerikas weniger als je an unser Verständnis für sie glauben lassen.

In Übereinstimmung mit den Resolutionen des Protestmeetings an der Harvard Universität vom 26. April 1961 fordern wir, daß die USA-Regierung

1. sich von der gegenwärtigen Tendenz zu amerikanischer militärischer Intervention in Kuba radikal abwende;
2. keine weitere Invasion Kubas durch Exil-Kubaner unterstütze;
3. das Castro-Regime durch Einleitung einer diplomatischen Entspannung und eine Wiederaufnahme von Handelsbeziehungen vom kommunistischen Block zu lösen trachte;

4. durch konstruktive Arbeit in anderen Teilen Lateinamerikas die sozialen Verhältnisse, die totalitären Nationalismus entstehen lassen, zum Verschwinden bringe.

Ein typisches indisches Volkslied

Sie hören diese Melodie in dem Haus eines Bauern, auf den Feldern, wo die Bauern arbeiten, von den Fischern, die nach des Tages Arbeit auf dem Fluß oder auf dem Meer nach Hause kommen. Mahatma Gandhi liebte dieses Lied sehr. Bei allen seinen Versammlungen wurde dieses Lied zu Beginn entweder als Einzel- oder als Chorgesang gesungen.

Wenn niemand deinem Rufe folgt, dann geh allein.

Wenn niemand deine Meinung achtet, verzage nicht, sondern halte weiter an ihr fest.

Stürme, Wirren und Hindernisse werden auf deinem Wege sein, bringe sie hinter dich, halt an deinem Glauben fest.

Eines Tages wird jedermann auf dich hören, alle werden deinen Ratschlägen folgen und dir Glauben schenken, denn du hast recht.

Wenn du die Wahrheit in dir trägst, dann fürchte nicht, allein zu gehen.

WELTRUNDSCHAU

Eroberung des Weltraums! Eine Zeitschrift wie die unsere, die nur einmal im Monat herauskommt, hat es schwer, mit ihren Erläuterungen zur Zeitgeschichte auch nur einigermaßen den Ereignissen auf dem Fuß zu folgen. Unser Aprilheft war noch nicht einmal in den Händen der Leser, da überstürzten sich schon wieder die neuen «Sensationen», die die Menschen in Atem hielten: Weltraumflug Gagarins, Beginn des Eichmannprozesses, Angriff auf Kuba. Und gerade am Tag seines Erscheinens ereignete sich auch noch der neue Militärputsch in Algerien, von dem wir in unserer letzten Weltrundschau geschrieben hatten, de Gaulle glaube ihn nicht mehr fürchten zu müssen . . .

Sagen wir darum unsere Meinung zu diesen Vorgängen wie üblich mit dem unvermeidlichen Zeitabstand, der freilich auch den Vorteil bietet, daß sich das Urteil ruhiger und umsichtiger bilden kann, als das möglich ist, wenn es, wie in einer Tageszeitung, unmittelbar unter dem Eindruck der Ereignisse selbst abgegeben werden muß. Zunächst also der erste *Weltraumflug* eines Menschen unserer Erde. Daß die

sowjetischen Gelehrten und Techniker es fertig gebracht haben, ein Fahrzeug herzustellen und auszusenden, das einen Menschen, frei von der Anziehungskraft der Erde, dreimal mit wahnsinniger Geschwindigkeit um unseren Planeten herumkreisen und zur vorausbestimmten Zeit und am vorausbestimmten Ort wieder glücklich landen ließ — das ist selbstverständlich eine menschliche Leistung hohen Ranges. Und die Russen dürfen darauf ebenso stolz sein, wie die Amerikaner sich aufs neue durch die verachteten und geschmähten Kommunisten gedemütigt vorkommen. Daß man sich in der «freien» Welt mit dem Bewußtsein zu trösten sucht, halt doch moralisch diesen gottlosen Staatssklaven überlegen zu sein, bessert die Lage für den Westen in keiner Weise; die Tatsache bleibt bestehen, daß die Russen trotz oder vielleicht gerade dank ihrem Diktaturregiment eine wissenschaftlich-technische Glanzleistung vollbracht haben, die auch die Amerikaner mit heißem Bemühen erstrebt, aber trotz all ihrer vorgeblichen Freiheit nicht vor den Russen fertiggebracht haben. Und das gibt überall in der Welt zu denken.

Dennoch frage ich mich immer wieder, ob die «Eroberung des Weltraums» *in unserer gegenwärtigen Lage* wirklich die ungeheuren Kräfte und Mittel wert sei, die dafür aufgewendet werden. Sind die gefeierten Leistungen der Raketentechnik, der Elektronik und der Automation nicht ein neues Beispiel dafür, daß der moderne Mensch — im Osten wie im Westen — zwar eine verblüffende Tatkraft in der Erforschung und Beherrschung der Außenwelt entwickelt, gegenüber der Bewältigung der ihm gestellten *sittlichen* Aufgaben, besonders wenn sie das Gemeinschaftsleben betreffen, aber verhängnisvoll versagt? Man mag mich rückständig und engherzig schelten, aber ich komme einfach nicht darüber hinweg, daß in die Bemühungen um die Eroberung des Weltraums jetzt Mittel und Kräfte hineingesteckt werden, die in erster Reihe für die Überwindung von Armut und Not, Krankheit und Unwissenheit und damit auch weithin der Kriegsursachen auf unserer Erde verwendet werden müßten. Präsident Kennedy hat ohne Zögern angekündigt, daß jetzt zusätzlich zwei Milliarden Dollar eingesetzt würden, um den Rückstand der Vereinigten Staaten in der Weltraumschiffahrt aufzuholen, aber fast gleichzeitig 600 Millionen Dollar für genügend befunden, um sein Hilfsprogramm für Lateinamerika anzupacken. Wieviel menschliche Not könnte gemildert, ja aus der Welt geschafft werden, wenn sowohl Amerika als die Sowjetunion auch nur die riesigen Geldmittel und Anstrengungen, die sie jetzt ihren ehrgeizigen Weltraumplänen opfern, den unterentwickelten Völkern Asiens, Afrikas und Amerikas (nicht zu reden von Süd- und Osteuropa) zugut kommen ließen! Und wenn es nicht nur Ehrgeiz ist, was zur Eroberung des Weltraums antreibt, wenn dahinter auch der Gedanke lauert, den der amerikanische Senator Brooks, der Vorsitzende des Ausschusses für Weltraumfragen, ausgesprochen hat: «Die Nation, die den Weltraum beherrscht, beherrscht die Erde» —

dann ist die Weltraumfliegerei bei dem militärischen Wettlauf der beiden führenden Großmächte erst recht unverantwortlich, dann steht sie nicht im *Dienste* der Menschheit, sondern droht ihren *Untergang* mit herbeizuführen. Daran sollte man in aller Welt zuerst denken!

Der Überfall auf Kuba Wie wenig die Großmächte gewillt sind, ihre ganze Kraft dem Kampf gegen Armut und Not und für Gerechtigkeit und Freiheit auf dieser Erde zu widmen, lehrt neuerdings der amerikanische *Überfall auf Kuba*. Ich sage: der *amerikanische* Überfall. Denn trotz allen Ableugnungen von höchster amtlicher Stelle aus ist es ja offenkundigste Tatsache, daß der Angriff kubanischer Flüchtlingsgruppen auf ihr Heimatland nur dank massiver Hilfe der Vereinigten Staaten möglich war und daß diese Kubaner, als Fremdenlegionäre der Vereinigten Staaten, ihre Haut zu Markte zu tragen hatten, während die Amerikaner alles andere — Geld, Waffen, Ausrüstungen aller Art, Flugzeuge, Schiffe usw. — lieferten, ihre eigenen Boys aber vorsichtig zu Hause behielten. Diese Tatsache ist so vielfältig und zuverlässig bezeugt, daß dagegen alle Beteuerungen Kennedys, die USA hätten nicht militärisch in Kuba eingegriffen und den Gegenrevolutionären nur ihre «Sympathie» zugewendet, dagegen nicht aufkommen und sich einfach als widerliche Heuchelei und Unwahrhaftigkeit erweisen. Auch Nehru, der doch an diplomatische Verschleierung unangenehmer Tatsachen durch andere gewöhnt ist, sagte öffentlich, er finde es «etwas schwierig», einen Unterschied zwischen bewaffnetem Eingreifen und der Lieferung von Waffen an die Exilkubaner zu machen, die gleichzeitig ermuntert worden seien, Kuba anzugreifen. Und sogar Radio Beromünster ließ zum großen Ärger der «Neuen Zürcher Zeitung» einen Kommentar zu den Ereignissen auf Kuba durchgehen, der die Verantwortung für den Angriff eindeutig den Amerikanern zuschob. «Leichtfertiger Radio-Journalismus» überschrieb die «NZZ» den Protestbrief eines Lesers gegen diese Feststellung der Schuld Washingtons. Die Weltöffentlichkeit — außerhalb Seldwylas — urteilt anders. Die Vereinigten Staaten handelten mit ihrem Angriff auf Kuba nicht nur ihrem eigenen Neutralitätsgesetz zuwider, sondern verletzten auch klar die Satzung der Vereinten Nationen und den Vertrag zwischen den Mitgliedern der Amerikanischen Staatenorganisation, der in seinem Artikel 15 bestimmt: «Kein Staat und keine Staatengruppe hat das Recht, aus irgend einem Grunde direkt oder indirekt in die äußeren oder inneren Angelegenheiten eines anderen Staates einzugreifen.»

Direkt oder indirekt! Wenn damit nicht auch die Organisierung und Finanzierung des Überfalles auf Kuba von Nordamerika aus getroffen ist, dann haben solche Vertragsbestimmungen überhaupt keinen Wert. Und doch hat weder die Amerikanische Staatenorganisation noch die UNO dagegen klaren und irgendwie scharfen Einspruch erhoben. Insbesondere die Aussprache über Kuba in den Vereinten Na-

tionen hat mit einer kläglich nichtssagenden Scheinentschließung geendet, die in Washington nur mit Hohn aufgenommen werden konnte. Man stelle sich aber vor, die Sowjetunion hätte sagen wir gegenüber Persien eine ähnliche Politik des «Nichteingreifens» betrieben, um die dortige amerikafreundliche Regierung zu stürzen — was für ein wildes Entrüstungsgeschrei hätte sich in der ganzen «freien» Welt erhoben, und was für bombastische Protestresolutionen wären in der UNO unter Führung der Vereinigten Staaten gefaßt worden . . .!

Der Angriff auf Kuba ist dann freilich schon nach kaum 72 Stunden in sich selber zusammengebrochen. Und das heißt, daß die Vereinigten Staaten mit ihrem kriegerischen Antikommunismus eine neue, empfindliche Niederlage erlitten haben. Ihr Ansehen in der Welt ist weiter gesunken, und der Kredit, den man ihrem neugewählten Präsidenten so vielfach einzuräumen bereit war, hat sich eine Einschränkung gefallen lassen müssen, die sich bei allen seinen weiteren Unternehmungen peinlich bemerkbar machen wird. Man sucht jetzt natürlich in Amerika nach den Ursachen des Fehlschlags und glaubt sie in der stümperhaften Vorbereitung der Landungsoperation, in der militärischen Stärke der Regierungstruppen, in einer falschen Einschätzung der Gesinnung des kubanischen Volkes — und überhaupt in den «Irrtümern» der Spionageorganisation des Herrn Allan Dulles finden zu müssen, die schon so oft die Washingtoner Regierung irregeführt habe, beim Juniaufstand von 1953 in der DDR, bei den Unruhen in Posen und bei der ungarischen Erhebung von 1956, beim Suezkrieg, bei der Revolution in Irak und bei zahlreichen anderen Gelegenheiten. Aber wie oberflächlich sind doch all diese Erklärungsversuche! Der entscheidende, tiefere Grund für den Mißerfolg des kubanischen Abenteuers liegt ja einfach in der völligen Verständnislosigkeit, die man in den Vereinigten Staaten (wie in den meisten Ländern des Westlagers überhaupt) gegenüber der nationalen und sozialen Freiheitsbewegung der unterentwickelten, notleidenden Völker in der ganzen Welt und so auch des kubanischen Volkes beweist. Präsident Kennedy, der sich auf seine Geschichtskenntnis etwas zugute tut, sollte wirklich wissen, daß — wie ein Leserbrief an die «New York Times» vom 8. April zutreffend feststellt — «wenige Flüchtlingsgruppen, auch wenn sie von mächtiger ausländischer Hilfe gefördert werden und wenn starke gegenrevolutionäre Kräfte in der Heimat am Werk sind, jemals eine wahrhaft soziale Revolution besiegen konnten, die eine herrschende Unterdrückerklasse beseitigt, den Bauern Land gegeben und die Arbeiter von Armut und Ausbeutung befreit hat». Er sollte darum auch wissen, wie falsch gerade auch im Fall Kuba die Formel ist, auf die er — das übliche Schlagwort gedankenlos weitergebend — den ganzen politischen Weltgegensatz unserer Tage bringen möchte: Kampf der bürgerlichen Freiheit gegen kommunistische Tyrannei, der Menschlichkeit gegen Unmenschlichkeit, des Rechtes und der Gerechtigkeit gegen Staatswillkür und Gewaltherrschaft.

Freiheit, Menschlichkeit, Gerechtigkeit — das ist es ja gerade, was das Volk Kubas erkämpften wollte, als es sich gegen die Gewaltherrschaft und Ausbeutungswirtschaft seiner einheimischen Tyrannen erhob, die mit den Vereinigten Staaten so eng verbunden waren und eigentlich nur als deren gut bezahlte Geschäftsführer wirkten. Ein Drittel des so wundervoll fruchtbaren Bodens von Kuba gehörte einer Handvoll Großgrundbesitzer und Plantagenkapitalisten und blieb oft nutzlos brach liegen, während die Masse der besitzlosen oder landarmen Bauern und Landarbeiter während neun Monaten im Jahr Hunger litt und beschäftigungslos blieb, nachdem die Zuckerernte vorbei war. Vor der Revolution war es (nach der Schilderung eines amerikanischen Schriftstellers in der «Washington Post») so, daß «ein Kubaner drei Meilen weit gehen mußte, um Wasser zu holen . . . , 40 Meilen, um einen Arzt zu bekommen . . . , und zehn Meilen, um einen Toten zu begraben. Er hatte kein Radio und keine Zeitung . . . Es gab keine Schulen . . . Die Regierung tat nichts, außer daß sie ihn mit Soldaten, Feldpolizei und Steuern plagte». Auch die Regierung der Vereinigten Staaten tat nichts, um diese Zustände zu beseitigen; sie stellte sich vielmehr hinter die amerikanischen Kapitalgesellschaften, die daraus große Gewinne zogen, und stützte jeden Diktator, der seinerseits seine Hand über die einheimischen und ausländischen Profiteure hielt, zuletzt das Gewaltregiment Batistas, das für die Ermordung von einigen 19 000 oder 20 000 Kubanern verantwortlich ist. (Kingsley Martin im «New Statesman», 21. April 1961.)

Und doch hätten die Vereinigten Staaten die Macht gehabt, in Kuba Reformen zu veranlassen, wie sie dann Fidel Castro *gegen* die USA durchführen mußte. Ein früherer amerikanischer Botschafter in Kuba, Earl E. T. Smith, bezeugte am 30. August 1960 vor einem Senatsausschuß unverblümt: «Bis zum Aufkommen Castros hatten die Vereinigten Staaten in Kuba einen so überwältigenden Einfluß, daß der amerikanische Botschafter der zweitmächtigste Mann in Kuba war, manchmal sogar mächtiger als der Präsident. Der Grund liegt in der Stellung, die die Vereinigten Staaten in Kuba einnahmen.» Kann man da noch Kennedys Anspruch ernst nehmen, einen Freiheitskampf kubanischer Patrioten unterstützt zu haben — von «Patrioten», die, wie alle unabhängigen Berichte uns versichern, im wesentlichen Nutznießer des vorrevolutionären Diktatur- und Ausbeutungsregiments waren? Daß es unter ihnen auch liberal-bürgerliche Gruppen gab, die bis zu einem gewissen Punkt die Revolution unterstützten, ist unbestritten; wenn sie aber die Anlehnung des neuen Kuba an die kommunistischen Oststaaten beklagen und sich die Regierung der USA auf sie beruft, um das Recht einer gewaltsamen Gegenrevolution zum Zweck des Sturzes der «finsteren Tyrannei Castros» zu beweisen, so muß immer wieder daran erinnert werden, daß es die amerikanischen Kapitalgesellschaften und die Washingtoner Regierung selber waren,

die mit ihrem Widerstand gegen die keineswegs als kommunistisch zu bezeichnenden Reformen Castros die Regierung von Havana zwang, Hilfe gegen den Versuch einer wirtschaftlichen Erdrosselung von der Sowjetunion, der Tschechoslowakei und der Chinesischen Volksrepublik zu erbitten. Ohne das Öl, das Kuba nun aus dem Osten bekam, und ohne den Zucker, den es dorthin liefern konnte, wäre das neue Regime einfach zugrundegegangen.

Was soll nun aber weiter werden? Kennedy hat keinen Zweifel daran gelassen, daß er die Niederlage der Vereinigten Staaten im Kampf um Kuba nicht untätig hinnehmen werde. Er drohte sogar in dunklen Wendungen mit einem «einseitigen», das heißt wohl militärischen Vorgehen der USA gegen Kuba, falls die übrigen amerikanischen Regierungen sich nicht zu einem gemeinsamen Einschreiten gegen die «Unterwühlung der westlichen Erdhälfte» durch den östlichen Kommunismus aufzuraffen vermöchten. Man hat geradezu den Eindruck, daß Washington nur auf einen Vorwand lauere, um in Kuba selbst «Ordnung zu schaffen», wie es das früher in Mexiko, Nikaragua, Panama usw. zu tun gewohnt war. Auf jeden Fall bereitet sich die amerikanische Regierung umsichtig darauf vor, daß die «nächste» Landung in Kuba mit Kräften und nach Plänen ausgeführt werden kann, die einen so blamablen Fehlschlag wie das erste Mal ausschließen. Die «Neue Zürcher Zeitung» (Nr. 1603) glaubt bereits feststellen zu können, daß auch von Südamerika aus Fidel Castro weniger Unterstützung finden werde als bisher. «Der Rest dürfte bei Washington liegen, das durch eine ‚dynamische', auch den Machtfaktor gebührend in Rechnung stellende Politik sicherlich leicht eine Situation zu schaffen (!) in der Lage wäre, aus der heraus das kubanische Volk selber seine Revolution retten könnte.»

Der vollendete Zynismus! Aber offenbar entspricht dieser Plan nicht nur den Wünschen europäischer Reaktionäre, sondern durchaus auch der Stimmung des amerikanischen Volkes selbst, dessen Presse und Radio voll Rühmens für die Forschheit und Zielbewußtheit ist, die Präsident Kennedy in seiner Handhabung der kubanischen Angelegenheit bewiesen habe, und — mit Ausnahmen natürlich — eine militärische Kraftprobe gegenüber Castro geradezu herbeisehnt. Daß Kuba das willenlose Werkzeug des Weltkommunismus sei und ganz Amerika für den Bolschewismus reif machen solle, ist nun einfach die fixe Idee sowohl der Kennedy-Regierung als der öffentlichen Meinung der Vereinigten Staaten. Darüber wird überhaupt nicht mehr diskutiert, auch nicht mit den europäischen Verbündeten. Man wird darum als ganz sicher annehmen müssen, daß die kubanische Revolution neuen Angriffen von außen und innen ausgesetzt sein wird, hinter denen noch offener als bisher die nordamerikanische Union stehen wird, die doch schon mit ihrer Begünstigung des Überfalls vom April 1961 mehr für die Ausbreitung des Kommunismus und die Mehrung

seines Ansehens in Lateinamerika getan hat als alle kommunistischen Propagandastellen zusammen.

Es braucht nicht besonders betont zu werden, daß aus allen solchen Unternehmungen nur schweres Unheil erwachsen kann. Selbst wenn es gelänge, Castro zu beseitigen, so müßte der Versuch, die radikalen Reformen der neuen Ordnung rückgängig zu machen und nur ein mild liberales Regime aufzurichten, unter dem die nordamerikanischen Plantagengesellschaften, Industriewerke und Handelsunternehmungen wieder zu ihrem Eigentum kämen, ein Blutvergießen und eine Gewaltherrschaft herbeiführen, die mit Liberalismus nichts mehr zu tun hätten und im übrigen Lateinamerika einen Sturm der Empörung entfesseln würden. Ja, es darf als ausgemacht gelten, daß die Sowjetunion einen solchen gegenrevolutionären Umsturz nicht nur mit diplomatischen Protestnoten beantworten würde, sondern sich zu einem Gegenangriff irgendwelcher Art genötigt sähe, sei es auch «nur» in Form eines Schlages gegen Berlin oder eines Eingreifens in Südostasien, in Persien oder sonst an einer verwundbaren Stelle des amerikanischen Machtsystems. Schon jetzt redet man in der westlichen Presse offen von einer Ausweitung des Konfliktes mit der Sowjetunion und von einer Verschärfung des Kalten Krieges, die sich aus der von Kennedy angekündigten «Neuüberprüfung der amerikanischen Politik» ergeben werde. Wie soll das erst werden, wenn es über Kuba zu einer gewollten Herausforderung des Ostblocks durch die Vereinigten Staaten käme?

Die Spannung in Ostasien Die Gefahr ist um so ernster, als auch Ostasien dauernd ein möglicher Brandherd von internationalem Ausmaß ist. Die Ostasienpolitik der Vereinigten Staaten ist ja immer noch von dem Gedanken beherrscht, daß es notwendig und möglich sei, das neue China durch eine Mauer feindlicher Staaten von seinen Nachbarländern im Osten und Süden abzusperren und durch solchen Druck entweder seinen Zusammenbruch von innen herbeizuführen oder es auf eine Zerschlagung der Volksrepublik von außen ankommen zu lassen. Einer dieser Staaten sollte Laos sein. Wie aber an dieser Stelle schon wiederholt gezeigt wurde, ist der Versuch, Laos in das amerikanische Machtsystem einzugliedern, trotz Aufwand größter Mittel und Anstrengungen gründlich mißlungen. Auch die jüngste amerikahörige «Regierung», diejenige des Prinzen Boum Oum, die durch einen militärischen Gewaltstreich eingesetzt wurde, ist in schwerste Bedrängnis geraten und kann sich der Anhänger des vertriebenen Ministerpräsidenten Souvanna Phouma nicht mehr erwehren, so daß die Vereinigten Staaten durch britische Vermittlung dringend einen Waffenstillstand verlangen mußten. Der dürfte jetzt auch, nach langem Hin und Her, zustandekommen; aber der Pathet Lao, die Streitkraft der «Rebellen», hat die Zwischenzeit dazu ausgenützt, seine militärischen Stellungen weiter

zu verbessern und sich so für die kommenden diplomatischen Verhandlungen über die Zukunft des Landes stärkste Trümpfe zu sichern. Da der Pathet Laos von der Sowjetunion und von Nordvietnam Unterstützung bekam, verstärkten auch die Vereinigten Staaten ihre «Militärmission» in Laos und ihre Waffenlieferungen an Boum Oum und drohen sogar mit direktem militärischem Eingreifen, falls die «Rebellen» noch weiter vorstoßen sollten. Dazu wird es nun wohl nicht kommen, so sehr Präsident Kennedy darauf brennen mag, die Scharte, die das amerikanische Schlachtschwert in Kuba erlitten hat, durch scharfes Draufgehen in Laos wieder auszuwetzen. Vielmehr soll nun in Genf doch die lang umstrittene Vierzehner-Konferenz eröffnet werden, die eine friedliche Lösung der laotischen Frage finden und die außenpolitische Neutralität des Königreiches sicherstellen soll.

Man kann wirklich darauf gespannt sein, wie diese Neutralität aussehen wird, haben doch die Kräfte der Linken in Laos eindeutig die Oberhand, wie denn auch das ganze natürliche Gefälle der laotischen Politik ausgesprochen auf Nordvietnam und China zu geht. Wie dem aber auch sein mag: an Laos wie an Ostasien überhaupt sieht man aufs neue, wie starrsinnig man sich im Lager der Westmächte weigert, das Recht der bisher kolonialistisch und imperialistisch ausgenützten «rückständigen» Völker auf eine Entwicklung nach eigenen Wünschen und Bedürfnissen vorbehaltlos anzuerkennen. Man *will* einfach nicht sehen, daß *alle* Völker frei sein wollen, daß die Welt *sozialistisch* werden muß, wenn die Menschen frei und würdig leben sollen, und daß ein jeder unfehlbar unter die Räder kommt, der sich unter dem Vorgeben, «die Freiheit» — lies: die kapitalistische Wirtschaftsfreiheit und die zu ihr gehörige Scheindemokratie — verteidigen zu müssen, dieser Entwicklung entgegenstemmt.

Frankreich, wohin! Wie bestürzend wenig die alten Herrenklassen und -kasten die Zeichen der Zeit verstehen, erlebt man immer wieder auch an *Frankreich*. Ich hatte in meiner April-Rundschau allzu rasch bereits angenommen, der Weg für die Freigabe *Algeriens* durch sein «Mutterland» werde nunmehr in Kürze frei sein. De Gaulle, so bemerkte ich, scheine keinen Militärputsch in Algerien mehr zu befürchten, so daß also das Haupthindernis für einen Friedensschluß mit dem FLN (Front National de Libération) beseitigt sei. In Wirklichkeit warteten die verbissenen Vorkämpfer einer Algérie française nur auf ihre entscheidende Stunde. De Gaulle wurde zwar immer und immer wieder vor der Militärverschwörung gewarnt, die ihr Netz von Algerien aus über ganz Frankreich, ja bis zu den französischen Besatzungstruppen in Deutschland hin gesponnen hatte, und deren Pläne mindestens in großen Zügen dem französischen Spionagedienst bekannt gewesen sein mußten. Aber er glaubte offenbar in schwer verständlicher Vertrauensseligkeit fest, daß sich die Armee nie offen gegen ihn erheben würde, zumal sie es ja selbst war,

die ihn zur Macht emporgetragen hatte. Die sich bildende Armeeverschwörung im Keim zu ersticken, hätte für ihn geheißen, sich der Hauptstütze seiner Führerstellung selbst berauben; er wäre dann gezwungen gewesen, Rückhalt beim *Volk*, und zwar vor allem bei den Kräften der republikanischen und sozialistischen Linken, zu suchen — und das ging völlig gegen seine konservativ-autoritären Grundanschauungen. So konnten die Verschwörer, in deren Namen vier pensionierte Generäle vor die Öffentlichkeit traten, den ersten Teil ihres Planes — die Ergreifung der Macht in Algerien — mehr oder weniger erfolgreich ausführen, während der Hauptstreich, den sie beabsichtigt hatten — die Eroberung von Paris — mißlang, ja nicht einmal richtig ins Werk gesetzt werden konnte.

Warum? Es mögen verschiedene Umstände zusammengewirkt haben, um die geplante Landung von Fallschirmtruppen (meist Fremdenlegionären!) in Frankreich zu verhindern. Am wahrscheinlichsten klingt die Vermutung, daß das bei Paris befindliche Hauptquartier der NATO, in dem die Amerikaner vorherrschen, die Führer des algerischen Putsches wissen ließ, alle Flugzeuge, die sich in offenbar feindlicher Absicht den NATO-Stützpunkten nähern sollten, würden ohne weiteres abgeschossen, während gleichzeitig Präsident Kennedy in auffälliger Form der französischen Regierung die Hilfe der Vereinigten Staaten anbot. Die Warnung wirkte — und gab der Pariser Regierung, die sich inzwischen der ganzen Gefahr klar bewußt geworden war, genügend Zeit, um über de Gaulles Kopf hinweg das Volk zum Widerstand aufzurufen. So kam es, daß über Nacht alle Flugplätze für Fallschirmlandungen unbrauchbar gemacht und alle wichtigeren Verbindungslinien im ganzen Land von Freiwilligen und treu gebliebenen Truppenteilen besetzt wurden. Der kurze Warnstreik von zehn Millionen Arbeitern am Nachmittag des 24. April tat das Übrige, um General Challe, den eigentlichen Kopf der Verschwörung, zu überzeugen, daß seine Sache verloren sei. Keine drei Tage nach seinem Ausbruch war der Aufstand zusammengebrochen. Aber ist damit de Gaulle wirklich Sieger geblieben und der Rest von französischer Demokratie, der noch da sein mag, gerettet? Wohl dürften jetzt die Friedensverhandlungen mit dem FLN endlich in Gang kommen; aber wie die neue Staatskrise, in die Frankreich gestürzt worden ist, überwunden werden soll, ist noch völlig unklar. Gewiß, de Gaulle und seine Regierung wüten jetzt anscheinend rücksichtslos gegen alle Teilnehmer und Begünstiger der Verschwörung. Und vorherdand ist denn auch vor allem die Armee — das heißt das Offizierskorps — eingeschüchtert, politisch entmachtet und innerlich zerrüttet. Aber was für ein *Gesamtplan* steht hinter diesem umfassenden Säuberungsunternehmen? «Wird de Gaulle», so fragt Paul Johnson, der die kritischen Tage in Paris miterlebt hat, im «New Statesman», «. . . endlich die aufrührerischen Offiziere der vollen Strafe für Auflehnung gegen die Zivilgewalt zuführen? Oder wird er dem Trugbild einer nationalen

Einheit, das er so liebevoll hegt, weiter nachjagen und abermals unvereinbare Dinge zu vereinbaren suchen, indem er der Armee erlaubt, ein Sonderstaat innerhalb des französischen Staatsgefüges zu sein? Jegliche Regung von Vernunft, Gerechtigkeit und gesundem Menschenverstand sollte zu der ersten Lösung führen. Aber alles, was wir von de Gaulle wissen, spricht dafür, daß noch immer die Gefahr besteht, er werde sich für die zweite Lösung entscheiden.»

De Gaulle ist eben — um nochmals daran zu erinnern — nur auf den Schultern der nationalistisch-reaktionären Armeeführer zu seiner heutigen Stellung als allmächtiger Diktator Frankreichs aufgestiegen. Und man kann es den Generälen und Obersten, die den Staatsstreich vom 13. Mai 1958 ins Werk gesetzt haben, eigentlich nicht verdenken, daß sie, enttäuscht von de Gaulles «Halbherzigkeit», mit der Erhebung vom 22. April 1961 ihre Revolution bis zu ihrem logischen Ziel weitertreiben wollten, statt sich vom Präsidenten der Fünften Republik nur als Werkzeug für *seine* Pläne benutzen zu lassen. Kann also de Gaulle wirklich auf halbem Weg stehen bleiben und nach der Zerschlagung der Militärverschwörung seine nationalistisch-autoritäre Politik fortsetzen, die doch eine schlagkräftige, selbstbewußte Armee zur Bedingung hat? Steht so Frankreich nicht vor der Wahl, den Weg zum Faschismus bis zu Ende zu gehen oder gänzlich umzukehren und mit dem Verzicht auf Algerien zugleich einen radikal demokratisch-sozialen, ja sozialistischen Kurs einzuschlagen? Je nachdem die Entscheidung ausfällt, wird sie auch auf die Geschichte des übrigen Westeuropas stärkste Wirkungen ausüben, ja vielleicht weltpolitische Bedeutung ersten Ranges gewinnen.

Die westdeutsche Gefahr Zunächst darf man freilich hoffen, daß es wenigstens mit der Erhebung *Algeriens* zum unabhängigen Nationalstaat vorwärts gehen werde, wenngleich de Gaulle gerade wegen seines «Sieges» über die Armee alles daran setzen wird, um vor der Mit- und Nachwelt nicht einfach als der Totengräber des französischen Kolonialreiches dazustehen. Aber das wird eben doch nichts daran ändern, daß Afrika von Algier bis Kapstadt mit raschen Schritten seiner gänzlichen Befreiung von europäischer (und amerikanischer!) Beherrschung entgegengeht. Auch das westafrikanische *Sierra Leone* hat auf den 1. Mai dieses Jahres nach 150jähriger britischer Kolonialherrschaft seine Unabhängigkeit erlangt, und das ostafrikanische *Tanganyika* wird noch in diesem Jahr nachfolgen. Währenddessen sind nun auch die Portugiesen in *Angola* allen Ernstes zum Kampf mit der Freiheitsbewegung der versklavten Negerbevölkerung herausgefordert worden; sie werden diese ihre südwestafrikanische Kolonie auf die Länge so wenig behaupten können wie das an der Südostküste Afrikas liegende Mozambique, das nur wenig erfreulichere Verhältnisse aufweist als Angola. Im *Kongo* aber zeich-

net sich, wenn wir uns nicht täuschen, nun ein eigentlicher Umschwung zugunsten einer von fremder Ausbeutung wirklich befreiten Gesamtrepublik ab, wie sie Lumumba erstrebt hatte. Zum mindesten scheint das Treiben Tschombes allmählich sogar seinen bisherigen Freunden in Léopoldville, am Sitz der Zentralregierung, allzu bunt zu werden, wie auch die UNO-Beamten und -Truppenführer im Kongo dem Diktator des Katanga gegenüber endlich fester und darum auch erfolgreicher aufzutreten beginnen. Doch sei darüber ein nächstes Mal die Rede, wenn die Entwicklung weiter fortgeschritten sein wird.

Hingegen sei noch ein Blick auf *Westdeutschland* geworfen, diesen wohl bedenklichsten Gefahrenherd, der den Frieden der Welt bedroht. Wenn die dortige Sozialdemokratie noch irgendwelche Rasse hätte und den Namen einer Oppositionspartei wirklich verdiente, so wäre es für sie die schönste und dankbarste Aufgabe, die verhängnisschwangere Regierung Adenauer-Brentano-Strauß-Erhard zu stürzen und eine Wendung der westdeutschen Politik zu Abrüstung und Gemeinwirtschaft hin zu erkämpfen. Sie hat ja auch den Kampf um die Neubestellung des Bundestags, der im Herbst auszutragen ist, frühzeitig genug aufgenommen, indem sie ihr Programm «zeitgemäß» umgestaltete und Adenauer einen vermeintlich zügigen eigenen Kandidaten für das Kanzleramt gegenüberstellte. Aber das alles geschah eben nicht im Geist einer sozialistischen Neuordnung und Einigung Deutschlands, sondern durch Abwerfen allen «marxistischen Ballastes» und durch würdelose Anbiederung an die Regierung der Christlich-Demokratischen Union mit ihrer sowjetfeindlichen Außen- und Militärpolitik. Adenauer hat denn auch seinen sozialdemokratischen «Widersachern» verdientermaßen die kalte Schulter gezeigt und am jüngsten Parteitag der CDU klipp und klar festgestellt, daß von einer gemeinsamen Außenpolitik mit der SPD und von deren Beteiligung an einer künftigen Koalitionsregierung keine Rede sein könne; eine Partei, die so lange gebraucht habe, um sich zu *seiner*, des Kanzlers, Außenpolitik zu bekehren, sei keines Vertrauens würdig und schwöre nur deshalb ihre Vergangenheit ab, um endlich an die so heiß ersehnte Futterkrippe zu kommen.

Es wird der westdeutschen Sozialdemokratie nicht mehr viel helfen, daß sie jetzt noch schnell ein Forderungsprogramm herausgebracht hat, das ziemlich radikal tönt, aber auf dem Boden der kapitalistischen Wirtschaft und der hemmungslosen Kriegsrüstung nie verwirklicht werden könnte. Auch daß sie Herrn Franz-Josef *Strauß*, den Wehrminister, aufs Korn nimmt und die Losung ausgibt: «Wer Brandt nicht wählt, wählt Strauß», entbehrt völlig der Überzeugungskraft angesichts der Tatsache, daß die SPD die Außenpolitik Adenauers, aus der sich folgerichtig die Militärpolitik Straußens ergibt, in allen wesentlichen Punkten getreulich unterstützt und darum auch nicht imstande wäre, Strauß auszubooten, falls es zu einer sozialdemokratischen Beteiligung an der Regierung käme. Daß Strauß weitaus der

bedrohlichste Stürmer in der Bonner Regierungsmannschaft ist, unterliegt freilich keinem Zweifel. Die vielgelesene westdeutsche Wochenschrift «Der Spiegel» stellte letzthin (in Nr. 15/1961) mit bemerkenswertem Freimut fest, in der Deutschen Bundesrepublik sei «ein Mann groß geworden, der das Mißtrauen zwischen den Großstaaten unablässig genährt und der für die Bundesrepublik Waffen gefordert hat, die . . . den Selbstmord der Menschheit auslösen können». Als einziger Prätendent auf den Sessel des Bundeskanzlers kann dieser Mann sich auf eine Hausmacht stützen, ja gleich auf eine doppelte Hausmacht: auf die Bundeswehr, die er zu einem Instrument seiner Karriere gestempelt, und auf die bayrische CSU (Christlich-Soziale Union), die ihn vor drei Wochen einmütig zu ihrem Vorsitzenden, will sagen zu ihrem «Chef», gewählt hat . . . Das Gesicht des Mannes, der mit Vokabeln wie «totale Vernichtung», «selbstmörderisches Risiko», «absolute Abschreckung», «verbrecherische Dummheit», «dynamische Abschreckung» wie mit Jongleurkugeln um sich wirft, kennt jeder Bewohner der Bundesrepublik; das Gesicht des Mannes, von dem Zeitgenossen geschrieben haben, er sehe aus wie ein «stein of beer» («Time», 19. Dezember 1960), wie ein Maßkrug also, oder, er sei rein äußerlich «fast genau das, was die Franzosen meinen, wenn sie sachlich «boche» sagen (William S. Schlamm in «Die Grenzen des Wunders»). Einen der gefährlichsten Männer in Europa hat man Strauß genannt — und mit Recht. Seine Rüstungsleidenschaft kennt keine Grenzen. Von den Befürwortern des Planes für eine atomwaffenfreie Zone in Mitteleuropa sagte er einmal: «Ich nenne jeden einen potentiellen Kriegsverbrecher, der durch Schwächung der westlichen Abwehrkraft dem kommunistischen Osten strategische Vorteile schafft.» Seine Widersacher oder auch nur gelegentlichen Kritiker räumt er rücksichtslos aus dem Weg. Sein nächstes Opfer, so vermutet der «Spiegel», wird Außenminister von Brentano sein, «aus dem einfachen und in Bayern durchaus überzeugenden Grund, weil Strauß selbst der Meinung ist, diese Zwischenstation zum Kanzlergipfel nicht einfach überspringen zu können.»

Auf die Ausrüstung der westdeutschen Armee mit Atomwaffen ist Franz-Josef Strauß ganz versessen. Versteckt und offen (über die NATO) propagierte er die These, die Amerikaner würden sich für die Bundesrepublik nur dann schlagen, wenn ein «lokaler Angriff sofort auf eine vernichtende Gegenwehr mit taktischen Atomwaffen» stoßen würde. «Das konnte», wie die genannte Hamburger Zeitschrift erläutert, «nur bedeuten, daß die Bundeswehr fähig sein müsse, die Amerikaner, auch gegen ihren Willen, in einen Krieg hineinzuziehen.» Von der Absicht der Sowjetunion, eine große kriegerische Kraftprobe mit den Vereinigten Staaten herbeizuführen, erklärt sich aber der westdeutsche Wehrminister völlig überzeugt. In der jüngsten Bundestagsdebatte über die Rüstungskredite sagte er wörtlich: «Es besteht kein Zweifel, daß sich die Sowjetunion die Mittel für eine offensive Stra-

tegie verschaffen will, daß sie sich durch den Bau ihrer Fernluftwaffe, durch den Bau ihrer interkontinentalen Rakete und ihre propagandistische Ausnützung, durch den Bau ihrer U-Boot-Waffe und die Einrichtung ihrer U-Boote eine Bewaffnung schaffen will, um damit nach Ausschaltung des amerikanischen Bündnissystems den Endkampf mit den USA zu wagen.»

Der «Spiegel» erklärt das als offenkundige Unwahrheit, als eine Behauptung, die mit der Kreml-Linie in völligem Widerspruch stehe, und fährt dann fort: «Wenn sich die Bevölkerung der Bundesrepublik, wenn sich die Mehrheit des Bundestages für Strauß entscheidet, votiert sie für die ‚Endkampf'-Psychose. Die Frage ist nicht, ob Strauß den Atomkrieg will. Natürlich will er ihn nicht. Er will ihn so wenig wie Chruschtschew. Aber er unterstellt dem Feind, daß er auf den Endkampf hinarbeitet, und aus diesem Denken muß der Krieg entstehen. Der Einwand, der Deutsche Strauß entscheide nicht über Krieg und Frieden, sticht nicht. Des Ministers Forderungen auf eine lückenlose atomare Abwehrkraft vom Nordkap bis zum Kaukasus läuft darauf hinaus, daß sehr wohl die Deutschen als stärkste Militärmacht Europas den Krieg auslösen können, daß entweder der deutsche Bundeskanzler oder der deutsche Verteidigungsminister ihn auslösen kann. Ob die Amerikaner dann eingreifen würden oder nicht, die Katastrophe wäre da.»

Daß je nach dem Ausfall der Bundestagswahlen im kommenden Herbst Straußens Aufstiegspläne eine Änderung erfahren könnten, ist wenig wahrscheinlich. Der «Spiegel» meint jedenfalls: «Ob die CDU oder die SPD künftig Wahlen gewinnen wird, ist nicht mehr so sehr von Belang. Wichtig erscheint allein, ob Franz-Josef Strauß ein Stück weiter auf jenes Amt marschieren kann, das er ohne Krieg und Umsturz schwerlich wieder verlassen müßte.» Eine unheimliche, eine gespenstische Lage, fürwahr, die sich da in Westdeutschland herausbildet! Sie entspricht aber nur der weltpolitischen Gesamtlage, wie wir sie kennen gelernt haben mit der gänzlichen Blindheit der führenden Staatsmänner des Westens gegenüber den wirklichen Zeitnotwendigkeiten. Den Verblendeten noch so zeitig und wirksam in den Arm zu fallen, daß wenigstens das Äußerste verhütet wird, das bleibt darum die entscheidende Aufgabe, die den Sehenden in allen Ländern jetzt gestellt ist. Möge sie überall erkannt und furchtlos an die Hand genommen werden!

3. Mai *Hugo Kramer*

Gelten die Gesetze der göttlichen Weltordnung noch?

Deine Gerechtigkeit bleibt ewig Gerechtigkeit und dein Gesetz ist Wahrheit.
Psalm 119, 142.

Ich komme immer wieder auf einen Punkt zurück, und es wird anderen auch so gehen. Wenn ich sehe, wie das Böse heute waltet, wie es in immer furchtbareren Formen hervortritt und von Triumph zu Triumph schreitet, dann werde ich immer wieder auf eine elementare Weise, auf eine Weise, die auch fast ein wenig an die Mathematik erinnert, so klar und scharf formuliert sich das Problem, vor die Alternative gestellt: Entweder gelten die Gesetze der sittlichen Weltordnung, gelten, anders gesagt, die Ordnungen Gottes noch, oder sie gelten nicht mehr. Gelten jene Gesetze und Ordnungen noch, von denen nicht nur die Tiefsten, Frömmsten und Weisesten aller Zeiten und Zonen, sondern auch die anderen, das Volk, die Masse der Gewöhnlichen überzeugt waren, daß sie die eherne Grundfeste der geistigen Welt bildeten, dann muß über jene Mächte der Gerichtstag kommen, dann müssen sie stürzen, früher oder später, aber mit unbedingter Sicherheit; wir dürfen uns darauf verlassen wie auf einen Grundsatz der Mathematik oder der Physik; wenn aber nicht, dann freilich — ja, was dann? Dann endet ja die Welt im Chaos, im Irrenhaus, in der Hölle. Dann sind freilich *wir* verloren. Dann — nun, der Rest ist dann Schweigen.

Gelten jene Ordnungen noch oder sind sie aufgehoben? Sind sie vielleicht veraltet und abgetan?

Welches ist die Antwort? Gibt es eine?

Schon die Frage ist seltsam, sie trägt die Antwort in sich selbst; sie ist, in einem tieferen Sinne, töricht.

Denn sofort ersteht die weitere Frage: *Können* die Gesetze der sittlichen Weltordnung, *können* die göttlichen Grundordnungen der Welt überhaupt aufgehoben werden? Ist das denkbar?

Wenn das von den Gesetzen und Ordnungen der *Natur* gesagt würde, dann käme es uns ohne weiteres als Scherz vor. Denn wir wissen, daß diese Gesetze und Ordnungen ewig und unveränderlich sind, daß darauf der ganze Bau der Natur ruht, der seinerseits die Grundlage der Geisteswelt ist. Wir entdecken zwar diese Gesetze und Ordnungen bloß nach und nach, wenigstens soweit ihre wissenschaftliche Formulierung in Betracht kommt; wir ändern auch immer wieder diese Formeln; aber das, was dahinter steht, bleibt fest, unveränderlich, ewig, bleibt, sagen wir vielleicht besser, solange es eine Natur gibt. Ewig gilt (in diesem Sinne), daß das Feuer zündet und das Wasser löscht; ewig gilt, daß der geworfene Stein fällt; ewig gilt, daß das Licht aufhellt und das Dunkel verhüllt. Und ewig ist für unsere Erfah-

rung auch die Abfolge von Werden und Vergehen, das Kommen und Gehen der Jahreszeiten, der Wechsel von Tag und Nacht. Fest und über allen Zweifel erhaben ruht das Gefüge der physischen und psychischen Welt auf diesen granitenen Gesetzen und Ordnungen Gottes. Über alle Maßen wunderbar ist dieses Gefüge. Wenn eine kleine Meereswoge, so ungefähr hat einer der Lehrer meiner Jugend gesagt, sich um eine halbe Handbreite höher heben könnte, als es ihrer Ordnung entspricht, als es der Kraft entspricht, durch welche sie gehoben wird, so müßte das ganze Universum sofort zusammenstürzen.

So walten Gesetz und Ordnung in der Natur. Und nun: Sollte es in der *sittlichen* Welt, wie ich nun sagen will, anders sein? Könnte es anders sein? Könnte das Gebäude der sittlichen Welt einen Tag, eine Stunde, eine Minute, eine Sekunde bestehen, wenn es nicht auch getragen und durchwaltet wäre, bis ins Kleinste und Allerkleinste hinein, von Gesetz und Ordnung, von ewiger, unverbrüchlicher, unveränderlicher Regel? Es ist sinnlos, es ist töricht, das auch nur einen Augenblick zu denken. Hebet die sittliche Grundordnung auf, auch nur in der allerkleinsten Äußerung, und die ganze sittliche Welt, die ganze Menschenwelt, die ganze geschichtliche Welt, die ganze Gemeinschaftswelt löst sich sofort in Chaos und in bloß noch von Truglicht erhellte Höllenfinsternis auf.

Da ist ja freilich ein Unterschied zwischen Gesetz und Ordnung in der Naturwelt und in der sittlichen Welt. In jener herrscht, wenigstens auf der Oberfläche der Dinge, der «gezwungene Zwang», in dieser die *Freiheit*. Die Naturgesetze und Naturordnungen walten, ohne nach uns zu fragen, auf eine Art, die wir versucht sind, automatisch zu nennen, obschon es sich nirgends um wirkliche Automaten und wirkliche Automatie handelt; im Reiche der sittlichen Wahrheit aber gilt die Freiheit. Gesetz und Ordnung vollziehen sich hier durch den sittlichen *Willen* und die sittliche *Tat*. Diese Welt geht darum auseinander in *Gut* und *Böse*. Wir sind vor die *Wahl* gestellt. Auch sind hier Gesetz und Ordnung nicht, wie in der Natur, zu *beweisen*, dem wissenschaftlichen Experiment zu unterwerfen, sie müssen frei erkannt und anerkannt, müssen in einem weiteren Sinne des Wortes *geglaubt* werden. Gottlob! Denn an dieser Freiheit der Erkenntnis und Entscheidung hängt alle Würde des Menschen, alle Tiefe und Bedeutsamkeit des Lebens, alles wirkliche Schaffen, alles Abenteuer und alles Heldentum des Lebens, wie sie auf der anderen Seite *Versagen* und *Verstörung* möglich macht.

Aber sollten diese nur in Ahnung und Glauben, nur in Ehrfurcht und Andacht zu erfassenden Gesetze und Ordnungen der sittlichen Welt deswegen weniger fest und sicher sein, weniger von Ewigkeitsart und Ewigkeitsmajestät? Gewiß müssen wir auch hier zwischen ihrer Geltung und ihrer Erkenntnis durch die Menschen, zwischen ihrem Wesen und ihrer Formulierung unterscheiden und eine gewisse *Ent-*

wicklung in der Erkenntnis und Formulierung annehmen. Aber ändert das etwas in ihrer Ewigkeitsgeltung und Ewigkeitsmacht?

Ich komme noch einmal auf die Analogie zwischen Naturgesetz und Naturordnung zu sittlichem Gesetz und sittlicher Ordnung zurück und frage: Wie erkennt man denn in der *Natur* Gesetz und Ordnung? Die Antwort ist zunächst: durch die *Erfahrung*. Wo Erscheinungen in einer gewissen Reihenfolge und Gestalt immer wiederkehren und sich darin bewähren, da reden wir von Gesetz und Ordnung. Sollte diese Regel nicht auch in der sittlichen Welt gelten? Sollte es da nicht auch gewisse Erfahrungen geben, die so fest sind, wie daß das Feuer zündet und das Wasser löscht, der geworfene Stein fällt, das Licht enthüllt, das Dunkel verhüllt, Werden und Vergehen aufeinander folgen, die Jahreszeiten kommen und gehen, Tag und Nacht wechseln?

Zwei dieser alten großen Grunderfahrungen der Menschheit will ich hervorheben — der Leser wird schon merken, warum gerade diese.

Da ist einmal das, was wir *Hybris* nennen: die hochmütige, ja frevelhafte Selbstüberhebung sei's Einzelner, sei's ganzer Völker, eine Selbstüberhebung, welche die krassesten Formen der *Selbst-Vergottung* annehmen kann, dies aber im Grunde immer ist, weil sie nicht zustande kommen kann, wo man *Gott* die Ehre gibt. Es ist Luzifer, der es nicht ertragen kann, nicht zu sein wie Gott. Es ist darum wohl diejenige Form des Bösen, die ein Mensch, der Gott fürchtet, am wenigsten ertragen kann. Aber nun frage ich euch alle: Ist es je erlebt worden, im Kleinen oder im Großen, daß solche Hybris nicht zu Fall gekommen wäre? Mir ist kein solches Beispiel bekannt. Nicht in der Geschichte und nicht in der persönlichen Erfahrung. Wir denken heute besonders an die politischen Formen dieser Hybris, an die großen Gewalttäter, Imperatoren, Diktatoren, von Attila und Dschingis-Khan bis zu Napoleon. Waltet nicht in ihrem Aufstieg und Absturz deutlich Gesetz und Ordnung: Ehrgeiz, Machtgier, dämonisches Getriebensein von Erfolg zu Erfolg, von Triumph zu Triumph, bis zum Gipfel, und vom Gipfel dann der Sturz — langsam, rasch, meistens rasch? Wahrhaftig, das ist sicherer, als daß zwei mal zwei vier ist. Es ist töricht, daran zu zweifeln. Das war immer so und ist heute nicht anders. Zage nicht für dich; fürchte nicht für die sittliche Ordnung, wenn du ihn zum Gipfel aufsteigen siehst, ungehemmt, von Höhe zu Höhe; fürchte — in gewissem Sinne, im Sinne des Grauens — für *ihn*; denn sein Sturz ist sicher. Und wenn er selbst von traumwandelnder Sicherheit seines Weges redet, so erhöht er seinen Frevel. Der Traumwandelnde stürzt, wenn er *angerufen* wird. *Dieser* Traumwandler *wird* aber angerufen. Von der sittlichen Weltordnung Gottes, die vielleicht auch zum Ruf und Wahrheitswort der Menschen wird.

Das andere Beispiel aber, das ich, wie man sofort merken wird, auch nicht zufällig wähle, ist die *Lüge*. Wir schaudern heute vor der Weltmacht der Lüge. Sie ist als ein ganzes Reich organisiert. Besonders

verkörpert sie sich in der Propaganda, der die Technik zu Dienste steht, von der Druckerpresse bis zum Radio. Aber sie nimmt auch feinere Formen an. Wir wissen es und brauchen es nicht auszuführen. Wir stehen ohnmächtig vor dieser Weltmacht. Es scheint gegen sie kein Aufkommen zu geben. Ist es nicht gerade diese Beobachtung und Erfahrung, vor der wir manchmal meinen, die uralte Wahrheit der Dinge sei aufgehoben und die bisherigen Maßstäbe von richtig und falsch, gut und böse, schön und häßlich seien zerbrochen? Aber wir sind wieder töricht, wenn wir so meinen, sind verkehrt. Denn noch einmal: die Grundordnung der Welt kann im Sittlichen so wenig aufgehoben werden als im Natürlichen. Es kann kein Haus gebaut werden, wenn das Senklot nicht gilt, wenn das Schwere oben ist und das Leichte unten, wenn das Fundament ist, wo das Dach sein sollte und umgekehrt. Die Wahrheit ist die *Wirklichkeit* der Dinge, die Lüge ihre Umkehrung oder doch Mißachtung. Was aber mit der Wirklichkeit zusammenstößt, muß stürzen, muß zerbrechen. Lüge ist Widerspruch in sich selbst und muß sich daran auflösen. Jedes kleine oder große Gebäude der Lüge stürzt so sicher, als ein Haus stürzt, das ohne Rücksicht auf die Schwerkraft und das Winkelmaß gebaut ist. Auch davon gibt es uralte, feste Erfahrung. Kennst du einen Fall, wo Lüge sich endgültig *behauptet* hätte? In der Geschichte oder in deinem persönlichen Erleben? Ich kenne keinen. Lange, lange kann unter Umständen Lüge sich behaupten. Das ist zuzugestehen: das ist auch Erfahrung, und nicht leichte. Aber nie *dauernd* — das ist die andere, die *überragende* Erfahrung. Sie kann, enthüllt, besiegt in anderen, vielleicht sogar gesteigerten, vielleicht raffinierteren Formen *wiederkehren*, gewiß; das ist der Kampf der Geschichte und des einzelnen Lebens: der Kampf mit der Lüge der Wahrheit entgegen, zusammenfallend mit dem Kampf zwischen Glauben und Unglauben, von dem bekanntlich Goethe erklärt, daß er das Zentrum der Geschichte sei. Aber immer wieder bricht die Lüge zusammen vor dem Lichte neuer Wahrheit. Es war immer so und ist heute so. Sei dessen gewiß! Das ist wieder sicherer, als daß zwei mal zwei vier ist. Die Lüge hält nicht, die Lüge trägt nicht; es hält und trägt nur, was wahr und wirklich ist. Du darfst dich fester darauf verlassen als auf jeden Lehrsatz der Mathematik und Physik. Und je größer die Lüge ist, je mehr sie sich bis zum Himmel, ja über den Himmel erhebt, vielleicht sogar den Himmel selbst für sich in Anspruch nimmt, desto sicherer ist ihr Sturz. Es hat zwar eine der größten Verkörperungen der Lüge, welche die Welt erlebt hat, bekanntlich den Ausspruch getan, gerade die Größe einer Lüge sichere ihren Erfolg, weil die Menschen im allgemeinen doch zu ehrlich seien, um anzunehmen, es könnte jemand so ungeheuerlich lügen, ohne daß etwas Wahres dabei sei. Gewiß ist darin eine Wahrheit. Es gibt auch Gesetze und Ordnungen der Lüge, wie alles Bösen überhaupt. Sie sind bloß die Umkehrung der Wahrheit und der Welt Gottes, ihr dämonisch-satanischer Widerschein. Es gibt eine Statik der Lüge. Eine auf

die Spitze gestellte Pyramide mag um so fester zu stehen scheinen, je massiver sie ist. Aber sicher ist, daß der Sturz dann um so furchtbarer sein wird. Und so ist sicher, daß, je ungeheurer eine Lüge ist, desto ungeheurer ihr Zusammenbruch. Und es gilt von der ganzen Statik des Bösen: «Ein Wörtlein kann ihn fällen.» Gesetz und Ordnung des Bösen sind Trug; sie sind Lüge, sind Chaos, sie sind auch Ohnmacht. Es gilt davon, gilt besonders von der Lüge, das Wort des 73. Psalms: «Wie man einen Traum verachtet beim Erwachen, wirst du Herr, wenn du dich aufmachst, ihr Bild verachten.»

Ich habe an diesen zwei furchtbar aktuellen Beispielen zu zeigen versucht, daß Gesetz und Ordnung der sittlichen Welt nicht aufgehoben sind, daß ihre Geltung uralte, tiefste Erfahrung der Menschheit ist, sicherer und fester als jedes Naturgesetz und jede Naturordnung, sozusagen die oberste Naturordnung, das oberste Naturgesetz selbst. Es predigt diese Erfahrung nicht nur die Bibel: das Gesetz und die Propheten wie das Evangelium selbst, das nur auf diesem Fundamente gilt, sondern auch alle tiefere Philosophie und Kunst, von Laotse und Kungfutse über Plato zu Kant und Carlyle, von Äschylos über Dante, Shakespeare und Milton zu Schiller, Goethe, Jeremias Gotthelf und Conrad Ferdinand Meyer. Es ist Urgesetz, ist Urordnung, Urgranit der Weltordnung. Es hat gegolten, gilt und wird gelten. Nichts ist sicherer.

Nichts ist sicherer! Im Gegenteil ruht alle andere Sicherheit darauf. Und ich möchte nun auf uralte Wahrheit hinweisen, die heute paradox vorkommt, ja sogar als Mystik erscheinen mag. Ich bin von Naturgesetz und Naturordnung ausgegangen, um die Geltung von *ewigem* Gesetz und *ewiger* Ordnung aufzuzeigen. Hier, schien es, war anerkannt gültiges Gesetz, anerkannt ewige Ordnung vorhanden. Hier waltet ja Mathematik und Physik. Wenn die sittlichen Gesetze und Ordnungen ebenso fest wären!

Aber wie — wenn sich die Sache umgekehrt verhielte: wenn Naturgesetz und Naturordnung selbst auf dem sittlichen Gesetz und der sittlichen Ordnung ruhten? Das ist in der Tat eine uralte Intuition der Tiefsten. So eines Heraklit, so eines Plato, so eines Laotse, so eines Fichte, so eines Carlyle. Und ist es nicht eigentlich klar: Die Natur ruht auf einer Ordnung, die ihrerseits auf einem *Sinne* ruht. Und es ist ein *sittlicher* Sinn. Sie ruht auf *Wahrheit* und ruht auf *Treue*. Sie ist *fest*, weil sie *geheiligt* ist. Wäre sie das nicht, sie flöge in jedem Augenblick in das Chaos auseinander. Und was von der Natur selbst gilt, das gilt vollends von ihrer *Erkenntnis*. Alle Wissenschaft und Philosophie ruht, wie alle Kunst, auf der meistens unbewußten Voraussetzung einer letzten Wahrheit, und zwar einer, die *gut* ist, einer, die *sittliche* Art hat. So hat Plato alle Erkenntnis aus der obersten Idee des Guten fließen lassen. So hat ausgerechnet der wichtigste Begründer des rationalen Denkens der neueren Zeit, Descartes, alle Erkenntnis aus der Wahrhaftigkeit Gottes abgeleitet. So hat Kant der Erkenntnis des Gu-

ten (der «praktischen Vernunft», wie er sich ausdrückt) den Vorrang («Primat») vor der Erkenntnis des Wahren (im *engeren* Sinne) eingeräumt, und wie er, nach jenem bekannten Wort, von «immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht vor dem moralischen Gesetz in sich erfüllt ist», so schaut er in ähnlichem Empfinden «zum bestirnten Himmel über sich» empor.

Das Gute, sage ich darum, das sittliche Gesetz und die sittliche Ordnung, als der Grund von Naturwelt und sittlicher Welt, treten uns geheimnisvoll — offenbar, mit ewiger Macht entgegen, wenn wir in Andacht und Ehrfurcht vor der Wirklichkeit stehen. Sie sind das Festeste, was es gibt. Alles Feste ist an ihnen befestigt. Sie sind der Grund aller Wirklichkeit. Sie sind die Ur-Wirklichkeit selbst. Verlasse dich darauf!

Du brauchst aber, lieber Leser, nicht Philosophie und Weltgeschichte, auch keine Mystik, um dieser Grundwirklichkeit inne zu werden. Sie ist dir viel näher. «Dieses Gesetz, das ich dir heute gebe, ist für dich nicht zu schwer und nicht zu ferne. Nicht im Himmel ist es, daß du sagen könntest: Wer steigt uns in den Himmel hinauf, um es uns zu holen, uns zu verkünden, daß wir darnach tun? Auch nicht jenseits des Meeres ist es, daß du sagen könntest: Wer fährt uns über das Meer, um es uns zu holen und uns verkünden, daß wir darnach tun? Sondern ganz nahe ist dir das Wort: es ist in deinem Munde und in deinem Herzen, daß du darnach tuest.»*

Kehre bloß in dein Inneres ein, da triffst du auf diese sittliche Grundwirklichkeit. Wenn dir in der Erfahrung des Weltwesens wie im Trug des eigenen Herzens diese Wahrheit entschwinden will, wenn der Triumph des Bösen und die Macht der Lüge dich verwirren möchten, dann ziehe dich in die Stille deines innersten Heiligtums zurück, prüfe ehrlich und halte in Ehrfurcht der Wahrheit stand. Dann fängt jene Urwirklichkeit zu reden an und redet zuletzt allein. Und redet sehr deutlich. Und redet mit Ewigkeitsmacht. Du erkennst, was in deinem Leben entscheidend war: ob du jenem Gesetze, jener Ordnung gehorchtest oder nicht. Du hast sie wahrhaftig erfahren. Es ist die tiefste Erfahrung deines Lebens. Und du hörst sie, siehst sie wieder. Du erkennst, daß sie trotz allem Augenschein des Tages stärker ist als alle Gewalt des Bösen und alle Lüge der Welt und der Hölle. Du weißt, daß *sie* regiert, daß *sie* richtet, daß *sie* siegt.

Ich habe, einen besonderen Aspekt der Dinge hervorhebend, vorwiegend von Gesetz und Ordnung, also von etwas Unpersönlichem, geredet. So schien es mir der Sachlage zu entsprechen. Muß ich hinzufügen, daß für mich Gesetz und Ordnung selbst befestigt sind an dem *allmächtigen und heiligen Gott*? Besser gesagt: daß sie die Art sind, wie der allmächtige und heilige Gott waltet? Und nun möchte ich die Formel, von der wir ausgegangen sind, noch so wenden: Das,

* 5. Mosis 30, 11 ff.

worauf es heute (wie übrigens immer, aber heute besonders deutlich) ankommt, ist die Antwort auf die Frage, ob der allmächtige und heilige Gott *ist* oder nicht, ob *er* regiert und richtet oder eine andere Macht. Und nun meine ich, lieber Leser, seine Wirklichkeit lasse sich *unmittelbar erfahren*. Er ist nahe. Er ist der Nächste. Er ist uns näher als wir uns selbst. Höre nur auf ihn! Laß ihn nur zur Geltung kommen! Du hast ihn in deinem Leben erfahren. Du spürst nun seine Gegenwart. Und weil dir diese so deutlich ist, so mächtig, so weißt du auch, daß bei ihm die *Macht* ist über die Welt, über alles Böse, über alle Hybris und alle Lüge. Er *ist* — und damit ist alles entschieden. Glaube nur an ihn! *Darauf* kommt alles an, daß dir das das Sicherste des Sichern ist, die granitene, freudige, sieghafte Urgewißheit. Frage *ihn* still um die Antwort, die wir suchten; er wird sie geben.

Leonhard Ragaz

Nur EIN Fall Eichmann?

Die gesamte Weltöffentlichkeit, und das deutsche Volk im besonderen, sind zurzeit und für eine längere Dauer gezwungen, die ganze ungeheure Last der Schuld neu zu erkennen und auf sich zu nehmen, die aus der faschistischen Weltanschauung und grausigen Praxis über die Völker gekommen und die an erster Stelle aus dem deutschen Volk hervorgebrochen ist. Was in diesem Jahre 1961, sechzehn Jahre nach der leider weithin so unzulänglichen Liquidierung des Nationalsozialismus in der Bundesrepublik, im Jerusalem-Prozeß gegen Eichmann, den konsequentesten Vollstrecker der Befehle des Führers, an das Tageslicht gebracht und von Hunderten von Zeugen aus den verschiedensten Völkern bestätigt wird, ist so abgründig verbrecherisch, wie es wohl nie im Geschehen der Welt sonst offenbar wurde. Die Tiefe der Schauer des Todes und Entsetzens wird noch unterstrichen durch den Gedanken, daß dort in Jerusalem einst der Herr der Christenheit zu seiner letzten und höchsten Verkündigung der gottgegebenen Menschlichkeit und des ewigen Erbarmens schritt und für die Wahrheit seiner Verkündigung in den Tod ging.

Wer die Veröffentlichungen liest, die in letzter Zeit über den Umfang und die Ungeheuerlichkeit der Verbrechen der Deutschen in anderen Ländern und Völkern und besonders aus dem fanatischen Haß gegen das semitische Volk geleistet wurden, der muß bereit sein, höllischen Gewalten ins Antlitz zu sehen. *Lord Russell of Liverpool* gibt in seinem Buch *«Geißel der Menschheit»*, kurze Geschichte der Nazikriegsverbrechen, einen Überblick über die Instrumente der Hitlertyrannei, die Mißhandlung und Ermordung von Kriegsgefangenen und von Zivilisten der besetzten Gebiete, die Zwangsarbeit und Kon-

zentrationslager wie die «Endlösung» der Judenfrage, die man gelesen haben muß, um die unermeßlichen Leiden und Tragödien zu erkennen, die Ereignis geworden sind und die ihre dunklen Schatten auf die Gegenwart werfen. Und unter dem Titel «Der gelbe Stern», die Judenverfolgung in Europa 1933/45, gab Gerhard *Schoenberner* 196 Bilddokumente heraus, die aus den Archiven Europas zusammengetragen wurden. Ein Weg von den ersten Übergriffen des Antisemitismus, über die Reichskristallnacht, über das Warschauer Ghetto, Auschwitz, Maydanek, Sobitor, an dessen Rand die Gräber von sechs Millionen Juden liegen. Wer diesen Weg wieder nachgeht und sieht, wie die Mörder sich bei ihrem schauerlichen Handwerk selbst photographieren, der atmet wohl auf im Gedenken an geliebte und verehrte jüdische Freunde, denen Deutschland einst Heimat war wie uns und denen noch rechtzeitig zur Flucht vor dieser germanischen Hölle geholfen werden konnte, so daß von Israel her oder aus Amerika noch heute die Grüße unverbrüchlicher Freundschaft zu uns kommen können. Aber die Leichenberge der Erschlagenen, Erschossenen, Vergasten, Verbrannten, zu Tode Gepeitschten werden dadurch nicht geringer, sie lasten auf Deutschland und — «alle Schuld rächt sich auf Erden»!

Diese Schuld muß angesichts des heute — endlich — offenbar gewordenen Falles Eichmann und seiner Komplicen erneut in ihrem ganzen Umfang erkannt und aufgenommen werden von allen Beteiligten, die direkt oder indirekt die fürchterliche geschichtliche Tragödie einer «Endlösung» der Judenfrage auf sich genommen haben. Dazu gehören alle, die mit ihren Heilrufen dem Hakenkreuz und mit ihm dem Antisemitismus die Bahn freigaben wie alle die, die schwiegen und sich den Gefahren eines Widerstandes nicht aussetzten. Dazu gehören leider auch so viele Christen und so manche Kirchenleitungen. Durch dieses Verhalten wurde der Eindruck gestärkt, als billige auch die ganze christliche Bevölkerung die Liquidierung Israels im eigenen Lande und als gäbe sie damit den Eichmännern den Weg frei für die brutalste und und satanischste Durchführung der wahnsinnigen Rassentheorie.

Wer diese ungeheure Schuld meint heute wegwischen zu können und sich der Ansicht hingibt, als sei mit der bevorstehenden Verurteilung Eichmanns und aller derer, die je länger, je mehr in diesem Prozeß noch hineingezogen werden, die Tragödie des millionenfachen Mordes abgetan, der versündigt sich an der Zukunft des Volkes. Sie kann und wird nur lichtvoll sein, wenn die Wurzeln der Diskriminierung anderer Rassen und Weltanschauungen samt aller damit verbundenen Gewaltmethoden ausgerottet sind — ein lange währender Erziehungsprozeß zur Menschlichkeit und Ehrfurcht vor dem Leben, wie sie Goethe schon einst in seinen «Wilhelm Meisters Wanderjahren» in der dreifachen Form des Über-uns, Neben-uns und Unter-uns gefordert hat als eine Grundlage in der Erziehung der pädagogischen Provinz. — Wo aber ist in unserem Volk diese Notwendigkeit klar erkannt? Als ich in meinen Kommentar zum Tag der Befreiung die

Worte apostrophierte: «An die Stelle des Antisemitismus trat (in Westdeutschland) nun der bedenkenlose Antikommunismus», da kamen Stimmen aus West und Ost zu mir, die mich baten, das zu berichtigen, denn der Antikommunismus sei nicht an die Stelle, sondern neben den Antisemitismus getreten, der noch latent wie virulent genug erscheint in der Bundesrepublik. Es kann auch keinem Zweifel unterliegen, daß die Scheußlichkeit und Bestialität der Verbrechen jederzeit wieder Ereignis werden kann, wenn nicht das glimmende Feuer ausgetreten wird. Wenn seitens der DDR immer wieder belastendes Material gegen die früheren Vertreter der Untaten des Faschismus beigebracht wird, so daß es heute einen Fall *Globke* gibt und noch viele andere Fälle folgen werden, so ist das weder Freude an Sensationen noch Rachedurst, sondern das tiefernste Verlangen, zu einer eindeutigen und klaren Linie zu kommen, die Schuld zu sühnen und die kommenden Geschlechter von dem Fluch zu befreien, der sonst ins Endlose fortwirkt!

Propst D. Heinrich *Grüber*, der in Berlin an erster Stelle gestanden hat im Kampf gegen die nazistischen Untaten, um jüdische Menschen zu retten, und der dafür im KZ gelitten hat, hat nur zu recht, wenn er in den Blättern für deutsche und internationale Politik (Köln a. Rh. Mai 1961) schreibt: «Wir selbst, die wir das Grauen eines Krieges und die Grausamkeiten menschlicher Bestien erlebt haben, möchten die kommende Generation davor behütet wissen, daß sie einen gleichen Weg geführt wird, wie wir ihn geführt worden sind. Aber das setzt dann auch voraus, daß man sich scharf von dem Ungeist distanziert und die Gefahrenquellen neuer Dämonien sieht.»

Der Geist des Friedens und der Menschlichkeit
will erkämpft und erbeten sein!

Ludwig Rodenberg

Neue Wege in der USA-Außenpolitik?

Es ist wohl angebracht, aus der Behandlung des Kuba-Problems durch die Kennedy-Administration gewisse Überlegungen in bezug auf ihre künftige außenpolitische Konzeption anzustellen. Wir wiesen in der Mainummer 1961 (Offener Brief an Präsident Kennedy) auf die schockartige Wirkung des mißlungenen Kuba-Handstreiches in den amerikanischen Universitätskreisen hin. Die Protestwelle aus jener Richtung ist auch seither nicht verebbt, sie hat sich vielmehr auf die protestantischen Kirchen der Union, überhaupt auf jene Schichten der Bevölkerung ausgedehnt, die von der Präsidentschaft Kennedys, zu Recht oder zu Unrecht, eine neue Politik erhofften.

Was das «andere Amerika» als fortschrittliche Außenpolitik be-

trachtet, kommt zum Ausdruck in einem Artikel von James Reston, in der «New York Times» vom 14. April 1961. Er schreibt, in Verurteilung des Kuba-Handstreiches: «Überall in der Welt versuchten die Vereinigten Staaten einen obersten Grundsatz durchzuführen oder zu verteidigen, nämlich, daß Gewalt weder direkt noch indirekt zur Erreichung politischer Ziele eingesetzt werde und daß alle internationalen Streitigkeiten durch Verhandlung beigelegt werden sollen . . . Dies ist der Grundsatz, den wir selbst den Engländern und Franzosen gegenüber im Suez-Krieg vertraten.» Am 31. Oktober 1956 erklärte Präsident Eisenhower zur Aggression in Suez, wie man weiß: «Wir lehnen Gewalt als Instrument zur Beilegung internationaler Streitigkeiten ab. In der Vergangenheit haben sich die Vereinten Nationen fähig erwiesen, dem Blutvergießen ein Ende zu setzen. Wir glauben, daß sie dies auch in Zukunft tun können und tun werden.»

Gewisse USA-Beamte haben, in Verletzung dieser Grundsätze, den interamerikanischen Neutralitätsvertrag und die internationalen Abkommen der amerikanischen Regierung gebrochen. Die «New York Times» vom 18. April erklärte dazu in ihrem Leitartikel: «Es ist kein Geheimnis, daß die USA-Regierung die Exil-Kubaner durch Waffenlieferungen, militärische Ausbildung und jede Erleichterung ihrer Vorbereitungen unterstützt hat. Dies auf amerikanischem Boden und in Guatemala.»

Was fortschrittliche Amerikaner darum heute fordern, ist eine Untersuchung durch den Kongreß. Das amerikanische Volk hat ein Recht, zu wissen, was in Kuba geschehen ist. Wenn nicht alles getan wird, um die Tatsachen ans Licht zu bringen, so bleibt das Gefühl zurück, daß die USA-Regierung ehrlos gehandelt hat. Die lateinamerikanischen Völker wie die neutralen Nationen werden hinfort das amerikanische Bekenntnis zur Gewaltablehnung und dem Recht der Selbstbestimmung kleiner Nationen mit einiger Skepsis betrachten.

Was soll geschehen, um den Konflikt aus der Welt zu schaffen? Vermittlung, Verhandlungen und schließlich Versöhnung sind die Alternativen zu einem blutigen Bürgerkrieg in Kuba und möglichen kriegerischen Auseinandersetzungen mit den Vereinigten Staaten. Schon am 4. März anerbot sich die Regierung von Argentinien, zwischen den USA und Kuba zu vermitteln. Auch Mexiko und Brasilien haben ihre guten Dienste offeriert.

Was ist die Reaktion der amerikanischen Regierung auf diese Angriffe und Vorschläge? Offensichtlich nicht Bedauern über das Unrecht, das geschehen ist. Der einzige Kummer der Verantwortlichen scheint zu sein, daß der Handstreich nicht gelang. Im übrigen möchte man die unangenehme Geschichte wenn möglich «unter den Teppich wischen», wie man englisch so schön sagt.

Sehen wir die Erklärung Kennedys vor dem Verband der Zeitungsverleger. Sie erinnerte in ihrem selbstgerechten Ton, wie I. F. Stone (I. F. Stone's Weekly, 1. Mai 1961) sagt, an den schlimmsten Stil Bis-

marcks, oder Theodor Roosevelts. Er vertrat die Monroe-Doktrin in neuer Fassung, als unbedingte Beherrschung der westlichen Hemisphäre durch die USA. Er erhebt den Anspruch auf beliebige Intervention in den Angelegenheiten der Staaten dieses Kontinents. Er nimmt also ausgerechnet jene Haltung ein, die in Lateinamerika so verhaßt ist. *Dazu kamen Andeutungen von weiteren Unternehmungen, die geheimgehalten würden.* Dies war als besondere Empfehlung an die Presse zu verstehen. Die Presse, so wurde den Zeitungsverlegern zu verstehen gegeben, sei zu indiskret. Sie soll sich im Zweifelsfalle an die Regierung wenden, um zu wissen, was sie publizieren dürfe. Das Unternehmen gegen Kuba war nach Kennedy einfach *«ein Kampf kubanischer Patrioten gegen einen kubanischen Diktator»*. Diese Darstellung erfolgte, obwohl die Presse herausgefunden hatte, daß die Führer der kubanischen Rebellen am Tage vor dem Angriff auf einem verlassenen Flugplatz in Florida eingesperrt wurden und gar nicht wußten, daß der Handstreich im Gange war. Es war die CIA, die Central Intelligence Agency, das heißt die amerikanische Spionageagentur, die durch eine Reklamefirma im Namen des kubanischen Rebellenrates Aufrufe an die Kubaner erließ.

Dies hatte natürlich seinen Grund. Die Exilrebellen waren unter sich gar nicht einig. Neben Batista-Anhängern und Vertretern der äußersten Rechten, die auf die Wiederherstellung der früheren Besitzverhältnisse auf Kuba spekulierten, gab es auch linkseingestellte Exilierte, die in vielen Punkten mit Castro übereinstimmten. Ihr militärischer Führer wurde kaltgestellt und das Kommando der Invasion einem Hauptmann Manuel Artimé anvertraut, der der äußersten Rechten angehörte und in kürzester Frist eine neue Regierung seiner Auftraggeber, der Öl- und Zuckerinteressenten, bilden sollte. Sie wollten schließlich mit ihrem Geld nicht eine neue Revolution mitfinanzieren helfen.

Wie wird die Untersuchung durchgeführt?

Mit der Untersuchung der Ereignisse in und um Kuba betraute Kennedy den früheren Armeegeneral Maxwell Taylor. An geistigen Qualitäten die meisten seiner Kollegen vom Pentagon überragend, ist er doch als Berufssoldat kaum der geeignete Mann an dieser Stelle, denn es hat sich immer wieder gezeigt, daß man mit militärischem Denken und militärischen Mitteln sozialen Umwälzungen nicht gerecht werden kann. Ein weiteres Mitglied der Untersuchungskommission, Admiral Burke, der dem Gremium der Stabschefs angehört, taugte als Ratgeber in der Kuba-Angelegenheit selbst eher als Objekt einer Untersuchung. Dasselbe gilt für Allen Dulles, den Chef der CIA, die bekanntlich den Kuba-Handstreich inszenierte. Dulles kommt damit in die angenehme Lage, seine eigene Tätigkeit begutachten zu dürfen. Wie er sie beurteilt, hat er selbst längst festgestellt. Am Mißerfolg des Kuba-Handstreichs war nicht die CIA schuld, versagt haben einzig

die armen kubanischen Rebellen. Schließlich hat auch Robert Kennedy, der Bruder des Präsidenten, als Justizminister mit von der Untersuchungskommission, mit seiner fadenscheinigen Interpretation der Neutralitätsgesetze dafür gesorgt, daß die Rolle der CIA gar nicht in Erscheinung tritt. Die Neutralitätsgesetze, erklärte er, seien nicht für eine Situation geschaffen worden, wie sie heute in der Welt bestehe. Im ganzen Untersuchungsausschuß findet sich nicht ein Mann, der fähig wäre, die kubanische Frage und die weiteren Probleme, die sie illustriert, mit der geistigen Unabhängigkeit und der Einsicht zu beurteilen, die dafür erforderlich wären.

Kuba vor der UNO

Daß auch Adlai Stevenson vor der UNO mit seinem einst guten Namen für eine so erbärmliche Sache einstehen muß, ist besonders betrüblich. Man vergleiche, was Cabot Lodge, sein Vorgänger als Vertreter der USA bei den Vereinten Nationen, 1954 zu den Ereignissen in Guatemala vorzutragen hatte, mit der Erklärung, die Stevenson am 17. April 1961 vor demselben Forum hersagen mußte.

Cabot Lodge: «Ich möchte den Rat (Sicherheitsrat der UNO) in Kenntnis setzen, daß es sich nach den noch nicht vollständigen Nachrichten in Guatemala nicht um eine Aggression (der USA d. Ü.), sondern um eine Revolution der Guatemalteken gegen Guatemalteken handelt.» Dies nach dem Staatsstreich, den die Eisenhower-Administration inszeniert hatte, um eine ihren wirtschaftlichen Interessen gefügige Regierung in Guatemala einzusetzen.

Adlai Stevenson: «Wenn das Castro-Regime Anfeindungen zu fürchten hat, so ist es die Feindschaft von Kubanern, nicht von Amerikanern. Wenn das Castro-Regime gestürzt wird, so von Kubanern, nicht von Amerikanern. Ich sehe nicht ein, warum die USA verpflichtet sein sollten, Dr. Castro von den Folgen seines Verrates an früheren Versprechungen seiner Revolution zu schützen.» Man muß leider I. F. Stone zustimmen, wenn er sagt, daß die Invasion in Kuba einen Mann wie Stevenson, darüber hinaus aber auch die USA moralisch ruiniert.

Opposition im Senat

Senator Morse, Vorsitzender des Senatsausschusses für lateinamerikanische Angelegenheiten, den wir als Gegner des Regierungsstandpunktes zitieren möchten, ist bestürzt über die uneinsichtige Haltung der Kennedy-Administration. Er erklärte am 24. April vor dem genannten Ausschuß: «Die Vereinbarungen und Neutralitätsgesetze, die ich eben zitiert habe, verbieten ausdrücklich Tätigkeiten, wie sie jetzt (von unserem Boden aus) von Exilkubanern geübt werden. Solche Betätigung unter einem Deckmantel zu unterstützen, kommt der Heuchelei und dem Zynismus gleich, den die USA ständig den Sowjets

vorwerfen, in der UNO und anderswo. Man sagt etwa, dem Feuer müsse mit Feuer begegnet werden, wir müßten die Kommunisten (für die amerikanische Regierung ist Kuba ein kommunistischer Staat*) mit ihren eigenen Tricks übertrumpfen. Ich lehne dieses Argument ab. Würden wir es annehmen, so müßten wir Polizeistaat-Methoden anwenden und unsere Außenpolitik vor unserem eigenen Volk verheimlichen, werde sie nun von der CIA oder von irgendeiner anderen Körperschaft durchgeführt.»

«Kuba», sagt Morse, «ist nicht ein Dolch, der gegen uns gerichtet ist (wie Kennedy sagt), es ist wohl ein Dorn in unserer Seite, aber nichts deutet darauf hin, daß die Verhältnisse in Kuba eine militärische Intervention der USA aus Sicherheitsgründen erfordern. Eine solche Politik der USA-Intervention würde unsere Beziehungen zu den lateinamerikanischen Staaten um 50 Jahre zurückwerfen und nicht einmal massive wirtschaftliche Hilfe käme dagegen mehr auf.»

Auch Morse drängt auf Verhandlungen mit Castro — entweder im Rahmen der OAS oder der UNO. Er verlangt, daß die USA versuchen, die Wunden zu heilen, die nie hätten geschlagen werden dürfen.

Der demokratische Kongreßmann Kowalski (Connecticut), ein früherer amerikanischer Berufsoffizier, erinnert Kennedy an die Worte seiner Inaugurationsrede: «Wir wollen nie aus Furcht verhandeln. Aber wir wollen auch den Verhandlungsweg nie fürchten.»

Bis jetzt hat die USA-Regierung jedes Angebot Castros auf Verhandlungen schroff abgelehnt. Mehr noch: wie wir gesehen, wurde zwar General Maxwell Taylor mit einer Untersuchung der Ereignisse betraut. Er erhielt aber überdies den Auftrag, neue Möglichkeiten einer Bekämpfung der kubanischen Revolution zu studieren. Von Kennedy selbst wurden Andeutungen gemacht, daß «paramilitärische Methoden» zur Anwendung kommen könnten . . .

Geben wir I. F. Stone noch einmal das Wort und hören wir damit die Stimme der Vernunft. «Fidel Castro gewann in Kuba, in dem er Batista provozierte, sich selbst zu zerstören. Der Diktator in seiner panischen Furcht griff zu so brutalen Mitteln, daß schließlich niemand als seine engsten Gangstergesellen zu ihm hielten. Ich habe immer gefürchtet, daß Castro auch dazu provozieren würde, um selbst zu zerstören. Die Kettenreaktion dazu hat bereits eingesetzt — die Militärs und die äußerste Rechte kommen in unserer Regierung wieder obenauf. Die Gefahr einer direkten Invasion mit amerikanischen Kräften mag im Augenblick vorüber sein, aber die nachdrückliche Erwähnung ‚paramilitärischer Methoden' ist ein schlimmes Vorzeichen. Paramilitärische Methoden vergifteten das politische Leben der Weimarer Re-

* Warum diese Versuche einer Agrarreform immer mit Kommunismus gleichgestellt werden, sagt ein afrikanischer Delegierter an anderer Stelle dieser Nummer: «Warum sehen wir immer ‚rot' aus?»

publik und bereiteten den Weg für den Nazismus. Wir können nicht Regierungsorganen oder Körperschaften wie Freikorps usw. gestatten, sich außerhalb des Gesetzes zu stellen, ohne die Existenz unserer Republik zu gefährden.» *Red.*

Was einen amerikanischen Missionar schockierte

Im amerikanischen Kirchenblatt «The Churchman» vom Mai 1961 berichtet ein amerikanischer Methodist, Earl M. Smith, Missionar in Uruguay, über das, was ihn am tiefsten beeindruckte, als er nach vierjährigem Dienst auf Urlaub in seiner amerikanischen Heimat weilte.

Alle vier oder acht Jahre kehren die amerikanischen Missionare, von denen ich einer bin, auf Urlaub in ihre Heimat zurück. In unserer rasch sich verändernden Zeit erfährt der Urlauber fast immer einige schockartige Überraschungen. Klassisch ist der Fall jenes Missionars, der 20 Jahre von der Heimat fern gewesen war. Ein von technischen Dingen begeisterter Freund fragte ihn, was ihm nach 20jähriger Abwesenheit in Amerika am meisten auffalle und traute seinen Ohren nicht, als die Antwort lautete: «Das Verschwinden des Familienaltars.»

Was mich anbelangt, so bin ich davon längst nicht mehr überrascht, ebensowenig wie von der völlig auf weltliche Dinge ausgerichteten «amerikanischen Lebensweise» (American way of life), von der horrenden Zunahme der Jugendkriminalität, noch, schließlich, vom relativ geringen Interesse der Jungen am kirchlichen Leben. Was mich beeindruckt — was mir einen schweren Schock versetzt hat, ist die Gehirnwäsche, der unsere amerikanische Jugend durch die militärischen Behörden ausgesetzt wird.

Ich fragte einen flotten jungen Amerikaner, der gegenwärtig Militärdienst leistet, ob er mit «Propaganda» bearbeitet werde. Die Frage paßte ihm gar nicht. Doch als ehrlicher und aufrichtiger junger Bürger gab er zu, daß er der Propaganda unterworfen werde. Hierauf bewies er durch seine Worte, ohne daß er dessen bewußt war, welch gründliche Arbeit bereits an ihm geleistet worden war. Er ist zur Auffassung gebracht worden (persuaded), daß in unseren Volksschulen totalitäre Methoden angewandt werden sollten, um der heranwachsenden Generation von Kindern die richtigen Ideen einzupflanzen (to indoctrinate).

Ich kann dem jungen Mann keinen Vorwurf machen. Ich bewahre in meiner eigenen geistigen Struktur die Nachwirkungen einer nur acht Monate dauernden totalitären Gehirnwäsche. Ich ging nach Franco-Spanien mit dem amerikanischen Quäker-Hilfskorps, zur Zeit des spanischen Bürgerkrieges. Ich war ein gereifter Mann, freiheits-

liebend und demokratisch gesinnt. Ich hatte Hochschulbildung. Ich bewunderte das republikanische Spanien. Ich fühlte durch und durch als Protestant. Trotz alledem wurde ich ohne Zweifel durch die faschistische Propaganda Francos beeinflußt, auch wenn ich nur durch Radio, Presse und die allgemeine Atmosphäre damit in Berührung kam. Was kann ich demnach von einem jungen, noch nicht 20jährigen Mann erwarten, der seit 30 Monaten Tag für Tag bearbeitet worden ist, und dies mit den ausgeklügeltsten psychologischen wie den stärksten, an die Sinne appellierenden Methoden.

Tag für Tag insinuiert die Propaganda, mit ihren dem militärischen Training entliehenen Obertönen, daß alle, die gegen Militarismus eingestellt sind oder dazu neigen, dem freien Unternehmertum gewisse Grenzen zu setzen, offensichtlich dem Kommunismus verpflichtet sein müssen.

Mit der gleichen Beharrlichkeit wird den jungen Soldaten beigebracht, bis es ihnen schließlich ins Blut übergeht, daß es außer militärischer Sicherheit keinen tragfähigen Grund gibt. Alles andere, so wird ihnen gesagt, ist relativ oder spielt überhaupt keine Rolle. Religion, wenn es zu einer wirklichen Krise kommt, zählt nicht mehr. Die Vereinten Nationen sind ganz schön, aber nur von sehr bedingter Bedeutung. Freiheit, Ehrlichkeit, Gerechtigkeit, humanitäre Gesinnung — sind alles gute amerikanische Ideale, dürfen aber selbstverständlich nie einem militärischen Sieg im Wege stehen.

Oh Herr, wie lange noch? Wenn solche Gehirnwäsche im Namen der Freiheit, der Demokratie und des Christentums zu lange andauert, so werden Freiheit samt Demokratie und Christentum in unserer großen amerikanischen Republik ausgelöscht.

Diesem Missionar also, der die Heimat seit über fünf Jahren nicht mehr gesehen hat, ist die heutige Beherrschung Amerikas durch den Militärgeist das erschütterndste Erlebnis.

Es trifft ihn wie ein Schlag, daß heute, gleich den Großmächten im Sicherheitsrat, die militärische Führung in allen amerikanischen Beratungen ein absolutes Veto hat.

Es wirkt für ihn wie ein Schlag ins Gesicht, daß 15 Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg, nachdem fast eben so viele Jahre die Nutzlosigkeit großer Armeen für moderne Kriegführung bewiesen haben, unsere Jugend noch immer konfisziert wird, damit sie im sogenannten Militärdienst die von den Militärs als richtig befundenen Ideen eingeimpft bekommen kann.

Es ist niederschmetternd, daß weder unsere Kirchen, noch unsere Universitäten, ebensowenig wie unsere Gewerkschaften, unsere staatsbürgerlichen Verbände, Radio, Fernsehen, die Redaktoren unserer nationalen Zeitungen sich über den tragischen Verlust der Freiheit in diesem Amerika irgendwie aufregen.

Warum sehen wir immer «rot» aus?

Der Delegierte Mr. Boumboya aus Guinea, Westafrika, gab am 17. April vor der UNO einen interessanten Kommentar zur Agrarrevolution auf Kuba, die in den USA bekanntlich «kommunistisch» genannt wird. Mr. Boumboya macht verständlich, warum diese jungen Völker immer als «rot» gelten.

Staaten, die im Begriff sind, die kolonialen Fesseln abzuwerfen, entdecken sehr bald, daß ihre Wirtschaft, dank der Ausbeutung durch fremde Mächte, den Notwendigkeiten ihrer nationalen Existenz in keiner Weise angepaßt ist. Monokultur oder ausschließlich auf die Produktion einer bestimmten Kulturpflanze (Kaffee, Zuckerrohr, Tabak, Gummi, zum Beispiel) eingestellte Wirtschaft ist charakteristisch für die unterentwickelten Länder. Eine revolutionäre Regierung, wenn sie *eine umfassende wirtschaftliche Entwicklung fördern will*, ist gezwungen, den kolonialen Typus der Produktion radikal zu ändern. Nur so kann sie die Produktion steigern und die Industrialisierung des Landes durchführen.

Angesichts der Klagen über kommunistische Infiltration, die laut werden, sobald ein unterentwickeltes Land zu kühnen Reformen übergeht, sollte man sich darüber klar sein, daß die Maßnahmen, die nach der Machtübernahme ergriffen werden, nur die unausweichlichen Folgen einer Existenz der Abhängigkeit und der Enttäuschung sind und daß solche Maßnahmen ihre Stoßkraft aus den Forderungen des bisher unter dem feudalistischen Regime schmachtenden Volkes herleiten. In Ländern, wo die nationale Wirtschaft unter der Kontrolle fremder Interessen steht, ist Elend und Armut das Los der Eingeborenenbevölkerung, deren Arbeitskraft sich in der Beschaffung von Rohstoffen für die weitere Ausdehnung der Trusts erschöpft.

Wenn es sich darum handelt, die Kultur neuer Pflanzen einzuführen, die den Bedürfnissen der Leute entspricht; wenn wir der Ausbeutung der Landarbeiter ein Ende setzen und deren Folge, die katastrophale Unterproduktion des Landes, überwinden wollen, dann müssen unsere jungen, noch kaum flüggen Regierungen notwendigerweise die historische Verantwortung für Akte übernehmen, die ihnen mancherorts einen üblen Ruf eintragen.

I. F. Stone's Weekly, 24. April 1961

Der Druck auf Kennedy

Was wir über die autoritäre Tendenz der amerikanischen Außenpolitik anderorts feststellen, wird bestätigt durch einen wohldokumentierten Artikel *General H. B. Hesters* im «*Churchman*» (Juni 1961).

In seiner Abschiedsbotschaft vom 17. Januar 1961 warnte *Präsident Eisenhower* seine Landsleute: «Nur eine wache und wohlinfor-

mierte Bürgerschaft kann erzwingen, daß unsere riesige industrielle und militärische Maschinerie im Zaum gehalten wird, *so daß Sicherheit und Freiheit nebeneinander gedeihen können.*» Kurz vorher war in einer Broschüre, betitelt «*Die Angstgemeinschaft*» (The Community of Fear), die vom Studienzentrum für demokratische Institutionen in Kalifornien herausgegeben wurde, die aufsehenerregende Feststellung erschienen, daß «*die (amerikanische) militärische Elite durchaus in der Lage sei, Befehlsgewalt über die gesamten US-militärischen Streitkräfte (striking forces) an sich zu reißen, falls sich in der Außenpolitik der Regierung Anzeichen von ‚Schwäche' zeigen sollten*».

Schon zwei Monate nach der Abschiedsbotschaft Eisenhowers berichtete die Kongreßzeitschrift («*Congressional Quarterly*»), daß Washington den Warnungsruf Eisenhowers über den «ungerechtfertigten Einfluß» eines «militärisch-industriellen Interessenverbandes» schon beinahe vergessen habe («New York Times», 25. März 1961). Die Zeitschrift stellt fest, daß sich im Kongreß sofort eine starke Opposition gegen die von der neuen Regierung vorgesehene Aufhebung unnötiger militärischer Posten erhob, ebenso wie gegen die radikale Beschneidung militärischer Projekte, deren Realisierung als nicht mehr im nationalen Interesse liegend betrachtet wurde. Es handelte sich um das übliche Zusammenwirken von Militärs, Industriellen, Arbeiterführern und einigen andern Persönlichkeiten, die daran interessiert sind, zu ihrem eigenen Vorteil, wenn auch nicht im Interesse des Landes sogenannte Verteidigungsprojekte weiter zu vermehren.

Alle diese Warnungen vor kommenden Gefahren sind begründet, doch bieten sie leider keine Lösung. Präsident Eisenhower mußte wissen, daß es eine «wohlinformierte Bürgerschaft» in diesem Klima des Kalten Krieges nicht geben kann. Es war sogar seine eigene Regierung, die die größten Fortschritte in der Verheimlichung von Regierungsmaßnahmen zu verzeichnen hatte. Die Protokolle der Kongreßverhandlungen sind oft unverständlich infolge der zahlreichen Lücken, die aus «Sicherheitsgründen» entstanden. Der Präsident weiß offenbar herzlich wenig und der Kongreß sozusagen gar nichts von den Machinationen der CIA. Der U-2-Zwischenfall vom 1. Mai 1960 ist dafür ein sprechendes Beispiel.

Die amerikanische Öffentlichkeit muß sich darüber klar sein, daß das erste Opfer eines Kalten oder Heißen Krieges die Wahrheit ist. Es ist heute ganz einfach nicht erlaubt, die Wahrheit über einen Gegner auszusprechen, außer wenn sie schlecht lautet. Die Informationsmöglichkeiten über wirklich kritische Gebiete wie Kuba oder China schließlich sind, infolge der gouvernementalen Reisekontrolle, auf ein Mindestmaß beschränkt. Red.

Das USA-Hilfsprogramm für Südamerika

Bekanntlich hat Präsident Kennedy ein 500-Millionen-Dollar-Hilfsprogramm für Südamerika in Aussicht genommen und sogar die Zustimmung des Kongresses dafür gewonnen. In einer Rede an die südamerikanischen Diplomaten (13. März 1961) sprach er im Weißen Haus von «der Freiheit und Glorie der beiden Amerika, dem Kampf für die Freiheit und Würde des Menschen» und der Pflicht der USA, der Welt zu zeigen, daß «das ungestillte Verlangen der Menschen nach wirtschaftlichem Fortschritt und sozialer Gerechtigkeit am besten erfüllt wird von freien Menschen im Rahmen demokratischer Institutionen».

Bei uns hat man wenig davon gehört, was die Kenner südamerikanischer Verhältnisse von den Plänen Kennedys halten. Um so aufschlußreicher ist ein Brief, den das «*Wallstreet Journal*» (3. Mai 1961) unter dem Titel «Hilfe an Lateinamerika» veröffentlicht. Der Autor, der Südamerika aus jahrelangem Aufenthalt kennt, äußert sich wie folgt zu den Sicherungen für die richtige Anwendung der Hilfe:

«Nun zu den Reformen, die wir als Gegenleistung für unsere Hilfe verlangen. Die kleine, reiche herrschende Klasse der lateinamerikanischen Länder wird das Aufkommen eines gebildeten selbstbewußten und sich selbst erhaltenden Bürgertums niemals dulden.

Es ist eine Tatsache, und wir müssen uns darüber ganz klar sein, daß die herrschende Schicht der lateinamerikanischen Länder keine Gesetze für die soziale Besserstellung des Volkes einführen wird oder sie nicht zur Anwendung bringt, falls sie solche zum Schein annimmt. Sie werden uns um Geld anbetteln und drohen, dessen können wir gewiß sein, daß sie sich an Rußland wenden, wenn wir nicht herausrücken mit den Dollar. Aber sie werden den unteren Schichten der Bevölkerung keine Chance geben, wenn sie es verhindern können. Der größte Teil der Gelder, falls sie welche erhalten, wird in den Taschen korrupter Politiker verschwinden oder in pompösen öffentlichen Bauten, schönen Boulevards usw. angelegt werden, während das Volk weiter in Unwissenheit, Schmutz und Elend verkommt.

Peru hat — dies möge zur Illustration dienen — schon jetzt eine Sozialgesetzgebung, die weit über das hinausgeht, was wir in den USA besitzen. *Diese Gesetze stehen nur auf dem Papier.* Ich stellte diese Tatsache in der dortigen Universitätsbibliothek fest. Wenn ich darnach auf die Straße ging und all das Elend um mich sah und mich meinen peruanischen Freunden gegenüber dazu äußerte, so bekam ich zur Antwort: Aber wir haben ja alles in unseren Gesetzbüchern. Was will man mehr? Eine alte, aus Spanien stammende Tradition will eben, daß man die Gesetze zwar respektiert, doch sie zu befolgen, ist man nicht gehalten.

Ein Faktor, der nicht wenig zur Rückständigkeit der lateinamerikanischen Länder beiträgt, ist dies: Wer auch nur einen Tropfen spanisches Blut in seinen Adern hat, betrachtet sich als Gentleman und ein Gentleman arbeitet nicht!

Die Landreform bringt weitere schwierige Probleme mit sich, denn in all diesen Ländern, ganz besonders aber in Bolivien und Peru stößt man dabei mit der Katholischen Kirche, dem mächtigsten Grundbesitzer, zusammen. In Peru besitzt die Katholische Kirche mehr als die Hälfte des besten Farmlandes und verpachtet es zu sehr harten Bedingungen an die Bauern. Sie müssen Saatgut, Dünger, Werkzeug stellen und die Arbeit leisten. Dafür dürfen sie die Hälfte der Ernte behalten und davon auch Steuern bezahlen, während die Kirche für ihren Anteil steuerfrei ausgeht.» Soweit der Brief an das «Wallstreet Journal».

Wohl hat Kennedy den südamerikanischen Diplomaten erklärt, daß «nur sie allein ihre Hilfsquellen einsetzen, ihre Bevölkerung zu einer großen Anstrengung aufrufen und ihre sozialen Verhältnisse so umgestalten können, daß alle und nicht nur ein paar Privilegierte die Früchte des Wachstums teilen. Nur wenn sie (die herrschenden Schichten) sich dazu aufraffen, wirke Unterstützung von außen als Anstoß zum Fortschritt, ohne diese Umstellung könne auch die umfangreichste Hilfe die Wohlfahrt des Volkes nicht fördern.»

In der Juninummer der «*Monthly Review*» sieht auch ein anderer Kenner südamerikanischer Verhältnisse, *Leo Huberman*, voraus, daß das Hilfsprogramm Kennedys nicht leisten wird, was man von ihm erwartet. Die Reformen, die der Präsident verwirklicht sehen möchte, das heißt bessere Nutzung des Bodens, höhere und mannigfaltigere landwirtschaftliche Produktion, Schulung und ärztliche Betreuung der Bevölkerung und menschenwürdige Wohnstätten, die Besserstellung *aller* Volksklassen usw. Alle diese Forderungen werden Wunschträume bleiben und *das Volk wird weiter hungern*, solange die beiden entscheidenden Machtgruppen — die Großgrundbesitzer und die ausländischen, meist amerikanischen, Korporationen nicht entmachtet und der wirtschaftliche und soziale Aufbau dieser Länder nicht radikal umgestaltet werden.

Es bedürfte dazu einer *echten* Gut-Nachbar-Politik der USA und eines Präsidenten Roosevelt, der den großen Korporationen entgegentrat und auch der Entwicklung in Kuba eine für Amerika und Castros Insel vernünftigere Wendung gegeben hätte.

Die Jahresversammlung

der Religiös-sozialen Vereinigung und der Vereinigung Freunde der «Neuen Wege» fand am 7. Mai im «Haus zum Korn» statt und war mit etwa 60 Personen gut besucht. Im Mittelpunkt stand ein Referat von Nationalrat Dellberg, Siders: «Aufrüstung oder soziale Sicherheit.» Dellberg ist ein Kämpfer auf dem Gebiet der praktischen Politik, und so bekamen wir einen aufschlußreichen Einblick in das aus Ziffern bestehende Rüstzeug, mit dem er und seine Freunde im

Nationalrat weitere Fortschritte auf dem Gebiet der sozialen Sicherheit zu erkämpfen suchen. Die Schweiz ist hier noch weit zurück. Es war beschämend, zu hören, daß in einer internationalen Sozialstatistik die Schweiz an 17. Stelle rangiert in bezug auf soziale Sicherheit, aber an 3. in bezug auf Beiträge der Arbeiter und Angestellten. Die von ihm dargebotenen Zahlen bilden — Freund Dellberg wies selbst darauf hin — eine lebens- und gegenwartsnahe Illustration zu den Marx'schen Theorien über die fortschreitende Konzentration des Kapitals. Denn bei der Zunahme des schweizerischen Nationaleinkommens (es beträgt heute 32 Milliarden im Jahr, Zuwachsrate 5 bis 6 Prozent jährlich) steigt das arbeitslose Kapitaleinkommen am stärksten, so daß die Zunahme des Geschäfts- und vor allem des Arbeitseinkommens rückläufig ist.

So bleibt die Ungerechtigkeit in der Verteilung des Volkseinkommens nicht nur bestehen, sondern wird immer größer. Bei gleichmäßiger Aufteilung zum Beispiel würden auf den Kopf der Bevölkerung rund 5000 Franken entfallen, also auf die fünfköpfige Familie 25 000 Franken. Aber 90 Prozent von 200 000 Bauern haben weniger als 9000 Franken Einkommen. Es wäre ein Gebot der Gerechtigkeit, und es wäre möglich, durch bessere soziale Sicherung wenigstens einen gewissen Ausgleich zu schaffen. Aber — «Mars regiert die Stunde».

Hier setzte Nationalrat Dellberg mit seiner Kritik des Militärs und der Militärausgaben der Eidgenossenschaft an. An jenen 1,2 Milliarden Franken, bei denen es ja nicht bleiben wird und die nach seiner Meinung und der vieler anderer ganz unnütz ausgegebenes Geld sind, weil die «Landesverteidigung» eines Kleinstaates im Zeitalter der Fernlenkgeschoße keinen Sinn mehr hat. Sie ist nur mehr durch den Kampf gegen den Krieg selbst, durch die Abschaffung des Krieges überhaupt, möglich. Sogar schon im Zweiten Weltkrieg hätte man, nach General Guisans eigenen Plänen, den volksreichsten Teil des Landes dem Feinde überlassen müssen und wäre zudem auf die Hilfe anderer Armeen angewiesen gewesen.

Die hier von Freund Dellberg dargelegte Meinung ist unseren Lesern ja auch aus der in diesen Blättern stets vertretenen Haltung vertraut.

Aber es war, so glauben wir, gar nicht so sehr — oder nicht nur — der sachliche Inhalt des Vortrages, der auf die Hörer den starken Eindruck machte. Es war ebensosehr oder noch mehr die Persönlichkeit des Vortragenden, als eines treuen und unermüdlichen Kämpfers für größere soziale Gerechtigkeit in dieser ungerechten Welt. Eine Aufgabe um so bemühender, aber auch um so nötiger in einer Periode des Stellungskrieges — um nicht zu sagen des Waffenstillstandes — in dem Kampf zwischen Kapital und Arbeit. Und wir waren unserem Vorsitzenden Freund Dr. Kramer dankbar, daß er in seinem Schlußwort diese Persönlichkeit des Referenten, obwohl er als Freidenker geistig auf einem anderen Boden steht, eindrücklich würdigte.

Der Nachmittag war neben geschäftlichen Traktanden, Wahlen usw. dem Thema der weiteren Ausgestaltung der «Neuen Wege» gewidmet. Unter anderem fiel auch der Vorschlag, den Vortrag von Nationalrat Karl Dellberg, der in seiner Dokumentation von einzigartigem Wert ist, sukzessive in unserer Zeitschrift erscheinen zu lassen, damit sie sich nicht zu Unrecht «Blätter für den Kampf der Zeit» nennt. *H. H.*

BUCHBESPRECHUNG

*Hinweis auf ein wertvolles Buch: «Urzeit und Geschichte Afrikas»**

Wer die Bücher *Basil Davidsons* über Afrika und China kennt, wird sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, die Geschichte Afrikas in seiner faszinierenden Darstellung zu verfolgen. «Die Entdeckung Afrikas erhielt», wie Basil Davidson schreibt, «ihren Platz unter den Großtaten des 19. Jahrhunderts. Die Mythen und Legenden über seine Geographie verschwanden seither. Heute, hundert Jahre später, findet ein ähnlicher Prozeß des Entdeckens auf dem Gebiet der afrikanischen *Geschichte* statt. Dieses Buch kann als eine Art ‚Lagebericht' über die vielen und aufregenden Funde betrachtet werden.» Diese Geschichte des dunklen Erdteils ist in Tat und Wahrheit «auf die Anerkennung der Wesenseinheit der Völker Afrikas mit den Völkern der übrigen Welt gerichtet».

*Rowohlt-Verlag, 274 Seiten, Fr. 5.35.

WELTRUNDSCHAU

Wien und die Folgen Die Wiener Begegnung zwischen *Kennedy* und *Chruschtschew* vom 2./3. Juni war sicher nicht das überragende weltpolitische Ereignis, das man auf sowjetischer Seite darin sehen will. Sie war aber auch nicht bloß «nützlich», wie der amerikanische Präsident in betonter Nüchternheit sagte (obwohl sie das zweifellos war). Sie war vielmehr in erster Linie ein Ausdruck der Tatsache, daß die Vereinigten Staaten mit ihrer ganzen Außenpolitik in eine richtige Sackgasse geraten sind.

Es war ja Kennedy, der überraschend das «Gipfeltreffen» von Wien veranlaßte, im Widerspruch zu seiner anfänglichen Abneigung gegen alle «Besuchsdiplomatie». Die wenigen Monate, während derer er die amerikanische Außenpolitik leitete, hatten ihn davon überzeugt, daß die Vereinigten Staaten von einer Niederlage zur andern schreiten würden, wenn es so weitergehe wie bisher, daß die Zeit gegen ihn arbeite und daß es vor allem einmal nötig sei, in persönlicher Aussprache mit dem sowjetischen Ministerpräsidenten, seinem Gegen-

spieler im kommunistischen Lager, dessen Auffassung von der Weltlage kennenzulernen, wenn nicht die Gefahr wachsen solle, daß die radikal militärisch denkenden Kreise in Amerika eine Gewaltlösung für die verfahrene Lage anstreben.

Man vergegenwärtige sich doch die riesigen Schwierigkeiten, vor die sich der tatendurstige Präsident der Vereinigten Staaten gestellt sieht in seinem Drang, die so bedenklich geschwächte Weltgeltung seines Landes wiederherzustellen. Den schwersten Rückschlag hat die amerikanische Politik natürlich mit ihrem mißglückten Angriff auf *Kuba* erlitten. Kennedys erste Antwort darauf war die Ankündigung, die USA würden niemals dulden, daß sich ein «kommunistischer» Brückenkopf in der westlichen Erdhälfte bilde, daß jetzt erst recht Mittel und Wege gesucht werden müßten, um das Regime Castro zu stürzen, und daß eine neue Kampfführung — eine Art Guerillataktik — gegenüber dem Weltkommunismus entwickelt werden müsse, besonders in Lateinamerika, das sich unter nordamerikanischer Führung für die Abwehr der «kommunistischen Gefahr» zusammenschließen müsse. Aber gerade in den lateinamerikanischen Staaten fand der Alarmruf Kennedys wenig Widerhall. Das Washingtoner Weißbuch über Kuba wurde in der südamerikanischen Presse entweder abgelehnt oder einfach ignoriert. Der neue Präsident von Brasilien, Quadros, riet seinem nordamerikanischen Kollegen dringend, die Hände von Kuba zu lassen. Ähnlich ist die Haltung Argentiniens, Ecuadors und Mexikos. Nur wenige mittel- und südamerikanische Staaten scheinen bereit, die Einkreisungsbewegung gegen Kuba mitzumachen. «Wer hier gewinnt, ist Castro, nicht Nordamerika. Die Vereinigten Staaten verlieren Boden . . . Man sagt ihnen, sie sollten ihren Traum von einer gefestigten Front gegen Castro nur vergessen», stellt bitter «US News & World Report» (22. Mai) fest.

In *Asien* steht es für die Sache Nordamerikas auch nicht besser, eher schlechter. Daß Laos für die USA verloren ist, weiß man in Washington recht gut; mehr als mit einer neutralistischen Formel für das umstrittene Königreich das Gesicht zu wahren, kann man von der in Genf tagenden Konferenz kaum hoffen. Kambodscha wird den gleichen Weg gehen wie Laos, und auch in Thailand bereitet man sich auf die Abkehr von den Vereinigten Staaten vor. Wie lang sich das amerikanische Satellitenregime in Südvietnam behaupten kann, steht ebenso dahin wie die Lebensdauer der in Südkorea aufgerichteten Militärdiktatur, so antikommunistisch sie sich auch gebärdet. Japan aber ist je länger, je weniger bereit, für Amerika die Kastanien aus dem Feuer zu holen, und Indonesiens Staatspräsident Sukarno hat letzthin in Moskau geradezu Bruderschaft mit Chruschtschew getrunken. In Pakistan, das mit Persien zusammen unter amerikanischer Aufsicht die Zentralasiatische Vertragsorganisation (CENTO) darstellt, warnt man die Vereinigten Staaten deutlich vor militärischen Abenteuern in Asien, während in Persien, dieser Hochburg amerikanischen Einflusses im

Mittelosten, der Kampf zwischen Reform und Revolution in einen entscheidenden Abschnitt eingetreten ist und der Thron des Schahs mitsamt dem ganzen verfaulten Feudalsystem, das ihn stützt, aufs neue schwer erschüttert scheint.

Kurz, es ist nur zu begreiflich, daß Präsident Kennedy unruhig geworden ist und zunächst einmal ein eigenes Urteil über die Absichten und Auffassungen der Sowjetführer zu gewinnen suchte, ehe er seinen weiteren Kurs festlegen wollte. Was ist nun bei seinen Gesprächen mit Chruschtschew tatsächlich herausgekommen? Trotz dem fürchterlichen Presse-, Radio- und Fernsehbetrieb, der um die Wiener Zusammenkunft herum veranstaltet wurde, weiß über die vorsichtige Berichterstattung des amerikanischen Präsidenten selbst hinaus niemand genau, was sich die beiden «Großen» im einzelnen gesagt haben und was für Schlüsse jeder aus der Haltung des andern gezogen hat. Man wird aber kaum fehlgehen mit der Annahme, daß sich Kennedy wie Chruschtschew aufs neue vom Bestehen eines Gleichgewichts der beidseitigen Kräfte Rechenschaft gegeben haben, das auf absehbare Zeit nicht zu erschüttern ist und eine militärische Kraftprobe, die nicht zur Weltkatastrophe würde, einfach ausschließt. Kennedy hat wiederholt betont, daß die Auseinandersetzung zwischen der kapitalistischen und der kommunistischen Welt «noch viele Jahre andauern» werde und das Mächtegleichgewicht dabei «nicht durch eine neue, dramatische Politik oder Entscheidung der Vereinigten Staaten zu deren Gunsten verändert werden» könne. Und man darf ihm glauben, daß er, wie auch Chruschtschew, in dem Entschluß bestärkt worden ist, sorgfältig alles zu vermeiden, was eine Verschärfung des West-Ost-Gegensatzes bis zur Unvermeidlichkeit eines Krieges bewirken könnte. Das ist schon viel. Die beiden Staatsmänner sind denn auch übereingekommen, die gegenwärtig schwebenden Verhandlungen zwischen ihren Ländern und deren Verbündeten — besonders diejenigen über Laos und die Kernwaffenversuche — geduldig fortzusetzen, so hoffnungslos sie auch scheinen möchten. Überhaupt solle die direkte Fühlungnahme zwischen den leitenden Persönlichkeiten in beiden Lagern nicht abreißen, wenn auch bestimmte Abmachungen über neue Begegnungen nicht getroffen wurden. Auch das darf schließlich als erfreuliches Zeichen vermerkt werden, daß Kennedy in seinem «Rechenschaftsbericht» vor dem amerikanischen Fernsehen mit warmen Worten eine große Anstrengung zugunsten der unterentwickelten Völker in Aussicht gestellt hat, so klar es ist, daß ihm in erster Linie daran gelegen ist, diese Völker vor dem Übergang ins kommunistische Lager oder doch vor der Abkehr von der «freien Welt» zu «retten».

Der Graben bleibt Aber gerade dieser letzte Umstand — die Rolle der *Entwicklungshilfe* im Kampf gegen den Kommunismus — zeigt, wie begrenzt die Möglichkeiten für eine Milderung oder gar Überwindung des Kalten Krieges sind, die sich

aus der Begegnung von Wien ergeben. Eine wirkliche und wirksame Hilfe an die zurückgebliebenen Länder ist — wie wir immer wieder dargelegt haben — nur möglich, wenn die feudal-kapitalistischen Wirtschafts- und Staatsformen, die in den meisten dieser Länder vorherrschen, gesprengt werden. Daran kann aber Kennedys Amerika so wenig denken wie dasjenige Eisenhowers oder Trumans. «Das würde ja», wie Kingsley Martin im «New Statesman» (26. Mai) schreibt, «bedeuten, daß die Vereinigten Staaten die Revolution unterstützen müßten, was, wie ich annehme, ein logischer Widersinn ist. Der Kapitalismus müßte aufhören, Kapitalismus zu sein, wenn er die soziale Revolution befördern wollte.» Während die Sowjetunion ihrem Wesen nach das tatsächlich tut, werden also die Vereinigten Staaten fortfahren, der feudalistischen Gesellschaftsverfassung lateinamerikanischer, afrikanischer und asiatischer Länder ein roh-kapitalistisches «freies Unternehmertum» aufzupfropfen, Millionen von Dollar einer korrupten Oberklasse zuzuhalten und Militärinstruktoren anzusiedeln, die jeden Versuch einer sozialen Revolution als verabscheuungswürdige kommunistische Verschwörung ersticken helfen. Die Bauern und Arbeiter dieser Länder werden so weder politische Freiheit noch Freiheit von Armut und Not bekommen, der Kampf mit dem östlichen Kommunismus aber wird verschärft und der Graben zwischen West und Ost noch breiter werden als zuvor.

Inzwischen wird die Organisation der *Vereinten Nationen* noch offenkundiger als schon jetzt in Widerspruch zu den tatsächlichen Machtverhältnissen geraten. Die Chinesische Volksrepublik wird von ihr weiterhin ausgeschlossen bleiben, und die neuaufgenommenen asiatischen und afrikanischen Staaten werden ihr Mitspracherecht innerhalb der UNO mit wachsendem Selbstbewußtsein geltend machen, statt mitzuhelfen, der nordamerikanischen Union in kritischen Fragen ein mechanisches Übergewicht über die Sowjetunion zu sichern. Chruschtschews Plan, das UNO-Sekretariat dreiteilig zusammenzusetzen, so daß es aus gleichberechtigten Vertretern der Westmächte, des Ostlagers und der blockfreien, neutralen Staaten bestünde, trägt dieser Lage im wohlverstandenen Eigeninteresse Rechnung. Das ausführende Organ der Vereinten Nationen würde damit dem überragenden Einfluß Amerikas entzogen und das Einspruchsrecht, das die Sowjetunion schon bisher gegen Beschlüsse des Sicherheitsrats hatte, tatsächlich auf die Beschlüsse der Generalversammlung ausgedehnt, in der jetzt die USA mit Hilfe ihrer Gefolgsstaaten die Sowjetunion einfach überstimmen können. Ein neuer Koreakrieg, der im Namen der Vereinten Nationen, tatsächlich aber von Amerika geführt würde, wäre damit ebenso unmöglich gemacht wie eine gewisse Politik, die Hammarskjöld als Generalsekretär der UNO, aber stark unter amerikanisch-westmächtlichem Druck und gegen den Willen der Sowjetunion im Kongo betreiben konnte. Chruschtschew scheint in Wien diesen «Troika»-(Dreigespann)-Plan mit großem Nachdruck vor Ken-

nedy entwickelt zu haben, und er wird kaum locker lassen mit seinen Bemühungen, ihn in die Wirklichkeit umzusetzen. Der «New Statesman» (9. Juni) dürfte darum recht behalten mit seiner Annahme, daß ohne eine realistische Umgestaltung der Vereinten Nationen einfach jede internationale Rechtsordnung zusammbrechen und ein anarchischer Zustand in den Staatenbeziehungen eintreten würde. «Den Westen», so meint er, «wird es hart ankommen, seine Verteidigung des bestehenden UNO-Sekretariats aufzugeben — ja zu hart, wenn Chruschtschew nicht bereit ist, dafür einige wesentliche Zugeständnisse anzubieten . . . Es ist sehr zu hoffen, daß Kennedy es sich lang und ernst überlegen wird, bevor er auf Chruschtschews Begehren im gewohnten Stil des Kalten Krieges antwortet.»

Vor eine ähnliche schwierige Entscheidung wird der amerikanische Präsident gestellt sein werden, wenn es um *Berlin* geht. Die Sowjetregierung hat ja Kennedy in Wien ein seither im Wortlaut veröffentlichtes Memorandum überreichen lassen, das ihre Auffassung von der vorläufigen Lösung der deutschen Frage aufs neue formuliert und im wesentlichen den Abschluß eines Friedensvertrags mit den beiden deutschen Teilstaaten oder mindestens mit Ostdeutschland und die Umgestaltung Westberlins zu einer entmilitarisierten Freistadt ins Auge faßt. Für die dafür nötigen Verhandlungen zwischen West- und Ostdeutschland hält die Sowjetregierung eine Frist von nicht mehr als sechs Monaten für genügend. Es ist gar nicht zu bestreiten, daß die sowjetische Forderung, dem abnormalen Zustand Westberlins ein Ende zu machen und überhaupt die von Westdeutschland und seiner Wiederaufrüstung drohende Gefahr zu bannen (wie es das Potsdamer Abkommen von 1945 verlangte), nur zu gut begründet ist. Die Schwäche des russischen Standpunktes ist, daß die Zweiteilung Deutschlands auch mit der Annahme der Grundsätze des Moskauer Memorandums nicht überwunden, ja eher befestigt würde. Aber die Westmächte könnten ein wiedervereinigtes Deutschland sofort haben, wenn sie Gewähr dafür böten, daß dieses Deutschland nicht ihrem Militärblock angeschlossen und die sozialistischen Einrichtungen, die in der DDR geschaffen worden sind, nicht beseitigt würden. Gerade das wollen sie jedoch um keinen Preis. Für die Vereinigten Staaten namentlich ist ein Deutschland, das in den großen Kampf gegen den kommunistischen Osten eingesetzt werden kann und das sich, gestützt auf seine neue Wehrmacht, die «Befreiung» der osteuropäischen Völker «bis zum Ural» sowie die Wiedergewinnung seiner 1945 verlorenen eigenen Ostgebiete zum Ziel gesetzt hat, völlig unentbehrlich. Und wenn es nicht das ganze Deutschland sein kann, das dem Westblock eingegliedert wird, so soll es wenigstens die Bundesrepublik sein und bleiben.

Präsident Kennedy versichert einmal ums andere, die Vereinigten Staaten würden unerschütterlich fest zum heutigen Westdeutschland stehen und besonders jeden Versuch, Westberlin als Militärstützpunkt und offenes Tor für ostdeutsche Flüchtlinge aufzuheben, mit allen

Mitteln bekämpfen. Und es gibt in Amerika einflußreiche Kräfte — die Führer der Republikanischen Partei gehören dazu —, die nach dem Washingtoner Korrespondenten der «Neuen Zürcher Zeitung» (Nr. 2167) «finden, es gebe nun nichts anderes als eine bewußte Politik der Stärke, um auf die kommende Berliner Krise hin gerüstet zu sein». Kennedy selbst hat *neue Milliardenkredite* für den Ausbau der anscheinend immer noch nicht genügenden Kriegsrüstungen der Vereinigten Staaten verlangt, und der stellvertretende Wehrmachtsminister Gilpatric hat kürzlich (am 6. Juni) abermals bestätigt, «daß die NATO mit dem Einsatz von Kernwaffen antworten würde, wenn ihre Streitkräfte von einem nicht mit Kernwaffen geführten Angriff aus Ländern des kommunistischen Blocks überrannt zu werden drohten». Das gilt natürlich auch für den Fall einer Bedrohung des gegenwärtigen Standes der Dinge in Westberlin. Wie soll man da, trotz den hoffnungsvolleren Ausblicken, die Wien eröffnet, an die Möglichkeit einer Annäherung der beiden großen Weltlager glauben, zumal selbstverständlich auch die Sowjetunion ihre Militärrüstung unermüdlich verstärkt? *Abrüstung*, nicht immer weitere Aufrüstung, wird mit jedem Tag lebensnotwendiger für alle Welt, und die Londoner «Peace News» haben schon recht, wenn sie (9. Juni) feststellen: «Diejenigen, die glauben, einseitiges Vorgehen, um dem Wettrüsten ein Ende machen zu helfen, sei ein widersinniger Vorschlag, haben die Pflicht, zu zeigen, wie dann sonst die Supermächte in der gefährlich kurzen Zeit, die noch verbleibt, aus ihrer Sackgasse herauskommen können.»

Ungarn 1961 Den Hauptteil dieser Weltrundschau möchte ich nun aber einer Wiedergabe der Eindrücke widmen, die ich bei einem freilich nur kurzen (elftägigen) Aufenthalt in *Ungarn* erhalten habe. Ungarn steht ja mit seinem gegenwärtigen Regierungssystem in denkbar schlechtem Ruf bei unserer öffentlichen Meinung. Wenn sie nur das Wort «Ungarn» hören, verfallen viele Leute bei uns in hysterische Krämpfe und sind bereit, jede Lüge zu glauben und zu verbreiten, die sie über Ungarn hören, wie sich vor nicht langer Zeit wieder bei der Mär von dem geplanten «Budapester Kindermord» gezeigt hat. Es sind die gleichen Leute, die Frankreichs Kolonialgreuel in Algerien und Madagaskar — mit je achtzig- oder hunderttausend Toten —, die nun bald 25 Jahre währende faschistische Diktatur in Spanien, die Verbrechen der Portugiesen in Angola und Mozambique und all die Gewalttaten in den übrigen Ländern der «freien» Welt mit großer Gelassenheit ertragen, aber gegen die Praxis der *kommunistischen* Diktaturen und besonders gegen die Unterdrückung der ungarischen Revolte von 1956 durch sowjetisches Militär jahraus, jahrein mit flammender Entrüstung zetern und wettern. Ich ergriff darum gern die mir und einer Gruppe schweizerischer Journalisten verschiedenster Richtung gebotene Gelegenheit, an Ort und Stelle einmal selber nachzuschauen, wie die Dinge in Ungarn eigentlich stehen.

Um es von vornherein zu sagen: Die Krise von 1956 ist so gut wie völlig überwunden. An meinem Urteil über die damaligen Ereignisse selbst hat sich zwar durch das, was ich in Budapest gehört habe, nichts Wesentliches geändert. Der schwere Fehler der Regierung Gerö war es, daß sie, statt die Berechtigung des Begehrens nach einer kräftigen Lockerung der Diktatur und einer Verbesserung der Lebensverhältnisse anzuerkennen, die Bewegung freiheitlicher Sozialisten und gemäßigter Kommunisten als gegenrevolutionär brandmarkte und mit russischer Hilfe zu ersticken suchte. Erst diese Trotzhaltung ermutigte die *wirklich* gegenrevolutionären Kräfte zum Losschlagen und brachte Imre Nagy ans Ruder, der — als alter Kommunist! — den Austritt Ungarns aus dem Warschauer Pakt, also die Sprengung des Ostblocks, betrieb, eine vermeintliche parlamentarische Demokratie nach westlichem Muster aufrichten wollte, den Kardinal Mindszenty freiließ (der sofort die Rückgabe des enteigneten Großgrundbesitzes und der sozialisierten Fabriken an die früheren Besitzer verlangte) und damit eindeutig von der ganzen sozialistischen Neuordnung Ungarns abrückte.

Es war unvermeidlich, daß dieser Versuch, das sozialistische Regime zu stürzen und Ungarn zu «neutralisieren» — in Wahrheit: es dem Westlager zuzuführen — mit Gewalt zurückgewiesen wurde und die Sowjetunion ihre Truppenmacht abermals einsetzte, um die Gefahr einer Sprengung des Ostblocks abzuwehren. Was hätten wohl die Westmächte getan, wenn beispielsweise in Italien ein kommunistischer Aufstand zum Versuch geführt hätte, das Land von der NATO loszureißen und seinen Übergang ins Sowjetlager zu bewerkstelligen? Es handelt sich für uns nicht darum, die ganze Art und Weise zu rechtfertigen, wie die gegenrevolutionäre Bewegung unterdrückt wurde; wir lehnen eine Politik ab, die zur Anwendung solcher Mittel führt, wie sie hier gebraucht wurden. Wenn man aber — wie es im westlichen Lager der Fall ist — auf dem Boden militärischer Machtpolitik steht, hat man einfach kein Recht, das Vorgehen der Russen grundsätzlich zu verurteilen; die sinnlose Wut, die deswegen im Westen ausbrach, ist nur aus der Enttäuschung darüber erwachsen, daß es nicht gelang, Ungarn gewaltsam vom Ostblock zu trennen und damit das sowjetische Machtsystem überhaupt zu erschüttern, wäre ja doch die «Los-von-Moskau-Bewegung» sicher nicht auf Ungarn beschränkt geblieben, vielmehr mindestens auch auf Polen übergesprungen, das bereits selbst in Gärung begriffen war. Die Westmächte selber sind schuld, daß die Sowjetunion auf den *gegenrevolutionären* Putschversuch so geantwortet hat, wie sie es tat; ihr zuzumuten, daß sie untätig zusehe, wie der Atlantikblock in seinem Kalten Krieg gegen das Sowjetlager einen Sieg erster Ordnung erringe, das wäre mehr als nur naiv gewesen.

Was ist nun aber seit 1956 in Ungarn geschehen? Das ist geschehen: Was die Regierung Gerö zu tun versäumt hatte, haben die

unter Kadars magebendem Einfluß stehenden Regierungen nachgeholt. Die Reste des verderblichen Rakosi-Regimes sind ausgetilgt worden. Von Terror ist keine Rede mehr. Man kann sich in Budapest wie auch sonst in Ungarn persönlich frei bewegen und aussprechen, sofern nicht Widerstandshandlungen gegen die bestehende Ordnung damit vorbereitet werden. Wir haben zum Beispiel über den Aufstand von 1956 oder über die Kirchenpolitik der Regierung in Zusammenkünften mit zahlreichen Journalisten und mit Vertretern der katholischen und der protestantischen Kirche nach Herzenslust oppositionelle Ansichten äußern können, wobei sich nur einmal ein Ungar «Agitationsreden» eines in Wien wohnenden Korrespondenten verbat, dessen herausfordernde Redeweise in der Tat die Grenzen der Sachlichkeit und des Taktes überschritt. Natürlich besteht die Diktatur nach wie vor weiter. Vergessen wir dabei aber nicht, daß Ungarn erst vor 16 Jahren mit dem Feudalismus und der auf ihm beruhenden Gesellschaftsverfassung gebrochen hat, also 150 und mehr Jahre *nach* Westeuropa, daß es dort eine bürgerlich-liberale Revolution und ein starkes, fortschrittliches Bürgertum überhaupt nie gegeben hat, daß das parlamentarische Regime immer nur Fassade war, und daß zuerst die Horthy-Diktatur und dann der Nazismus (während des Zweiten Weltkriegs) auch alle äußerlich demokratischen Regierungsformen gründlich beseitigt haben. Wenn Ungarn über diese Vergangenheit hinauskommen und eine vom Kapitalismus wie vom Feudalismus befreite Gesellschaftsordnung aufbauen wollte, wenn es die Wirtschaft industrialisieren, modernisieren und rationalisieren und die Arbeiter- und Bauernbevölkerung auf eine sozial wie kulturell höhere Stufe der Lebenshaltung heben wollte, dann konnte das nur mit Hilfe einer straff zentralisierten Staatsmacht und einer umfassenden Wirtschaftsplanung geschehen, die keinen organisierten Angriff auf die Grundlagen der neuen Ordnung duldete. Innerhalb dieses Rahmens jedoch ist eine fühlbare Liberalisierung der Regierung, der Verwaltung und der Justiz erfolgt. Der Staats- und Parteiapparat handhabt seine Druckmittel heute sehr vorsichtig und zurückhaltend, ohne freilich die Ziele des sozialistischen Auf- und Umbaus irgendwie aus den Augen zu lassen.

Auf jeden Fall ist von ängstlicher Sorge um die persönliche Sicherheit in der Öffentlichkeit und im Verkehr mit den Menschen so wenig zu bemerken wie von einer verbreiteten Oppositionsstimmung und Widerstandsneigung. Würde die Arbeiterschaft, wie man sich das bei uns vorstellt, das «Kadar-Regime» nur widerwillig ertragen, so hätte sie nicht den Dreijahrplan 1957—1960 im wesentlichen schon in zwei Jahren erfüllt und wäre die Arbeitsergiebigkeit in der Industrie jetzt nicht um 20 Prozent höher als 1957 (statt der vorgesehenen 15 Prozent), auch wenn man die Wirkung von Mechanisierung, Rationalisierung und Automatisierung durchaus in Rechnung stellt. Die Arbeiter und Angestellten *wissen*, was sie der neuen Ordnung zu verdanken haben. Und die Bauern wissen es auch. Sie hätten sich vor fünf Jahren

den Boden, den sie durch die Aufteilung der Großgüter gewonnen hatten, nicht wieder nehmen lassen, und auch wenn sie nur etappenweise und zögernd in die landwirtschaftlichen Genossenschaften eintraten, so scheint die Tatsache, daß der Ertrag der Landwirtschaft im vergangenen Jahr trotz schlechtem Wetter höher war als 1959, doch auf das Fehlen einer Absicht hinzuweisen, der Regierung Schwierigkeiten zu machen. Sicher ist, daß besonders Kadar in breiten Volksschichten großes Vertrauen genießt. Er versteht es, zu den einfachen Menschen in ihrer Sprache zu reden, ist voll Humor und guter Laune und sagt den Leuten die Wahrheit, auch wenn sie recht unangenehm ist. Sein Auftreten ist darum auch alles andere als das eines Diktators, der sich vor der «Liebe» seines Volkes schützen muß. Wir begegneten ihm einmal in der Budapester Messe, als er inmitten einer Gruppe von wahrscheinlich offiziellen Persönlichkeiten daherschritt, nur von ein paar Milizmännern mit Armbinde begleitet, ohne daß die Straßen abgesperrt oder sonstige Sicherheitsmaßnahmen getroffen worden wären. Die Ereignisse von 1956 gehören offenkundig einer Vergangenheit an, die niemand wiederaufleben lassen will. Dafür spricht auch der Umstand, daß bereits 50 000 Flüchtlinge aus dem Ausland zurückgekehrt sind und im letzten Jahr 7000 politische Gefangene begnadigt wurden. Auf den Einfall, daß die ungarische Regierung nachträglich an Dutzenden von Jugendlichen, die 1956 noch im Kindesalter standen, habe Rache nehmen wollen, konnten nur westliche «Freiheitsfreunde» kommen, die von den tatsächlichen Verhältnissen keine Ahnung haben.

Industrialisierung – Sozialisierung Entscheidende Bedeutung für die Normalisierung der politischen Lage seit 1956 kommt natürlich dem in den letzten Jahren erfolgten *wirtschaftlichen Aufschwung* zu. Ungarn war, wie man weiß, bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs ein ausgesprochen unterentwickeltes Land. Bereits die Türkenherrschaft, die anderthalb Jahrhunderte dauerte, hatte Ungarn stark hinter der westeuropäischen Entwicklung zurückbleiben lassen. Dann kam die Habsburgerherrschaft, unter der Ungarn zum bloßen Rohstofflieferanten und Absatzmarkt für die österreichische Industrie wurde. Schließlich waren es die Horthy-Diktatur und der Krieg von 1939 bis 1945, die Ungarns wirtschaftliche Entfaltung schwer hemmten. Erst 1947 konnte die planmäßige Industrialisierung und Modernisierung der ungarischen Volkswirtschaft an die Hand genommen werden, und zwar in sozialistischem Geist und mit sozialistischer Zielsetzung. Aber bei allen Fortschritten, die auf diesem Wege gemacht wurden, beging namentlich das Regime Rakosi-Gerö verhängnisvolle Fehler, die eine ruhige wirtschaftliche Entwicklung jahrelang zurückhielten. Auf Kosten der Leichtindustrie und des Verbrauchs wurde die Schwerindustrie übermäßig gefördert, die Landwirtschaft überstürzt zu vergenossenschaftlichen versucht und die Erschließung der inländischen Rohstoffquellen

vernachlässigt. In Verbindung mit der politischen Gewaltherrschaft, die diesen Wirtschaftskurs stützen sollte, trug die so bewirkte Produktionsstockung und Verbrauchssenkung wesentlich zum Ausbruch des Aufstandes von 1956 bei, der seinerseits der Wirtschaft die schwersten Wunden schlug.

1957 begann dann aber jene neue Entwicklung, die noch heute andauert und sich in verstärktem Maß in die nächste Zukunft hinein fortsetzen soll. Mit Hilfe der Sowjetunion wurde das Realeinkommen der Lohn- und Gehaltsempfänger rasch um 15 bis 17 Prozent erhöht; die industrielle Produktion wurde im Rahmen des Dreijahrplanes 1958—1960 gleichmäßig und wesentlich gesteigert; durch Aufhebung der Pflichtablieferungen und Einführung einer neuen Aufkaufsordnung erhöhte sich auch die landwirtschaftliche Erzeugung und die Lebenshaltung der Bauernbevölkerung. So vollzog sich die doppelte wirtschaftliche und gesellschaftliche Revolution, in der Ungarn heute begriffen ist: seine Umwandlung aus einem rückständigen Agrarland in ein modernes Industrieland, in dem schon jetzt über 36 Prozent der Erwerbstätigen in der Industrie und im Baugewerbe beschäftigt sind (gegen 22 Prozent im Jahre 1949) und 35 Prozent in der Landwirtschaft (damals rund 50 Prozent), und gleichzeitig der Übergang von der feudal-kapitalistischen Profitwirtschaft zu einer sozialistisch gedachten Plan- und Bedarfswirtschaft. Die Lebenshaltung der Bevölkerung hat sich dadurch von Jahr zu Jahr stärker gehoben. Die Gesamtsumme des Verbrauchs, der Dienst- und der Sozialleistungen hat von 1957 bis 1960 je Kopf um 17 bis 19 Prozent zugenommen, der Umsatz an Lebensmitteln allein um 24 Prozent, der an Bekleidungsartikeln um 20 Prozent und der Verkauf langlebiger Güter und sonstiger Industrieerzeugnisse gar um 44 Prozent. In der gleichen Zeit stieg das Realeinkommen der Arbeiter und Angestellten um 10 bis 11 Prozent, während das Volkseinkommen von 1949 bis 1958 um etwa 70 Prozent wuchs und im Jahre 1960 um 20 Prozent dasjenige von 1957 überstieg. Die landwirtschaftliche Erzeugung war am Schluß der Dreijahrperiode 1958—1960 um über 11 Prozent höher als im Durchschnitt der vorangegangenen drei Jahre; die Industrieproduktion, die nach Plan um 22 Prozent anwachsen sollte, erreichte eine Steigerung um 40 Prozent.

Das scheinen alles trockene Zahlen; wenn man aber den ungarischen Alltag betrachtet und sich von Einheimischen erzählen läßt, wie es früher war, stellt man mühelos fest, daß die Lebenshaltung des Volkes und die ganze Wirtschaftsweise des Landes einen Stand erreicht haben, der sich bei allen Mängeln und Fehlleistungen auch neben demjenigen Westeuropas getrost sehen lassen darf und begründete Hoffnung gibt, daß er diesen in absehbarer Zeit in allem Wesentlichen erreichen wird. (Es wird darüber im nächsten Heft noch zu reden sein.) Was die ungarische Industrie auf der Internationalen Budapester Messe (19. bis 25. Mai) an Spitzenleistungen zu zeigen vermochte, erregte nicht nur die Bewunderung der Laien, sondern gewiß auch die

Anerkennung der Fachleute. Und wenn wir durch Industriebetriebe wie die große Lastwagenfabrik «Ikarus» in Budapest schritten, so bot sich uns da ein Bild moderner technischer Ausrüstung und zweckvoller Arbeitsorganisation, wie wir es auch im Westen kaum typischer finden.

Die neue Landwirtschaft Der Ertragssteigerung der Landwirtschaft sind auch in Ungarn schon aus natürlichen Gründen viel engere Grenzen gezogen als der industriellen Erzeugung. Dennoch hat sich in der ungarischen Landwirtschaft seit Kriegsende eine gewaltige Umwälzung vollzogen. Vor der Befreiung herrschten hier ganz ausgesprochen feudal-kapitalistische Eigentums- und Produktionsverhältnisse. Eine hauchdünne Schicht von Großgrundbesitzern vereinigte 30 Prozent der gesamten Ackerfläche des Landes in ihrer Hand. 0,1 Prozent aller landwirtschaftlichen Betriebe hatten einen Umfang von mehr als 575 Hektaren; viele Feudalherren besaßen 200 000 bis 300 000 Hektaren Boden, der Fürst Esterházy sogar rund 500 000 ha (annähernd die Bodenfläche des Kantons Wallis). Die Masse der ungarischen Bauern besaß nur 10 Prozent der anbaufähigen Bodenfläche, wobei 63 Prozent aller landwirtschaftlichen Betriebe Zwergwirtschaften unter 2,9 ha waren. Ein beträchtlicher Teil der Landbevölkerung war überhaupt besitzlos und meistens auch arbeitslos. Die Armut und Verwahrlosung des Landproletariats war unbeschreiblich. Unterernährt, barfuß, ohne Schulbildung führten diese Menschen ein sklavenähnliches Dasein; mit Recht sprach man damals von Ungarn als dem Land der drei Millionen Bettler.

Die Bodenreform von 1945 machte diesen ganzen menschenunwürdigen Zuständen ein Ende. Der Großgrundbesitz wurde aufgeteilt; der Boden ging ins Eigentum von annähernd zwei Millionen Bauern über. Die landlosen «Bauern» und die Kleinbesitzer erhielten zusammen 1,9 Millionen Hektaren Land, während 1,3 Millionen Hektaren — großenteils Wald — in Staats- oder Gemeindeeigentum übergingen. Die Staatsgüter entwickelten sich mehr und mehr zu Musterbetrieben und Forschungsanstalten, während die bäuerlichen Privatbetriebe schon im Jahre 1949 ihren Ertrag annähernd wieder auf den Stand von 1938 zu bringen vermochten. Allein die Bodenaufteilung war alles andere als eine ideale Lösung der Agrarfrage. Bis vor wenigen Jahren war die ungarische Landwirtschaft eine der am meisten zersplitterten kleinbetrieblichen Landwirtschaften Europas. Ihr ausgeprägter Parzellencharakter, diese nach Hunderttausenden zählende Menge von Klein- und Mittelbetrieben engte die Entwicklungsmöglichkeiten der Landwirtschaft drückend ein, so daß sich der Übergang zu größeren Betriebseinheiten und zu sozialistisch-genossenschaftlichen Betriebsformen immer stärker aufdrängte. Von 1948 an entstanden denn auch auf freiwilliger Grundlage und mit wirksamer Unterstützung aus Staatsmitteln *landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaften*, deren Erträge fast überall diejenigen der Einzelbetriebe bald überstiegen.

Mit Hemmungen, Unterbrüchen und Widerständen verschiedenster Art, auf die hier nicht eingetreten werden kann, dehnte sich die Genossenschaftsbewegung immer unaufhaltsamer aus. Heute dürften rund 75 Prozent der gesamten nutzbaren Bodenfläche — Staatsgüter und Produktionsgenossenschaften zusammengenommen — «sozialisiert» sein. In den letzten drei Jahren überstieg der Durchschnitt der landwirtschaftlichen Erzeugung denjenigen der vorangegangenen drei Jahre. Insgesamt liegt aber, wie ich einer amtlichen Veröffentlichung entnehme, die landwirtschaftliche Erzeugung Ungarns nur um 15 Prozent höher als im Durchschnitt der Jahre 1934—1938. Sie genügt damit den sich steigernden Ansprüchen der Verbraucher noch keineswegs und bleibt besonders hinter der auf das Dreieinhalbfache angewachsenen Produktion der sozialisierten Industrie weit zurück.

Ein Bild vom Stand und Betrieb der landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften vermittelte uns ein Besuch in dem 12 000 Einwohner zählenden Großdorf Mór in Westungarn, deren LPG 1952 gegründet wurde und heute 866 Mitglieder zählt. Die eigentlichen Bauern — übrigens größtenteils deutscher Abstammung, aber untereinander gewöhnlich ungarisch redend — gehören alle der LPG an; auch in der Umgebung gibt es nur noch wenige Einzelbauern; manche Genossenschaftsmitglieder — teils die Männer, teils die Frauen — arbeiten im benachbarten Bergwerk oder in anderen industriellen und gewerblichen Betrieben. Die Mehrzahl der Mitglieder ist seit 1959 in die Genossenschaft gekommen, ohne daß — nach der Aussage der Vorstandsmitglieder, mit denen wir uns lang unterhielten — ernsthafter Widerstand geleistet worden wäre. Die rund 3000 ha umfassende Genossenschaft besitzt 400 ha Rebland, 300 ha Weideland, 80 ha Wald, und der Rest dient der Erzeugung von 12 verschiedenen Getreide- und Futtermittelarten. Der Ertrag war im letzten Jahr um 10 Prozent höher als beim Einzelbetrieb, vor allem dank der planmäßigen Verwendung von Maschinen und Kunstdünger. Wie jede Genossenschaft, die nicht nur den Boden, sondern auch die übrigen Produktionsmittel gemeinsam besitzt und ausnützt, überläßt auch die LPG «Kossuth» in Mór ihren Mitgliedern bis zu 0,58 ha Land zur privaten Nutzung mit entsprechendem Viehbestand, im allgemeinen eine Kuh und ein Kalb, ein Mutterschwein mit Zuwachs und Geflügel in unbeschränkter Anzahl.

Während in der ersten Zeit nach der Bodenreform die landwirtschaftlichen Erzeugnisse in bestimmtem Umfang an die staatlichen Aufkaufstellen zu festen Preisen abgeliefert werden mußten und daneben ein freier Markt mit drei- oder viermal höheren Preisen bestand, ist seit 1957 dieses System abgeschafft und eine grundsätzlich freie Marktwirtschaft mit Preisbildung durch Angebot und Nachfrage gewährleistet; die Preise liegen zwischen den früheren Abgabepreisen und denjenigen des damaligen freien Marktes, immerhin näher den letztgenannten. Das Genossenschaftseinkommen wird auf Grund der

Der Mensch und seine Arbeit

(Ansprache zum 1. Mai 1960 im Südwestfunk, Mainz)

Brot, Friede und Freiheit sind die Stichworte im Maimanifest des Internationalen Bundes Freier Gewerkschaften für den heutigen Tag. Brot erhalten wir durch Arbeit. Weil sie für Millionen von Menschen auf der Erde fehlt, geht der Hunger um, und überall entstehen Aktionen, um Arbeit und so Brot für die Menschen zu schaffen, von Süditalien über Afrika bis nach Asien. Wenn es nicht gelingt, Arbeit für alle Menschen zu schaffen, werden Frieden und Freiheit Schlagworte sein, die gut klingen, aber niemand helfen. Seit der ersten 1.-Mai-Feier vor 70 Jahren geht es um die Arbeit, sei es um die Arbeitszeit oder Arbeitsentlöhnung, um die Forderung nach Arbeit oder um das Recht, auch die Arbeit im Streik zu verweigern. Die Arbeit ist der Drehpunkt unserer industriellen Entwicklung und der 1. Mai hat heute eine 70-jährige Geschichte, an der man Weltgeschichte ablesen kann.

Man kann heute oft lesen und hören, die Freizeit sei für uns das große Problem geworden, nicht die Arbeit. Diese sei ja genau geregelt, eingespannt in bestimmte Zeiten, geregelt durch genaue Anweisungen, bezahlt auf Grund präzise errechneter Leistung. Es scheint, als fließe bei uns die Arbeit wie ein breiter Strom ruhig dahin, eingefaßt in ein sicheres Bett, dessen Kaimauern die Gesetze über Arbeitsrecht und Arbeitsschutz sowie Mitbestimmung bilden. Aber die Freizeit der Menschen werfe Wogen auf, zische ungestüm kreuz und quer durch die Gegend, überspringe unschicklich die Mauern von Herkömmlichem, von Sitte, Anstand und Vernunft. Darum solle man sich heute mehr um die Gestaltung der Freizeit kümmern, achtgeben, was die Menschen mit ihren Errungenschaften von freier Zeit und höheren Löhnen machten. Das sei heute die Aufgabe — auch für die Gewerkschaften — auch für die Kirchen.

Wir sind *nicht* dieser Meinung. Einmal wissen weit mehr Menschen, ihre freie Zeit und ihr Geld sinnvoll anzuwenden als gemeinhin angenommen wird. Für einen Familienvater und ebenso die Mutter sind bis zur Stunde Freizeit und Geld tatsächlich ein Problem, aber in dem entgegengesetzten Sinne: wie finden sie beides in zureichender Weise? Arbeit und Freizeit sind schon eng aufeinander bezogen, denn was wir *außerhalb* der Arbeit anfangen, wird weithin davon abhängen, was wir *innerhalb* unserer Arbeitszeit tun. Sind wir in dieser nur Befehlsempfänger, nur Ausführende, nur Angeleitete und Geleitete, werden wir es uns angewöhnen, uns auch in der Freizeit lediglich leiten zu lassen. Wir werden passiv den «geheimen Verführern» von Propaganda und Reklame willig folgen. Hier ein Geschrei über die Willens- und Ziellosigkeit der Menschen zu erheben, ist unfair, wenn man nicht gleichzeitig der Frage nachgeht, woher diese Inaktivität rührt. Sie kommt nach unserer Meinung aus der gegenwärtigen Ordnung der

Arbeit, aus dem Verhältnis des Menschen zu seiner Arbeit und zu seinen Mitarbeitern. Über die passive Haltung der Menschen bei uns klagt der Politiker, der Gewerkschafter über die Uninteressiertheit von Millionen Arbeitnehmern, und nicht zuletzt seufzen die Pastoren darüber, daß sie so wenig Mitarbeiter in der Gemeinde finden. Aber gerade in der Evangelischen Kirche, in der 400 Jahre vom Berufs- und Arbeitsethos geredet worden ist, sollte man wissen, wie entscheidend das für den Menschen ist, was mit ihm am Arbeitsplatz geschieht. Wir brauchen hier nicht darüber zu reden, daß sich die Arbeit in den letzten 150 Jahren ungeheuer geändert hat. Das bedeutet aber nicht, daß sie etwas von Bedeutung für die menschliche Existenz eingebüßt hätte. Die Arbeit gehört zum Menschsein des Menschen, in ihr muß er sein Menschsein verwirklichen können. Wenn die Arbeit zu einem notwendigen Übel, zu einem Anhängsel an das übrige Leben, zur «verlorenen» Zeit wird, dann verliert der Mensch auch seine Menschlichkeit.

Meine Zuhörer, Sie werden fragen, worin denn diese Menschlichkeit in der Arbeit bestehen könnte? Soll es vielleicht eine immer sinnvolle, keine monotone, stets gern getane Arbeit sein? Das wäre Romantik. Wir sind heute zu Arbeiten genötigt, die uns nicht gefallen, zu langweilig und nervenaufreibend sind. Die Mühe der Arbeit wird bleiben — und wenn nicht mehr die Hände und Knie unter der Last der Arbeit zittern, so sind es um so mehr die Nerven. Was aber wohl zu ändern geht, ist die Stellung des Arbeitenden in der langen Kette der Produktion oder der Dienstleistung. Kann er auch mitsprechen und mitentscheiden, *wie* seine Arbeit geordnet, bewertet und bezahlt wird? Gibt es in unserer gesamten Arbeitswelt Einrichtungen, die es dem Arbeiter und Angestellten, dem Unternehmer und dem Beamten ermöglichen, mit seinen Kollegen oder mit seinen Angestellten über *seine* Arbeit, ihre Vorbereitung, ihre Durchführung und das Ergebnis zu sprechen? Wir meinen jetzt nicht die beruflichen Organisationen, sondern Einrichtungen am Arbeitsplatz selbst, die dem an dieser Stelle Schaffenden das Recht geben und die Pflicht auferlegen, seine Gedanken zur Arbeit zu äußern und seine Meinung zur Diskussion zu stellen. Durch solch eine Einrichtung müßten die oft von beiden Seiten unübersteigbaren Mauern zwischen «oben» und «unten» — wie man bezeichnenderweise noch immer sagt — durchbrochen werden. Alles Reden von Partnerschaft und Mitarbeitern ist eine Illusion, wenn wir nicht Formen der Arbeit finden, die solch schöne Worte realisieren. Der Mensch will für seine Arbeit nicht nur bezahlt werden, sondern er will an seinem Arbeitsplatz als Mensch respektiert werden. Er will nicht nur eine unpersönliche «Arbeitskraft» sein, für die eine Bezahlung erfolgt, sondern er will als Mensch in seiner Arbeit ernstgenommen werden, als Person mit dem Willen mitzudenken, mitzuhandeln und mitzuentscheiden.

Es sei nochmals betont: dafür muß es eine Möglichkeit am Arbeitsplatz geben. Es genügt nicht, wenn man dem Menschen für eine solche Betätigung seiner Persönlichkeit den Raum der Freizeit zuweist, in der er die Freiheit habe, zwischen einer Urlaubsreise nach dem Norden oder dem Süden oder was es sonst an Entscheidungsmöglichkeiten im Konsumraum geben mag, zu wählen. Und der Hinweis auf eine freie Aktivität und Entscheidungsmöglichkeit im politischen Raum führt völlig in die Sackgasse, wie wir auch täglich feststellen können. Das hat auch vor 130 Jahren der französische Soziologe de Tocqueville nach seiner Amerikareise gesehen und beschrieben: «Es ist wirklich schwer einzusehen — sagte er — wie Menschen, die der Gewohnheit, sich selbst zu regieren, vollständig entsagt haben, imstande sein könnten, diejenigen gut auszuwählen, die sie regieren sollen; und man wird niemanden glauben machen, eine freiheitliche, tatkräftige und weise Regierung könne jemals aus den Stimmen eines Volkes von Knechten hervorgehen.» An anderer Stelle zeigt de Tocqueville, daß die Freiheit erlernt, geübt und erprobt werden muß gerade im kleinen, überschaubaren Raum, in dem der Mensch mit seinen Fähigkeiten selbst entscheiden und den er selbst ordnen kann. Dieser Raum, in dem der Mensch fachkundig ist, Sachkenntnisse besitzt, ist sein Arbeitsplatz. Wir werden das Wort Freiheit erst dann inhaltlich füllen können, wenn wir daran gehen, die Unfreiheiten an unserem Arbeitsplatz zu beseitigen. Denn sie sind es, die uns unfähig machen, die Freiheit im Großen zu benutzen, mit ihr eine Demokratie aufzubauen. Hören Sie noch einmal de Tocqueville: «Handelt es sich um die Leitung der kleinen Geschäfte, zu denen der gesunde Menschenverstand ausreicht, so sind sie der Meinung, die Bürger seien dazu nicht fähig; handelt es sich um die Regierung des gesamten Staates, so vertrauen sie den Bürgern ungeheure Rechte an; abwechselnd machen sie den Bürger zum Spielball und zum Herrn des Souveräns, stellen sie ihn höher als Könige und niedriger als Menschen.» Jawohl, um die «Leitung der kleinen Geschäfte», um die Ordnung unserer Arbeit im überschaubaren Raum geht es. Hier muß der Mensch aktiv werden können ohne Furcht, daß er seinen Freimut und seine Offenheit bei nächster Gelegenheit von seinen Vorgesetzten heimgezahlt bekommt. Der Gang zur Wahlurne alle vier Jahre im Staat oder alle zwei Jahre im Betrieb genügt nicht. Der arbeitende Mensch soll auch im Blick auf seine tägliche Arbeit um seine Absicht, seine Vorschläge und seine Kritik gefragt werden. Erwartet man von ihm ungefragt einfach Zustimmung und Ausführung, soll man sich nicht über ein offenes oder geheimes Nein wundern. In diesem Fall ist es ihm von seiner Selbstachtung geradezu geboten und auf keinen Fall zu verargen.

Dabei geht es aber nicht um den Einzelnen an seiner Arbeitsstelle, sondern um seine Einordnung in die Gruppe, in der er arbeitet. Sie ist für den Einzelnen die Basis, auf der er seine Meinung zur Geltung

bringen kann, auf der er lernt, auf die anderen zu hören und selbst den Mund aufzutun, also «mündig» zu werden. Die Arbeitsgruppe muß zum Ausgangspunkt von Freiheit und Frieden, zum Nährboden der Demokratie, zum Übungsplatz menschlichen Zusammenlebens werden. Eine solche Gruppe und «nicht das tausendfache Individuum in dem ungegliederten Heer der Fabrik ist die Einheit» (Rosenstock-Huessy), auf der sich dann auch die Vertretung eines Betriebes aufbauen läßt. Die Diskussion aller die betreffende Arbeit angehenden Probleme gehört in diese Gruppe. So wird sie zur Zelle betrieblicher und gesellschaftlicher Verantwortung.

Wenn heute immer wieder von kirchlicher Seite betont wird, daß die Christen für Menschenwürde, Freiheit und Frieden einzutreten hätten, so darf es nicht allein bei Worten bleiben. Dann muß ein diesen hohen Zielen entsprechender Weg gegangen werden. Wir meinen, daß in dem oben gezeigten Weg eine Chance für uns besteht, alte, erstarrte Fronten zu durchbrechen und praktische Schritte zur inhaltlichen Füllung und Realisierung von Menschenwürde, Freiheit und Frieden zu tun. Einen Schritt in dieser Richtung kann jeder versuchen, der Arbeitgeber — und er wird wohl auch zuerst das Signal auf Grün zu stellen haben — und der Arbeitnehmer, der Beamte und jeder andere. Wir glauben, unsere Mitmenschen heute auf diesen Weg im Namen Jesu Christi rufen zu dürfen, der nicht «oben» bleiben wollte, sondern zu uns nach «unten» kam — und so das «oben» und «unten» zwischen den Menschen aufhob — der nicht auf Wahrung seiner Machtposition aus war, sondern der sich und seinen guten Namen der Kritik aller aussetzte, bis zum heutigen Tag aussetzt.

Wir glauben, in der Nachfolge dieses Herrn zu stehen, wenn wir so gerade unsere Arbeit zu ordnen versuchen, die dann Brot, Freiheit und Frieden für die ganze Welt bedeuten kann.

Horst Symanowski

Das Goßnerhaus in Mainz-Kastel am Rhein

Ein Dutzend Jahre besteht nun das Goßnerhaus in Mainz-Kastel. Aus kleinen Ansätzen — sprich Zelten und Baracken — ist ein großes Haus entstanden, das 130 Menschen beherbergt, wenn man den Hausstab mitzählt.

Das Jugendwohnheim braucht nicht besonders beschrieben zu werden. Diese Art von Heim mit Lehrlingen, Jungarbeitern, ausländischen Praktikanten und Studenten gibt es überall in der Evangelischen Kirche. Das Besondere des Jugendwohnheimes in Mainz-Kastel mag darin zu sehen sein, daß diese jungen Menschen die Probleme der

etwa 30 Betriebe, in denen sie arbeiten, in das Goßnerhaus heimbringen, in dem sie dann durchgesprochen, diskutiert und mit den Theologen des «Seminars für kirchlichen Dienst in der Industrie» aufgearbeitet werden. So bringen die Bewohner die Themen mit, die oft Monate hindurch im Haus durchgesprochen und durch die die Theologen zur Konzentration auf die Beantwortung solcher «weltlicher» Fragen gezwungen werden.

Das «Seminar für kirchlichen Dienst in der Industrie», das in den Monaten August bis Oktober Studenten zu einem Industriepraktikum aufnimmt, sammelt alljährlich aus den deutschen Landeskirchen und aus den Kirchen des Auslandes junge und alte Theologen zu einem Halbjahreskursus in den Wintermonaten (ab 1. November). Die Abstinenz von liebgewordener Thematik, von bekannten theologischen Begriffen und — zumindest während des Fabrikeinsatzes — von gewohntem Lebensrhythmus fällt den Theologen oft sehr schwer. Schnell erkennen sie aber auch, daß sie auf diese Weise dem Durchschnittsmenschen unserer Zeit nahe kommen, ihn besser als früher in seinen Wünschen, Hoffnungen und Tätigkeiten verstehen. In den volkswirtschaftlichen Vorlesungen erkennen sie die Zusammenhänge zwischen Arbeit, Arbeitsergebnis, Sozialprodukt, Geld- und Kapitalmarkt, Innen- und Außenhandel, Reichtum der Industrieländer und Armut der Völker im raschen sozialen Umbruch. Wenn nach dieser Vorbereitung dann die zwei Monate Schichtarbeit in der Fabrik erlebt werden, hat sich vielen Theologen eine neue Welt erschlossen, unsere Welt von heute.

Im Vordergrund steht nicht mehr die Frage, welche Sprache wir wohl für die Menschen unserer Zeit finden sollen, damit sie in die Kirche kommen. Zweitrangig wird die Frage nach Methoden und Formen kirchlicher Arbeit. Es geht nicht mehr um die eigenen kirchlichen Gruppen und Grüppchen, sondern nun sind die Probleme unserer Gesellschaft in den Blick gekommen, und die Frage an die Theologen wird immer dringlicher: was könnt ihr mit eurer Kenntnis der Bibel und der Geschichte der Kirche Jesu Christi beitragen zur Durchdenkung der gesellschaftlichen Probleme unserer Zeit, zu ihrem Erkennen und zu ihrer Lösung?

Die in der Gesellschaft vorhandenen Gruppen bieten sich geradezu an, zu erproben, was evangelischer Glaube und evangelische Ethik für unsere Zeit bedeuten. Worin besteht die Freiheit der Kinder Gottes für mich, wenn ich Arbeitgeber, Chef, Vorgesetzter oder wenn ich Arbeiter, Angestellter, Beamter bin? Was sagen evangelische Christen zum Eigentum im allgemeinen, zur Konzentration des Kapitals in wenigen Händen oder zur Streuung des Eigentums unter viele? Was bedeuten die Worte Jesu und die seiner Apostel zu solchen Fragen heute? Das will man heute gerade von den Theologen wissen. Deshalb werden sie mehr in den gesellschaftlichen Gruppen unserer Tage gebraucht als in denen der Gemeinde. Eine Frauenhilfe, eine Jugend-

gruppe, ein Altersheim braucht erfahrene Christen als Leiter, aber nicht unbedingt Theologen. Er wird vielmehr seine Zeit im Gespräch mit den Vertretern der verschiedenen volkswirtschaftlich und sozialpolitisch wichtigen Verbände zubringen müssen, als vor kirchlichen Gruppen eine Andacht zu halten. Das sollten diese in der Kirche des Priesterstums aller Gläubigen nach 400 Jahren auch allein tun können. Zu mehr als der Vorbereitung der Gruppenleiter sollte der Theologe keinesfalls herangezogen werden.

Das erfordert allerdings eine *mündige Gemeinde*, also eine Gemeinde mit Mund. Er darf nicht nur im Chor geöffnet werden. Er muß in der Gemeinde gebraucht werden, um mitzureden von den großen Taten Gottes, um sie für unsere Zeit zu deuten. Deshalb wird der Theologe heute auch in der Gemeinde manchmal mehr hören als reden müssen. Er muß hören, wie das Evangelium den andern trifft, an welcher Stelle seines Lebens es beunruhigt oder bedeutungslos wird. Aus diesem Grunde reden im Goßnerhaus in Mainz-Kastel bei den Zusammenkünften am Freitagabend oder an den Sonntagen die Gemeindeglieder mehr als die Theologen. Bei der Taufe diskutieren Eltern und Paten, bei erwachsenen Täuflingen diese selbst mit den Versammelten. Es wird nach dem Warum und dem Wozu des Taufens offen und radikal gefragt. Die Tauffrage wird so zur echten Frage an die für diese Taufe Verantwortlichen. Oft ist bis zum letzten Augenblick durchaus offen, ob auch wirklich mit Ja geantwortet wird oder nicht. Wer um eine Taufe im Goßnerhaus bittet, muß wissen, daß er nicht billig zu ihr kommt, sondern daß hier hart um Wahrheit und Ehrlichkeit vor der versammelten Gemeinde gerungen wird. Das geht gewiß auf Kosten der Feierlichkeit. Sie ist den hier Versammelten aber auch nicht besonders wichtig.

Manches Gemeindeglied wird diese gerade beim Abendmahl vermissen, das allwöchentlich am Montagmorgen, bei Konferenzen von mehreren Tagen auch jeden Morgen, am Frühstückstisch gefeiert wird. Aber dafür gehört das Herrenmahl zum Leben dieses Hauses, zur Kraftquelle für alle Arbeit im Haus und alle Arbeit, die von hier in die Betriebe und in die Verbände ausstrahlt. Daß auch die Kirchen von der so gestalteten Arbeit der Goßnermission in Mainz-Kastel profitieren, ist oft gesagt worden.

Ist sie nun «innere» oder «äußere» Mission? Wenn schon eine Bezeichnung gefunden werden muß, dann würden die Mitarbeiter im Goßnerhaus diese wählen: gesellschaftliche Diakonie.

Horst Symanowski

Adresse: Pfr. Horst Symanowski, General-Mudra-Straße 6, Mainz-Kastel am Rhein.

«Friede auf Erden»

Hauptreferat von Prof. Dr. J. L. Hromadka auf der ersten Allchristlichen Friedensversammlung in Prag vom 13. bis 18. Juni 1961

Wir bringen die Ausführungen von Prof. Dr. Hromadka stark gekürzt. Aus Platzgründen sahen wir uns leider dazu genötigt. Wir hoffen aber zugleich, daß dadurch um so klarer die Hauptpunkte seines Bemühens heraustreten. Dieses umfassende Referat war der tragfähige Boden, auf dem sich die gesamten Arbeiten der Konferenz aufbauten. Diese sollen kurz in einer nächsten Nummer beleuchtet werden. W. K.

I.

1. Gleich zu Beginn möchte ich zwei Motive unterstreichen, die uns von Anfang an bei der Arbeit für die CFK (Christliche Friedenskonferenz) und bei den Vorbereitungen auf die AFV (Allchristliche Friedensversammlung) geleitet haben. Es war in erster Linie die *Verantwortung*, wie wir sie unter *dem Wort und dem Aufruf des Evangeliums* erleben. Wir versammeln uns als Bekenner der Propheten- und Apostelbotschaft, als die, zu denen Jesus von Nazareth auch heute eindringlich, mächtig und unentrinnbar redet, von dem wir glauben und bekennen, daß in ihm das Wort Fleisch geworden ist und daß sein Kreuz und seine Auferstehung den Sieg über die menschliche Ohnmacht und Sünde, über den Tod und das Übel bedeutet. Wir hören stets seinen Aufruf zur Nachfolge — den Aufruf, offene Augen für Schwache und Kranke, für die Not der Menschen und ihr Leid zu haben und unsere Hände überall dort zum Dienst und zur Arbeit auszustrecken, wo dem Menschen Gefahr droht und wo neue Beziehungen zwischen den Menschen geschaffen werden müssen. Das Evangelium, wie wir es verstehen und wie es uns in den *tiefsten Tiefen der menschlichen Existenz* erfaßt, ist für uns weder ein Rest alter religiöser Traditionen, noch Selbsttäuschung oder Stimmung. Je tiefer der Mensch die Botschaft von der Gegenwart der heiligen und verzeihenden Liebe Gottes in Jesus von Nazareth in den Tiefen und auf den Höhen des menschlichen Lebens, des menschlichen Herzens und der öffentlichen menschlichen Kämpfe begreift, um so klarer, schmerzvoller, aber auch aufmunternder wird ihm seine Zugehörigkeit zu den Menschen, die um ihn herum leben, mögen sie in der Kirche oder außerhalb der Kirche, im Westen oder im Osten sein, mögen sie seinen Glauben annehmen oder nicht. Das Evangelium ist tiefer als *die tiefsten Tiefen des menschlichen Herzens*, denn Jesus Christus ist durch alle menschlichen Schwächen, durch das Grab und die Verdammung hindurchgegangen. Er hat die Not und die Hoffnung der Welt auf sich genommen. Aber das Evangelium ist auch breiter, umfassender als diejenigen zuzugeben gewohnt sind, die Jesus Christus mit einer bestimmten religiösen oder kirchlichen Institution gleichgesetzt haben. Die Kirche im Sinne des Evangeliums trägt die Not, die Sünde, die Ohn-

macht und die Kämpfe der Menschheit. Unsere Versammlung wäre fruchtlos und nutzlos, wenn wir nicht gemeinsam erkennen, erleben und bekennen wollten, daß wir die ganze Zeit unserer Verhandlungen in der Gegenwart dessen bleiben, der Knechtsgestalt angenommen hat und mit uns kämpfen und alle Mauern des Mißtrauens oder Argwohns, kühler Zurückhaltung und falscher gegenseitiger Vorstellungen niederreißen will. Unsere Versammlung muß zum Schauplatz einer ernsten, wahren, selbstverleugnenden Bemühung werden, persönlich einander näher zu kommen und einander nicht im Lichte der Vorurteile und erstarrter Vorstellungen zu sehen; sondern unmittelbar, mit Verständnis und in hoffnungsvoller Erwartung.

2. Aber wir sind hier auch als *Glieder der Kirche Christi* versammelt. Viele von uns sind offizielle Vertreter einer bestimmten kirchlichen Gemeinschaft. Dankbar und mit Freude betonen wir besonders die Teilnahme der autokefalen orthodoxen Kirchen, die von offiziellen Delegierten vertreten werden. Wir nehmen an, daß unsere Versammlung in dieser Hinsicht ein einzigartiges Forum bildet, auf dem die orthodoxen Kirchen in solcher Anzahl und in solchem Umfang Vertretern, Gruppen und Einzelpersonen aus anderen Kirchen in West und Ost, Nord und Süd die Hände reichen. Mit den orthodoxen Kirchen tritt in unsere Versammlung das reiche Erbe der alten östlichen Christenheit, die Jahrhunderte, ja mehr als ein Jahrtausend hindurch den geistlichen und leiblichen Kampf um das Evangelium und um die Kirche auf der Grenze zwischen der christlichen und nichtchristlichen Welt ausfocht. Gerade hier unter uns, gewinnt unsere Vielgestaltigkeit einen tiefen Sinn. Ein jeder von uns versucht seinen Bruder aus der anderen kirchlichen Gemeinschaft besser, tiefer und positiver zu verstehen. Ein jeder von uns sehnt sich danach, das Zeugnis seiner eigenen Kirche voll ausdrücken und aussprechen zu können. Die Bruderschaft und das Bewußtsein der Einheit der Christen führt nicht zur Uniformität, zur Einförmigkeit. Auch hier stehen wir inmitten der Gemeinschaft, in die Jesus von Nazareth selbst mit seiner Fülle, mit seinem Reichtum des Evangeliums kommt und gerade dadurch mit jedem von uns gegen unsere falsche Unverträglichkeit, Ausschließlichkeit und unser Mißtrauen kämpft. Wir können nicht für eine neue Atmosphäre in der Welt, in den internationalen Beziehungen kämpfen, wenn wir nicht hier unter uns eine innere Gemeinschaft des Vertrauens und des Bestrebens schaffen, voneinander lernen, einander unterstützen und dann in das Ringen um die höchsten Werte des menschlichen Lebens und der menschlichen Gemeinschaft gehen. Unsere Versammlung soll der Tatsache Ausdruck geben, daß die Kirche gerade deshalb, weil sie in dem gegründet ist, der Herr des Lebens und des Todes, der Alfa und Omega ist, in Liebe und Solidarität dieser Welt dienen will in all ihren Ängsten und Verwirrungen, Gefahren und Geburtsschmerzen.

II.

Ich habe gesagt, daß wir hier aus den verschiedensten kirchlichen Gruppen versammelt sind. Von der altehrwürdigen Orthodoxie bis zu den Reformationskirchen mit den sich stets ändernden liturgischen und organisatorischen Formen. Wir sind dankbar für die Anwesenheit der Glieder der anglikanischen, altkatholischen und unserer tschechoslowakischen Kirche. Und mit Freude reichen wir die Hand den Brüdern und Schwestern, die aus kirchlichen Gruppen kommen, die keine feste dogmatische oder liturgische Ordnung haben. Ich wiederhole: alle, die wir hier versammelt sind, blicken auf Jesus Christus. Und dieser Blick zu einem gemeinsamen Mittelpunkt hält uns beisammen. Aber er hält uns nicht nur beisammen, sondern er bildet auch das Band einer organischen Gemeinschaft im Geist und in der Wahrheit. Gern würden wir auch Glieder der größten Kirche unter uns sehen, die sich zum apostolischen Bekenntnis bekennt — nämlich *der römisch-katholischen Kirche*. Auf unserer Seite ist die Tür offen. Und sie bleibt offen. Es scheint jedoch, daß die Zeit noch nicht gekommen ist, wo wir nicht nur als Mitglieder der weltlichen Gesellschaft, nicht nur als persönliche Freunde zusammenkommen, sondern auch als Bekenner desselben Herrn und Vollenders des Glaubens. Die Ursachen wollen wir hier nicht analysieren. Wir sind nur bereit, uns die Hindernisse und Scheidewände zwischen uns zum Bewußtsein zu bringen und alles zu tun, um sie zu beseitigen. Wie wir die heutige Lage sehen, scheint es um die Überwindung zweier Hindernisse und Scheidewände zu gehen: besonders um das höchste Amt der römischen Kirche, dessen Träger nicht nur mit der Unfehlbarheit ausgestattet ist, das heißt mit der letzten souveränen Autorität in Glaubens- und Sittenfragen, sondern auch mit der letzten und absoluten Erzhirtenmacht über die ganze Welt. Durch diese dogmatische Formulierung sind in bedeutendem Ausmaß die ökumenischen Gespräche mit der römischen Kirche erschwert. Die ökumenische Zusammenarbeit im wahren Sinne des Wortes ist nur dort denkbar, wo die Vertreter oder die Sprecher der einzelnen Kirchen von einer gemeinsamen Grundlage ausgehen und ihre Entscheidungen einer höheren Instanz unterstellen, die über ihnen allen gemeinsam steht. In dem Augenblick, wo sich irgendeine Kirche den Anspruch auf definitive und letzte Autorität in Glaubenssachen anmaßt, können kaum noch Gespräche geführt werden, die für beide Seiten einen Sinn hätten.

Aber auch noch aus einem anderen Grunde ist die Zusammenarbeit mit der römisch-katholischen Kirche erschwert. Wir wissen zwar, daß es auch in dieser Kirche viele Bekenner gibt, die der Versuchung widerstehen, daß die Kirche eine Front gegen bestimmte Teile der heutigen Welt organisiert. Auch in ihr sind hervorragende Einzelpersonen, die wissen, daß sich die Kirche mit keinem internationalen, politischen, sozialen und machthaberischen Gebilde identifizieren darf. Es gibt

dort Theologen, ja sogar Vertreter der Hierarchie und verschiedene missions-praktische kirchliche Bestrebungen (ja sogar Politiker und Staatsmänner), die sich dessen bewußt sind, daß sich die Kirche in den letzten Jahrhunderten oft von alten sozial-politischen Gebilden freimachen mußte. Mancher katholische Theologe und Vertreter der Hierarchie sah, daß der Arbeiter, der nur auf seine Hände und sein Gehirn angewiesen ist, ohne materielle Mittel, vom Willen und oft von der Willkür der industriellen Unternehmer und später Monopole abhängig, eine wirksame Gewähr gegen Hunger und Not, gegen Arbeitslosigkeit und politische und soziale Rechtlosigkeit braucht. Wir wissen, daß die katholische Theologie und die Hierarchen gegen den Liberalismus in der Denkweise, in sozialen und wirtschaftlichen Beziehungen kämpften.

Jetzt aber sind wir Zeuge dessen, daß die römisch-katholische Kirche in steter Versuchung ist, sich gerade mit den Machtbestrebungen dieser Gesellschaft zu identifizieren, die den Frieden verloren und die Katastrophe des Zweiten Weltkrieges mitverschuldet hat. Wir halten es für einen großen Irrtum und Wahn, wenn jetzt in dieser Kirche geradezu leidenschaftliche Stimmen laut werden, daß die Kirche eine Stütze der gegen die östliche Welt organisierten Mächtefront werden und dem, was wir Antikommunismus nennen, geistliche Nahrung, religiöses Pathos und politische Stärkung geben soll. Wir sprechen jetzt nicht als Bürger der sozialistischen Staaten oder Länder, die unter kommunistischer Führung stehen. Wir sprechen jetzt als die Glieder der Kirche Christi, die aus Glaubensgründen und aus ihrem Verständnis der Botschaft des Evangeliums heraus dieses Bestreben, die Kirche und die christliche Zivilisation mit dem Kampf gegen die sozialistische Welt oder gegen den Kommunismus zu verbinden, für einen Wahn und für ein Unglück halten, das selbst an die Wurzeln des christlichen Glaubens greift und den heutigen großen Auftrag der kirchlichen Gemeinschaft schwächt.

Um gerecht zu sein, dürfen wir nicht vergessen, daß diese verführerischen Stimmen, die nach der Schaffung einer christlichen Front gegen die sozialistischen Länder rufen, gegen den Kommunismus, gegen seinen mächtigen und durchdachten Versuch eines Umbaus der menschlichen Gesellschaft und der Befreiung des Menschen aus Armut und Unwissenheit, rassischer Unterdrückung und chronischem Hunger, nicht nur auf den Bereich der römisch-katholischen Kirche beschränkt sind. Sie ertönen auch in den historischen protestantischen Kirchen (und auch in anderen Kirchen, die man weder in die katholische noch in die protestantische Gruppe einreihen kann).

Sie ertönen vor allem in der sogenannten «Moralischen Aufrüstung», die in der heutigen Spannung der Welt eher eine Abrüstung der Moral bedeutet. Unser Programm ist von Anfang der CFK an gegen die verhüllten und offenen Bestrebungen gerichtet, die die christlichen Kirchen, die sogenannte christliche Zivilisation mit ihrer sitt-

lichen, kulturellen und politischen Tradition in eine bestimmte Mächtefront der heutigen Welt — in welcher Richtung immer — einspannen wollen. Wir sind davon überzeugt, daß wir in dieser Hinsicht einen großen Kampf um die Freiheit der Kirche auf dem Boden des Evangeliums führen.

III.

In dem letzten halben Jahrhundert sind wir in gewaltige Umstürze in der Welt hineingestellt worden und leben immer noch unter dem Eindruck der Katastrophe, die vor zwanzig Jahren die Welt erschüttert hat. Wir sind Zeugen dessen, daß die sogenannten christlichen Völker aufgehört haben, nicht nur politische, sondern auch moralische und geistliche Lehrer der heutigen Menschheit zu sein. Die sozialen Umstürze seit 1917 übertrugen den Schwerpunkt des verantwortungsvollen Aufbaues nicht nur von den feudalen, sondern auch von den kapitalistischen und bürgerlichen Schichten auf die Kreise der arbeitenden Menschen und Völker, die noch unlängst von den Kolonialmächten bevormundet wurden. Wir sehen der Tatsache ins Auge — und hier mögen meine Worte durch meine östliche Perspektive geprägt sein —, daß eine Milliarde Menschen zwischen der Elbe und dem Stillen Ozean den gesellschaftlichen Umbau auf neuen Grundlagen vollzieht und daß sie diesen Umbau der menschlichen Freiheit und Würde durch eine adaequatere gesellschaftliche Struktur sichern will, als es die alte feudale und liberale Gesellschaft tun konnte. Jede Revolution ist hart und manchmal unbarmherzig. Es ist heute aber kein revolutionäres Experiment mehr, sondern ein durchdachtes, geplantes und verwirklichtes Programm neuer Ordnungen in Stadt und Land, in den traditionell christlichen sowie in den nichtchristlichen, in den kulturell entwickelten sowie in den unterentwickelten Ländern. Es ist ein mächtiger Kampf darum, den Menschen eine neue Sicherheit und gesellschaftliche Gleichheit zu gewähren und ihnen nicht nur politische, sondern auch soziale und wirtschaftliche Freiheit zu sichern. Das geschieht auf den Trümmern alter Ordnungen, nach erschütternden materiellen und geistlichen Katastrophen. Neue Schichten kommen zur Verantwortung und werden mit der Leitung und Verwaltung betreut. Es sind oft Menschen ohne Erfahrungen, die erst Schritt für Schritt das Leiten und Führen, das Organisieren des wirtschaftlichen und kulturellen Lebens lernen müssen. Dabei gibt es auf der Welt sehr viel sittliche Erschöpfung infolge so langer internationaler Spannung und so schrecklicher Eingriffe in das Leben der Menschen während des letzten Krieges und der Revolutionen.

Dieser Kampf um die neue Gesellschaft ist gekennzeichnet durch eine Atmosphäre des großen Mißtrauens den Kirchen gegenüber, des Widerwillens gegen die alte sogenannte religiöse Weltanschauung und gegen Religion als einen Überrest des Aberglaubens, der unkritischen Denkweise, der Reaktion und überhaupt eines Hindernisses auf dem

Wege zu höheren Gesellschaftsformen. Wir können keinen Schritt vorwärts tun, wenn wir als gläubige Glieder unserer Kirchen uns selbst dieser Kritik nicht unterziehen, wenn wir nicht mutig und realistisch den gestrigen und heutigen Umwälzungen ins Auge sehen, allem, was überhaupt in der Welt vor sich geht und dem, wie sich aller Wahrscheinlichkeit nach unsere Gesellschaft morgen und übermorgen entwickeln wird. Und wir müssen auch klar sehen, daß wir den Menschen von heute bei ihrem Aufbau nicht helfen können, wenn wir nicht ihre positive Sehnsucht nach den zweckmäßigen Gesellschaftsordnungen und nach einer tragfähigen Grundlage der Freiheit, der Würde, des Rechtes und der Gerechtigkeit in Betracht ziehen. Deshalb verteidigen wir mit großem theologischem und geistlichem Ernst die Kirche gegen jeden Versuch, aus ihr die Trägerin und Heiligsprecherin antiöstlicher und antikommunistischer Pläne zu machen. Das darf sie nicht sein, ebenso wenig, wie sie zur Trägerin eines apriorischen Anti-Kreuzzuges, eines antiwestlichen Kreuzzuges werden darf. Dabei sehnen wir uns danach — namentlich wir Christen im Osten —, daß uns die Brüder in anderen Gebieten der Welt gut verstehen und daß ihnen klar ist, daß uns dazu keine Art Opportunismus oder Kollaboration oder sogar Feigheit und Wille zur Anpassung bewegt. Gerade das Evangelium, von dem wir am Anfang gesprochen haben, hilft uns in den Spuren Jesu von Nazareth, des Gekreuzigten und Auferstandenen, die lautere Botschaft von Liebe und Vergebung, von Versöhnung und Brüderlichkeit zu verkünden. Uns handelt es sich darum, daß wir im Lichte dieses Evangeliums den Menschen von heute verstehen, der, geschwächt durch die vergiftete Atmosphäre vergangener Zeiten, vergebens auf die Hilfe für die Armen und Ärmsten, die Hungernden und Verworfenen wartete. Ihn besonders müssen wir in seiner positiven Sehnsucht nach einer neuen Gesellschaft verstehen. Auch seinen Unglauben, ja, seinen Kampf gegen die Kirchen und die sogenannten Religionen! Erst nachdem wir seine Pläne, Hoffnungen und seinen Kampf um eine neue Gesellschaft ohne Klassen- und Rassenunterschiede verstanden haben, werden wir eventuell auch seine Fehler, Irrtümer, seine Mängel und Lücken in seinem Werk begreifen.

Im gewissen Sinne können wir sagen, daß unsere Bewegung in der CFK und auch unsere AFV *Ausdruck unserer Sehnsucht nach einer Läuterung der Kirche ist, daß sie im Dienst des Kampfes um die Kirche Christi stehen.* Wir wissen und bekennen, daß Jesus Christus selbst diesen Kampf wirksam führen kann und führt, aber dieses Bekenntnis ist kein falscher und frommer Vorwand für unsere geistliche Blindheit, Trägheit und Traditionalismus. Wir wollen tiefer glauben, als bisher. Wir wollen uns selbst gegenüber streng sein, aber wir wollen auch inniger lieben in der Überzeugung, daß die echte Liebe die Furcht austreibt und daß der, der im Lichte des Evangeliums und in der Liebe an seinen Mitmenschen herantritt (auch an den, der ihn nicht versteht und der seinen Glauben nicht annimmt), von der Furcht befreit wird

und eine hoffnungsvolle Freude gewinnt. Wir wissen, daß der normale Christ von heute von kleingläubiger Mittelmäßigkeit ist, kaum bereit, die heutigen Umwälzungen nur zu verstehen, sondern sie auch ernst zu nehmen und ohne Furcht auf den Trümmern der Vergangenheit zu arbeiten. Ein mittelmäßiger Christ (und ein jeder von uns trägt ein Stück dieser Mittelmäßigkeit an sich) hat noch lange nicht in die abgrundtiefen Veränderungen der heutigen Zeit geblickt. Deshalb wollen sich so viele Kirchen, Gemeinden und Einzelchristen vor der neuen Welt schützen, indem sie zwischen sich und die neu entstehende Welt einen eisernen oder goldenen oder Bambusvorhang ziehen und diese auch noch mit pseudochristlichen Argumenten rechtfertigen. Deshalb können wir auch heute immer wieder die Erfahrung machen, daß hinter diesen Vorhängen gerade die leben, die glauben, daß sie vor ihnen leben und freie Luft atmen. Dieser Kampf um die Kirche Christi, um ihre Läuterung im Feuer des Evangeliums, um die Reinheit ihres Glaubens, ihrer Liebe und Hoffnung muß durch die ganze Christenheit gehen.

IV.

Diese Ausführungen sollten zeigen, daß unsere Bemühungen um Frieden die Ebene politischer, internationaler, machtpolitischer oder sozialer Probleme überragen. Gleichzeitig wollten wir dadurch erläutern, daß uns der Glaube an das Evangelium und an die Kirche Christi mitten in die Ängste und Schmerzen, Krankheiten und Sünden, aber auch die Sehnsucht und die Hoffnung des heutigen Menschen führt. Jesus ist in diese Welt gekommen, um dem Menschen zu dienen. Geführt vom Glauben an das Evangelium, treten wir dorthin, wo der heutige Mensch vor allem klar zu sehen nötig hat und wo er sich nach Hilfe und Beistand umschaut. Friede auf Erden ist die Losung, unter der wir zusammengekommen sind. Wir verstehen den Frieden so, wie ihn die Propheten und die Apostel verstanden und wie er den Inhalt des Evangeliums bildet. Wir folgen den Menschen dorthin, wo um diesen Frieden gerungen wird. Das Evangelium Jesu gilt für alle. Es zieht keine Grenzen und geht bis dorthin, wo die Unruhe, die Friedlosigkeit und der Taumel des öffentlichen politischen Lebens herrscht. Wir wollen inmitten dieser Welt mit Jesus stehen.

Der Friede ist für uns ein besonders verpflichtender Aufruf und Ansporn, eine Aufforderung im Ringen um die konkreten Bedürfnisse des heutigen Kampfes gegen die Kriegsgefahr, gegen alle Kräfte, die eine gefährliche Atmosphäre der Spannung, des Mißtrauens und der Feindschaft in der Welt schaffen. Wir bemühen uns um die Schaffung der Vorbedingungen für die Zusammenarbeit der Staatsmänner und der Politiker, der Künstler und der Erzieher für wirkliche Freundschaft unter den Völkern. Selbst unsere Tätigkeit in der CFK und unsere Tagung bei der AFV sollen im Dienst dieser konkreten Bemühungen stehen: wir müssen uns besinnen, in welcher Welt wir

leben, was für Voraussetzungen und Möglichkeiten für den Frieden es gibt und was die Hauptursachen sind, warum die Menschheit immer noch in der Spannung lebt, ja, daß diese Spannung und Drohung einer neuen Katastrophe noch schlimmer sind, als vor einigen Jahren. In unserer Tätigkeit verbinden wir beides: Voraussetzungen für den Erfolg der Friedensarbeit zu schaffen, aber auch mit aller Kritik, aller Konkretheit und Offenheit die großen und kleinen Phänomene des heutigen Lebens zu prüfen und Wege zu suchen, wie wir den Staatsmännern und denen, die um den Frieden bemüht sind, alle Steine und Steinchen aus dem Wege räumen und alle Hindernisse beseitigen können. Deshalb versuchen wir in der CFK und auch in dieser Versammlung festzustellen, wie es seit dem Ende des letzten Krieges, ja, seit dem Beginn der Weltrevolution in den Jahren 1914—1917 zur heutigen Situation gekommen ist. Wir fragen uns deshalb, wie der Kalte Krieg entstanden ist, was er für einen Sinn hat, welche Ursachen und welche Persönlichkeiten dafür verantwortlich sind, daß es zu dieser unheilvollen Erscheinung der Nachkriegszeit kam. Deshalb stellen wir die hauptsächlichsten internationalen Fragen der heutigen Weltsituation und die Hauptquellen der Spannung fest: wir befassen uns mit der Problematik Deutschlands, seiner Katastrophe zwischen 1933—1945. Wir fragen uns, ob die Ursachen dieser Katastrophe wirklich bis in die Wurzeln ausgetilgt wurden, oder ob in der Erde, die mit so viel Blut getränkt wurde und in den Jahren 1944/45 durch eine solche Katastrophe hindurchgegangen ist, neue Wurzeln wachsen. Wir fragen uns, welche Voraussetzungen es für den Frieden mit Deutschland gibt, mit beiden Staaten, für die Vereinigung Deutschlands und seine volle Teilnahme an der internationalen Gemeinschaft. Vergangenheit, Gegenwart, aber auch die Zukunft des deutschen Volkes liegen uns am Herzen. Ohne dessen aufrichtige Mitarbeit können wir an keinen Frieden, weder in Europa noch in der Welt, denken. Wir studierten und wollen immer tiefer die Frage des Fernen Ostens studieren. In erster Linie wollen wir die Ursache suchen, warum die Volksrepublik China mit ihren 650 Millionen Menschen beständig nicht nur aus den Vereinten Nationen, sondern überhaupt aus allen bedeutungsvollen Institutionen, die für die neuen Ordnungen in der Welt verantwortlich sind, ausgeschlossen wird. Wir wollen dabei niemand verurteilen. Wir sind jedoch verpflichtet, gerade als Glieder der Kirche, unseren Kirchen und der ganzen Weltöffentlichkeit dringende, strenge und entscheidende Fragen vorzulegen. Mit all dem hängt die Unruhe zusammen, die in den letzten Jahren durch die ganze Welt, besonders durch die afrikanischen und asiatischen Völker geht, und immer mehr nach Lateinamerika hinübergreift. Seit 1914 leben wir in Unruhe, wie auf vulkanischem Boden. Wir erleben auf allen Seiten einen Erdrutsch und sehen heute, daß durch den Zweiten Weltkrieg 1939—1945 nicht nur alle internationalen Hauptfragen nicht gelöst wurden, sondern gerade durch diesen Krieg die Entwicklung auf allen Kontinenten in Fluß

geraten ist und daß es bisher nicht gelungen ist, 16 Jahre nach Kriegsende, auch nur eine einzige große und wesentliche Frage der internationalen Beziehungen zu lösen. Hier hilft kein Klagen, es helfen keine Beschuldigungen, es hilft kein fruchtloses, wenn auch gut gemeintes Moralisieren. Hier hilft nur ein ernstes, verantwortliches Beobachten des internationalen Geschehens und verantwortliches Untersuchen dessen, was wir selbst tun sollen.

Wir können eine Seite der heutigen Beziehungen in der Welt nicht außer acht lassen: die Menschheit ist mindestens in drei große Gruppen eingeteilt: die Gruppe der bürgerlich-kapitalistischen Staaten, die Gruppe der sogenannten sozialistischen oder zum Kommunismus strebenden Staaten und die Gruppe der neuen Staaten, die aus der überstürzenden Befreiungsbewegung der ehemaligen Kolonialvölker hervorgegangen sind und der Völker, die bis heute unter Kolonialherrschaft leben. Wir stehen heute der Tatsache gegenüber, daß die sozialistische Welt in Osteuropa und Asien sich immer mehr an der Formung der internationalen Gemeinschaft und einer internationalen Ordnung beteiligen wird. Es ist für den westlichen Menschen nicht leicht, mit dieser Lage nicht nur intellektuell, sondern auch grundsätzlich fertig zu werden; und für den Großteil des traditionellen Christentums ist es nicht einfach, mutig und hoffnungsvoll auf die neue Situation zu blicken und sowohl die Entstehung der sozialistischen Staaten als auch die Selbständigkeit der Kolonialvölker für eine kostbare Gelegenheit zu einem Neuanfang der christlichen Verkündigung und einem Neuaufbau der Kirche zu halten. Wir sehen auch, daß der totale Umbau der internationalen Situation während der letzten 20 Jahre und die Entstehung der machtpolitischen, kulturellen und sozialpolitischen Gruppen einen tiefen Einschnitt in die bisherige Geschichte der Menschheit bedeutet und daß die Entstehung eines neuen Gleichgewichtes und einer Stabilität in den internationalen Beziehungen einen langwierigen geschichtlichen Prozeß darstellt. (Schluß folgt)

Aufrüstung oder soziale Sicherheit?

Der folgende Aufsatz beruht zum größten Teil auf der Dokumentation unseres Freundes, *Nationalrat Karl Dellberg*, Siders, zu einem Vortrag unter obenstehendem Titel, den er am 7. Mai anläßlich der Generalversammlung der Religiös-sozialen Vereinigung hielt.

Die Schweiz hat auf Grund ihrer Geschichte und Tradition und, sagen wir es einfach, aus Dankbarkeit einer gütigen Vorsehung gegenüber, die sie seit bald 700 Jahren alle Fährnisse der Zeit hat überstehen lassen, eine Verpflichtung besonderer Art. Diese Überzeugung haben die «Neuen Wege» seit ihrem Bestehen zum Ausdruck gebracht. Als kleines und schwaches Land liegt ihr ob, durch Einstehen für die

Schwachen und Benachteiligten, sei es im eigenstaatlichen oder im internationalen Bereich, jenes Gerechtigkeitsverlangen und brüderliche Füreinander vorzuleben, die einst das Entstehen des ersten Bundes ermöglichten und die heute allein unser aller Leben verbürgen. Dies mögen in den Augen unserer Realpolitiker längst überholte Vorstellungen sein, es dürfte ihnen aber schwerfallen, etwas an ihre Stelle zu setzen, das besser geeignet wäre, den schweizerischen Gedanken zu verwirklichen und die Achtung und Liebe anderer Völker zu gewinnen.

Wie haben wir diesen Grundsätzen der Brüderlichkeit bisher nachgelebt? Dies war das Thema, mit dem *Nationalrat Karl Dellberg* sich vor uns auseinandersetzte. Aufrüstung oder soziale Sicherheit?, unter welchem Titel der Vortrag angekündigt war, bezeichnen die beiden Pole, in deren Bereich sich unser politisches Leben heute in der Hauptsache abspielt. Wir leben in einer Hochkonjunktur, wie sie die Schweiz bisher noch nie gekannt hat, mit der ihr eigenen Gefahr, dem Gelddenken. Wie wäre es sonst zu erklären, daß in einer Zeit, da es volkswirtschaftlich ohne Zweifel möglich wäre, den alten und mittellosen unter unseren Mitbürgern einen sorglosen Lebensabend zu sichern, dennoch Tausende auf Wohltätigkeit angewiesen sind. Auch nach der im Juli dieses Jahres erfolgten Erhöhung der ausbezahlten Renten erreichen unsere AHV-Leistungen in gewissen Fällen (Ehepaaraltersrente) nicht einmal die vorgesehenen Mindestnormen der sozialen Sicherheit für *unterentwickelte* Länder*! Auch wenn die AHV-Renten als Basisrenten betrachtet werden, die allenfalls durch Gemeindezuschüsse ergänzt werden, so leuchtet ein, daß selbst solche Basisrenten wenigstens die Höhe des *tatsächlichen Existenzminimums* erreichen sollten, was heute bei den Minimalrenten immer noch nicht der Fall ist. Nur auf diese Weise wird es möglich sein, gerade jenen Einkommensschichten ein einigermaßen sorgenfreies Alter zu sichern, welche die geringsten Möglichkeiten zur privaten Vorsorge haben. Der Einwand, der etwa erhoben wird, man dürfe die privaten Sparguthaben nicht außer acht lassen, ist nicht stichhaltig, lauten doch von den 6 Millionen Sparbüchlein in der Schweiz 5,2 Millionen auf Beträge von unter 5000 Franken (durchschnittlich 950 Franken), was, bei einem Jahreszins von etwa 25 Franken, selbst wenn mehr als ein Sparheft im Besitz einer Person ist, keine Rente ersetzen kann. Die bürgerliche Presse soll übrigens nicht ständig wiederholen, die Sozialisten wollten alles dem Staat aufhalsen, nachdem wir so oft verlangt haben, die Sozialleistungen sollten nicht nur in der Fürsorge des Staates bestehen, sondern eine Art Versicherung darstellen, an die jeder in Form einer Zwangsersparnis etwas beiträgt und dafür einen Rechtsanspruch erhält. Wir befinden uns hier in Übereinstimmung mit der

* Die Internationale Arbeitskonferenz vom 27. Juni 1952 hieß eine Konvention gut über «Die Mindestleistungen für die soziale Sicherheit».

Menschenrechte-Deklaration der Vereinten Nationen, die im Artikel 22 festlegt, daß jedermann ein Recht auf soziale und finanzielle Sicherheit hat. Die Schweiz hat die Mittel und die technischen Möglichkeiten, dieses Sozialproblem zu lösen. Wenn unser begütertes Land laut Statistik des IAA (Internationales Arbeitsamt) von 1957 nur 8,7 Prozent des Volkseinkommens für soziale Sicherheit aufwandte und damit unter den Nationen Europas an 16. Stelle stand, so stellt eine solche Statistik ein Dokument der Schande für unser Staatswesen und unsere Behörden dar. Ein Blick auf Dänemark zum Beispiel, das auch ein rohstoffarmes Land ist, zeigt, daß jenes kleine Volk im Norden seinen Mitbürgern seit 1933 *volle soziale Sicherheit in gesunden und kranken Tagen* bietet, zu Beitragsansätzen, die wesentlich günstiger sind als bei uns. Es ist nicht damit getan, daß man in unseren bürgerlichen Gazetten alles, was in Dänemark und Schweden, zum Beispiel, an sozialen Maßnahmen durchgeführt wird, hämisch glossiert und herunterreißt. Schließlich ist jene vorbildliche Sozialgesetzgebung in den nordischen Ländern unter voller Wahrung demokratischer Willensbildung und demokratischer Rechte, als eine die Volkswohlfahrt fördernde Maßnahme, erfolgt. Bei uns ist es beinahe zur Tradition geworden, daß ein Verfassungsartikel der Sozialgesetzgebung zunächst gegen ein Vierteljahrhundert sozusagen aufs Eis gelegt wird, bis die entsprechenden Ausführungsgesetze dran kommen. Es wäre hier etwa auf die Gesetzgebung über die Krankenversicherung hinzuweisen, die 20 Jahre warten mußte. Bei der AHV ging es 22 Jahre, bei der Invalidenversicherung gar 29 Jahre und auch der Familienschutz- und Mutterschaftsartikel der Bundesverfassung wartet nun seit immerhin 15 Jahren auf die Verwirklichung seiner wichtigsten Forderungen.

«Sozialgalopp»

In der Schweiz haben wir 1961 immer noch nicht: die Mutterschaftsversicherung, ein allgemeines Familienzulagengesetz, ein eidgenössisches Feriengesetz weder für die Arbeiter und Angestellten noch für alle Lohnempfänger. Von einem «Sozialgalopp» spricht man in gewissen Kreisen seltsamerweise auch in bezug auf die schrittweise Verkürzung der Arbeitszeit. Nicht nur der Produktionsleistung werde damit ein schwerer Schlag versetzt. Vor allem die internationale Wettbewerbsfähigkeit des Landes werde ernstlich in Frage gestellt! Dabei ergibt sich nach der letzten, vom Internationalen Arbeitsamt publizierten Tabelle, daß auch hier die Schweiz mit 2370 bis 2416 Stunden jährlicher Arbeitszeit (ohne Überstunden), 4 bis 8 bezahlten gesetzlichen Feiertagen und 6 bis 12 Tagen bezahltem Mindesturlaub so ziemlich am Ende der Liste europäischer Staaten rangiert. Die Befürchtungen, sie renne den andern voraus, sind völlig unbegründet.

Bemühen wir uns doch, die Verhältnisse sachlich und nicht verzerrt zu sehen, wie dies zum Beispiel in einer Studie über die «Löhne

und Konsumgüterpreise in Schweden und der Schweiz» geschieht, die vom Institut für Außenwirtschaft in St. Gallen kürzlich veröffentlicht wurde. Dr. Nydegger, der Verfasser der Untersuchung, kommt zum Schluß, daß die nach Abzug der direkten Steuern (20,7 Prozent) und der Beiträge für die «Volkspension» (4 Prozent) verbleibenden *Nettostundenlöhne in Schweden rund 30 Prozent höher sind als in der Schweiz, während die Lebenskosten nur wenig differieren.* Zur Dekkung gleichwertiger Konsumausgaben in der Höhe von rund 4000 Franken pro Person und Jahr hat ein schwedischer Industriearbeiter nur etwa 950 Stunden, ein schweizerischer hingegen 1200 Stunden zu arbeiten. *Scheidet er aus dem Produktionsprozeß aus, so sichert ihm die Volkspension* einen sorgenfreien Lebensabend, frei von der materiellen Not, die so viele unserer AHV-Rentner plagt («Volksrecht» vom 20. Mai 1961). Dies im von unserer bürgerlichen Presse so verlästerten Schweden!

Die soziale Frage ist in der Schweiz noch lange nicht gelöst, auch wenn nun mit dem Inkrafttreten der Invalidenversicherung eine weitere Lücke im schweizerischen Sozialversicherungssystem geschlossen wird. Wer heute noch glaubt, mit einem sozialen Minimalismus auszukommen, der verkennt die grundlegende Wandlung, die in den letzten 50 Jahren eingetreten ist. Zwar behält der gesunde Grundsatz nach wie vor seine Gültigkeit: *«Soviel Freiheit als möglich, soviel Bindung als notwendig.» Aber es darf nicht außer acht gelassen werden, daß heute das soziale Sicherungsbedürfnis der Menschen weitaus stärker ist als das persönliche Freiheitsbedürfnis.* Das muß man bedauern, ändern können wir diesen Zustand vorläufig nicht.

Konzentration der Macht des Kapitals

Die Schweizer stellen sich ihre Industrie gerne als dezentralisiert und von mittleren und kleineren Betrieben beherrscht vor. Diese Ansicht mag früher einmal zutreffend gewesen sein, heute ist sie weitgehend überholt. Rund ein Prozent der Gesellschaften, die ein Kapital von je 10 oder mehr Millionen Franken aufwiesen (1946), besaßen rund 53 Prozent des gesamten Kapitals und erzielten 57 Prozent der Gewinne sämtlicher Aktiengesellschaften. Man wird heute von manchen Sozialdemokraten scheel angesehen, wenn man auf die Bestätigung gewisser Erkenntnisse von Karl Marx verweist, so zum Beispiel auf die fortschreitende Konzentration des Kapitals. Anderseits sind heute manche katholische Sozialethiker bereit, vielen Ansichten Marxens zuzustimmen, wie ein Vortrag von Professor Dr. Kleinhappl an der Tagung der Arbeitsgemeinschaft sozialistischer Katholiken in Wien (1959) zeigt. Er erklärte bei jener Gelegenheit: «An den wesentlichen Erscheinungen der kapitalistischen Gesellschaft hat sich seit der Zeit, da Karl Marx ‚Das Kapital' schrieb, nichts geändert. Auch heute noch ist der Arbeiter besitzlos, sofern man unter Besitz das Ver-

fügungsrecht über die Produktionsmittel versteht; auch heute noch bringt das Eigentum arbeitsloses Einkommen — auch heute noch ist die wirtschaftliche Lage der breiten Masse unsicher» («Schaffhauser Arbeiterzeitung» vom 16. November 1959). Wir können für die Schweiz feststellen, daß die großen Vermögen von 10 Millionen und mehr in den Jahren 1951 bis 1955 um 81 Prozent zunahmen, Vermögen unter 1 Million um nur 38 Prozent.

Für die schweizerischen Lohnerwerbenden ungleich schwerwiegender ist, daß bei einer Zunahme der *Produktivität* der Wirtschaft (1950 bis 1959) um 40 Punkte die *Reallöhne* der Arbeiter um nur 20 Punkte und die der Angestellten um 18 Punkte anstiegen. Vom gesamten Volkseinkommen entfielen auf das Arbeitseinkommen: 1949: 60,9 Prozent, 1959, das heißt 10 Jahre später, noch 60,3 Prozent. Auf das Kapitaleinkommen anderseits entfielen 1949: 18,2 Prozent, zehn Jahre später 21,2 Prozent. Das Arbeitseinkommen ist also trotz höherer Produktivität rückläufig, während das Einkommen aus Kapitalbesitz gewachsen ist. (Nach Dr. Max Weber, «Tagwacht», 5. Dezember 1960.) Diese wenigen, grundlegenden Tatsachen könnten durch weitere Statistiken untermauert werden; sie müssen aber, raumeshalber, für uns genügen. Was man sich merken muß, ist dies: Trotz Hochkonjunktur bleibt die Ungerechtigkeit in der Verteilung des Volkseinkommens, das sich gegenwärtig auf 33 Milliarden beläuft und eine Zuwachsrate von jährlich 5 bis 6 Prozent aufweist, nicht nur bestehen, sondern sie wird immer größer. Nach dem Nationalbankbericht für 1960, der innerhalb des Jahres ein Absinken der wichtigsten landwirtschaftlichen Produktenpreise um 3 Punkte bei gleichzeitiger Verteuerung der Produktionsmittel konstatiert, ist an den Fingern abzuzählen, daß der Kleinbauer von der Konjunktur nicht profitiert (es sei denn, er könne Bauland verkaufen), sondern ärmer wird. In unseren Nachbarländern Frankreich und Deutschland ist das Kleinbauerntum auf dem Aussterbeetat; auch bei uns wird die Produktivität der Betriebe durch verschiedene Maßnahmen gehoben werden müssen, und ohne Hilfe des Staates wird dies nicht durchführbar sein, wenn «die Erhaltung eines gesunden Bauernstandes» mehr als ein leeres Wort sein soll.

Kampf dem Hunger

Bundesrat Petitpierre, der seit dem Zweiten Weltkrieg das außenpolitische Ressort betreute, prägte für die Einstellung der Schweiz zur Außenwelt die Devise: «Neutralität und Solidarität.» Das heißt doch wohl, daß sich unser Land am Feldzug zur Überwindung des Hungers und zur wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung der benachteiligten Gebiete in aller Welt nach Maßgabe seiner Kräfte beteiligt. Die Abordnung von Fachleuten für Landwirtschaft und den Aufbau von Industrien wie die Ausbildung von geeigneten Vertretern der unterentwickelten Länder in der Schweiz bietet Möglichkeiten, die, in be-

deutendem Maßstabe unternommen, ihre Wirkung nicht verfehlen werden. Auch das Hilfskorps von Freiwilligen, das sich wie die von Präsident Kennedy vorgeschlagene Equipe von jungen Leuten für den Dienst in den unterentwickelten Gebieten ausbildet, entspricht schweizerischen Vorstellungen und fußt bei uns auf einer vom Internationalen Zivildienst geschaffenen Tradition. Unsere Industrie schließlich kann sich am Aufbau jener Mangelländer beteiligen, nachdem bei unseren Bundesbehörden der Wille besteht, durch eine Investitionsrisikengarantie schweizerische Firmen vor Verlusten zu schützen. Alle diese Wege der Hilfe sind gangbar; sie haben indessen eines gemeinsam, wenn sie nicht eine schöne Geste bleiben sollen. Sie kosten Geld! Es wurde von 60 Millionen Franken alljährlichem Beitrag der Schweiz an die Entwicklungshilfe gesprochen. Dies wäre als Geste ein schöner Betrag; als Beweis, daß die reiche Schweiz gewillt ist, Solidarität zu üben, ist es entschieden zu wenig. Man kann wohl mit gutem Grund behaupten, daß großzügige Hilfe auf diesem Gebiet der Schweiz mehr Freunde und guten Willen schaffen werden als irgend etwas, was ein Kleinstaat außenpolitisch unternehmen mag. Man kann argumentieren, daß die Welt heute ein wesentlich anderes Bild bietet als zur Jahrhundertwende, daß Staaten und Völker näher zusammengerückt sind, so daß Hunger und Elend in einem Winkel der Erde auch zu uns einen Weg finden mögen, weil Wohlstand und Friede letzten Endes unteilbar sind. Wer noch den Anschauungen unserer Vorfahren verhaftet ist, hört diese Botschaft wohl, allein ihm fehlt der Glaube. Eine Warnung, die Präsident Kennedy in seiner Antrittsrede an seine Mitbürger richtete, sollte jedoch nicht vergessen werden. «Wenn eine freiheitliche Gesellschaft den Armen nicht helfen kann, und die Armen sind zahlreich — wird sie die Reichen nicht beschützen können, denn ihrer sind weniger . . .» Dieses Wort dürfte sowohl innenpolitisch wie im internationalen Bereich Geltung haben.

Neutralität

Wie die Lage sich heute präsentiert, legen die maßgebenden Kreise der Schweiz größeres Gewicht auf den ersten Teil der Devise Petitpierres: Neutralität. Bewaffnete Neutralität, wie sie schon seit Jahrhunderten geübt wird. Es wird uns versichert, daß nur unsere Armee im Ersten wie im Zweiten Weltkrieg eine Besetzung der Schweiz durch deutsche Heere verhindert habe, obwohl General Wille in seinem Bericht über den Aktivdienst 1914—1918 erklärte, daß nach seiner Überzeugung «ein Krieg im August 1914 das frühere oder spätere Versagen vor dem Feind gebracht hätte». Ähnlich äußerte sich General Guisan in seinem Schlußbericht über den Zweiten Weltkrieg. Der Armeebefehl General Guisans vom 25. Juli 1940 bedeutet, daß in dem für uns gefährlichsten Augenblick des Zweiten Weltkrieges die Armee den größten und weitaus volksreichsten Teil unseres Landes hätte dem

Feind überlassen müssen, wenn es ihm beliebt hätte, in die Schweiz einzufallen, und daß die Eidgenossenschaft damit auf Jahre hinaus in unabsehbares Unglück gestürzt worden wäre.

Diese Tatsache ist aber Beweis dafür: Erstens, daß uns die Armee im Ernstfalle zunächst doch nicht von einer Katastrophe hätte retten können, und zweitens, daß wir *aus eigener Kraft* auch im günstigsten Falle eine spätere Wiedererhebung nicht hätten bewerkstelligen können; wir wären dafür in höchstem Maße auf die Hilfe anderer Armeen angewiesen gewesen, so wie das auch bei Frankreich, Belgien, Holland und so weiter der Fall war.

Seit Hiroshima und Nagasaki hat sich nun die größte Umwälzung in der Kriegführung aller Zeiten angebahnt. Es ist von Politikern (zum Beispiel Adenauer) versucht worden, die Atomwaffe als eine Weiterentwicklung der schweren Artillerie des Zweiten Weltkrieges zu bezeichnen — das war eine vielleicht bewußte Fälschung. Die Atomwaffen sind *grundsätzlich andere* Waffen als die bisherigen, konventionellen: ihre Anwendung löscht unsere Existenz aus und schließt die Menschheitsgeschichte ab. In dieser Waffe ist uns gesagt, daß wir am Ende unserer Kultur, unserer Freiheit und Menschlichkeit stehen.

In der Atomwaffenfrage sind die Wissenschafter, die Physiker und Biologen die Sachverständigen und nicht die Militärs und Politiker, trotz deren krampfhaftem Versuch, auch der neuen Lage gewachsen zu erscheinen. Sachverständige nennen wir, außer den großen Namen Einstein, Oppenheimer, die 18 Göttinger Professoren, die über 11 000 Wissenschafter, die eine Denkschrift an die UNO richteten — alle diese Sachverständigen warnen die Menschheit immer wieder vor der Verwendung der Atombombe bei kriegerischen Auseinandersetzungen.

Es ist eine Fälschung, wenn man von einem Atomkrieg in den Bildern und Vorstellungen eines früheren, konventionellen Krieges spricht. Wendet man Atom- oder Wasserstoffbomben oder Lenkraketen mit atomaren Sprengköpfen an — dann kann man nicht mehr von Krieg sprechen — nur noch von gegenseitiger Ausrottung. Ein Atomkrieg käme etwa der Vernichtung von Heuschrecken in der Luft auf und unter dem Boden gleich, wobei dann die gegnerischen Bevölkerungen die Stelle der Heuschrecken einnähmen. Denn die Opfer werden nicht mehr nur Soldaten sein — sie sind sogar relativ besser daran —, sondern die Bevölkerung schlechthin, das bestehende und das zukünftige Leben.

Man spricht vom Schutz der Zivilbevölkerung, von Zufluchtsräumen und so weiter. Sachverständige Physiker erklären, die Zivilbevölkerung könne in einem Atomkrieg — das heißt nicht gegen den Abwurf einer Bombe wie in Hiroshima —, sondern gegen einen *Angriff mit vielen Explosionskörpern* nicht geschützt werden. Professor Jordan, unseres Wissens der einzige deutsche Sachverständige, der von Zivilschutz spricht, stellt sich vor, daß die zu schützende Bevölkerung bei Atomangriffen zunächst einmal fünf Jahre tief unter der Erde ver-

bringen müßte. Ein Kommentar erübrigt sich. Die englische Regierung läßt durch ihren Kriegsminister, Duncan Sandys, in lobenswerter Offenheit erklären (Sommer 1957): «Wir haben uns entschlossen, nicht das ganze Land zu verteidigen, sondern lediglich unsere Bomberbasen. Ich muß dem britischen Volk meine Anerkennung für die Bereitschaft aussprechen, mit der es diese harten, aber unausweichlichen Tatsachen hingenommen hat.» Wie man unter solchen Umständen noch von Landesverteidigung sprechen kann, ist uns unerfindlich.

Wie stellen sich die schweizerischen Behörden zum Problem der Atombewaffnung? Dazu äußerte sich der Bundesrat 1958 durch den Bericht des Militärdepartements wie folgt: «Angesichts der deutlichen Meinungsverschiedenheiten, die in unserem Land — wie auch im Ausland — über diese schicksalhafte Frage herrschen, hielten wir es für richtig, mit einer Grundsatzerklärung vom 11. Juli 1958 die schweizerische Öffentlichkeit zu orientieren, welchen Standpunkt wir in der Atomwaffenfrage einnehmen. In dieser Erklärung haben wir dargelegt, daß unsere Armee zur Wahrung der Unabhängigkeit unseres Landes und zum Schutze unserer Neutralität auf die wirksamsten Waffen angewiesen sei, daß unter den heutigen Verhältnissen zu diesen *auch die Atomwaffen* gehören und daß auf diese Waffe nicht von vornherein verzichtet werden dürfe. Aus diesem Grund wurde das Militärdepartement beauftragt, die mit einer allfälligen Einführung von Atomwaffen in unserer Armee zusammenhängenden Fragen, insbesondere die Möglichkeit der Beschaffung dieser Waffe, weiter zu verfolgen und uns zu gegebener Zeit zuhanden der eidgenössischen Räte zu berichten. Wir möchten ausdrücklich festhalten, daß über die Beschaffung von Atomwaffen bisher noch kein endgültiger Entscheid getroffen wurde.»

Eigene Atomwaffen?

Die Beschaffung von Atomwaffen für unsere Armee ist in der Tat «eine schicksalhafte Frage»; sie ist auch jetzt noch nicht entschieden. Schicksalhaft, weil die Beschaffung von Atomwaffen offenbar die Preisgabe unserer Neutralität bedingen würde. Der heutige Oberstkorpskommandant Uhlmann schrieb schon 1956 in der «Allgemeinen Schweizerischen Militärzeitschrift»: «Es ist eine Illusion, zu glauben, die Großmächte würden uns Schweizern um unserer Demokratie willen großmütig die neuesten Errungenschaften der Kriegstechnik abtreten.»

Logischerweise ist seither die Beschaffung eigener, in der Schweiz gebauter Atomwaffen gefordert worden (siehe die Zeitschrift des Vereins zur Förderung des Wehrwillens und der Wehrwissenschaft, Heft 11, Jahrgang 1960). Was ist dazu zu sagen? Es wären wohl etliche Hindernisse politischer Art (über den Kauf des spaltbaren Materials, zum Beispiel) zu überwinden, doch technisch gesprochen

bestände wohl die Möglichkeit dazu. Die Hiroshima-Bombe wurde in vier Jahren (1941—1945) mit einem Milliardenaufwand von Dollars entwickelt. Doch ist seither so viel über den Herstellungsprozeß durchgesickert, daß beim hohen Stand unserer Forschung und Ingenieurwissenschaft die Herstellung eigener Atombomben nicht unmöglich wäre, sofern man die riesigen Kosten dafür nicht scheut (siehe Frankreichs Prestigebombe). Unsere Behörden werden sich aber Rechenschaft darüber abgeben, daß seit 1945 die kriegstechnische Forschung der Großmächte keinen Tag stillgestanden ist und Atomwaffen jeder Art in einer Anzahl hervorgebracht hat, die längstens genügen würde, um die Menschheit mehrmals umzubringen. Dieser Tage kommt übrigens aus Amerika die Nachricht, daß das Pentagon auf die Wiederaufnahme von Waffentests drängt, weil in den zwei Jahren des Testsunterbruchs eine Anzahl «die Kriegstechnik revolutionierender Prozesse» entwickelt worden seien, die erprobt werden müßten. Selbst wenn diese letztere Nachricht in die Kategorie der Schachzüge im Kalten Krieg gehört, so ist doch das Drängen des Pentagons auf Wiederaufnahme der Tests Tatsache, wie auch nicht zu bestreiten ist, daß das Tempo kriegstechnischer Vorbereitungen auch im chemischen und biologischen Sektor Grauen erregt.

Der atomare Rüstungswettlauf muß aufhören, wenn die Vernichtungsgefahr abnehmen soll. Dieser Wettlauf wird aber nicht gestoppt, wenn immer mehr Nationen, große und kleine, freie und geknechtete, sich ebenfalls mit Atomwaffen ausrüsten wollen. Die atomare Bewaffnung einzelner Nationalstaaten ist ein Unglück für die Welt und für die betreffenden Nationen erst recht. Im Ernstfall fallen Atombomben zuerst auf jene Länder, die diese Bomben auch besitzen. Ein Kleinstaat — und erst noch ein neutraler — muß an einer allgemeinen, gleichzeitigen und kontrollierten internationalen Abrüstung interessiert sein und nicht an einer Weiterrüstung. (Siehe in diesem Zusammenhang den Abrüstungsbeschluß der Premiers des Britischen Commonwealth, Seite 234.)

Wir verwiesen oben auf die Alternative einer Sicherung unserer staatlichen Existenz durch Aufrüstung und soziale Sicherheit und glauben gezeigt zu haben, daß ein Kleinstaat wie die Schweiz die Einsicht aufbringen sollte, daß die Idee einer Landesverteidigung durch militärische Rüstung heute überholt ist. In Amerika stellt man sich statt auf Verteidigung auf den «Vergeltungsschlag» (second strike) ein, der auf einen nicht abwehrbaren Angriff erfolgen soll; auch das Konzept eines «preemptive strike» (etwa mit «Vorausschlag» zu übersetzen) wird für möglich gehalten. Letzteres ist ein eigener Angriff, den man führt, falls man sich unmittelbar bedroht glaubt. Man trifft nicht ernstliche Maßnahmen, um die Zivilbevölkerung im Falle eines Angriffs zu schützen, weil dies ganz aussichtslos ist, wie Artikel in der Zeitschrift der amerikanischen Atomforscher (Bulletin of the Atomic Scientists) zeigen.

Die ethische Frage, die sich erhebt und die sich auch ganz persönlich auf die Seele jedes einzelnen Soldaten und Offiziers legen müßte, käme er in den Fall, Atomwaffen einsetzen zu müssen, ist die: Darf ein Volk, darf ein Wehrmann von solchen Waffen Gebrauch machen? Nun, ein amerikanischer Pfarrer gab seinen Segen zum Abwurf der ersten Atombombe und die deutschen Feldprediger sind, laut Vertrag mit der Bundeswehr, bereit, dasselbe zu tun. Ein Soldat kann, wie die Erfahrung der letzten Jahrzehnte zeigt, dazu gebracht werden, auch vor diesem Massenmord nicht zurückzuschrecken. Man darf sich also in dieser Hinsicht keinen Illusionen hingeben.

Der einzige Weg, diesen Greueln ein Ende zu machen, liegt in der Überwindung des Krieges und Kriegsvorbereitungen. Die Mittel, die heute für unsere «Landesverteidigung» ausgegeben werden — 1200 Millionen Franken durchschnittlich in den nächsten Jahren, zu denen bald Hunderte von Millionen kommen werden für Beschaffung von Kampfflugzeugen und Tanks und ähnlichem Material, das heute schon hoffnungslos überholt ist, diese Mittel würden besser für den sozialen Ausbau unseres Staates und die Kontaktnahme mit den Antikriegskräften in der Welt eingesetzt.

Auch uns geht es um die Verteidigung und Rettung der Freiheit, einer Freiheit, die in den Rechten des Nächsten ihre Begrenzung findet. Wo diese Freiheit nicht ist, verliert der Mensch seine Würde. Im Atomzeitalter geht es aber nicht an, die Freiheit mit militärischen Vorkehrungen, wie atomare Rüstung, oder dem Willen dazu, gleichzusetzen. Einsehen, daß atomare Rüstung in totaler Vernichtung enden muß, bedeutet nicht Defaitismus und «Wehrlosmachung des Westens». Diese Gefahr sehen und sie bekämpfen, ist, wie Noel-Baker zeigt, die einzig folgerichtige menschliche Haltung. *Red.*

USA – China

Ein willkommener Beitrag zur Frage des künftigen Status Chinas kommt von einem amerikanischen Wissenschafter, *Robert Gomer*, Department of Chemistry, Universität von Chicago. Der Verfasser publiziert ihn in der Mai-Juni-Nummer des *«Bulletin of the Atomic Scientists»*, während gleichzeitig Dean Rusk, der Staatssekretär, in seinem Presseempfang ungefähr das Gegenteil vertritt. Unsere Leser sollen diese neue Stellungnahme eines «politischen Laien» selbst beurteilen.

Gomers Gedankengang ist kurz gefaßt folgender: Rußland wird langsam zur «besitzenden Nation». Obwohl dies eine Annäherung an die USA bewirken könnte, ist das Mißtrauen so groß, daß Jahre waffenklirrender Spannung vorauszusehen sind. China ist der größte Ge-

fahrenherd. Es macht eine forcierte Entwicklung durch, wie sie die Welt noch nie gesehen hat, und wird zur größten Industriemacht der Welt werden. Als Symbol seines Aufstieges, um seinem Selbstbewußtsein Genugtuung zu verschaffen, dürfte China bald die Nuklearwaffe entwickeln. Auch scheinen Chinas Führer überzeugt zu sein, daß China als einziges Land einen Nuklearkrieg überstehen könnte, ohne seine Existenz aufs Spiel zu setzen.

Ein Angriffskrieg Amerikas gegen China ist ausgeschlossen, und nichts weniger als ein Krieg in größtem Maßstab — der Rußland gegen Amerika auf den Plan riefe — wäre notwendig, um China auf die Knie zu zwingen. China gleicht heute dem Rußland der dreißiger Jahre in seinem Gefühl der Unsicherheit und Isolierung. Mit zunehmendem Lebensstandard, Selbstvertrauen und Kontakt mit der Welt wird sich die Gereiztheit Chinas verlieren. China dürfte jedoch Nuklearmacht werden, solange seine amerikafeindliche Einstellung noch sehr stark ist. Amerikas Haltung — offene Feindseligkeit, unausgesprochene, aber angedeutete Absicht, die jetzige Regierung durch ein «ancien regime» zu ersetzen — muß einer neuen Einstellung weichen.

Eine auf lange Sicht erfolgreiche Chinapolitik ist durch Umstellung auf sehr positive Handlungen Amerikas denkbar — es gilt, *das heutige China als führende asiatische Macht anzuerkennen und es als solche zu behandeln.* Chinas feindselige Reizbarkeit wird nur mit erhöhtem Selbstvertrauen und gesichertem materiellem Aufstieg langsam verschwinden. Tun wir alles, um diesen Prozeß zu fördern. Unsere Macht muß zwar notwendigerweise abnehmen, während die Chinas wächst, das ist nicht zu vermeiden.

Praktisch gesprochen: Wir sollten keine Mühe scheuen, um Chinas Aufnahme in die UNO zu unterstützen, statt sie zu hindern, und den kulturellen Austausch zu fördern. China wird Konzessionen verlangen — wir sollten sogar über Formosa einen Kompromiß akzeptieren (als ob die Chinesen in bezug auf Formosa nicht kurz und bündig Übergabe verlangten! D. Ü.).

Eine solche Politik gegenüber China ist *nicht «appeasement»* — Unterwürfigkeit —, sondern Anerkennung der Tatsachen. Denken wir daran, daß unsere Furcht vor dem Kommunismus uns veranlaßt hat, in vielen Ländern mit den reaktionärsten Elementen, mit einer kleinen Gruppe von Unterdrückern zusammenzuarbeiten. Diese Länder werden wahrscheinlich dem Kommunismus zufallen, wenn unsere Außenpolitik so weitergeht, nicht nur weil wir diese Entwicklung durch Unterstützung von Regierungen ohne Rückhalt im Volk erleichtern, sondern ebensosehr weil der Kommunismus, wie China zeigt, den nächstliegenden Weg bietet, um diese Länder in das 20. Jahrhundert zu zerren. Eine realistische Politik China gegenüber wird uns helfen, unterstützungswerten Regimes in Asien beizustehen. Polen und Jugoslawien zeigen, was eine verständnisvollere Einstellung zuwege bringt. Eine solche Haltung unsererseits wird auch Rußland er-

lauben, uns zuzustimmen und China, in Krisen, die wir auch im günstigsten Fall erwarten müssen, zurückzuhalten.

Der Übergang zu seiner vernünftigeren Chinapolitik wird eine der schwersten Aufgaben sein, die die USA je unternommen haben. Sie wird bei uns durch viele irrationale Regungen erschwert, die zum großen Teil auf einen Umstand zurückzuführen sind: Wir sind weder als Nation noch als Individuen zuzugeben gewillt, daß es Kräfte gibt, die wir nicht unserem Willen unterordnen können. Im Falle China reagieren wir dadurch, daß wir «Verrat» schreien oder aber durch Wunschdenken, indem wir offiziell die Existenz Chinas bestreiten.

Es wird uns also schwer genug fallen, in dieser Umstellung mit uns selbst fertig zu werden; die Hauptschwierigkeiten werden jedoch von China beigesteuert werden. Die Entwicklung Chinas zum modernen Industriestaat wird von seiner Bevölkerung so ungeheure Opfer verlangen, daß sie nur unter der «Bedrohung» durch die fremden Teufel erzwungen werden können. Bis jetzt haben wir diese Rolle ganz aus freien Stücken gespielt. Sehr wahrscheinlich wird es den chinesischen Führern schlecht ins Konzept passen, wenn wir sie aufzugeben wünschen, sie werden uns unter Umständen sogar zu provozieren versuchen, sie wieder zu übernehmen. Bezeichnend ist zum Beispiel die in letzter Zeit beobachtete geringe Neigung Chinas, sich der UNO anzuschließen oder sich mit den USA über Formosa zu verständigen!

Es wird also unsererseits ein Maximum an politischer Weisheit und Geduld erforderlich sein, wenn wir zu einem vernünftigen Verhältnis zu China gelangen sollen. Dieses Ziel dürfen wir nicht aus den Augen verlieren, wie sehr auch unsere politische Reife und unser Verantwortungsgefühl auf die Probe gestellt werden mögen. Wenn uns unsere Aufgabe schwerfällt, gilt es zu bedenken: *Es gibt für uns keine annehmbare Alternative — es muß gelingen.* *Red.*

Der Britische Völkerverband (Commonwealth)

mit den Ministerpräsidenten:

Harold Macmillan (Großbritannien)
John Diefenbaker (Kanada)
H. E. Verwoerd (Südafrika)
Mohammed Ayub Khan (Pakistan)
Kwame Nkrumah (Ghana)
Erzbischof Makarios (Zypern)
Sir Roy Welensky
(Zentralafrikanische Föderation)
R. G. Menzies (Australien)
K. J. Holyoake (Neuseeland)
Jawaharlal Nehru (Indien)
Mrs. S. Bandaranaike (Ceylon)
Tunku Abdul Rahman (Malaya)
Sir Abubakar Tafawa Balewa
(Nigerien)

nimmt Stellung zur wichtigsten Frage der Gegenwart. Er fordert allgemeine und vollständige Abrüstung.

An ihrer kürzlich durchgeführten Konferenz gaben die Ministerpräsidenten des Commonwealth die *einstimmig* gefaßte Erklärung ab, daß angesichts des Blutvergießens und der Zerstörungen in sogenannten konventionellen Kriegen und angesichts der Schwierigkeit, zu verhindern, daß ein «konventioneller Krieg» sich zu einem Nuklearkrieg auswachse, ihr Ziel «in nichts weniger als der Abschaffung der Kriegsrüstungen jeder Art bestehen könne». Die Ministerpräsidenten erinnern an den Beschluß über allgemeine und vollständige Abrüstung, der an der 14. Session der UNO-Generalversammlung gefaßt wurde und betonten nachdrücklich, daß Abrüstung «die wichtigste Frage ist, vor die die Welt sich heute gestellt sieht».

Aus diesem Grund verlangten die Premierminister in ihrer Verlautbarung vom 17. März 1961 *einstimmig* weitere Verhandlungen bis zum Abschluß eines Abkommens folgender Art:

1. Das Ziel muß sein: Die totale, weltumfassende Abrüstung unter wirksamer Inspektion und Kontrolle.

2. Angesichts des Blutvergießens und der Zerstörungen, die wir in sogenannten «konventionellen» Kriegen durchmachten, und der Schwierigkeit, die besteht, einen konventionellen Krieg, wenn er einmal begonnen hat, am Übergehen in einen Nuklearkrieg zu hindern, müssen wir unsere Aufgabe in nichts Geringerem als der vollständigen Abschaffung jeder, wie immer gearteter Kriegsmittel sehen.

Grundsätze

3. Ein Abkommen zu diesem Zweck muß sobald wie möglich auf Grund nachstehender Prinzipien erreicht werden.

a) Alle nationalen Militärkräfte und Kriegsmaterialien müssen auf einen Stand reduziert werden, der nach allgemeinem Dafürhalten für die innere Sicherheit notwendig ist.

b) Einmal begonnen, soll die Abrüstung ohne Unterbruch weitergeführt werden, bis sie beendet ist, wobei in vorgesehenen Stufen eine Nachprüfung festzustellen hat, ob alle Kontrahenten den übernommenen Verpflichtungen getreulich nachgekommen sind.

c) Die Beseitigung nuklearer und konventioneller Waffen muß so organisiert (phased) werden, daß kein Staat und keine Staatengruppe zu irgendeinem Zeitpunkt einen bedeutenden militärischen Vorteil gegenüber anderen Staaten besitzt.

d) In bezug auf jede Abrüstungsstufe soll nach Übereinkommen jenes wirksame Inspektionsorgan geschaffen werden, das gleichzeitig mit der Abrüstungsstufe, auf die es sich bezieht, in Funktion tritt.

e) Die Abrüstung soll so schnell wie möglich, progressiv und innerhalb vereinbarter Zeiträume erfolgen.

f) Im geeigneten Zeitpunkt soll ein bedeutendes und genügend bewaffnetes militärisches Korps aufgestellt werden, um jede Aggression zu verhüten und die Befolgung des Abrüstungsabkommens zu garan-

tieren. Zugleich soll in Verbindung mit der UNO eine internationale Behörde ins Leben gerufen werden, die dieses militärische Instrument überwacht und dafür sorgt, daß es nicht für Zwecke eingesetzt wird, die nicht mit der Charta der UNO zu vereinbaren sind.

4. Auf Grund vorstehender Prinzipien sollte es bei beidseitigem gutem Willen möglich sein, in bezug auf vorliegende Pläne bestehende Differenzen auszugleichen.

Verhandlungen

5. Die militärischen Großmächte sollten ohne Verzug direkte Verhandlungen aufnehmen — immer in Verbindung mit der UNO, die nach der Charta für die Abrüstung verantwortlich ist. Da der Friede das Anliegen der ganzen Welt ist, sollten auch andere Nationen in die Verhandlungen einbezogen werden, sei es direkt oder durch eine von der UNO zu bildende Spezialorganisation, oder auf beiden Wegen.

6. Neben den politischen Verhandlungen sollten Fachleute damit beginnen, die Einzelheiten der Inspektionssysteme auszuarbeiten, die die Vorschriften punkto Abrüstung für jede Stufe festzusetzen haben, nach der Methode, die von der Genfer Nukleartestkonferenz praktiziert wird.

7. Es muß alles getan werden, um bald ein von allen Nationen akzeptiertes Abkommen über ein dauerndes Verbot der Nuklearwaffentests zu sichern, wie den Apparat zur Kontrolle der Befolgung des Verbots. Ein solches Abkommen ist dringend notwendig, da sonst weitere Länder zu Nuklearmächten werden, was die Kriegsgefahr erhöhen und das Problem der Abrüstung noch schwieriger machen würde. Überdies würde ein Abkommen über Nuklearversuche, abgesehen von seinen direkten Vorteilen, einen mächtigen psychologischen Antrieb für Vereinbarungen auf dem ganzen Gebiet der Abrüstung liefern.

8. Abrüstung ohne Inspektion wäre ebenso unannehmbar wie Inspektion ohne Abrüstung. Abrüstung und Inspektion sind integrierende Teile der selben Frage und müssen in einem Zuge geplant werden; beide müssen so vollständig und wirksam sein wie es menschlich möglich ist. Zwar muß man einsehen, daß keine 100prozentige Garantie gegen Irrtum oder Hinterlist gegeben werden kann. Dennoch müssen wir das Risiko, das die Abrüstung birgt, dem Risiko gegenüber abwägen, das in einem weiteren Wettrüsten liegt.

9. Man kann sich fragen, ob das Wettrüsten die Ursache oder die Folge des Mißtrauens unter den Nationen ist. Sicher ist jedoch, daß die Probleme Abrüstung und internationales Vertrauen eng zusammenhängen. Alle Nationen müssen darum neben ihren Bemühungen um die Abschaffung der Kriegsmittel ihr Bestes tun, um andere Ursachen von Reibung und Verdacht aus der Welt zu schaffen.

*

In seinen einführenden Worten zu dem Vierergespräch über die Abrüstung, das am 10. Juli 1961 vom Studio Basel über Beromünster gesendet wurde, faßt Noel-Baker die Resolution der Premiers zusammen und schließt:

«Seien Sie sich bewußt: das hat nichts mit public relations oder mit psychologischer Kriegführung zu tun. Diefenbaker, Nehru, Ayub Khan und Menzies hätten dieses Communiqué niemals angenommen, wenn so etwas dahinter stünde.

Und seien Sie sich ferner bewußt: das Commonwealth ist noch immer eine sehr große Macht in der Weltpolitik. *Und diese Erklärung kann von entscheidender Bedeutung sein für die Weltgeschichte.*»

*

Ist es ein Zufall, daß unsere Presse diese wichtige Erklärung der Premierminister eines Völkerverbandes, der immerhin 650 Millionen umfaßt (das heißt mehr als die Einwohner der USA und der Sowjetunion zusammen), beinahe vollständig verschwieg? Die führenden Zeitungen Großbritanniens jedenfalls gaben dem Manifest den Platz, den es verdient. Der «Guardian», das bestbekannte liberale Blatt, wies darauf hin, daß diese Erklärung, auf die sich Vertreter der verschiedensten nationalen Interessen geeinigt hatten, besser als jedes frühere Dokument die Forderungen aus Ost und West — das Ziel vollständiger Abrüstung wie die Notwendigkeit adäquater Kontrolle — in sich vereinige.

Philip Noel-Baker, M. P., Nobelpreisträger, der in seiner Rede vor dem Unterhaus am 18. Mai dieses Jahres auf die Erklärung Bezug nahm, zitierte die Worte Kennedys: «Nicht Laos oder Kuba bilden den historischen Wendepunkt, sondern die Nuklearkraft.» Die Premierminister machten sich frei von dem leichtfertigen Geschwätz von «Teilmaßnahmen» in der Kriegsbeschränkung und der «Rüstungskontrolle», mit welchem man uns in den letzten Jahren in den Ohren lag. Sie erklären offen, daß wir uns keinerlei Krieg mehr gestatten können, werde er als begrenzt oder peripher bezeichnet oder, wie man jetzt so viel hört, «nur mit taktischen Nuklearwaffen» geführt. Sie verlangen kurz und bündig das Ende aller Kriege durch die Abschaffung nationaler Rüstung und drängen darauf, daß ein Abkommen über vollständige und allgemeine Abrüstung in kürzester Frist in Angriff genommen werde.

Nach Mitteilung von Herman Kahn, dem Leiter der Rand Corporation, des wichtigsten amerikanischen Forschungszentrums für militärische Planung, ist in den nächsten vier Jahren eine neue revolutionäre Entwicklung in den Waffen und der gesamten Kriegsmaschinerie zu erwarten. Wird die Regierung nicht auf das Jahr 1955 zurückblicken, fragt Noel-Baker, als es noch keine interkontinentalen Lenkgeschosse mit Wasserstoffsprengköpfen gab, und sich überlegen, wie

viel leichter es damals gewesen wäre, zu einem Abrüstungsvertrag zu gelangen?

Wohl ist die Erklärung der Premiers ein Ereignis erster Ordnung — und doch sind es vorerst nur Worte auf Papier, wie Noel-Baker sagt. Noch wird weiter gerüstet und geplant auf 6 oder 10 Jahre hinaus. Wann wird etwas *getan*, was uns die Katastrophe erspart?

Noch einmal — warum haben wir nicht zu Gesicht bekommen, was die Premiers des Britischen Commonwealth beschlossen? War es, weil sie in der notwendigen Ganzheit der Konzeption mit den Sowjets übereinstimmten, weil die Briten die innere Freiheit haben, sich in dem, was vernünftig ist, das heißt nicht nur Rüstungskontrolle, sondern Abrüstung — zu ihr zu bekennen?* *Red.*

Zunehmende Radioaktivität — zunehmende Knochenmarkschäden

Die «Wiener Klinische Wochenschrift» veröffentlichte eine Untersuchung über die Zahl der weißen Blutkörperchen des Menschen im Zeitalter der Atomversuche. Das Ergebnis dieser Untersuchungen, die die Zeit 1949 bis 1959 umfassen, zeigt eine stetige Abnahme der Zahl der weißen Blutkörperchen um 20 bis 25 Prozent. Da die weißen Blutkörperchen im Knochenmark gebildet werden, muß daraus auf eine Schädigung desselben geschlossen werden. Der Ort dieser Untersuchungen war Taiti, und die Abnahme der Leukozyten (weißen Blutkörperchen) ging auffallend parallel mit einer zunehmenden Menge der Radioaktivität. Ähnliche Ergebnisse zeitigten Untersuchungen des Personals von amerikanischen Röntgeninstituten, das von Berufs wegen einer erheblichen Bestrahlung mit ionisierenden Strahlen ausgesetzt ist. (Bei den Negern ist die Beeinflussung der Leukozytenzahl eindeutig noch größer als bei den Weißen.) Dieser beunruhigende biologische Sachverhalt erhält besonderes Gewicht durch die Tatsache, daß sich die Radioaktivität von den bisherigen Atombombenversuchen erst 1962 bis 1965 voll ausgewirkt haben wird — vorausgesetzt, daß jetzt nicht wieder mit neuen Versuchen begonnen wird.

Diese Mitteilung ist angesichts der Tendenz in den Vereinigten Staaten von Wichtigkeit, die Atombombenversuche wieder aufzunehmen und damit den bestehenden Zustand aufzuheben, der ohne Verhandlungen und ohne Abkommen zustandegekommen ist und bis heute gehalten werden konnte.

Mitteilung des Schweizerischen Friedensrates

---

* Dieser Artikel ist als Sonderdruck erschienen und kann bei der Administration der «Neuen Wege», Manessestraße 8, zum Preise von 10 Rp. pro Exemplar bezogen werden.

Nuklearenergie für friedliche Zwecke?

Gertrude Baer, die internationale Vertreterin der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit bei den Vereinten Nationen, gab vor dem Regierungskomitee des Wirtschafts- und Sozialrates, dessen Aufgabe es ist, die Anliegen der Nichtregierungsorganisationen entgegenzunehmen, am 6. Juli 1961 folgende Erklärung ab:*

Die Internationale Frauenliga für Frieden und Freiheit, die ich zu vertreten die Ehre habe, erhielt bereits in der Zusammenkunft ihres Internationalen Exekutivausschusses im August 1960 einen Bericht über die «Studie der Hauptforschungen auf dem Gebiet der Naturwissenschaften, der Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse und deren Anwendung zu friedlichen Zwecken», wie er vom Generalsekretär (E/3362) im Mai 1960 vorgelegt wurde.

Dieser Bericht liest sich zum Teil so spannend wie eine Abenteuergeschichte, und wir wären, wie wir schon letztes Jahr erwähnten, froh, gewisse Kapitel in entsprechender Form in die Lehrpläne von Schulen, Mittelschulen und Universitäten aufgenommen zu sehen.

Heute gestatten wir uns, auf einen Punkt hinzuweisen, der sich auf die *Anwendung* naturwissenschaftlicher Kenntnisse zu friedlichen Zwecken bezieht und zu großen Bedenken Anlaß gibt.

Wir begrüßen es, daß in der Studie besonderer Nachdruck auf *friedliche* Zwecke gelegt wird, bedauern jedoch, feststellen zu müssen, daß *friedliche* Zwecke nicht immer gleichbedeutend sind mit der Wohlfahrt und Gesundheit der Zivilbevölkerung.

Die mechanische Energie der Nuklearbombe wird jetzt bei Bauunternehmungen, besonders beim Ausheben riesiger Erdmassen, eingesetzt, wie es bei Anlagen von Kanälen und Hafenbauten erforderlich ist.**

Es ist von den bedeutendsten Wissenschaftlern der Welt so viel über die schädlichen Wirkungen der Atomstrahlung geschrieben worden, daß die Kenntnis der wissenschaftlichen Resultate dieser Art heute Gemeingut ist.

Wir wissen, daß gegenwärtig Mittel und Wege gesucht werden, um Sicherheiten gegen die Ausdehnung der Radioaktivität der Bombe bei Bauunternehmungen zu schaffen.

Wir ersuchen dringend, daß die Anwendung von Nuklearbomben für solche «friedlichen» Zwecke verboten wird, solange Gesundheit und Leben der betroffenen Zivilbevölkerung und ihrer Nachkommen durch Strahlungsschäden gefährdet sind.

Wir würden eine *Empfehlung* des Wirtschafts- und Sozialrates

---

* Übersetzung aus dem englischen Original.

** Wir machen unsere Leser aufmerksam auf vier Artikel «Die friedliche Verwendung von Nuklearbomben im Bauingenieurwesen», die in der Technischen Beilage der «Neuen Zürcher Zeitung» vom Mittwoch, 28. Juni 1961, (2435/94 bis 2438/97) erschienen sind.

begrüßen, in der vor der Verwendung von Nuklearbomben zu friedlichen Zwecken gewarnt wird bis zu dem Zeitpunkt, da die Gefahr atomischer Verseuchung ausgeschaltet werden kann.

Es ist festgestellt worden, daß durch den Einsatz von Nuklearbomben für Bauunternehmungen in oben erwähntem Maßstabe riesige Einsparungen ermöglicht werden.

Wir verlangen jedoch, daß auf diesem Gebiet wie in jedem Bereich wissenschaftlicher und technischer Forschung und Experimente und besonders in der praktischen Anwendung solcher Kenntnisse, *das Interesse an wirtschaftlichen Gewinnen den Forderungen untergeordnet werde, die mit Rücksicht auf Leben und Gesundheit unumgänglich sind*, und daß diese Priorität ein für allemal als *eines* der *fundamentalen Menschenrechte* anerkannt werde.

Vorläufig sollte die Gefährdung des Menschen und seiner Nachkommen durch atomische Strahlung unser Hauptanliegen sein. Wir bedauern, feststellen zu müssen, daß die Nachricht über den Gebrauch nuklearer Bomben für friedliche Zwecke wie die obenerwähnten uns erschüttert und dazu angetan ist, die Befürchtungen aller derer zu vermehren, die sich bereits aktiv dafür einsetzen, die grausame Wahl zwischen Leben und Tod abzuwenden.*

BUCHBESPRECHUNG

Horst Symanowski, «Gegen die Weltfremdheit». Theologische Existenz heute, Nr. 79, 1960, Evangelischer Verlag, Zollikon.

Mit den beiden Beiträgen von Pfarrer Horst Symanowski in diesem Heft und dem Hinweis auf die sechs Referate und Ansprachen, die in seinem Büchlein «Gegen die Weltfremdheit» gesammelt sind, wird sich manchem Leser Neuland erschließen. Sie werden sich erinnern, wie sehr Leonhard Ragaz um die Beziehung zur Arbeiterschaft gerungen hat. Symanowski geht nicht nur selbst neue Wege, sondern er will auch durch sein *Seminar für kirchlichen Dienst*** jungen und ältern Kollegen helfen, solche neuen Wege zu begehen. Es werden dort praktische Wege neuer Verkündigung und Gemeinschaft erprobt. Die Beiträge «Der kirchenfremde Mensch in der Welt der industriellen Arbeit», «Kirche und Arbeit», «Gemeinde ohne Kanzel», «Gemeinde ohne Mauern» setzen sich mit der Arbeitssituation des heutigen Menschen auseinander und zeigen, wie sich die Kirche dieser neuen Situation anpassen sollte, vor allem in den Formen der Verkündigung. Es steht da die Frage: «Werden wir überhaupt gefragt? Vielleicht gleichen wir als Kirche einer Radiostation, die unentwegt auf einer Wellenlänge sendet, die es in den Empfangsgeräten gar nicht mehr gibt?» Die *An*sprache muß zum Gespräch werden, und das Gespräch in der Gemeinde führt zu ihrem *Dienst* in der Welt. — «Die *mündige Welt*, von der man heute redet, braucht als Gegenüber nicht Pfarrer und Kirchenleitungen, sondern eine *mündige Gemeinde*.» — «Damit wir Mitarbeiter Gottes sein können, schließt er uns in der Gemeinde zusammen. Sie ist nicht ein von Mauern umgebenes freundlich oder kritisch geduldetes Reservat für religiös veranlagte Leute, sondern der

* Separatabzüge dieses Artikels können bei der Administration der «Neuen Wege», Manessestraße 8, zum Preise von 10 Rp. pro Exemplar bezogen werden.

** Beginn des Halbjahreskursus: 1. November.

Umschlagplatz, an dem das Angebot Gottes ergriffen wird und im nächsten Augenblick an die Welt weitergegeben wird. Damit haben wir alle Hände voll zu tun und keine Zeit, uns an den Bau von Kirchenmauern zu machen.» B. W.

WELTRUNDSCHAU

Erstarrte Fronten Äußere Umstände zwingen mich, diese Rundschau früher abzuschließen, als es normalerweise nötig gewesen wäre. Aber das Weltbild wird sich in den nächsten Wochen kaum wesentlich ändern, und wenn neue Ereignisse eintreten, so gliedern sie sich leicht in den größeren Zusammenhang ein, in dem wir alle Einzelgeschehnisse immer sehen müssen, handle es sich nun um die Einstellung der Kernwaffenversuche und die Abrüstung überhaupt, um die Deutschlandfrage, um Laos, um die Umgestaltung des UNO-Sekretariats oder um welchen Streitpunkt immer, der die beiden großen Machtlager voneinander trennt.

Welches ist denn dieser allgemeine Zusammenhang? Kurz gesagt: einfach der sogenannte Kalte Krieg zwischen «Ost» und «West» (um diese wenig genauen Begriffe doch immer wieder zu benützen), besser: der bald «kalte», bald «heiße» Krieg, den der kapitalistische Westen seit 1917 gegen die immer größer werdende sozialistisch-kommunistische Welt des Ostens führt. Mit dem richtigen Instinkt der Besitzenden und Herrschenden empfinden die Oberklassen des Westens und ihre Mitläufer im Kleinbürgertum und in der Arbeiterschaft das Aufkommen des Kommunismus als tödliche Bedrohung ihrer Machtstellung, ihrer Wirtschaftsweise, ihres Staats und ihrer ganzen Lebensform und strengen all ihre (und ihrer Völker) Kräfte an, um die kommunistisch regierten Staaten zu zerschlagen oder doch ihren Einfluß zurückzudämmen und die Welt für das «freie Unternehmertum» offenzuhalten. Es begann mit dem konzentrischen militärischen Angriff auf die gerade erst entstehende Sowjetunion am Ende des Ersten Weltkrieges und in den Jahren danach und dauert in wechselnden Formen bis auf den heutigen Tag weiter, nur unterbrochen von dem gemeinsamen Krieg der Westmächte und der Sowjetunion gegen Hitler, den nach anfänglichem Zögern auch das kapitalistische Bürgertum Westeuropas und Nordamerikas als den zunächst gefährlicheren Feind erkannte. Es nahm dann aber sofort nach Roosevelts Tod den weltweiten Kampf gegen die Sowjetunion wieder auf, deren Stellung durch den Beitritt der osteuropäischen Volksrepubliken, des neuen China, Nordkoreas und Nordvietnams zum Ostblock mächtig verstärkt wurde, und die auch wirtschaftlich, technisch und kulturell immer erfolgreicher in Wettbewerb mit dem Westen trat.

Was für ein Ergebnis hat nun dieser gewalttätige Antikommunismus des Westens in all diesen Jahren gehabt? Lassen wir die große

Neuyorker Wochenschrift «US News & World Report» (1. Mai 1961) reden: «Das Eindrucksvolle ist die Geschwindigkeit des kommunistischen Vordringens und des westlichen Rückzugs in einem Kontinent nach dem andern.» Und dann zählt das Blatt auf: 1948: Verlust der Tschechoslowakei für die Westmächte. 1949: China mit seinen 600 Millionen Einwohnern wird kommunistisch. 1954: Nordvietnam schließt sich dem «roten Asien» an. 1956: Durch Nasser faßt Rußland zum erstenmal in der Geschichte im Mittelosten Fuß. 1959: Kuba gerät in die Bahn des Kommunismus. 1960: Der rote Umsturz beginnt sich in Afrika — Guinea, Kongo — auszuwirken. 1961: Die kommunistische Stellung in Südostasien festigt sich. Der Westen sucht einen Kompromiß. Und in Kuba treten zum erstenmal in Nordamerika sowjetische Flugzeuge und Panzerwagen in Tätigkeit. «Mit anderen Worten: Innert 16 Jahren haben die Kommunisten die Herrschaft über mehr als 800 Millionen Menschen in 13 Ländern gewonnen und sind von Rußland als Stützpunkt mit sensationellem Erfolg in vier Kontinenten, eingeschlossen Nordamerika, vorgedrungen. Die Vereinigten Staaten und der Westen haben sich ihrerseits aus Osteuropa, einem großen Teil Asiens und des Mittelostens zurückgezogen und stehen jetzt in der Verteidigung in Afrika und in der westlichen Erdhälfte. All das ist ein sehr großer Umschwung innert einer verhältnismäßig kurzen Zeitspanne. Kommt jetzt Lateinamerika dran?»

Der neue Präsident der Vereinigten Staaten hat sich nun allerdings zur Aufgabe gesetzt, die vermeintliche Schlappheit der amerikanischen Außenpolitik unter Eisenhower, die den kommunistischen Vormarsch begünstigt habe, zu überwinden und seinem Land die weltpolitische Initiative zurückzugeben. Aber seine ganze «Dynamik» hat am Stillstand, ja Rückgang des nordamerikanischen Bewegungskrieges nichts zu ändern vermocht; die Fronten haben sich im Gegenteil eher verhärtet, die west-östliche Spannung hat sich seit dem Wiener Treffen noch verschärft und der Ausblick auf die überschaubare Zukunft ist für die Westmächte ganz allgemein wenig erfreulich. Chruschtschew erklärt einmal übers andere, bis Jahresende werde die Sowjetunion mindestens mit Ostdeutschland einen Friedensvertrag abschließen, der die Lage in Berlin normalisieren müsse; die Konferenz über die Einstellung der Kernwaffenversuche scheint völlig ergebnislos abgebrochen zu werden;* in Laos, Südvietnam und Südkorea ist für die Ver-

* Die Hauptverantwortung dafür liegt bei der Sowjetregierung, die jetzt plötzlich die Frage der Kernwaffenversuche mit derjenigen der allgemeinen Abrüstung verkoppelt wissen will, für die Kontrolle allfälliger widerrechtlicher Kernwaffenversuche eine dreigliedrige Kommission verlangt, die einstimmig (also immer mit Zustimmung des Sowjetvertreters) urteilen müsse, und die anscheinend neuartige Erfindungen (Neutronbombe?) gern ausprobieren möchte. Die Vereinigten Staaten anderseits erklären (von den Kernphysik-Fanatikern wie Dr. Teller abgesehen), sie seien der Sowjetunion in bezug auf Menge und «Güte» der Atombomben weit überlegen und hätten nicht unbedingt neue Versuche nötig, deren Wiederaufnahme auch politisch unerwünschte Wirkungen haben könne.

einigten Staaten nicht mehr viel zu holen; die amerikanisch-belgische Machtstellung im Kongo ist sichtlich erschüttert, seit Tschombé kapitulieren mußte, während Frankreich, der unentbehrliche Verbündete Amerikas, keinerlei wesentliche Zugeständnisse von der Provisorischen Algerischen Regierung erwarten darf und die Verhandlungen in Evian deshalb nicht vom Fleck kommen. Erstarrung und Verdüsterung auf der ganzen Linie.

Nichts gelernt! Haben aber Kennedy und seine Ratgeber aus ihren bisherigen Mißerfolgen nicht doch etwas gelernt — über die Erkenntnis hinaus, daß sie es künftig geschickter anpacken müßten, um der alten Politik mehr Erfolg zu sichern? Man wird es schwerlich behaupten können. «Die Absicht, Castro zu stürzen und ein gegenrevolutionäres Regime in Havana aufzurichten», so stellt die «Monthly Review» (Juniheft) fest, «ist ganz und gar nicht aufgegeben, sondern an höchsten Stellen immer wieder bekräftigt worden. Es scheint auch so gut wie sicher, daß Kennedy plant, dem drohenden Zusammenbruch des Ngo Dinh Diem-Regimes in Südvietnam durch die Entsendung amerikanischer Truppen und die Verwandlung des Landes in eine amerikanische Militärkolonie nach dem Muster von Formosa und Südkorea zu begegnen. Überall, wo die Reaktionäre und Gegenrevolutionäre scheitern, amerikanisches Militär einzusetzen — das scheint der Weisheit letzter Schluß, den Washington aus den jüngsten Erfahrungen herauszuholen imstande war.» Aber, so fährt die Neuyorker Zeitschrift fort, die Mißerfolge der bisherigen amerikanischen Politik werden sich in der ganzen unterentwickelten Welt wiederholen, «in Asien und Afrika, in Lateinamerika und — jawohl — auch in Europa, wo die Franco- und die Salazar-Diktatur in dem unterentwickelten Spanien und Portugal bereits nur noch auf Abruf leben. Wenn die Vereinigten Staaten versuchen sollten, jedesmal Truppen zu entsenden, wenn es gilt, von einem zusammenbrechenden Regime die Macht zu übernehmen, dann hat sich unser Land, ob es das nun weiß oder nicht, auf einen abenteuerlichen Kurs der nacktesten imperialistischen Eroberung eingelassen, der in der Weltgeschichte zu verzeichnen ist. Es macht dabei keinen Unterschied, ob der zugestandene Zweck die Verteidigung der ‚Freiheit' gegen den ‚Kommunismus' ist oder ob die ‚beschützten' Länder den Aufputz der Souveränität behalten — jede Regierung, deren Gebiet von fremden Truppen besetzt ist und die einzig dank der Anwesenheit dieser Truppen an der Macht bleibt, ist ganz einfach ein Kolonialregime.»

Angesichts dieser Tatsache und angesichts der freigebigen Unterstützung, die die reaktionärsten und volksfeindlichsten Regierungen der Welt wie diejenige von Syngman Rhee und Tschiang Kai-schek, Diem und Menderes, Battista, Franco e tutti quanti von seiten der Vereinigten Staaten und der Westmächte überhaupt genießen oder genossen haben, kennzeichnen sich alle Freiheitslosungen der kapita-

listischen Demokratien als eitel Trug und Lüge. Das gilt nicht zuletzt von der «heiligen Pflicht, die Freiheit Westberlins zu schützen», die die Westmächte übernommen hätten, und die sie unter allen Umständen zu erfüllen entschlossen seien, falls die Sowjetunion versuche, sich einseitig über die feierlich verbrieften Rechte der Westmächte in Berlin hinwegzusetzen. Denn wann und zu welchem Zweck ist denn das berühmte Viermächtestatut für Westberlin beschlossen worden? Es ist klar: Bei Kriegsende, 1945, im Zusammenhang mit der Potsdamer Konferenz und mit dem Zweck, die Entmilitarisierung und Entnazifizierung Deutschlands sichern zu helfen. Die Westmächte haben seither diese Zweckbestimmung immer offener verleugnet. Statt, wie es das Potsdamer Abkommen vorsah, zusammen mit der Sowjetunion ein neues, friedfertiges, demokratisches Deutschland aufzubauen, haben sie einen westdeutschen Teilstaat aufzubauen geholfen, der im alten, sowjetfeindlichen Geist seine Wehrmacht mit ungeheuren Mitteln wiederherstellt und ihr wertvollster Bundesgenosse im Kalten Krieg gegen den Osten geworden ist. Westberlin spielt dabei für sie als Militärstützpunkt, Auffanglager und politisch-wirtschaftliches Kampfzentrum gegen den Osten eine unschätzbar wichtige Rolle, die es um keinen Preis verlieren dürfe. *Darum* die wilde Entschlossenheit des Westens, Rechte zu verteidigen, die ihnen 1945 genau zum Gegenteil des Zweckes verliehen wurden, den sie *jetzt* in Westberlin verfolgen. Die Freiheit der Westberliner ist ihnen nur insoweit wichtig, als es gegen die DDR und die Sowjetunion geht; nicht die Liebe zu Recht und Freiheit ist es, die ihre Haltung in der Frage von Berlin und Deutschland überhaupt bestimmt, sondern der Wille zur Macht!

Es wird einem ordentlich schlecht, wenn man aus dem Mund der westlichen Staatsmänner die Sicherung der Selbstbestimmung der Völker und des Menschenrechts aller Erdbewohner als ihr höchstes Ziel preisen hört, und wenn auch bei uns zulande beispielsweise Kennedys rednerische Bekenntnisse zu einem Regime freier Menschen als der besten Gewähr für wirtschaftlichen Fortschritt und soziale Gerechtigkeit als bare Münze angenommen werden. Was die unterentwickelten Völker, die zwei Drittel der Menschheit, die nie genug zu essen haben, in erster Linie ersehnen, das ist nicht die Art Freiheit, die man im kapitalistischen Westen meint, sondern Freiheit von Not und Elend und Unwissenheit. Es ist der Sturz der Herrschaft eben der Klassen, die die Westmächte als vermeintlich sicherste Hilfskräfte im Kampf gegen den Sozialismus mit Geld und Soldaten großzügig unterstützen, und die Schaffung eines Mindestmaßes von sozialer Gerechtigkeit, was diese Völker brauchen, eine Ordnung also, die erst die Voraussetzung auch für politische Freiheit und Demokratie ist — nicht umgekehrt.

Neue Methoden! Solange das die Wort- und Staatsführer des Westens nicht gelernt haben, ist alle Hoffnung auf ein friedliches Auskommen von West und Ost vergebens, ist auch

alle Militärgewalt und Kriegsrüstung vergebens, die in den Dienst des «Freiheitsideals» der atlantischen Welt gestellt wird. Aber hat Präsident Kennedy nicht eine *«neue Methode»* angekündigt, die den Sieg dieses Ideals über dasjenige des Kommunismus sicherstellen soll? Nach dem Scheitern des Angriffs auf Kuba hat er tatsächlich in dunklen Ausdrücken von einer solchen Umstellung der amerikanischen Strategie im Kalten Krieg gesprochen, und seither wird darüber in militärischen und politischen Kreisen eifrig verhandelt. «Die Amerikaner», so schreibt zum Beispiel «US News & World Report» (15. Mai), «stecken alljährlich 42,5 Milliarden Dollar in die Landesverteidigung, großenteils Ausgaben für Kernwaffen. Aber Kriege werden heutzutage durch Propaganda, Umsturz, Einsickerung und Guerillatätigkeit gewonnen. Kernwaffen liegen zwar bereit, aber für einen Krieg, der nicht kommt. In bezug auf Waffen von der Art, wie die Kommunisten sie anwenden, um die Welt zu erobern, werden die Vereinigten Staaten als ‚jammervoll schwach' bezeichnet. Auch in bezug auf Waffen und Mannschaften für einen Krieg von der hergebrachten Art, wo es entscheidend auf den Landsoldaten ankommt, werden die Vereinigten Staaten als ‚jammervoll schwach' bezeichnet, während Sowjetrußland und Rotchina sehr stark sind. Amerika wird kurz gesagt als für den falschen Krieg gerüstet erklärt, aber ungerüstet für die Art Krieg, den die Kommunisten führen. Auf Präsident Kennedys Befehl ist ein Studium dieser ganzen Lage jetzt im Gang.»

Auch das tönt recht geheimnisvoll. Sehr viel deutlicher wird schon Henry Gemmill in dem sehr konservativen «Wallstreet Journal»*, der sich rücksichtslos gegen all die Pläne für eine «halbmilitärische» (paramilitary) Kriegführung ausspricht. Amerika, so verlangen nach diesem offenbar Eingeweihten die «Sachverständigen», solle all die «schmutzigen Manöver» ebenfalls anwenden, die bei den Kommunisten üblich seien, und womöglich noch neue dazu erfinden. «Ehrenwerte Männer von hohem Rang sitzen jetzt in dieser Stadt (Neuyork, H. K.) herum und erörtern die Möglichkeit von Dingen wie die planmäßige Ermordung kommunistischer Führer im Ausland . . . Ihr Denken dreht sich um besondere Formen von Sabotage, Terror, organisierten Pöbelbewegungen und Bestechung in bestimmten, als Ziel ausersehenen Ländern als Form einer aktiven Kriegführung. Die Taktik würde je nach Zweckmäßigkeit und Notwendigkeit wechseln und sowohl offensiv gegen Länder des roten Blocks als defensiv innerhalb ausgewählter verbündeter und neutralistischer Länder angewandt werden . . . Wie es sich einige dieser Planer vorstellen, würden die Vereinigten Staaten, die nach außen hin immer noch im Frieden leben würden, beständig in öffentlich nicht zugegebene Handlungen verwickelt, die mehr oder weniger gewalttätiger Art wären . . . Halbmilitärische Kriegführung wäre vermutlich weniger todbringend und ver-

* 16. Mai 1961

heerend, soweit sie im Ausland betrieben würde, als andere Formen des modernen Krieges, und ihr versteckter Charakter macht sie für uns sicherer. Aber irgendeine Art Krieg muß es halt geben, sollen sich nicht die Kommunisten über die ganze Welt ausbreiten . . . Wenn auch moralische Einwendungen gegen den Plan erhoben wurden, so dreht sich die Gegnerschaft gegen allumfassende halbmilitärische Unternehmungen innerhalb der Regierung doch nur um rein praktische Erwägungen.» Man könne eben, so heißt es, solch weitausgreifende Unternehmungen doch nicht geheimhalten. Ferner liege, wie der Verfasser des Aufsatzes betont, in der Heimlichkeit der neuartigen Kriegführung die Gefahr beschlossen, daß ein paar Männer in höchster Stellung sie unter Umgehung aller verfassungsmäßigen Hindernisse von sich aus ins Werk setzen könnten. Kommunistische Regierungen könnten solchen Unternehmungen ebenso wirksam entgegentreten wie einem offenen Krieg, während anderseits halbmilitärische Kriegführung die internationalen vertraglichen Verpflichtungen der Vereinigten Staaten, ja das Völkerrecht verletzen müßte und die Vertrauenswürdigkeit Amerikas in Frage stellen würde. «Wenn man einmal im Ausland überzeugt ist, daß sich die Vereinigten Staaten auf geheime Manöver eingelassen haben und ihre Beamten zum Lügen darüber entschlossen sind, so wird man auch bereit sein, Amerika mit Handlungen zu belasten, die nicht zu seiner Politik gehören.»

Ich habe diesen wahrhaft aufsehenerregenden Artikel (dessen Kenntnis ich einer treuen Leserin und Mitarbeiterin der «Neuen Wege» in den Vereinigten Staaten verdanke) darum so ausführlich angeführt, weil er auch denen, die immer noch blind sein wollen, den Star stechen und klarmachen sollte, was für ein Geist in Kennedys Regierung umgeht, mag nun die Idee des Präsidenten in irgendeiner Form verwirklicht werden oder nicht. Im übrigen werden ja die «schmutzigen Methoden», die jetzt planmäßig ausgebaut werden sollen, auch von den Vereinigten Staaten schon längst angewandt; man denke nur an die U-2-Flüge, die zur Verhinderung der Pariser Gipfelkonferenz im vergangenen Jahr so wesentlich beigetragen haben und über die von Eisenhower bis zum letzten USA-Journalisten schamlos gelogen wurde, oder an den Angriff auf Kuba, der vom amerikanischen Geheimdienst (CIA) mit Wissen zweier Präsidenten ins Werk gesetzt wurde — von der ganzen planmäßigen Unterwühlung besonders der Sowjetunion, für die einmal in aller Offenheit die nötigen Kredite gefordert und bewilligt wurden, überhaupt nicht zu reden.

Erfolg wird die «neue» Methode freilich so wenig haben wie die «alte» der offen militärischen Rüstungen und Kriegsdrohungen. Vor allem die Drohung mit dem Atomkrieg wird sich je länger, je überzeugender als Bluff erweisen; sie birgt die immer größer werdende Gefahr in sich, daß irgendeine unglückliche Verkettung von Umständen, ja ein bloßer Zufall oder eine unbedachte Handlung und erst recht eine böswillige Auslösung des Bombardierungsmechanismus die

Katastrophe herbeiführt. Davon abgesehen ist es aber, wie Max Born, der berühmte deutsche Physiker, in dem Büchlein «Physik und Politik» sagt, völlig klar, daß atomare Abschreckung «nur wirksam ist, wenn man entschlossen ist, die Drohung auch auszuführen. Da das aber nationalen Selbstmord bedeuten würde, so ist diese Entschlossenheit nicht glaubhaft». Aber auch sonst, so ist Professor Born überzeugt, beruhe die Abschreckungslehre auf einer falschen Vorstellung, derjenigen nämlich, die das Wettrüsten als eine Art Seilziehen auffasse, bei dem beide Parteien gleich stark seien. «Tatsächlich sind aber beide Parteien bemüht, sich dauernd zu verstärken durch neue Mannschaften. Wenn auch das Gleichgewicht dabei einigermaßen erhalten bleibt, so steigt doch die Spannung am Seil — bis es reißt und beide Seiten auf dem Rücken liegen. Wir haben eben nicht mehr stehende Heere mit traditioneller Bewaffnung wie in früheren Jahrhunderten, sondern ein Wettrüsten in technischem Ausmaß und Tempo, noch beschleunigt durch die Angst vor dem Gegner. Mit der Sicherheit ist es also nichts, das Seil muß einmal reißen.»

Die Krise in Südkorea Als Beispiel für die innere Unwahrheit der Freiheitslosung, mit der die Vereinigten Staaten und die Westmächte überhaupt ihren Kampf gegen den Weltkommunismus führen, sei doch auch noch auf *Südkorea* und seine neueste Entwicklung hingewiesen. Amerika zog 1950 in den Krieg, um Koreas «Freiheit» vor kommunistischem Zugriff zu schützen, und riß die Vereinten Nationen mit sich in den Krieg. Das Ergebnis des «Freiheitskampfes» war die Befestigung der feudalen und rohkapitalistischen Diktatur Syngman Rhees, hinter dem eine völlig korrupte, untüchtige Oberschicht von Grundbesitzern und Kaufleuten stand. Eine starke amerikanische Armee bewahrte Südkorea vor der Revolution eines verelendeten Volkes, sollte aber auch die Voraussetzung dafür schaffen, daß Südkorea in das politische und wirtschaftliche System *Japans* eingegliedert würde, das große Bollwerk und Industriezentrum, das die Ausbreitung des Kapitalismus über das ostasiatische Festland hin sichern soll. Statt Südkorea, wie ähnlich die Philippinen, Formosa und Südvietnam, direkt mit Dollarmilliarden zu stützen, strebten (und streben immer noch) die Vereinigten Staaten danach, die japanischen Kapitalgesellschaften nach Südkorea zu ziehen, dessen Ausbeutung diese geschickter und wirksamer vornehmen konnten als die Amerikaner, die in Japan ein profitableres Betätigungsfeld sahen. Aber hier machte der eigensinnige alte Syngman Rhee nicht fügsam genug mit. Er war gewiß ein hartgesottener Kommunistenfeind, aber noch mehr ein unnachgiebiger Japanerfeind, war doch Korea bereits 40 Jahre lang unter japanischer Herrschaft gestanden und rücksichtslos ausgeraubt worden. Syngman Rhee wurde so für die Vereinigten Staaten mehr und mehr ein höchst unbequemer Vasall, zumal er neuerdings wieder den «Marsch nach Norden» — gegen die kommunisti-

sche Republik Korea — und einen atomaren Angriff auf China und die Sowjetunion forderte. Hatte Washington *dazu* seit 1945 mehr als drei Milliarden Dollar in Südkorea angelegt, daß es sich von einem senilen Diktator seine ganze Ostasienpolitik durchkreuzen ließ?

Die allzu krasse Fälschung der Wahlen vom 15. März 1960 und die folgenden Studentenunruhen boten den Vereinigten Staaten den erwünschten Anlaß, sich Syngman Rhees zu entledigen. Der «demokratische» Chang Myun besorgte denn auch willfährig die amerikanischen Geschäfte und führte den Plan einer Eingliederung Südkoreas in den japanischen Wirtschaftskreis nach Möglichkeit aus. Aber mit geringem Erfolg, soweit es sich um die Behebung der Not des südkoreanischen Volkes handelte. Wie ein ungenannter amerikanischer Hochschullehrer, der ein Jahr lang in Südkorea tätig war, in der «Monthly Review» (Mai 1961) feststellt, führt die südkoreanische Bauernbevölkerung — drei Viertel von den 14 Millionen Gesamteinwohnerschaft des Landes — ein eigentliches Hungerdasein, versinkt mehr und mehr in Schulden, ist mehr oder weniger des Lesens und Schreibens unkundig und hat heute eine Lebenserwartung von kaum 33 Jahren. Die Industrie steht großenteils still; soweit sie noch in Betrieb ist, zahlt sie — besonders den Tausenden von blutjungen Textilarbeiterinnen — richtige Hungerlöhne. Drei Millionen Menschen sind ganz arbeitslos; Hunderttausende von den zwei Millionen Einwohnern Söuls hausen in unbeschreiblich jämmerlichen Löchern; Hunderttausende von Waisen und (nach amtlicher Schätzung) 300 000 Mädchen irren im Land herum und machen Bettel und Prostitution zur normalen Massenerscheinung, während eine Armee von 600 000 Mann bei freilich niedrigstem Sold für «Ruhe und Ordnung» und für die Verteidigung gegen den Kommunismus sorgt.

Gleichzeitig nimmt die japanfeindliche Stimmung eher noch zu. Die fortschrittlichen Kräfte fordern ein geeinigtes, aber neutrales Korea mit mehr oder weniger sozialistischer Wirtschafts- und Gesellschaftsform als einzigen Ausweg aus der Not des Landes. Die Feindschaft gegen Amerika ist nach wie vor «eine Sprengkraft in einem Volk, das an tägliche Beschimpfungen durch 50 000 reiche Yankees gewöhnt ist», wie der Verfasser der genannten Studie schreibt. Aber «die Grundschwierigkeit ist, wie aus der gegenwärtigen menschlichen und wirtschaftlichen Versumpfung herauszukommen ist, die die amerikanische Herrschaft gebracht hat, ohne daß man in heftigen Gegensatz zu den ‚Wohltätern' gerät . . . Niemand, am wenigsten die dortigen Amerikaner, würden den Abzug der USA-Truppen bedauern; aber nur Vereinigung mit Nordkorea oder japanische Herrschaft kann die amerikanische Wirtschaftshilfe ersetzen. Und die Vereinigten Staaten wollen Korea nicht fahren lassen». Im Vergleich zu Südkorea ist das kommunistische Nordkorea glänzend gestellt, aber man liebt das dortige Regime dennoch im Südteil des Landes wenig. «Die (Süd-) Koreaner wünschen heute weder eine amerikanische noch eine japa-

nische noch eine kommunistische oder sonst eine Herrschaft, sehen sie doch, wie ihre langersehnte Unabhängigkeit durch den Kalten Krieg zerstört wurde. Aber, wie die koreanischen Kommunisten sagen: die Wahl steht vielleicht nur noch zwischen ihnen und dem Hungertod — und das nicht in ferner Zukunft.»

Man sieht auf jeden Fall, wie grotesk stumpfsinnig der im vergangenen Mai unternommene Versuch ist, durch eine Militärdiktatur die Probleme Südkoreas zu lösen und die «kommunistische Gefahr» zu bannen. Die «patriotischen» Generäle, die auf unbestimmte Zeit am Ruder bleiben zu wollen erklären, sind in einer ebenso wenig beneidenswerten Lage wie die Amerikaner, denen über kurz oder lang auch Südkorea entgleiten wird. Dagegen helfen alle Beschwörungen des Geistes derjenigen «Freiheit» nicht, die sie im Weißen Haus zu Washington meinen . . .

Ungarn wird sozialistisch Wenden wir uns nun aber noch einmal *Ungarn* zu, über dessen heutige Lage ich auf Grund von Reiseeindrücken schon im letzten Heft der «Neuen Wege» berichtet habe, und das uns als Hinweis auf die gewaltigen Möglichkeiten dienen kann, die im Aufbau einer sozialistischen Ordnung für die Menschwerdung unterentwickelter und niedergehaltener Völker beschlossen sind. Ich habe erwähnt, wie stark die industrielle Produktion zugenommen hat (die landwirtschaftliche Erzeugung entwickelt sich erheblich langsamer), wie das Volkseinkommen gewachsen ist, die Reallöhne erhöht wurden, der Verbrauch — auch der «gehobene» — ansteigt. Der Monatsverdienst der Arbeiter (ohne Gewinnbeteiligung und Prämien) ist allein von 1957 bis 1960 von 1486 auf 1574 Forint in der Industrie gestiegen, im Baugewerbe von 1513 auf 1577 Forint. Spezialisierte Facharbeiter bringen es *mit* Gewinnbeteiligung und Prämien bis zu 5000 Forint im Monat und verdienen so mehr als der Großteil der Ingenieure. Die Lebenshaltung der Arbeiterschaft hebt sich unter diesen Umständen von Jahr zu Jahr. Die Leute schaffen sich (oft mit Ratenzahlungen) moderne Möbel an, leisten sich Motorräder, ja allmählich auch Autos (an denen es freilich sehr fehlt, da sie alle eingeführt werden müssen), kaufen sich eine Stockwerkwohnung oder bauen sich ein kleines Haus, wenn sie ihr Geld nicht auf die Sparkasse tragen. Daß man in Ungarn gut, oft *zu* reichlich und unzweckmäßig (Schweinefleisch!) ißt und trinkt (der Verbrauch von Wein und Bier ist in den letzten drei Jahren um 20 Prozent gestiegen), ist bekannt. Aber auch sonst macht es einem den Eindruck, daß sich die Lebenshaltung des ungarischen Volkes merklich derjenigen des hochentwickelten Westens nähert. Und der neue Fünfjahrplan soll sie bis 1965 noch weiter heben, soll er doch das Realeinkommen je Kopf um einen Viertel, das Volkseinkommen sogar um das Anderthalbfache erhöhen.

Nun wendet man freilich von bürgerlicher Seite ein, daß alle diese Fortschritte auch unter kapitalistischem Regime hätten erzielt werden können, ja daß wahrscheinlich auch Ungarn in diesem Fall sein «Wirtschaftswunder» erlebt hätte in der blendenden Form, wie es sich etwa in Westdeutschland und Österreich darbiete. Die Arbeitsergiebigkeit, so las man vor einiger Zeit beispielsweise in der «Neuen Zürcher Zeitung» (Nr. 698), sei in Ungarn viel geringer als in Westeuropa, ja auch geringer als in den anderen sozialistischen Ländern; man müsse zu kapitalistischen Methoden greifen, um die Arbeitsleistung in der Industrie zu steigern, und komme damit dennoch nicht viel weiter, da eben der Arbeiter nicht aus purem sozialistischem Heroismus Höchstleistungen vollbringe.

An solchen Einwendungen ist zweifellos etwas Richtiges. Wir bemerkten selbst das — nach westlichen Begriffen — ziemlich geruhsame Arbeitstempo auch in sehr gut ausgerüsteten Fabrikwerkstätten, und daß nicht wenige ungarische «Freiheitskämpfer», die nach 1956 in den Westen geflüchtet waren, wo sie ein bequemes Leben erwarteten, inzwischen in die Heimat zurückgekehrt sind, hängt ebenfalls zum Teil mit dem Unterschied des Arbeitstempos hier und dort zusammen. Aber ist denn die Hast und Hetze des Arbeitslebens in den kapitalistischen Ländern wirklich ein Vorzug gegenüber der gemächlicheren Lebens- und Arbeitsweise der «rückständigen» Völker des Ostens (und des Südens)? Und ist nicht die Entfesselung eines rücksichtslos selbstsüchtigen Erwerbsgeistes und Profitstrebens, wie es die kapitalistische Wirtschaft ganz allgemein beherrscht und im besonderen die gegenwärtige Hochkonjunktur im Westen — eingeschlossen die Schweiz — erst so richtig ermöglicht hat, ist nicht die hier zum Ausdruck kommende Lebensauffassung und Lebensführung etwas durch und durch Ungesundes, sittlich Minderwertiges? Mag es in Ungarn — wie in den anderen Ostländern — materiell auch nicht so schnell vorwärtsgehen wie in den Ländern des vielgerühmten «freien Unternehmertums» und des ungehemmten Konkurrenzbetriebs, so ist doch die sozialistische Planwirtschaft, die auch Ungarn aufgebaut hat, menschlich und sittlich dem im Westen vorherrschenden System weitaus überlegen, und es wird sich zeigen, daß sie auch rein materiell auf die Dauer höhere Leistungen und verläßlichere Ergebnisse erbringen wird als die kapitalistische Wirtschaftsweise. Es ist noch nicht aller Tage Abend; daß der Spät- und Neukapitalismus es verstanden habe, Wirtschaftskrisen und Arbeitslosigkeit endgültig auszuschalten, ist nur eine Wahnvorstellung, deren trügerischen Charakter die klügeren Vertreter der bürgerlichen Ordnung selbst zu durchschauen beginnen. Die Art und Weise, wie in der sozialistischen Planwirtschaft jede Arbeitslosigkeit verunmöglicht wird, unterscheidet sich grundsätzlich und zu ihrem Vorteil von der im Westen üblich gewordenen Technik der Konjunkturlenkung, und auf jeden Fall ist das, was das neue Ungarn hier fertiggebracht hat, gegenüber den Zuständen im alten, feudalkapitalisti-

schen Ungarn mit seiner dauernden Massenarbeitslosigkeit, besonders der Massen des Landproletariats, ein wahrer Segen.

Jenseits der Klassengesellschaft Noch viel bedeutsamer aber sind, in meinen Augen wenigstens, die *sozialen* Wirkungen der fortschreitenden Überwindung von Kapitalismus und Feudalismus auch in Ungarn. Der Klassengesellschaft mit all ihren schweren Schäden und Lastern wird mehr und mehr der Boden entzogen, auf dem sie entstehen und sich behaupten konnte. Sie ist gewiß noch nicht einfach verschwunden; Lebens- und Denkformen, Gewohnheiten, Sitten und Gefühle, die jahrhundertelang den gesellschaftlichen Zustand einer Bevölkerung gekennzeichnet haben, verlieren ihre Macht nicht in fünfzehn Jahren eines neuen wirtschaftlichen «Unterbaus». Aber sie weichen doch allmählich — und auf manchen Gebieten sogar recht schnell — einer neuen sozialen Wirklichkeit, die mehr und mehr auch das Denken und Fühlen des Volkes bestimmt. Kann auch noch nicht von einer klassenlosen Gesellschaft geredet werden, die in Ungarn entstanden sei, so ist doch schon allein der Wegfall herrschender Klassen, deren Machtstellung sich auf den Besitz der entscheidenden Wirtschaftsmittel gründete, eine im besten Sinn folgenschwere Tatsache. Es gibt keine Großgrundbesitzerklasse mehr, die auf dem Rücken eines verelendeten Landvolkes ihr Herrenleben führte. Es gibt keine Klasse von Großkapitalisten mehr, die dank der Ausbeutung einer besitzlosen Arbeitermasse aus ihrer Betätigung in Industrie, Finanz und Handel unverdiente Riesengewinne ziehen konnte. Die Herrschaft der zweihundert (oder wieviel es in Ungarn waren) Familien, die von der Wirtschaft her auch den Staat in Händen hatten und die öffentliche Meinung ebenso wie Schule und Kirche ihrem Vorteil dienstbar machten, gehört der Vergangenheit an. Faschismus und Kriegskräfte haben ausgespielt; einzig schon die Verunmöglichung einer privaten Rüstungsindustrie, die ein feindseliges Völkerverhältnis, wenn nicht den Krieg selbst braucht, ist eine Leistung, um die wir Ungarn wahrlich beneiden müssen.

An die Stelle der Klassengesellschaft, die von tausend inneren Gegensätzen zerrissen ist, soll nun in Ungarn mehr und mehr eine Gesellschaft von solidarisch Gleichberechtigten und Gleichgeachteten treten, die nicht mehr Reiche und Arme, Gebildete und Ungebildete, Ausbeuter und Ausgebeutete kennt, sondern nur Glieder einer Volksgemeinschaft, die nicht bloß wie bei uns schöne Phrase oder höchstens unerreichbares Ideal bleibt, sondern zur täglich erlebten Wirklichkeit wird. Der Mensch erfährt hier eine ganz andere Wertung als in der kapitalistischen Gesellschaft, wo er nur Kostenbestandteil einer dem Reichwerden «freier Unternehmer» gewidmeten Wirtschaft, Gegenstand der Übervorteilung durch die Klügeren und Stärkeren ist; er wird Selbstzweck in einer Gemeinschaftsordnung, die gerade auch dem jetzt Geringgeachteten und Schwachen zu seinem Recht verhilft.

Die Sozialpolitik der Ungarischen Volksrepublik ist so ganz ausgesprochen auf die Schaffung von Wohlstand und Kulturmöglichkeiten *für alle* und auf einen gesellschaftlichen Ausgleich gerichtet, der nichts von Gleichförmigkeit an sich hat und doch die krassen Unterschiede von Einkommen und Vermögen, wie sie für die bürgerliche Ordnung kennzeichnend sind, allmählich überwindet. Noch gibt es zwar stoßende Ungleichheiten des Einkommens auch im neuen Ungarn; die Künstler (wenn sie sich durchsetzen) und die Ärzte zum Beispiel verdienen ein Vielfaches der meisten Hand- und Kopfarbeiter. Aber die Richtung geht doch auf die Ausschaltung des kapitalistischen «Leistungsprinzips» und die Anerkennung der Notwendigkeit, ein menschenwürdiges Leben *allen*, ohne Rücksicht auf vermeintliches Verdienst und Ansehen, zu sichern. So geht jetzt die Zahl der Werktätigen in den unteren Lohnklassen immer weiter zurück; verdienten im Jahre 1957 noch 20,7 Prozent weniger als 1000 Forint im Monat, so waren es 1960 nur noch 12,9 Prozent, während die Zahl der über 2000 Forint Verdienenden im gleichen Zeitraum von 12,7 auf 18,4 Prozent anstieg.

Alter und Krankheit machen auch in Ungarn keine Geldsorgen mehr. Mit einer Abgabe von 3 Prozent ihres Lohnes erwerben sich heute Männer vom 60. und Frauen vom 55. Lebensjahr ab den Anspruch auf eine *Altersrente*, die 50 Prozent des durchschnittlichen Monatseinkommens der vorangegangenen Arbeitsjahre plus 1 Prozent der Stammrente für jedes Arbeitsjahr nach 1929 ausmacht. *Ferien* gibt es je nach Arbeitsjahren und Beschäftigung 12 bis 24 Werktage im Jahr in Heimen, die — so hörte ich zum Beispiel von einem Werkzeugmacher — ganze 180 Forint (nach dem Wechselkurs etwa 36 Franken) für 14 Tage mit voller Pension berechnen.

Gesundheitsdienst und Krankenbehandlung sind natürlich völlig kostenfrei, abgesehen von 15 Prozent Beitrag des Patienten an Arzneimittel. Was das für eine Wohltat ist, kann kaum ermessen werden; besonders in der Landbevölkerung, aber natürlich auch in der Industriearbeiterschaft der Städte muß man sich erst noch richtig an diese Umwälzung aller früheren Begriffe und Einrichtungen gewöhnen. Die ehemals so gefürchteten großen Volksfeinde wie die Tuberkulose werden immer vollständiger ausgerottet, zumal auch die Zahl der Ärzte, der Krankenhauspfleger und -pflegerinnen, der Spitalbetten und der Genesungsheime gegen den Vorkriegsstand außerordentlich zugenommen hat. Die Kindersterblichkeit ist heute um über 70 Prozent niedriger als 1940/41; anderseits erhalten schwangere Frauen bis zu vier Monaten Krankengeld (vor und nach der Niederkunft) und entbinden in den Städten fast zu 100 Prozent, auf dem Land zu 60 und mehr Prozent in der Klinik.

In diesem Zusammenhang sei auch auf die nach unseren Vorstellungen ungewöhnlich niedrigen *Mietpreise* hingewiesen. Wo wir auch Stichproben machten, fanden wir für moderne Zweizimmerwohnungen

mit Küche und Bad Monatsmieten von nur 120 bis 150 Forint (24 bis 30 Franken), für Ein- und Anderthalbzimmerwohnungen entsprechend geringere Ansätze. Die Wohnungsnot ist besonders in den Städten noch sehr groß, aber doch gegenüber der ersten Nachkriegszeit fühlbar gemildert; in Budapest soll sie gemäß dem jetzt in der Ausführung begriffenen Bebauungsplan in den nächsten 15 Jahren gänzlich überwunden werden — was eine bedeutende Leistung darstellen würde angesichts der Tatsache, daß durch die Kriegshandlungen 80 Prozent aller Gebäude beschädigt und 20 Prozent ganz unbewohnbar geworden waren und die Hauptstadt heute fast doppelt soviel Einwohner zählt wie vor dem Krieg.

Von unschätzbarem Wert ist schließlich, daß im neuen Ungarn nicht nur alle Kinder zur *Schule* gehen (vor dem Krieg besuchten mehr als 20 Prozent der Kinder überhaupt keine Schule, nicht einmal die primitiven Elementarschulen), sondern die Allgemein- und Berufsbildung auch so gut wie gänzlich kostenfrei ist und damit dem Aufstieg aller Begabten zu den höchsten und verantwortungsvollsten Stellungen kein finanzielles Hindernis mehr im Wege steht. Das Bildungsmonopol der Besitzenden und Wohlhabenderen ist radikal und endgültig gebrochen — wiederum ein großer Schritt zur klassenfreien Gesellschaft hin. Seine volle Bedeutung für die Entfaltung und Nutzbarmachung aller Begabungen, die in der Klassengesellschaft unter dem Druck materieller Not und Begrenzung verkümmern, wird erst in kommenden Jahren klarwerden. Schon heute aber wächst im ungarischen Volk ein neues Lebensgefühl, das die Sozialisierung der Wirtschaft und die Abtragung der Klassenschranken erzeugt hat. In einer Würdigung der Ergebnisse einer Erhebung, die die Ungarische Sozialistische Arbeiterpartei im Jahre 1958 über die materielle und geistige Lage der Arbeiterschaft durchführte, schreibt Lajos Kokolovszky («The New Hungarian Quarterly», Januar 1961) mit gutem Grund, die geistige Verbürgerlichung der Arbeiterschaft, die sich den «oberen» Klassen unterlegen fühlte und deren Denk- und Lebensweise nachzuahmen suchte, sei nun einfach unmöglich geworden. «Gegenwart und Vergangenheit tragen beide dazu bei, das Gefühl der Arbeiter für ihre Stellung und ihr Verständnis für die Tatsache zu schärfen, daß sie Angehörige der führenden Klasse einer gewandelten Gesellschaft sind . . . Sie können nichts dafür — das ist einfach *ihre* Gesellschaft.» Die ungarischen Arbeiter sehen es sogar, wie der Verfasser glaubt, «allzusehr als selbstverständlich an, daß ihre heutige Stellung um ein Vielfaches vorteilhafter und behaglicher ist als die ihrer Eltern».

Und der neue Mensch! Nichts wäre aber irriger als anzunehmen, die neue Umgebung, die sich in Ungarn (wie in allen sozialistischen Ländern) herausgebildet hat, schaffe von selbst auch den neuen, den «sozialistischen» Menschen, der nötig ist, um den neuen Einrichtungen wirkliches Leben und Dauer

zu gewähren. Soviel Richtiges in dem berühmten Satz Marxens ist, daß es nicht das Bewußtsein der Menschen sei, das ihr Sein, «sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt», so wahr bleibt es doch, daß letzten Endes die gesellschaftlichen Verhältnisse, besonders die Produktions- und Austauschbeziehungen der Menschen, von ihrem sittlichen Bewußtsein geschaffen werden und bestimmt sind. Hinter dem Feudalismus wie hinter dem Kapitalismus (und jeder anderen bisherigen Gesellschaftsform) stehen geistige und sittliche Kräfte, wenn auch meist negativer Art, und solche Kräfte — diesmal positiver Art — bewirken entscheidend auch den Übergang zum Sozialismus und dessen Fortdauer, nicht einfach technische, wirtschaftliche und andere materielle «Gesetze».

Es ist darum ein eigentliches Verhängnis, daß der sich in unserer Zeit verwirklichende Sozialismus (und Kommunismus) seine Welt- und Lebensanschauung nicht aus seinem eigenen, zutiefst sittlichen Wesen ableitet, sondern sie in allem Wesentlichen von der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft übernommen hat, und daß er namentlich der Religion, der stärksten Quelle aller Sittlichkeit — gerade auch der sozialistischen Sittlichkeit — grundsätzlich mit Feindseligkeit und Verachtung begegnet. Das ist natürlich auch in Ungarn der Fall. Nicht daß dort die Religionsausübung «verfolgt» würde, wie das bei uns immer noch behauptet wird. Davon ist keine Rede. Sowohl die Katholiken (die 52 Prozent der Bevölkerung ausmachen) als die 26 Prozent Protestanten (Lutheraner, Calvinisten, Evangelische, Unitarier usw.) sind in ihrer gesamten kirchlichen Tätigkeit volkommen frei, auch in der Herstellung und Verbreitung ihrer Literatur und in der Erteilung des (fakultativen) Religionsunterrichts. Der Staat hat auch die durch den Krieg beschädigten Kirchen auf seine Kosten wiederherstellen lassen und trägt in erheblichem Maß zu den Ausgaben der Kirchenverwaltungen bei (zum Beispiel durch Übernahme eines Drittels der Besoldung der protestantischen Pfarrer). Das kirchliche Leben ist besonders auf protestantischer Seite überaus rege; die Gottesdienste sind auch im allgemeinen sehr gut besucht und an Pfarrern ist keinerlei Mangel. 15 Prozent der Theologiestudierenden sind übrigens Frauen, die freilich keine selbständige Pfarramtstätigkeit ausüben können, sondern sich dem Unterricht, der Fürsorge und dergleichen widmen.

Das und anderes hörten wir sehr entschieden betont und bestätigt in einer langen Unterredung, die wir eines Nachmittags mit zwei katholischen Geistlichen (der eine war Bischof) und zwei protestantischen Pfarrern hatten. Mit auffallender Wärme hoben namentlich die beiden katholischen Würdenträger das friedliche Verhältnis ihrer Kirche zum ungarischen Staat hervor. «Wir stehen vor einer ganz neuen Lage», sagte der eine; «wir machen ein Experiment durch und warten seine Ergebnisse ab.» Die Verbindung der ungarischen Katholiken mit Rom besteht ungeschwächt weiter; die Regierung gab zum Beispiel dem Budapester Erzbischof die Erlaubnis zur üblichen Rom-

reise, doch fand die Bischofskonferenz eine solche Fahrt nicht für zweckmäßig und wollte anscheinend noch abwarten, wie die Entwicklung weiter verlaufe. Es macht so den Eindruck, als halte sich die Katholische Kirche Ungarns mehrheitlich von offenkundigen Reaktionären wie Kardinal Mindszenty (der noch immer in der amerikanischen Botschaft Schutz genießt) ebenso fern wie von den «Friedenspriestern», die sich auf den Boden der neuen Ordnung gestellt haben. Wie Mindszenty, der wegen staatsfeindlicher Umtriebe seinerzeit zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilt wurde, so unterstehen natürlich auch alle anderen Katholiken dem Gesetz, das die Bekämpfung der neuen staatlichen Ordnung mit Strafe bedroht; wie weit im Einzelfall eine solche gegenrevolutionäre Betätigung — wie sie zum Beispiel den im Juni verurteilten Geistlichen und Laien vorgeworfen wurde — als Tatsache angenommen werden muß, ist allerdings von außen her nicht zu entscheiden.

Auf protestantischer Seite hat es ebenfalls Schwierigkeiten im Verhältnis von Staat und Kirche gegeben, aber — wie die beiden erwähnten Pfarrer sagten — lange nicht in dem Maß wie etwa in Ostdeutschland. Die kleine Gruppe von Kirchenführern, die sich der sozialistischen Umgestaltung von Wirtschaft und Staat entgegengestellt habe, stehe durchaus isoliert da und sei keineswegs im Einklang mit der großen Mehrheit der ungarischen Protestanten. Der weltanschauliche Gegensatz zwischen Christentum und Kommunismus werde — wie das auch auf katholischer Seite erklärt wurde — keineswegs verhüllt, aber zu einem Kreuzzug gegen den marxistischen Atheismus liege keinerlei Anlaß vor; wo es immer möglich sei, stünden die Protestanten entschieden mit im Kampf für soziale Gerechtigkeit und Frieden, wie ihn das neue Regime führe, und beförderten so ein Klima der Verständigung und freundschaftlichen Zusammenarbeit. Das ist in der Tat die einzig mögliche Haltung, die auch nach meiner Überzeugung die Christen der sozialistisch-kommunistischen Umwälzung gegenüber einnehmen können. Zuerst müssen sie tätig beweisen, daß für sie der Weg «von Christus zu Marx» führt (um den ersten Halbtitel des Buches von Leonhard Ragaz zu zitieren), wenn sie es glaubwürdig machen wollen, daß für die Sozialisten und Kommunisten dann auch der Weg «von Marx zu Christus» führen muß.

Das gilt auch gegenüber Totalverdammungen des Kommunismus, wie sie etwa vor ein paar Wochen Professor Emil Brunner in der «Neuen Zürcher Zeitung» (Nr. 1991) aussprach. Die Entseelung des Menschen und Entmenschung der Welt, wie sie Brunner als Folge eines allgemeinen Sieges des Kommunismus an die Wand malt, droht ja wirklich nicht in erster Linie vom Kommunismus her, sondern vom Kapitalismus, von seiner «Vermassung» alles Einzellebens, seinem sittlichen Nihilismus, seiner gottfremden und menschenfeindlichen Wirtschaft, Politik und «Kultur». Alles, was man religiösen und christlichen Sozialismus zu nennen pflegt, geht von dieser erschütternden Tatsache

aus, und man weiß, daß der Sozialismus auch in seiner marxistischen und leninistischen Form die gewaltige Gegenbewegung gegen die Entmenschung und Entseelung der Welt durch den Kapitalismus und seinen Militarismus, Faschismus und Imperialismus ist — eine Gegenbewegung, die gewiß oft genug mit falschen Mitteln arbeitet, aber diese Mittel wie die dazugehörige Weltanschauung von der bürgerlich-kapitalistischen Welt bezogen hat. Um nur ein einziges Zeugnis für diese Erkenntnis aus der unübersehbaren Literatur darüber anzuführen, so sei an das 1913 erschienene Buch von Jean Matthieu «Das Christentum und die soziale Krise der Gegenwart» erinnert. Matthieu, den ja auch Brunner noch kannte und sicher hochachtete, hat darin schon vor bald einem halben Jahrhundert ebenso unwiderleglich wie eindringlich gezeigt, wie sehr der moderne Kapitalismus alle Freiheit, alle Persönlichkeit, alle Seele aus dem Menschen heraussaugt und ihn zu einer bloßen Nummer, einem bloßen Werkzeug un- und widerpersönlicher Mächte herabdrückt. Was würde er erst zu dem Kapitalismus von heute sagen, der sein dämonisch-seelenloses Wesen noch übersteigert hat und uns mit der gänzlichen atomaren Vernichtung bedroht — einer Vernichtung, die er mit den von *ihm* zuerst erfundenen und angewandten Kernwaffen ja schon längst begonnen hat? Es bleibt einfach dabei: die entscheidende Gefahr für die Seele und auch die ganze körperliche Existenz der Menschheit ist der mammonistische Ungeist und seine Verkörperung in der westlichen Wirtschaft, Politik und Gesellschaft. Und was wir am *Kommunismus* als falsch und gefährlich erkennen, wird im gleichen Maß überwunden werden, in dem die (vermeintliche) Notwendigkeit aufhört, den Kapitalismus durch Gewalt und Zwang abzuwehren. Jede andere Art von Kampf gegen den Kommunismus ist wirklichkeitsfremd und nur geeignet, die heutigen Kampfformen des Kommunismus zu rechtfertigen und zu befestigen. Das werden die *politischen* Antikommunisten mehr und mehr erfahren (Kennedy scheint wenigstens eine Ahnung von diesem Schicksal der westlichen Machtpolitik zu haben); erfahren werden es aber auch die ideologischen und religiösen Antikommunisten, denen sich Professor Brunner mit einer Kompromißlosigkeit zugesellt hat, die einer besseren Sache würdig wäre, aber auch mit einer Kompaßlosigkeit, die nur allzu kennzeichnend für ein gewisses westliches Christentum ist.

30. Juni *Hugo Kramer*

Von der Dankbarkeit des Christen

Dankbarkeit entspringt nicht aus dem eigenen Vermögen des menschlichen Herzens, sondern aus dem Worte Gottes. Dankbarkeit muß darum gelernt und geübt werden.

Jesus Christus und alles, was in ihm beschlossen ist, ist der erste und letzte Grund aller Dankbarkeit. Er ist das Geschenk vom Himmel, das kein Mensch sich nehmen könnte, in welchem uns die Liebe Gottes leibhaftig begegnet. Allein durch Jesus Christus können wir Gott danken (Röm. 7, 25). In Jesus Christus gibt Gott uns alles.

Dankbarkeit sucht über der Gabe den Geber. Sie entsteht an der Liebe, die sie empfängt. Erst wenn sie zur Liebe Gottes durchgestoßen ist, ist sie am Ziel. Dann aber wird sie selbst zur Quelle der Liebe zu Gott und zu den Menschen.

Dankbarkeit ist demütig genug, sich etwas schenken zu lassen. Der Stolze nimmt nur, was ihm zukommt. Er weigert sich, ein Geschenk zu empfangen. Lieber will er verdiente Strafe als unverdiente Güte, lieber aus eigener Kraft zugrunde gehen als aus Gnade leben. Er weist Gottes Liebe, die über Gute und Böse die Sonne aufgehen läßt, zurück. Der Dankbare weiß, daß ihm von Rechts wegen nichts Gutes zukommt, er läßt aber die Freundlichkeit Gottes über sich walten und wird durch unverdiente Güte noch tiefer gedemütigt.

Dem Dankbaren wird alles zum Geschenk, weil er weiß, daß es für ihn überhaupt kein verdientes Gut gibt. Er unterscheidet darum nicht zwischen Erworbenem und Empfangenem, Verdientem und Unverdientem, weil auch das Erworbene Empfangenes, das Verdiente Unverdientes ist.

In der Dankbarkeit kehrt jede Gabe verwandelt in ein Dankopfer zu Gott zurück, von dem sie kam.

Wofür ich Gott danken kann, das ist gut. Wofür ich Gott nicht danken kann, das ist böse. Ob ich aber Gott danken kann oder nicht, das entscheidet sich an Jesus Christus und seinem Wort. Jesus Christus ist die Grenze der Dankbarkeit. Jesus Christus ist auch die Fülle der Dankbarkeit, darum ist in ihm die Dankbarkeit ohne Grenzen. Sie umschließt alle Gaben der geschaffenen Welt. Sie umfaßt auch den Schmerz und das Leid. Sie durchdringt die tiefste Dunkelheit, bis sie in ihr die Liebe Gottes in Jesus Christus gefunden hat. Danken heißt «allezeit und für alles» (Eph. 5, 20) Ja sagen zu dem, was Gott gibt. Dankbarkeit vermag sogar die vergangene Sünde mit zu umschließen und zu ihr ja zu sagen, weil an ihr Gottes Gnade offenbar wurde — o felix culpa! (Röm. 6, 17).

In der Dankbarkeit gewinne ich das rechte Verhältnis zu meiner Vergangenheit, in ihr wird das Vergangene fruchtbar für die Gegenwart. Ohne die Dankbarkeit versinkt meine Vergangenheit ins Dunkle, Rätselhafte, ins Nichts. Um meine Vergangenheit nicht zu verlieren, sondern sie ganz wiederzugewinnen, muß allerdings zur Dankbarkeit

die Reue treten. In Dankbarkeit und Reue schließt sich mein Leben zur Einheit zusammen.

Dankbarkeit kann nur zusammen bestehen mit aufrichtiger Buße und mit brüderlicher Liebe zu dem, der die unverdiente Gabe, die ich empfing, nicht empfangen hat. Ohne Buße und ohne Liebe wird meine Dankbarkeit zum verfluchten Pharisäerdank.

Es ist verfluchter Pharisäerdank, wenn ich die unverdient empfangene Gabe zum Selbstruhm vor Gott und Menschen mißbrauche (Luk. 18, 9 ff.); denn es ist Raub an Gottes Gnade und Verachtung an meinem Nächsten, wenn ich nur darum eiligst Gott meinen Dank abstatte, um mich von ihm loszukaufen und alsbald wieder in aller Selbstherrlichkeit dazustehen. Pharisäerdank ist das religiöse Zeremonial des Undanks.

Es ist verfluchter Pharisäerdank, wenn der Reiche den Tisch des Armen leer sieht und leer läßt und für das Seine als Gottes Segen dankt.

Es ist verfluchter Pharisäerdank, wenn ich die Liebe Gottes, die ich erfuhr und für die ich danke, den Benachteiligten schuldig bleibe. Es ist Lästerung des Schöpfers des Armen (Spr. 14, 31).

Gottes Wort verklagt mich solange, bis sich mein Dank für die empfangenen Gaben in aufrichtige Umkehr und in tätige Liebe verwandelt. Dann aber schenkt Gottes Wort mir das freie Gewissen, zu danken mitten in einer argen und elenden Welt.

Zehn rufen in ihrer Angst und Not: Jesus, lieber Meister! Aber nur einer von zehn kehrt nach erfahrener Rettung um und dankt Jesus, und dieser ist ein Samariter (Luk. 17, 11 ff.). In Gefahr und Schmerzen schreien viele zum «lieben» Gott, mehr als wir denken, aber nach der Genesung ist den neunen unter zehn dieser Gott gar nicht mehr so lieb, die Heilung ist ihnen alles, der Heiland nichts. Jesus fragt: Wo sind die neun? Jesus sieht den Dank, nicht um seinetwillen, sondern um ihretwillen.

Undank erstickt den Glauben, verstopft den Zugang zu Gott. Nur zu dem einen dankbaren Samariter sagt Jesus: Dein Glaube hat dir geholfen. Den Undankbaren ist trotz der Genesung in Wahrheit nicht geholfen.

Es ist die Ursünde der Heiden, daß sie Gott, von dessen Dasein sie wissen, nicht «als Gott gedankt haben» (Röm. 1, 21). Wo Gott als Gott erkannt wird, dort will er als erstes den Dank seiner Geschöpfe.

Undankbarkeit beginnt mit dem Vergessen, aus Vergessen folgt Gleichgültigkeit, aus der Gleichgültigkeit Unzufriedenheit, aus der Unzufriedenheit Verzweiflung, aus der Verzweiflung der Fluch.

Den Dankbaren zeigt Gott den Weg zu seinem Heil. Laß Dich fragen, ob Dein Herz durch Undank so mürrisch, so träge, so müde, so verzagt geworden ist. Opfere Gott Dank, und «da ist der Weg, daß ich ihm zeige das Heil Gottes» (Ps. 50, 23). *Dietrich Bonhoeffer*

(Aus: «Gesammelte Schriften», Band 3, Chr.-Kaiser-Verlag, München)

V.

Alles das, was wir erwähnt haben, muß Gegenstand unserer Gespräche (oder wie wir manchmal sagen: unseres Dialoges) sein, weit mehr, als es bisher der Fall war. Wir haben eigene Ansichten in bezug auf die heutige internationale Situation, auf die Frage der Volksrepublik China, auf die Vereinigung Deutschlands, auf den Kalten Krieg und die Abrüstung. Wir sind überzeugt, daß diese unsere Ansichten aus unserer Erkenntnis des Evangeliums und aus unserer Auffassung über die Sendung der Kirche wachsen. Dabei geben wir zu, daß wir von der Atmosphäre, in der wir leben, von den Ansichten der Staatsmänner unserer Länder, unserer geschichtlichen Situation usw. beeinflußt sind. Es ist anders gar nicht möglich. Unsere Beziehung zu den sozialen und politischen Fragen wird nie mit hundertprozentiger Reinheit nur vom Evangelium geformt. Das ist gar nicht möglich. Die Tatsache, daß wir inmitten einer bestimmten Welt und einer bestimmten Gesellschaft leben, spiegelt sich unausweichlich in unserem Blick auf öffentliche Fragen und in unseren kulturellen oder politischen Zielen wider. Es geht aber darum, daß diese Ansichten, von denen ich gesprochen habe, mit Offenheit von denen aufgenommen werden, die in einer anderen sozialen und politischen Ordnung aufgewachsen sind und arbeiten. Daß unsere Brüder und Schwestern unsere Anregungen und Vorschläge ernst nehmen und sie nicht gleich als politisch einseitig und von der Propaganda unserer politischen und staatlichen Organe gekennzeichnet ablehnen. Wer hat das Recht, Meinungen mit dem Anspruch auf Objektivität und Unparteilichkeit auszudrücken? Hat der Weltkirchenrat in entscheidenden Augenblicken im vergangenen Jahrzehnt nicht mit einseitig «westlicher» Orientierung gehandelt? Oder ist der durchschnittliche normale Standpunkt der «westlichen» öffentlichen Meinung schon als solcher unparteiisch und objektiv? Ist nicht die Ansicht der «westlichen» Christen über den sozialistischen oder kommunistischen Aufbau höchst einseitig? Wer ist der letzte Schiedsrichter in dem großen geistlichen, kulturellen und sozialpolitischen Kampf unserer Zeit? Ist der Standpunkt der «westlichen» Christen Maßstab und Schiedsrichter in diesem Kampf? Ich bitte, mich zu verstehen! Ich will nicht im geringsten Richter über unsere Brüder in den «westlichen» Kirchen sein. Im Gegenteil. Ich will sie verstehen, ihren Standpunkt begreifen, schon deshalb, weil wir alle durch eine Tradition und eine Atmosphäre hindurchgegangen sind, die von ihrem Standpunkt und ihrer Perspektive nicht so weit entfernt sind. Wir verbergen nicht, daß unser Blick auf soziale und politische, verwaltungsmäßige und kulturelle Fragen von dem Blick des Großteils der heutigen Christenheit abweicht. Wir bestreiten auch nicht, daß wir mit großem Verständnis sowohl den Umbau unserer Gesellschaft, als

auch dem Programm und dem Ziel derer, die unsere Gesellschaft aufbauen, begegnet sind und begegnen. Wir sind uns dessen bewußt, wie weit der Ort und die Zeit, in denen wir stehen, unsere Denkweise und unsere Entscheidung bestimmen. Wir bestreiten jedoch, daß der letzte Schiedsrichter unserer Einseitigkeit und Objektivität die Struktur der mit der sogenannten «westlichen» Welt verbundenen Christenheit sein könnte. Dabei ist «westlich» kein geographischer, sondern ein gesellschaftspolitischer, vielleicht auch ein geschichtsphilosophischer Begriff. Das ist der Sinn der Bewegung und unserer AFV, daß sich in ihnen solche Anliegen und solche Perspektiven mächtiger behaupten, als es in der heutigen traditionellen Christenheit gewohnheitsmäßig möglich ist. Aber auch das geschieht mit der Sehnsucht nach gegenseitiger Verständigung, nach dem Auffinden eines gemeinsamen Weges. Wir sind bereit, Einwände zu hören, kommen wir doch in der Souveränität des Glaubens und mit dem demütigen Anspruch gehört zu werden.

In diesem Sinne sind wir überzeugt, daß unsere Bewegung und unsere Arbeit ein wichtiger und in bestimmter Weise unersetzbarer Beitrag zum heutigen Streben nach Einheit und nach wirklicher ökumenischer Verständigung sind.

Die CFK hat sich von Anfang an auf den systematischen Kampf gegen Atom- und Wasserstoffbomben, gegen fieberhafte Aufrüstung, gegen Kriegshysterie, die manchmal zur Panik führt, gegen die Gefahr des atomaren Krieges, gegen alle Mittel und Methoden des Kalten Krieges eingestellt. Der Kampf gegen die Massenvernichtungsmittel, ja gegen die Gefahr des entsetzlichen Massenselbstmordes der Menschheit bleibt das Hauptanliegen unserer Arbeit und auch dieser Versammlung, um das sich alles andere, das uns bewegt, konzentriert. In positiver Hinsicht kämpfte sie für die Abschaffung der Massenvernichtungswaffen und in deren Folge für die Abschaffung aller Waffen. Wir erheben keinen Anspruch auf das Monopol in der Friedensarbeit.

Der ganze Bau der sogenannten christlichen Zivilisation ist erschüttert und das Ziel von Angriffen nicht nur von innen, das heißt der Zweifel des Unglaubens, eines anstrengenden Gedankenganges des modernen Menschen, sondern auch der neu erwachenden religiösen Gruppen besonders in Asien, aber auch in Afrika und der neuen sozialistischen Gesellschaft, die bewußt auf nichtreligiösen Grundlagen aufbaut. Das, was wir manchmal nur als Phrase «Kulturrevolution» nennen, ist in der ganzen Welt eine erschütternde Tatsache. Die wissenschaftliche und technische Entwicklung hat heute ein so großes Tempo erreicht, daß wir immer neue Anstürme auf das traditionelle geistliche Leben der modernen Menschen nicht nur in der Stadt, sondern auch in den verborgensten Winkeln unserer Gesellschaft erwarten müssen. Diese politische, internationale, soziale, wirtschaftliche, kulturelle und sittliche Umwandlung umfaßt heute auch Völker, die noch gestern nicht nur unter kolonialer Herrschaft, sondern auch unter geistlich und physisch primitiven Umständen lebten. Das sehen

wir sehr klar. Und wir hegen keine Zweifel, daß dieses Wachstum und diese Umwandlung mit schweren Fragen, ja Kämpfen, mit Schmerzen, geistlichen Schwierigkeiten im persönlichen und öffentlichen Leben verbunden sein wird. In Ost und West ist die revolutionäre Entwicklung noch nicht am Ende. Daß aber diese Fragen, menschlich gesprochen, erträglich gelöst werden können, dazu brauchen wir ein friedliches Zusammenleben, wenigstens minimales Vertrauen eines Menschen zum anderen, Bereitschaft dazu, daß einer vom anderen lernt und durch Wettbewerb die Vorzüge oder Mängel dieser oder jener Gesellschaftsordnung beweist oder erweist. Friedliches Zusammenleben ist schwer. Es erfordert weit größere schöpferische Spannkraft und verantwortliches Suchen immer besserer Wege und Lebensbedingungen. Ja, in bestimmtem Sinne ist Frieden schwerer als Krieg. Unsere Versammlung will eine «mannigfaltige Einheit» sein. Die zwischen uns bestehenden Unterschiede der Mentalität, der Auffassung der Ereignisse und teilweise auch Unterschiede im Programm zur Lösung der Weltprobleme, wollen wir nicht zudecken. Ich wiederhole: meine Darlegungen tragen einen gewissen Stempel meines Landes, meines Staates, wohl der ganzen osteuropäischen Zone, aber auch den Stempel meiner Kirche und unserer geistigen Tradition samt all ihren Vorteilen und Mängeln. Diese meine Ansichten sage ich ganz offen und ohne zu versuchen, ihre Richtung und ihren Inhalt irgendwie zu verschleiern. Ich glaube, daß dies das einzig mögliche Mittel zur Verständigung ist. Dieselbe Offenheit, mit der ich meine Ansichten ausdrücke, erwarte ich von meinen Brüdern und Schwestern aus anderen Ländern. In diesem Bewußtsein wollen wir einander zuhören und erforschen, worin die Widersprüche und Unterschiede zwischen unseren Ansichten bestehen.

VI.

Unsere Versammlung ist ein Forum, auf dem wir über unseren Auftrag und unsere Pflichten im Kampf um eine wirkliche, nicht nur formale Koexistenz der Völker zusammenkommen wollen. Wir sind zusammengekommen, um aus unserem Erbe in die gemeinsamen Bestrebungen das Beste und Schöpferischste hineinzutragen, das für die Schaffung einer neuen Atmosphäre und einer neuen Ordnung unter den Völkern notwendig ist. Unter dem Auftrag des Evangeliums werden wir einerseits von dem Verantwortungsbewußtsein, anderseits von der *innigen Sehnsucht nach brüderlichem Zusammenleben unter den Menschen geführt*. Unser Bestreben ist ohne eine glühende Überzeugung, ohne lodernden Glauben und ohne existenzielle Eingenommenheit für eine Verbesserung des menschlichen Zusammenlebens nicht denkbar. Wir werden uns nicht scheuen, uns zu bestimmten Ansichten und Vorstellungen zu bekennen, wie der zukünftige Friede aussehen soll und welche Wege wir zu seiner Verwirklichung wählen sollen.

Unsere Versammlung mag einen bekennenden Charakter haben,

doch sie will auch eine Arbeitsversammlung sein. Unsere Deklaration, Resolution und Botschaft sollen auf konkreter Arbeit gegründet sein. Der wesentliche Teil unserer Tagung soll in den einzelnen Arbeitsgruppen stattfinden, in denen alle konkreten Fragen eingehend und verantwortlich besprochen werden.

Es liegt uns daran, daß wir verstehen, was der Mensch ist, worin sein Menschsein besteht und was die Sendung der Kirche Christi in dieser Welt ist. Es liegt uns daran, daß wir im Lichte dieser Erkenntnis auf die großen und kleinen Erscheinungen der heutigen Welt blikken können. Daß wir wissen, wie wir uns auf den Kreuzungen des Lebens entscheiden sollen, und was der Herr in bestimmten Augenblicken des Lebens von uns fordert. Dieser Blick des Glaubens und der wirklichen Überzeugung schützt uns sowohl vor Dilettantismus, als auch vor Phrasenhaftigkeit und frommer Schablone. Die Staatsmänner und Politiker, Wissenschaftler und Schriftsteller, Erzieher und Techniker, brauchen Licht und besonders die innige Glut derjenigen Menschen, die vom Evangelium erfaßt sind, das in die Tiefen der menschlichen Not, der menschlichen Angst, Sünde und des menschlichen Leides hinabsteigt.

In bestimmter Hinsicht werden wir so andere Staatsmänner und Politiker, Wissenschaftler und Erzieher — selbstverständlich auch Kirchenmänner und Theologen — nötigen, daß sie ihre Vorschläge für ein friedliches Zusammenleben klar formulieren. Wir sind überzeugt, daß wir unseren Teil mit dazu beitragen, daß verantwortliche Vertreter aller Staaten und Völker, nicht nur der vier bisherigen Großmächte, zu fruchtbaren Gesprächen zusammenkommen, daß sie ihre Vorschläge konfrontieren und ein gemeinsames Programm für die Zukunft suchen.

Wir sind überzeugt, daß gerade solche Unterredung zum Anfang großer und wichtiger Schritte der nächsten Zukunft werden kann. Es liegt nun an uns, durch unsere weitere Tätigkeit die Atmosphäre des guten Willens, Vertrauens und *hoffnungsvoller* Erwartungen zu verbreiten und zu festigen. Unser Weg darf nicht der Weg des Pessimismus und des Mißtrauens sein. Die Wiener Besprechungen überzeugten uns, welche große Bedeutung eine ruhige, geduldige Friedensarbeit ohne Hysterie und Ungeduld hat. Sie sind für uns aber auch eine Aufforderung, unsere Bemühungen immer mehr zu stärken und zu vertiefen. Das alles wird aber noch großer theologischer, geistlicher und organisatorischer Arbeit bedürfen. Wir werden weiter rufen müssen, damit die Glieder der Kirchen aufwachen und das tun, was der Herr über Leben und Tod, der Gekreuzigte und Auferstandene, von ihnen fordert. Ich wiederhole: wir wollen nicht nur keine neue Ökumene sein, sondern sind im Gegenteil davon überzeugt, daß unsere Tätigkeit eine große Bereicherung der großen ökumenischen Familie darstellt. Die ungeheuren Aufgaben und Perspektiven der heutigen Situation verpflichten uns — ich wiederhole — unsere gegen-

wärtige Versammlung für den Anfang einer gemeinsamen Arbeit für den Frieden auf Erden, für die Versöhnung der Völker, für die Wahrheit, Freiheit und Gerechtigkeit zu halten.

... et in terra pax

Die vorstehenden Worte aus dem Weihnachtsevangelium waren unter den Landkartenbildern der beiden Erdhälften angebracht, welche die Stirnseite des großen Rathaussaales des neuen Rathauses in Prag schmückten, der die 1. Allchristliche Friedensversammlung vom 13. bis 18. Juni 1961 beherbergte. Die Stühle, auf welchen sonst kommunistische Stadt- und Gemeinderäte sitzen, trugen während diesen Tagen 680 Christen, welche aus allen fünf Kontinenten und aus fünfzig verschiedenen Ländern zusammengekommen waren. Aus dem Norden Skandinaviens, aus Äthiopien und den vielen jungen afrikanischen Staaten, aus China und Japan, aus Australien und Neuseeland, aus dem ganzen Amerika und aus den vielen dazwischenliegenden Ländern waren sie zusammengeströmt. Alle Hautfarben waren zu sehen. Viele wiesen sich durch ihre Gewänder oder religiösen Halsanhängsel aus, zu welcher Konfessionsgruppe sie gehörten oder welchen Ämtern sie dienen. Besonders fielen auf die Patriarchen, Metropoliten, Erzbischöfe und Bischöfe der orthodoxen Kirchen mit ihren herabwallenden — und oft künstlich gekräuselten — Haaren und Bärten und den eigentümlichen schwarzen, violetten, blauen oder weißen Hüten. Ein Bischof der altkatholischen Kirche Polens zog durch sein Ornat die Blicke auf sich neben lutherischen Erzbischöfen und Bischöfen im Lutherrock und den schweren silbernen Ketten um den Hals, an denen ein großes Kreuz baumelte. Doch vermochte dieser kirchliche Glanz nicht die christliche Schlichtheit der Kirchen- oder Universitätspräsidenten und Professoren, der Pfarrer und Lehrer und den weiteren Versammlungsteilnehmer zu verdunkeln.

Wenn diese Versammlung von Christen auch in einem kommunistischen Staatswesen stattfand, so war, entgegen mancher westlichen Erwartung, nichts von irgendwelcher Beschattung der die Stadt und ihre Umgebung frei durchstreifenden Teilnehmer zu bemerken. Ebenso war während der Verhandlungen der Versammlung jede Freiheit der Äußerung gewährleistet und durch die Versammlungsleitung ausdrücklich gewünscht. Die Arbeit der Friedensversammlung, welche in zehn Arbeitsgruppen geschah und den Donnerstag und Freitag voll ausfüllte, wurde am Mitwoch durch ein grundlegendes Referat «Friede auf Erden» von Prof. Dr. J. L. Hromadka eingeleitet, dessen Hauptpunkte den Lesern der «Neuen Wege» nicht unbekannt geblieben sind. Beim Anhören dieses Referates konnte man sich des Eindruckes nicht erwehren, daß sein Inhalt in seiner Schlichtheit, Wirklichkeits-

schau und Ausgewogenheit der Anwendung der religiös-sozialen Botschaft in Bezugnahme auf die heutigen Probleme entsprach, wie sie einst durch Prof. Leonhard Ragaz ausgerichtet wurde, mit welchem der Redner ja auch in Verbindung stand. Die Korreferate, welche von Erzbischof Nikodim, dem Außenminister des Patriarchen von Moskau, über «Friede in der Nachfolge» und von Prof. Y. Inoue, Japan, «Friede — Brot für alle», welches bei allem eingestandenen großen Leid, das seinem Volke durch die «christliche Bombe» angetan wurde, von wirklich christlichem Verzeihenkönnen bestimmt und getragen war, wie auch von Superintendent Jakob Stephens aus Ghana über «Friede und neue Staaten» und schließlich von Dr. R. K. Ullmann, einem englischen Quäker, über «Vom Kalten Krieg zum wahren Frieden» gehalten wurden, ergänzten das Hauptreferat auf glückliche Weise. Das in diesem Zusammenhang vorgesehene Referat über «Friede im technischen Zeitalter» konnte Kirchenpräsident Pfr. Dr. Niemöller erst am Samstag halten.

In welchem Aufriß das heutige Friedensproblem von dieser Versammlung gesehen wurde, geht aus den Gesichtspunkten hervor, welche von zehn Arbeitsgruppen bearbeitet wurden. Sie hießen: 1. Friede und Gerechtigkeit. 2. Friede und Freiheit. 3. Der Kalte Krieg. 4. Die neuen Staaten und der Kolonialismus. 5. Das Problem Deutschland. 6. Der Friede und die heutige Lage der Christenheit. 7. Abrüstung. 8. Friedensdienst der Jugend. 9. Frieden und Ökumene. 10. Die Massenvernichtungsmittel. Die durch die freien Gruppenaussprachen, in denen auch scharfe Gegensätze nicht gemieden wurden, ermittelten Gesichtspunkte wurden in einem Bericht der Vollversammlung zur Kenntnis gebracht.

Der Berichterstatter beteiligte sich an der Gruppe sechs, in welcher vor allem englisch-amerikanische, verschiedene orthodoxe und auch altkatholische Auffassungen zum Thema zum Ausdruck kamen. Die Aussprache drehte sich besonders um den Mißbrauch des Evangeliums zur Nährung kirchlicher oder staatlicher Machtansprüche, die auch zu kriegerischen Auseinandersetzungen führen können, wie er etwa in der Formel «Thron und Altar» zum Ausdruck kommt, sich im kirchlichen Segnen der Waffen zeigt, welcher die Theologie vom gerechten Krieg entwickelte, den politischen Katholizismus bestimmt und die Konformität der evangelischen Kirchenhaltung mit dem staatlichen Handeln besiegelt. Zusammengefaßt brachte die gemeinsame Besinnung zum Ausdruck, daß die Botschaft und die Tat Jesu der einzige Maßstab für das private wie auch das öffentliche Verhalten des Christen sei und sich auf Grund der evangelischen Bruderschaft aller Menschen die Vorbereitung und Beteiligung an einem Kriege für den Christen als unmöglich erweist, er sich dagegen aller Möglichkeiten des Dienstes am Frieden zu befleißen habe.

Auf drei für die Versammlung bedeutsame Punkte sei noch besonders hingewiesen:

Nach einer harten Rede des anglikanischen Bischofs Ting aus Nanking, in welcher er bestimmte Anklagen gegen die USA vorbrachte und diese des Imperialismus gegenüber China bezichtigte, antwortete Kurtis Naylor, der Vertreter der Brethren Church in den USA, nicht in derselben Heftigkeit, sondern versprach, diese Vorwürfe mit seinen Freunden ernsthaft zu prüfen und, an die Versöhnung durch das Evangelium erinnernd, reichte er Bischof Ting die Hand, vom langandauernden Beifall der ganzen Versammlung unterstützt. In diesem ruhigen Hinnehmen eines Angriffes, in seiner brüderlichen Begegnung, zeigte sich der Geist dieser 1. Allchristlichen Friedensversammlung.

Von besonderer Bedeutung war die große Zahl der anwesenden Afrikaner. Es zeigte sich, besonders in dem Referat des Superintendenten J. Stephens, daß diese anders denken als wir, die sich im ideologischen West-Ost-Denken verkrallt haben und darüber den Menschen und seine Not vergessen. Diese Ideologie ist dem Afrikaner nicht von ausschlaggebender Bedeutung, denn «Ost» und «West» bedeutet für ihn: Weiße und Reiche! Insofern neigt er solchen sein Interesse zu, als sie bereit sind, unter gewissen Voraussetzungen ihm wirklich zur politischen wie auch wirtschaftlichen Unabhängigkeit zu verhelfen. Wenn wir «Weißen und Reichen» uns das sagen ließen, wäre gewiß das Tor zum Frieden für Afrika weit geöffnet.

Schließlich war es bedeutsam, feststellen zu können, daß der Anteil der Generation unter fünfzig, besonders der unter fünfunddreißig Jahren, unter den Versammlungsteilnehmern merklich überwog. Darf dies für ein Zeichen genommen werden, daß besonders in christlichen Kreisen — nur in diesen? — die aus dem Evangelium wirkende Verantwortung für den Frieden unter den Völkern von der Jungmannschaft erkannt und übernommen worden ist? Wenn ja, dann laßt uns hoffen!

Endlich soll noch auf ein bezeichnendes Kuriosum hingewiesen werden, das damit zusammenhängt, daß die Vollversammlung einen gleichlautenden Gruß sowohl an Ministerpräsident Chruschtschew wie auch an Präsident Kennedy beschloß und auch vom ersteren eine Antwort empfangen durfte, während von letzterem bis zum Versammlungsschluß keine eingetroffen ist. Vielleicht darf man bescheiden fragen, ob ihm der Gruß der Versammlung von den verantwortlichen Prager Stellen der USA überhaupt übermittelt worden ist?

Einige bedeutsame Sätze aus der von der Vollversammlung mit allen gegen acht Nein und achtundzwanzig Enthaltungen angenommenen Botschaft mögen diesen Bericht beschließen:

Im Anfang des atomaren Zeitalters, da die mögliche Selbstvernichtung der Menschheit droht und die Welt nach Frieden schreit, vernehmen wir gemeinsam Gottes Verheißungen: Friede auf Erden, und: Selig sind, die den Frieden stiften, denn sie werden Gottes Kinder heißen.

In der Zuversicht unseres Glaubens rufen wir gemeinsam die ganze Christenheit und alle Menschen dazu auf, diesen Zusagen des barm-

herzigen Gottes zu trauen und in seiner Kraft Wege des Friedens zu gehen.

... Wir bekennen, daß die ganze Christenheit und wir alle lange gezögert haben, uns dem Frieden Gottes zu öffnen und seinem Liebesgebot so gehorsam zu sein, daß wir die Bedingungen für einen irdischen, menschlichen Frieden schaffen helfen. Wir alle sind tief in die allgemeine Friedlosigkeit der Menschheit verstrickt.

Mit großem Schmerz und tiefer Sorge sehen wir, daß große Teile der Christenheit den Auftrag unseres Herrn, der uns auf den Weg des Friedens, der Versöhnung und der Gerechtigkeit ruft, verleugnen, daß sie die Massenvernichtungsmittel pseudo-christlich legitimieren, bestimmte Gesellschaftsordnungen für unabänderlich ausgeben und den Kalten Krieg gegen solche Völker schüren, die eine neue Gesellschaftsordnung aufbauen.

Wir können dabei nicht verschweigen, daß zahllose Mitchristen römisch-katholischen Bekenntnisses, die wie wir nach Frieden verlangen und sich mit uns um die Abwehr der Katastrophe des Kalten und des Heißen Krieges mühen, durch das praktische Verhalten vieler ihrer Kirchenführer in schwere Gewissenskonflikte kommen. Leitende kirchliche Stellen — auch Kreise im Vatikan — tragen leider dazu bei, daß der Geist des Kalten Krieges fortlebt.

Indem wir das aussprechen, hören wir nicht auf, zu beten, Gott wolle uns selbst und unsere römisch-katholischen Brüder in seiner Liebe festhalten und uns alle zur Erkenntnis seines Willens und zum Gehorsam gegen sein Liebes- und Friedensgebot führen.

... Im atomaren Zeitalter ist Krieg keine verantwortbare und sinnvolle Möglichkeit zur Lösung internationaler Probleme mehr. Wer die Massenzerstörung überhaupt erwägt, wer zur Abschreckung mit atomaren Waffen droht, wer solche unmenschliche Mittel bereitstellt, wer junge Menschen für ihre mögliche Anwendung erzieht, der handelt nicht nur gegen alle Einsichten menschlicher Vernunft, sondern er versündigt sich an Gott.

Weil das atomare Wettrüsten immer noch andauert, bitten wir alle Parlamente und alle Regierungen, alles zu tun und vieles zu wagen, was zur Abschaffung des Krieges führt. *Willi Kobe*

Droht ein atomarer Krieg?

1961 setzten sowohl Chruschtschew als auch Kennedy eine Erhöhung der Militärausgaben durch. Der größte Teil der Militärausgaben erfolgt zum Nachteil der kleinen Leute, denn er ist verbunden mit einer Steigerung der Preise. Im Westen profitiert von dieser Preissteigerung eine Minderheit von Sachwertbesitzern; in den kommu-

nistischen Ländern, wo die großen Sachwerte Kollektiveigentum sind, ist die Steigerung der Preise für das ganze Volk eine Belastung.

Das Volk in Ost und West möchte die ständig wachsende Last der Militärausgaben abschütteln und wird daran nur durch eine Politik der Angst verhindert. Andere aber sind überzeugt, daß keiner der beiden Riesen die Welt erobern will. Auf keinen Fall mit atomaren Waffen! Möglich ist, daß sowohl Chruschtschew wie Kennedy (oder ihre Hintermänner) die Welt nur ideologisch erobern wollen, nur auf dem Wege der Propaganda. Doch Nehru hat wiederholt erklärt: «Alle Ideologien haben die Tendenz zur Welteroberung, aber keiner ist die Welteroberung gelungen.» Das werden auch Chruschtschew und Kennedy wissen, und Sachverständige haben auch verraten, daß die Militärausgaben heute nicht mehr wie früher in erster Linie der Offensive oder Defensive, sondern der Machterhaltung der herrschenden Kreise dienen.

Hitlers Erben

Im Gegensatz zu Nehru ist aber die große Masse der kleinen Geister ein Opfer der Massensuggestion geworden. Unbekannt blieb bis heute eine Erklärung Adolf Hitlers aus der Zeit vor seinem Machtantritt. Auf die Frage: «Sind Sie eigentlich auch selbst davon überzeugt, daß die Kommunisten die Welt bedrohen?», antwortete Hitler nach einer Information des 1951 verstorbenen Berliner Staatssekretärs Dr. W. Abegg:

> *«Ich bin nicht so dumm, um selbst an eine kommunistische Bedrohung zu glauben. Aber ohne Propaganda gegen die Kommunisten kommen wir nicht an die Macht und ohne Machtübernahme können wir nicht aufrüsten. Es gibt kein anderes Mittel, die Wirtschaftskrise zu überwinden als Angst vor dem Kommunismus und Aufrüstung gegen den Kommunismus.»*

Die deutschen Professoren Baade, Tarnow und Woytinski hatten Hitler zwar nachgewiesen, daß es noch andere Mittel gibt, um die deutsche Wirtschaftskrise zu sanieren, aber die vorgeschlagenen Sanierungsmaßnahmen paßten den Gewalt- und Geschäftsriesen nicht.

Nach dem Beinahe-Untergang Hitler-Deutschlands hat Hitler Selbstmord begangen, aber die andern Gewalt- und Geschäftsriesen blieben zumeist am Leben und lenken erneut die öffentliche Meinung so, wie es ihren Interessen dient.

Seit der Wiederaufrüstung sind die Kurse gewisser Aktien um das Mehrfache gestiegen und die große Geschäftswelt ist an der Erhaltung politischer Spannungen stark interessiert. Doch heute wollen weder die Gewalt- noch die Geschäftsriesen einen totalen Krieg. Sie wollen politische Spannung bis an den Rand des Krieges. Politische Hochspannung und leichte Entspannung, Börsen-Hausse und Börsen-Baisse werden von ihnen beeinflußt; einen totalen Krieg aber wollen sie vermeiden. Die Aufrüstung der Großmächte dient nicht mehr wie einst

der Offensive oder Defensive, sondern vorwiegend anderen Interessen, an denen der kleine Mann nicht beteiligt ist.

Von Vorurteilen befangen

Wir sind in Ost und West immer noch in Vorurteilen befangen. Die Vorurteile des Ostens sind uns bekannt; unsere eigenen dagegen nicht. Wir glauben im Westen, daß der kommunistische Osten ein Interesse an einer gewaltsamen Welteroberung habe. Er wolle damit den Lebensstandard der Kommunisten verbessern.

Wer nicht nur die Tagespresse liest, sondern die Fachliteratur studiert, weiß, daß man durch einen totalen Krieg den Lebensstandard auf keinen Fall verbessert, sicher aber verschlechtert, und zwar bis zur völligen Zerrüttung. Es wird kein Kriegsbeteiligter mehr siegen können. Es besteht aber auch kein Zwang mehr zum Krieg, weder im Westen noch im Osten. Der Osten ist nicht auf den westlichen Lebensraum angewiesen; er hat mehr Rohstoffquellen als der Westen. Es fehlt ihm nur das Kapital und die hinreichende Zahl von Technikern, um sie zu verwerten. Der britische Professor Bernal sagt in seinem Buch «Welt ohne Krieg», es fehle jeder Beweis dafür, daß der Osten einen militärischen Kampf mit dem Westen suche. Der deutsche Professor Baade kommt in seinem Werk «Wettlauf zum Jahre 2000» zu der gleichen Ansicht. Baade meint, daß jeder weitere Schritt des Ostens nach dem Westen die ohnedies schweren Probleme des Ostens noch mehr verschärfen würde. Zwar haben die kommunistischen Riesen gegenüber Westdeutschland und Japan noch einen tiefen Haß; nicht aber gegenüber den anderen Völkern. Indessen auch Westdeutschland und Japan können sich den Frieden erhalten, wenn sie eine neutrale Haltung einnehmen. Die Weitsichtigen und Unabhängigen in Deutschland und Japan erstreben deshalb auch eine Neutralisierung ihrer Länder.

Der neue USA-Staatssekretär Dean Rusk erklärte am 27. 7. 1961, daß zwischen Ost und West eine neutrale Zone sehr wohl in Frage komme.

Der ehemalige britische Feldmarschall Montgomery vertritt immer wieder die Auffassung, daß ein Angriff der Riesen des Ostens gegen den Westen ebenso undenkbar sei wie umgekehrt. Leider wolle dies ein großer Teil der öffentlichen Meinung nicht anerkennen.

Die gleiche Auffassung vertrat schon in den Jahren 1933/1943 der deutsche General von Hammerstein, bis 30. 1. 1934 Chef des deutschen Heeres. Deutschland zählte er nicht zu den Riesen, sondern zu den kleinen Gernegroßen, und er schämte sich, daß das deutsche Volk politisch so rückständig war und sich von Hitler irreführen ließ. Zwei große Deutsche, Walter Rathenau (1922 Außenminister) und Josef Wirth (1922 Reichskanzler und 1930 Innenminister) traten für eine neutrale Haltung Deutschlands ein. Rathenau wurde kurz darauf von Rechtsextremisten ermordet.

1932/33 traten auch die deutschen Generäle Bredow (damals Chef des Nachrichtendienstes) und Schleicher (1932 zunächst Wehrminister und vor Hitlers Machtantritt Reichskanzler) der Auffassung entgegen, daß Deutschland vom kommunistischen Osten bedroht werde. Auch sie wurden ermordet.

Nach der Mordnacht vom 30. 6. 1934 war, wie Hammerstein erklärte, die Mehrheit der deutschen Generäle so verängstigt, daß sie es kaum mehr wagten, gegen Hitler Opposition zu machen. Wer dies dennoch tat, wurde auf irgendeine Weise entmachtet (Rufmord gegenüber einigen höchsten Generälen). So kam es, daß deutsche Gewaltriesen gegen die große Mehrheit des deutschen Volkes einen zweiten Weltkrieg durchsetzen konnten.

Totaler Krieg? — Totale Abrüstung?

Ist nun nach dem Zweiten Weltkrieg noch ein dritter zu erwarten?

Die Wirtschaftslage ist seit 1950 nicht mehr zu vergleichen mit der Lage vor dem Zweiten Weltkrieg. Technik und Wissenschaft vermögen alle Hindernisse zu überwinden; ausgenommen ist nur die Unvernunft. Wir leben im Westen bereits in einer Zeit des Wirtschaftswunders, und im kommunistischen Osten wird das Wirtschaftswunder kommen, sobald die totale Abrüstung verwirklicht ist. Bei den Großmächten besteht nirgends ein Zwang, aus wirtschaftlichen Gründen um einen größeren Lebensraum zu kämpfen. Auch den kleinen Völkern kann es gut gehen, wenn sie sich neutral verhalten. Schweden, Österreich und die Schweiz gehören zu den kleinsten Ländern mit der dichtesten Bevölkerung. Es geht den Menschen dieser kleinen Länder im Durchschnitt besser als den Menschen in den USA und im Osten.

Sowohl Chruschtschew als auch Kennedy wissen, daß ein totaler Krieg sinnlos ist.

Weder der Wechsel von Stalin zu Chruschtschew noch der Präsidentenwechsel in den USA haben die Kriegsgefahr erhöht. Zwar erweckten die kommunistischen Maßnahmen von Mitte und Ende August 1961 im Westen diesen Eindruck, jedoch nur, weil die große Masse im Westen einseitig informiert ist. Am 10. Mai 1955 hatte die Sowjetunion die Vorschläge der USA, betreffend die völlige Abschaffung der nuklearen Waffen, angenommen. Nachdem dann auf Weisung von J. F. Dulles die USA ihre eigenen Abrüstungsvorschläge zurückzogen, wurde das Mißtrauen der Sowjetunion gegenüber der USA aufs neue geweckt, und es war nicht zu erwarten, daß dieses Mißtrauen in absehbarer Zeit überwunden werden könnte, zumal gleichzeitig — und im Widerspruch zum Potsdamer Abkommen — Westdeutschland von den USA zur Wiederaufrüstung ermächtigt wurde. Freilich hatten in der Folge sowohl die USA und England als auch die Sowjetunion ihre Atombombenexplosionen eingestellt. Nicht aber Frankreich! Diese Tatsache und die Ablehnung des Eden-Rapacki-Planes für eine atomwaffenfreie Zone sowie offenbar auch die Punkte

3 und 8 des Kennedy-Programmes haben zu einer scharfen Reaktion der kommunistischen Staaten geführt, die sich in der Verschärfung der Sperrmaßnahmen in Berlin und in der Wiederaufnahme der Kernwaffenexplosionen äußerte. Man darf nicht übersehen, daß der vorbereitete Beitritt Englands zur EWG eine Erhöhung des Kriegspotentials bedeutet und von der Sowjetunion als Bedrohung beurteilt wird. Auf jede Bedrohung folgt eine entsprechende Abschreckung. Die Sowjetunion betont dabei aber immer wieder, daß sie den Wettlauf der Waffen nur wieder aufgenommen habe, um auf diese Weise eine totale Abrüstung zu erreichen. Nach Auffassung der Sowjetunion ist eine Abrüstungskontrolle nur wirksam bei einer totalen Abrüstung.

Zwar haben die USA als Antwort auf den neuen Vorschlag der Sowjetunion vom 2. 6. 1960 ebenfalls eine Abrüstung in drei Stufen vorgeschlagen. Beim Vorschlag der Sowjetunion beginnt aber die erste Stufe mit dem Verbot der Kernwaffen; im Vorschlag der USA beginnt die erste Stufe mit der Kontrolle. Hätten die USA nicht ihre eigenen Vorschläge vom Jahre 1955 zurückgezogen, so wäre es nicht zu einer Wiederaufnahme der Kernwaffenversuche gekommen. Wie der Moskauer Korrespondent des «Tages-Anzeigers» Zürich berichtete, hält die Sowjetunion eine Kontrolle für sinnlos, wenn der Westen eine totale Abrüstung ablehnt.

Chruschtschew und Kennedy wissen beide sehr wohl, daß ein totaler Krieg mit Anwendung von Kernwaffen zum Untergang der weißen Rasse führen und nur der gelben Rasse gewisse — auch für sie sehr fragwürdige — Vorteile bringen würde. Auch nach den Maßnahmen vom August 1961 lehnen Ost und West einen Krieg mit atomaren Waffen ab. Doch würde sich die Gefahr eines Zufallkrieges erhöhen, wenn jetzt noch weitere Länder zur atomaren Bewaffnung übergehen. *Dr. A. Gelpke* (Zürich)

(Aus: «Die Andere Zeitung», Hamburg, 14. Sept. 1961, gekürzt.)

Was ist Politik?

Ein alter Freund und Leser der «Neuen Wege», Dr. J. L. *Snethlage* in Amsterdam, hat kürzlich ein, wie wir glauben, wertvolles, in eine bessere Zukunft weisendes Buch «*De Politiek*» veröffentlicht. Statt einer eigenen Besprechung haben wir den Verfasser ersucht, uns einige Leitgedanken des Werkes, das seinen Gegenstand «in ethischer, psychologischer und philosophischer Beleuchtung» zeigt, in unserer Zeitschrift zu entwickeln. «Die Aufgabe ist schwierig», schreibt er uns; unsere Leser werden gleichwohl dem Gedankengang des Verfassers mit Gewinn folgen. H. K.

Anschließend an Plato und Kant definiere ich die Politik als das Kulturgebiet, dessen Ziel es ist, mit den Machtmitteln des Staates auf

dynamische und auf die Zukunft gerichtete Weise ein harmonisches Zusammenleben zustande zu bringen. Es gibt keine Politik ohne Macht, weder in einer Demokratie noch in einer Diktatur. Daneben bleibt jedoch das sittliche Moment gültig, das im Begriff der Harmonie beschlossen liegt. Sobald politisches Handeln im Streben nach Macht aufgeht, ist es keine Politik mehr, sondern das, was Plato «das Schattenbild der Politik» und was Kant «Afterpolitik» genannt hat.

Auch die Ethik setzt sich die Harmonie des Wollens und Handelns zum Ziele, gebraucht dabei aber keine Machtmittel, da dies ihrem Wesen widersprechen würde. Auch sie gibt das an, was sein soll, und versucht dazu zu überreden, erzwingt es aber nicht durch Gesetze.

Wie verhält sich die Politik zum Recht? Das Recht ist ein Wille, der ebenso wie die Politik das, was sein soll, erzwingen will. Jedoch ist dieses Sein-Sollende im Rechte bereits konsolidiert und in Gesetzen festgelegt. Das Recht erhält die bestehende Ordnung. Es ist also nicht dynamisch auf die Zukunft, sondern statisch auf den Status quo gerichtet. Das Objekt der Politik ist jedoch nicht das, was schon in Gesetzen festgelegt ist, sondern auch das, was in neuen Gesetzen niedergelegt werden soll.

Auch von der Soziologie distanziert sich die Politik. Die Soziologie untersucht, was in Individuen und Völkern lebt, wie sie denken, wollen, handeln, und nicht — wie die Politik — wie sie denken, wollen, handeln *sollen*.

Nachdem ich nun den politischen vom ethischen, juristischen und soziologischen Standpunkt abgegrenzt hatte, konnte ich mit um so größerem Nachdruck den normativen Charakter der Politik zur Geltung bringen. Ich verstehe darunter, daß die Politik nicht auf subjektiven Meinungen und Wünschen, sondern auf der objektiven Kenntnis der Gesellschaft beruhen soll. Die ganze platonische Philosophie beruht auf dem Unterschied zwischen subjektiver Meinung (doxa) und objektiver Kenntnis (episteme). Dieser Standpunkt steht in schärfstem Gegensatz zu den Auffassungen der westlichen Welt über die Grundprinzipien der Politik, wo die Politik ja gänzlich im Zeichen des subjektiven Wünschens und der subjektiven Meinung oder — wie man auch sagt — im Zeichen der «Demokratie» steht. Es gehört jedoch zum Wesen der bloßen Meinung und des bloßen Wunsches, daß sie nicht die geringste Gewähr gegen Illusionismus, Konfusionismus, Dogmatismus und Traditionalismus bieten. Nicht das Nichtwissen im Sinne des Noch-nicht-Wissens, sondern das Nichtwissen, das auf Vorurteilen und Wunschträumen beruht, ist das Gift, das die Politik bis in ihr tiefstes Wesen zersetzt. So könnte man sich fragen, ob die Tatsache, daß unsere westliche Welt zwei katastrophale Weltkriege in einer Generation nicht verhindern konnte und der Entstehung einer neuen Gesellschaftsordnung nur mit der Drohung eines dritten, alles vernichtenden Weltkrieges begegnet, unvermeidlich war, weil eben auch Staatsmännern menschliche Grenzen gesetzt sind, oder ob die

tiefere Ursache darin zu suchen ist, daß unsere Welt bisher von unsachkundigen Staatsmännern regiert wurde, die an dieselben Wunschträume, Vorurteile und veralteten Traditionen glaubten wie ihre Wähler und die deshalb unfähig waren, einer neuen Weltlage mit Begriff und Einsicht gegenüberzutreten. In einem der folgenden Kapitel, «Staatskunst in unserer Zeit», habe ich versucht, diese Frage zu beantworten.

Ich bezeichnete die universale Harmonie als das Endziel der Politik. Diese universale Harmonie wurde von Leibniz «Gott» genannt (harmonia universalis, id est deus). Tatsächlich meine ich sagen zu können, daß Politik und Religion miteinander verwandt sind, insofern beiden die universale Harmonie als Endziel vorschwebt. Im Zeitalter der kirchlichen Kultur konnten Kirche und Staat harmonisch zusammenarbeiten, da beide — jedenfalls theoretisch — die universale Harmonie erstrebten. Auch bei den Propheten des alten Israels sind Politik und Religion unauflöslich verbunden. In einem Kapitel «Politik und Christentum» bin ich darauf näher eingegangen.

In dem Kapitel «Demokratie» erörtere ich daß, was für die Politik im allgemeinen gilt, nämlich daß sie einen normativen Charakter besitzt und sich eine harmonische Gesellschaft zum Endziel setzt, in vielleicht noch höherem Maße für die Demokratie gilt. Die Demokratie ist in ihrem tiefsten Wesen nicht nur ein formales Prinzip, sondern besitzt auch einen sittlichen Inhalt und richtet sich auf eine Gesellschaft, wie sie sein soll. Dies kommt deutlich in der von Abraham Lincoln gegebenen Definition der Demokratie zum Ausdruck (Regierung des Volkes durch das Volk und für das Volk). «Für das Volk» schließt in sich, daß ein Volk in einer Demokratie die Macht nicht nur formell, sondern auch auf die richtige Weise ausübt. Hier begegnen wir also wieder dem sittlichen Moment, der Richtung zum Guten hin. Es genügt also nicht, daß ein Volk «selbst» regiert, denn es kann sich auch schlecht regieren. Die Geschichte hat oft bewiesen, daß ein Volk auf Grund falscher Belehrung Beschlüsse fassen kann, die regelrecht gegen seine eigenen Interessen gerichtet sind. Das Problem der Demokratie in der westlichen Welt ist denn auch heutzutage in erster Linie nicht mehr die Ausdehnung des Wahlrechtes, sondern die Art und Weise, auf die das Wahlrecht ausgeübt wird. Das Problem ist nicht mehr, daß der Masse ihre formellen Rechte abgesprochen werden, sondern daß das allgemeine Wahlrecht sich wie ein Bumerang gegen sie selbst gekehrt hat. Das Problem ist, daß es jetzt gelungen ist, die Masse zu überreden, eine Demokratie zu verehren, die keine Demokratie ist, eine Freiheit, die keine Freiheit ist, eine Regierung des Volkes und durch das Volk, die keine Regierung *für* das Volk ist. Ausführlich habe ich erörtert, auf welche Weise meines Erachtens diesem verderblichen Prozeß Einhalt zu gebieten ist und wie das «für das Volk» nicht nur in Ehren wieder aufzunehmen, sondern auch mit dem «durch das Volk» zu verbinden ist.

In einem Kapitel «Was ist Wissenschaft?» habe ich die Frage ins Auge gefaßt, ob eine Politik, die auf Normen beruht und sich eine harmonische Gesellschaft zum Ziel setzt, als Wissenschaft anerkannt werden kann. Diese Frage beantworte ich bejahend. Die Wissenschaft strebt nach stets umfassenderer Einheit, Harmonie und Gegensatzlosigkeit. «Alles auf die Einheit zu beziehen», so gab Hegel dem wissenschaftlichen Ideal Ausdruck. Dieser Maßstab der Einheit und Harmonie als Wahrheitskriterium der Wissenschaft gilt auch für so weit von der Naturwissenschaft entfernte Gebiete wie die Ethik und die Politik. Es gibt ein wissenschaftliches Denken, das sich nicht auf die Vereinfachung und Harmonisierung von Naturerscheinungen, sondern auf die Vereinfachung und Harmonisierung des Wollens und Handelns der Menschheit richtet. Seitdem die Menschheit die Frage gestellt hat, was Wissenschaft bedeutet, ist von hervorragenden Denkern niemals bestritten worden, daß das Gebiet der Gesellschaft, nicht weniger als das der Naturwissenschaften, einer wissenschaftlichen Gesetzmäßigkeit zu unterwerfen sei und daß dieser Wissenszweig sogar das höchste und würdigste Zeugnis des Strebens nach Harmonie und Ordnung und das «megiston mathema» (höchste Lehre, Plato) ist. Wir wissen zwar, daß die Wissenschaft in unserer Zeit viel geschmäht wird, da es heißt, daß sie die menschliche Gesellschaft nicht zu einem harmonischen Ganzen umbilden konnte. Dieser Vorwurf erscheint uns jedoch unbillig, da der Begriff «Wissenschaft» hier zu eng aufgefaßt wird. Die wahre Ursache dieser verhängnisvollen Lage sehen wir vielmehr in der Tatsache, daß die Wissenschaft die Welt des Wollens und Handelns noch nicht oder ungenügend beeinflußt und daß ihr der Zugang zu den Gebieten der Ethik und der Politik verwehrt wird. Einfachheit und Gegensatzlosigkeit ist auch in der Ethik und der Politik das Kennzeichen des Wahren.

Die von einer wissenschaftlichen Politik geführte Gesellschaft ist in unserer westlichen Welt noch zum größten Teil Idee, aber diese Idee weist in eine Zukunft, in der sie verwirklicht sein wird. Es ist daher notwendig, daß wir diese Idee ins Auge fassen, da sie bereits jetzt unsere Wertbestimmungen beeinflussen und uns vor dem Irrtum bewahren können wird, als seien augenblicklich geläufige politische Gedanken, auch die der westlichen Demokratien, die einzig möglichen und die einzig wahren.

Schließlich weise ich darauf hin, daß ich, anhand dieser methodischen Gedanken, zur Beendigung des Kalten Krieges, zur Abrüstung und zum Fortschreiten zu einer sozialistischen Gesellschaft aufrufe. Eine deutsche Übersetzung meines Buches wird vorbereitet.

J. L. Snethlage

Zum Gedenken an Oskar Ewald

In den Herbst dieses Jahres fällt der 80. Geburtstag dieses bedeutenden Philosophen und religiösen Denkers (2. September 1881 bis 25. September 1940). Seinen vielen einstigen Hörern, Schülern und Freunden, die ihm soviel verdanken, ist es ein Bedürfnis, diesen Tag nicht vorübergehen zu lassen, ohne seiner zu gedenken, und aufmerksam zu machen auf die geistigen Schätze, die, zum großen Teil noch immer ungehoben, in seinen Büchern niedergelegt sind. Aus diesem Grund wird auf den Herbst in Wien, unter freundlicher Mitwirkung der Wiener Stadtbibliothek, eine «Oskar-Ewald-Gedenkausstellung» veranstaltet. Wir glauben, daß auch in diesen Blättern seiner gedacht werden soll.

Leonhard Ragaz berichtet in seinem ergreifenden Nachruf «An Oskar Ewald» im Februarhaft 1941 der «Neuen Wege», wie sehr ihn beim Lesen von dessen Schriften das Erlebnis der geistigen Verwandtschaft berührte, so daß auch eine starke persönliche Freundschaft daraus entstand, die bis zum Tode von Ewald anhielt:

«... Da sprach, tief, klar, eigenartig, in edler Menschlichkeit ein Geist und Denken zu mir, die mich in wunderbarer Verwandtschaft grüßten. Du warst unabhängig von mir auf deine Gedanken und Worte gekommen, wie auch ich unabhängig von dir auf die meinigen. Doch waren es immer wieder nicht nur die gleichen Gedanken, sondern oft — zum Erstaunen — die gleichen Worte, und zwar gerade dort, wo dein und mein Eigenstes und Intimstes zur Aussprache kam...»

Es soll hier nur durch wenige äußere Daten angedeutet werden, wie sich das geistige Wachstum dieses Denkers vom scharfsinnigen Psychologen und Philosophen zum religiösen Lehrmeister vollzog. Die Marksteine sind seine Bücher:

Am Anfang steht die — damals wie heute — unerläßliche Auseinandersetzung mit Nietzsche: 1903 «Nietzsches Lehre in ihren Grundbegriffen». Es folgen mehrere didaktisch-vorzügliche Schriften über philosophisch wichtige Strömungen: 1904 «Die Probleme der Romantik als Grundlagen der Gegenwart»; 1905 «Richard Avenarius als Begründer des Empiriokritizismus»; 1906 «Kants Methodologie in ihren Grundzügen»; 1908 «Kants kritischer Idealismus als Grundlage von Erkenntnistheorie und Ethik».

1909 erscheint das erste Hauptwerk «Gründe und Abgründe», in dem sich der Philosoph mit allen Erscheinungen des menschlichen Lebens auseinandersetzt, aber nicht im Sinne einer wertfreien Betrachtung, sondern: «... Der Zweck und die Richtung meiner Analysen ... setzen erst dort ein, wo das spezifisch Seelische und Geistige aller inneren und äußeren Natur gegenüber anhebt: beim *Werte*. Es ist vom Anfang bis zum Ende *ethische Psychologie*, womit ich mich im folgenden beschäftige...» (Der Ästhet — Der Plebejer — Das Phänomen der Masse — Das Problem des Cäsars — Der Ungläubige — so lauten einige Kapitelüberschriften aus den zwei Bänden von zusammen etwa 800 Seiten.)

Kürzer und leichter zu lesen als dieses umfangreiche Werk bringt 1910 das Büchlein «Lebensfragen» gleichfalls scharfsinnige, wertende psychologische Analysen

einiger menschlicher Tugenden und Laster (Tapferkeit — Egoismus — Aufrichtigkeit — Vornehmheit u. a.).

Durch persönliche Reifung, die vielleicht durch das Erlebnis des Ersten Weltkrieges, den Ewald an der russischen Front mitmacht, noch beschleunigt wird, gelangt er dazu, *das Religiöse als das tragende Fundament* des menschlichen Lebens zu erkennen. Seine weiteren Bücher sind der Darlegung dieser Erkenntnis gewidmet; schon die Titel bringen dies zum Ausdruck:

1920 «Die Wiedergeburt des Geistes»; 1922 «Die Erweckung»; und 1925 das Buch, das Ewald selbst als sein Hauptwerk bezeichnet — «*Die Religion des Lebens*». In ihm versucht er in umfassender Weise, uns die Augen dafür zu öffnen, daß sich «alle Konflikte und Krisen, durch die wir gegenwärtig hindurchschreiten, alle Fragen und Aufgaben, die an uns herantreten, als religiöse Krisen und Konflikte, als religiöse Fragen und Aufgaben» enthüllen. Schon auf den ersten Seiten des Buches erläutert er dies klar und überzeugend am Beispiel der Friedensfrage. Und er führt im Laufe des Buches diese Erläuterung weiter, fast alle Probleme, die uns auch heute bedrängen — geistiger, politischer, wirtschaftlicher Natur — einbeziehend.

Aber nicht nur durch seine Bücher, auch auf anderen Wegen wirkte Ewald klärend und richtungweisend. Vielleicht waren es sogar die wirkungsvolleren. Er war durch viele Jahre Dozent an der Universität Wien, bis er 1928 diese Professur aus innerer Nötigung niederlegte. Die Hörerschaft seiner Vorlesungen war zeitweise so zahlreich, daß der große Festsaal der Universität dafür zur Verfügung gestellt werden mußte. — Er war Mitbegründer des «Bundes der religiösen Sozialisten Österreichs» und arbeitete auch an ihrer Zeitschrift «Menschheitskämpfer» mit. — Auch in den «Neuen Wegen» sind manche Beiträge von ihm zu finden. — Vielleicht am wichtigsten — wegen der Breite der Hörerschaft — waren seine allgemein zugänglichen Kurse, ich glaube im Rahmen der Wiener Volksbildungsheime, an denen er auch Diskussionsabende zwischen gegensätzlichen Richtungen veranstaltete — Freidenker und Religiöse, Kommunisten und Bürgerliche usw. — die er meisterhaft leitete und wo ernst um echte Klärung gerungen wurde.

Der Einbruch Hitlers in die Welt, dessen Unheil Ewald lange voraussah, forderte auch von ihm große Opfer. Er kam in das Konzentrationslager Dachau. Freunden gelang es, ihn nach einigen Monaten, wenn auch mit gesundheitlichen Schäden, wieder herauszubekommen. Damals, im Anfang, war das noch möglich. Er ging dann über die Schweiz (mit Manfred Beyer in Amden verband ihn alte Freundschaft) nach England in die Emigration, wo er im Herbst 1940 einer kurzen, schweren Krankheit erlag.

Aber wenigstens war das ein natürlicher Tod. Und zahlreich sind die Schüler und Hörer, die Formung und Führung ihrer geistigen Persönlichkeit durch ihn erhielten und es ihm danken und seine Lehren und Einsichten, so gut sie es können, weitertragen. *H. H.*

Entscheidungen reifen Die hinter uns liegenden zwei Sommermonate sind von weltpolitischen Ereignissen ersten Ranges erfüllt gewesen. Und das war nur ein Anfang; die nächsten Monate werden uns noch schwerere und gefährlichere Entwicklungen bringen. Es ist die *Berliner* und die dahinterstehende *deutsche Frage* überhaupt, über die — endlich! — die Auseinandersetzung in Fluß gekommen ist und zu einer wenn auch wohl nur vorläufigen Entscheidung drängt. Der Anstoß kam von der Deutschen Demokratischen Republik (DDR) mit der Sperrung des Verkehrs zwischen Ost- und Westberlin. Dann folgte die Warnung der Sowjetregierung an die Westmächte, den Luftweg nach Westberlin weiterhin zur Unterwühlung der DDR und des Ostblocks mißbrauchen zu lassen. Und schließlich kam der Beschluß Moskaus, die vor drei Jahren freiwillig eingestellten Kernwaffenversuche wieder aufzunehmen — ein Beschluß, dem sofort auch die Ausführung folgte.

Die drei untereinander zusammenhängenden Vorstöße des Ostlagers riefen im Westen und darüber hinaus eine ungeheure Erregung hervor. Man muß schon auf die Ungarnkrise zurückgehen, um einen ähnlich hemmungslosen Ausbruch der antikommunistischen Leidenschaften zu finden, wie er sich jetzt ereignet hat. Keine Beschimpfung, keine Gehässigkeit, keine Anklage war massiv genug, um das Verhalten und die Absichten der DDR und der Sowjetunion zu brandmarken. «Wir rufen die Welt an», sagte beispielsweise der westdeutsche Wirtschaftsminister Erhard, «weil hier im Herzen Europas Unrecht geschieht, wie es sonst in der Welt kaum sichtbar geworden ist.» Vergessen ist Hitlers Tausendjähriges Reich, vergessen der von ihm entfesselte Zweite Weltkrieg und die Ermordung von sechs Millionen Juden; vergessen sind all die Kolonialgreuel der Franzosen, Engländer, Portugiesen in Algerien, Tunesien und Madagaskar, in Kenia, in Angola und wo sonst noch in der Welt. Der Versuch «Pankows» und Moskaus, das unselige Erbe des Krieges nach 16 Jahren wenigstens in bezug auf Berlin und Deutschland zu liquidieren und einen Friedensvertrag mit dem Besiegten abzuschließen, der dem Kalten Krieg ein Ende machen soll — dieser Versuch ist es, der das große, unsagbare, einzig dastehende Verbrechen an der Menschheit darstellt und mit allen Mitteln, nötigenfalls mit neuem Krieg, vereitelt werden muß . . .

Die Berliner Krise hat tatsächlich in der unerwartet *abnormalen Entwicklung der Deutschlandpolitik der Siegermächte* ihre eigentliche Wurzel. Statt, zusammen mit der Sowjetunion, Deutschland zu entmilitarisieren und zu entnazifizieren, wie es der Potsdamer Vertrag bestimmte, haben die Westalliierten das alte, militärische und kapitalistische Deutschland in ihrem Machtbereich zu neuem Leben erweckt,

einem Neunationalismus und Neunazismus gefährlichster Art freie Bahn geschaffen und sich mit diesem Westdeutschland verbündet, um — wie es Hitler versuchte und schon seit 1917 die Politik des Westens war — die aufsteigende sozialistische und kommunistische Welt zurückzuwerfen und womöglich zu zerschlagen. Dadurch wurde auch *Westberlin* in den Kalten Krieg hineingezogen, in dem es als wunderbar geschickt gelegener Stützpunkt des Westens bei der Unterwühlung und Bekämpfung der DDR und der Oststaaten ganz allgemein eine maßgebende Rolle spielte. Das Potsdamer Abkommen wurde damit, was Berlin und seinen Viermächtestatus betrifft, tatsächlich außer Kraft gesetzt. Aber auch das Abkommen von 1949, das nach der Berliner Blockade unter anderem den freien Verkehr zwischen Ost- und Westberlin gewährleistete, verlor seinen Sinn, ja es wurde sogar in sein Gegenteil verkehrt. Es diente nicht mehr dem Schutz Westberlins vor der Aufsaugung durch die DDR, sondern dem ungehinderten Zugang westlicher Agenten, Beobachter, Wirtschafts- und Währungssaboteure und ähnlicher Beauftragter der «freien Nationen», die den Angriff auf das ostdeutsche Regime zu führen hatten. Besonders ideal war der freie Verkehr zwischen Ost- und Westberlin für die planmäßig geförderte Abwanderung von Arbeitskräften aus der DDR in die Bundesrepublik, die nach dem Bekanntwerden des sowjetischen Friedensplans geradezu panikhafte Ausmaße annahm. Dazu kam das Grenzgängerunwesen, das heißt die Tatsache, daß mehr und mehr Ostberliner — zuletzt waren es über 50 000 — in Westberlin Arbeit annahmen und zum Teil in Westmark bezahlt wurden, mit denen sie im Osten großartig leben konnten, zumal sie alle übrigen Vorteile des sozialistischen Regimes wie freien Gesundheitsdienst, billige Ferien, niedrige Mieten, ausgezeichnete Kinderfürsorge, kostenlose Schulung fröhlich mitgenossen.

Kurz, die Berufung auf die «verbrieften Rechte» der Bewohner Ostberlins und der DDR auf freien Zugang zu Westberlin und zur Bundesrepublik wie der Bundesrepublikaner und Westberliner auf freien Zugang zu Ostberlin ist nicht einmal formaljuristisch haltbar; sie ist nur die Verkleidung des Willens, den so unbezahlbar wertvollen Stützpunkt Westberlin für den Kalten Krieg gegen die DDR aufrechtzuerhalten, ohne Rücksicht darauf, daß die Abmachungen von 1945 und 1949 eine ganz andere Lage voraussetzten, als sie sich dann tatsächlich herausgebildet hat.

Die DDR wehrt sich Ebenso unhaltbar ist die im ganzen Westen so gehässig breitgetretene Behauptung, die Sperrung des Fluchtweges aus der DDR sei der endgültige und klare Bankerott des kommunistischen Systems in Ostdeutschland. In Wirklichkeit hat die Abwanderung aus Ostdeutschland mit dem Kommunismus viel weniger zu tun, als man uns glauben machen will. Wie John Mander, der Verfasser eines sehr gerühmten Buches über Berlin

und die DDR, im «New Statesman» (18. 8.) betont, gab es sie schon immer, mindestens seit der Industrialisierung der Ruhr. «Seit einem Jahrhundert hat die Bevölkerung Ostdeutschlands (außer Berlin) ab- und diejenige Westdeutschlands zugenommen. Man hat berechnet, daß die Abwanderung von Ost nach West auch ohne kommunistisches Regime annähernd die gleiche gewesen wäre wie die durchschnittliche Fluchtbewegung.» Die Lebensverhältnisse im Westen waren eben *immer* besser als im weniger entwickelten, mehr landwirtschaftlichen Ostelbien.

Das neue Regime in der DDR hat diese Sachlage zwar ganz offenkundig verbessert, aber der kapitalistische Westen mit seinem «Wirtschaftswunder» weist trotzdem noch eine augenscheinliche materielle Überlegenheit über den sozialistischen Osten auf. Freilich nicht in dem Maß, wie es die westliche Propaganda darstellt. Die westdeutsche Presse, so bemerkt Mander (und er hätte auch das Radio und die ganze mündliche Werbetätigkeit erwähnen können), habe einen irreführenden Eindruck erweckt, wenn sie die Dinge so geschildert habe, als sei die ostdeutsche Bevölkerung schlecht gekleidet, unterernährt und eingeschüchtert. «Ich sah gewiß Menschen, die nach Kartoffeln anstanden, als ich dort war . . ., aber der Butterverbrauch je Kopf war nach der Statistik im Osten tatsächlich höher als in Westdeutschland. Und sicher sahen die Flüchtlingsscharen in Marienfelde nicht verhungert aus. Die meisten Flüchtlinge machten einen guten Eindruck. Alle waren gut ernährt.» Meine eigenen Beobachtungen während eines jüngsten Ferienaufenthaltes in der DDR bestätigen dieses Urteil vollauf. Und sicher hat der englische Journalist auch recht, wenn er die erstaunliche Wirtschaftsleistung der rohstoffarmen ostdeutschen Republik ins Licht setzt. «Unter der COMENCON (der Wirtschaftsgemeinschaft des Ostblocks. H. K.) ist Ostdeutschland als das chemische Laboratorium des Sowjetblocks ausersehen. Innerhalb dieses Blocks steht die Wirtschaft der DDR heute nur derjenigen der Sowjetunion nach. Unter den Volkswirtschaften Europas nimmt sie den sechsten Platz ein.»

Wenn trotzdem so viele Menschen aus der DDR abgewandert sind, so erklärt sich das, wie auch Mander findet, in erster Linie aus einer rein individualistischen, im eigentlichen Sinn bürgerlich-kapitalistischen Denkweise und Lebensauffassung, der aller Sozialismus fremd, wenn nicht verhaßt ist, deren Anhänger also nicht warten wollen, bis die sozialistische Wirtschaft und Gesellschaft auch materiell auf der Höhe ist und bessere Einkommens-, Verbrauchs- und Aufstiegsmöglichkeiten bietet als die kapitalistische Ordnung, und die für die tiefdunklen Schattenseiten dieser alten Ordnung, auch für die aus ihr erwachsende Kriegsgefahr, kein Auge haben, sondern sich einfach durch den äußeren Glanz des «goldenen Westens» blenden lassen. Dies um so mehr, als die Anwerbung von Arbeitskräften aus dem Osten durch die menschenhungrige Industrie der Bundesrepublik und die Aufhetzung der

DDR-Bevölkerung gegen das «Ulbricht-Regime» Tag für Tag, jahraus und jahrein mit einer Planmäßigkeit und einer Fülle von Mitteln betrieben wird, von denen sich der Außenstehende meist überhaupt keinen Begriff macht.

Die Regierung der DDR suchte dieser Verhaltensweise und dieser Lockung aus dem Westen bisher vergeblich mit Gegenpropaganda, Verboten, Zensur und anderen Zwangsmaßnahmen zu begegnen. Kann man es ihr aber im Ernst wirklich verargen, wenn sie schließlich zu der wirksamsten Gegenwehr gegen den organisierten Angriff auf ihr Dasein griff: der *Sperrung des Fluchtwegs nach dem Westen* über die Westberliner Lücke? Was hätten wohl *wir* getan, wenn die Schweiz von außen her jahrelang heruntergerissen und ihr Hunderttausende von Arbeitskräften abspenstig gemacht worden wären, die sie für ihren eigenen wirtschaftlichen Aufbau dringend nötig hätte und mit deren Hilfe sie die frühere Auswanderung ihrer Landeskinder in fortgeschrittenere Gebiete hätte aufhalten können? Ich vermute, wir hätten schon viel früher wirksam zugegriffen. Auf alle Fälle steht es für mich fest, daß der Hauptgrund für die furchtbare moralische Entrüstung des Westens über den Bau einer «chinesischen Mauer» an der Grenze zwischen Ost- und Westberlin in der Enttäuschung liegt, daß die DDR eben *nicht* ausgehöhlt worden ist, daß sie dem auf allen Fronten gegen sie geführten Angriff *nicht* erlegen ist und im Gegenteil ihr Lebensrecht und ihren Lebenswillen mit Mitteln behauptet hat, die kapitalistische Staaten ganz selbstverständlich auch anwenden würden, wenn sie in ähnlicher Art bedroht wären.

Westberlin in Nöten Die Sperrung der Sektorengrenzen wurde in Westberlin sofort als ganz schwerer Schlag empfunden. Man tat natürlich so, als sei nun die politische Freiheit Westberlins unmittelbar bedroht, als bestehe dringende Gefahr, daß die Stadt in den «kommunistischen Sog» hineingerissen werde, und bedauerte tief die «armen Ostberliner», die der verbrecherischen Tyrannei des Pankow-Regimes nun schutzlos ausgeliefert seien. In Wirklichkeit ging es aber mindestens den Regierenden von Westberlin und den anderen Dirigenten des Protestationsorchesters weder um Freiheit noch um Recht und Menschlichkeit, sondern um den *Fortbestand Westberlins als «Frontstadt»*, als vorgeschobener Stützpunkt des Westens im Kalten Krieg gegen den Osten. Man richtete darum seine Blicke hilfesuchend ganz instinktiv nach dem Westen, vorab nach den Vereinigten Staaten. Bürgermeister Brandt schrieb seinem «Freund» Kennedy einen fast hysterisch anmutenden Eilbrief mit dem Verlangen nach unverzüglichen und wirksamen Gegenmaßnahmen gegen den «kommunistischen Gewaltstreich», der auch die übrige «freie Welt» bedrohe. Aber in Washington wie in London und Paris, ja sogar in Bonn behielt man ruhige Nerven und entschied, daß zu Gegenmaßnahmen schon darum kein Anlaß sei, weil die militärische Stellung der

Westmächte in Westberlin nicht gefährdet sei, aber auch darum, weil Gegenmaßnahmen wahrscheinlich auch die Sperrung der lebenswichtigen Verbindungen Westberlins mit der Bundesrepublik, die ja über DDR-Gebiet führen, zur Folge gehabt hätten und unabsehbare Verwicklungen mit der Sowjetunion fast sicher zu erwarten gewesen wären. So begnügten sich die Westmächte mit der Beteuerung ihrer moralischen Unterstützung für Westberlin und mit der erneuten Zusicherung eines sofortigen Eingreifens, falls die Sowjetunion und die DDR die Freiheit der Westberliner Bevölkerung irgendwie antasten sollten. Ein Besuch des amerikanischen Vizepräsidenten Johnson in Westberlin und die Verstärkung der dortigen USA-Besatzung unterstrichen dieses Versprechen.

Es ist nur zu begreiflich, daß mit solcherlei Beschwichtigungsgebärden nichts erreicht wurde. Schmerzliche Enttäuschung und tiefe Niedergeschlagenheit breiteten sich in Westberlin aus. Wutausbrüche, wie sie sich zum Beispiel in der vandalischen Verwüstung von über hundert Wagen der Berliner Stadtbahn Luft machten, die von Ostberlin betrieben wird, aber auch Westberlin bedient, waren natürlich auch wirkungslos. So mußte man sich eben in das Unvermeidliche schicken, so gut es ging, wobei am meisten diejenigen Menschen hüben und drüben zu bedauern sind, die am Kalten Krieg überhaupt nicht beteiligt waren und deren persönliche Verhältnisse durch die Sperrmaßnahmen dennoch auf mannigfache Art geschädigt und gestört wurden.

Die bisher so hochgemuten Westberliner merkten wohl erst jetzt, wie entscheidend wichtig für sie das unbehinderte Hin und Her zwischen beiden Stadtteilen geworden war. «Die Rolle Berlins als Strahlungszentrum in den Osten (!) und Begegnungsstätte der Deutschen wurde in grausamer Weise reduziert ... Das Selbstbewußtsein der Stadt hat einen schweren Schlag erlitten, und es hieße sich einer Illusion hingeben, wenn man im Westen annehmen würde, Westberlin werde seine bisherige Rolle mit der gleichen Kraft weiterspielen können», stellte der Berliner Korrespondent der «Neuen Zürcher Zeitung» (Nr. 3059) ernüchtert fest. Daß die Rolle Westberlins (im Kalten Krieg!) tatsächlich ausgespielt und das ganze künstliche Dasein der «Frontstadt» schwer bedroht ist, weiß man aber auch in den Vereinigten Staaten. Bezeichnend dafür ist ein Bericht in «US News & World Report» vom 4. September, der die wirtschaftlichen Schwierigkeiten Westberlins, wie sie durch die neue Sachlage heraufbeschworen worden sind, ganz ungeschminkt darlegt. «Berlin» (gemeint ist Westberlin), so heißt es darin, «lebt von der Einfuhr sozusagen aller Nahrungsmittel, Brenn- und Rohstoffe und von der Ausfuhr dreier Viertel der Waren, die es herstellt. Neun Zehntel dieses Güterverkehrs wickeln sich mit Westdeutschland ab ... Alles geht auf Grund von ostdeutschen Zollpapieren vor sich, die von ostdeutschen Kommunisten eingesehen werden ... Alles hängt vom Vertrauen in die Zukunft der

Stadt ab — und von den Hilfsgeldern aus Westdeutschland . . . Bonns unmittelbare Hilfsgelder liefern dem Westberliner Haushalt mehr Einnahmen als die Steuergelder . . . Westberlin erhält an Unterstützungen im ganzen mehr als 400 Millionen Dollar (gegen eindreiviertel Milliarden Schweizer Franken) im Jahr. Die große Frage, die die Stadtbeamten umtreibt, ist nun, ob dieser abnormale Zustand unbegrenzt lange andauern kann.» Bedenklich sei, so warnt der Verfasser des Berichts, auch der Umstand, daß die Bevölkerung dieser «künstlichen Hauptstadt» seit 15 Jahren so gut wie nicht zugenommen habe. In den letzten zwei Jahren hat sie sogar um 24 000 Köpfe abgenommen. Meistens sind es jüngere Menschen, die abwandern; mit jedem Jahr überaltert die Stadt mehr. Auch in der Schweizer Presse kann man übrigens lesen, daß die Neigung zur Abwanderung nach der Bundesrepublik und zur Verlagerung von Kapital nach dem Westen in Westberlin zunehme. Das beeinträchtigt den Gang der Westberliner Wirtschaft um so mehr, als auch die über 50 000 Ostberliner, die nicht mehr in den Westsektor zur Arbeit gehen können, von der dortigen Industrie kaum mehr zu ersetzen sind. Der Korrespondent von «US News & World Report» schätzt ihre Zahl sogar auf gegen 80 000.

Freie Stadt, nicht Wühlzentrum Wie soll das alles aber erst werden, wenn auch die *Luftverbindung* zwischen Westberlin und der Bundesrepublik in der bisherigen Form aufhörte? Die Sowjetregierung hat ja in ihrer Note vom 23. August die Westmächte dringend aufgefordert, den Mißbrauch dieser Verbindung zur Beförderung von westdeutschen Trägern des Kalten Krieges gegen den Osten und überhaupt zur Unterhaltung der Dutzende von Spionage-, Sabotage-, Wühl- und Propagandaorganisationen in Westberlin abzustellen, und sie für alle Folgen verantwortlich gemacht, die sich aus der Fortsetzung dieses Mißbrauchs ergeben würden. Der Westen hat auch darauf wieder in höchsten Tönen von Entrüstung und Protest geantwortet. Ob es richtig ist, daß es sich, wie die Westmächte geltend machen, hier nicht um einen Mißbrauch handle, daß vielmehr ein bisher anerkanntes Recht zur gänzlich freien Beförderung nicht nur von alliierten Militärpersonen, sondern auch von Zivilisten aller Art auf dem Luftweg bestehe, bleibe hier unerörtert. Viel wichtiger ist doch, daß der Flugverkehr eines der wirksamsten Mittel zur Führung des Kalten Krieges von Westberlin aus gegen die ostdeutsche Republik und die anderen Oststaaten geworden ist. Die Westmächte reden darum an der Hauptsache vorbei, wenn sie diese Tatsache leugnen oder einfach übergehen.

Es hieße wirklich Wasser in den Rhein tragen, wenn man noch im einzelnen aufzählen würde, wie von Westberlin aus bisher gegen den Osten gearbeitet wurde und immer noch wird. Ein einziges Beispiel, das mir dieser Tage unter die Augen gekommen ist, sei hier immerhin ganz nebenbei angeführt. Eine Leserin in Westdeutschland schickte

mir einen von der Post zugelassenen unadressierten Briefumschlag, der vorn den Aufdruck «Niemals Oder-Neiße-Grenze!» und hinten eine Landkarte zeigt mit den verlorenen deutschen Ostgebieten, eingeschlossen das Sudetenland, die als die «Heimat von über 13 Millionen Deutschen» zurückverlangt werden. Dazu eine entsprechende hetzerische Verschlußmarke, die in Massen vertrieben wird. «Druck: Bundesdruckerei Berlin» steht auf den Markenbogen, die also von der Westberliner Filiale eines Staatsbetriebs der Bonner Republik hergestellt werden!

Die Westmächte und selbstverständlich erst recht die Bonner Regierung gehen über die Tatsache der vom Boden der «Frontstadt» aus betriebenen Wühlarbeit gegen Ostdeutschland ebenso schnell und oberflächlich hinweg wie über die von der Sowjetregierung immer wieder abgegebene Erklärung, daß es ihr nicht um die Beschränkung oder Aufhebung des Selbstbestimmungsrechtes der Westberliner Bevölkerung gehe, sondern einzig um die Ausräumung der Propaganda- und Minierzentralen und die Abstellung des Mißbrauches der Luftverbindungen über DDR-Gebiet zur Inganghaltung dieser Zentralen. «Westberlin», so hieß es auch in der Moskauer Note vom 3. September, «wird als freie Stadt nach dem Abschluß eines Friedensvertrages das Recht und die Möglichkeit haben, diplomatische, wirtschaftliche und kulturelle Beziehungen zu jedem beliebigen Land jedes Erdteiles zu unterhalten. Es darf aber kein Umsturzzentrum gegen die DDR sein, auf deren Gebiet es liegt.»

Die Beseitigung des jetzigen, abnormalen und ganz unhaltbaren Zustandes setzt natürlich die *amtliche Anerkennung des ostdeutschen Staates* durch die Westmächte voraus, deren Sache es ist, eine Neuregelung des Luftverkehrs zwischen Westberlin und der Bundesrepublik mit der DDR zu vereinbaren. Dagegen sträubt man sich allerdings bisher im ganzen Westen mit Händen und Füßen. «Die geringste Konzession in der Frage der Kontrolle des zivilen Luftverkehrs würde eine Entwicklung einleiten, die Westberlin sehr schnell in ein politisch lebensunfähiges Gebilde umwandeln würde», schrieb noch am 4. September der Berliner Berichterstatter der «Neuen Zürcher Zeitung», der sich offenbar die politische Lebensfähigkeit Westberlins als ganz und gar an seine bisherige Funktion im Kalten Kriege gebunden vorstellt. Aber davon kann nun gerade keine Rede sein. Das betont nachdrücklich auch der Reverend Paul Oestreicher, der kürzlich die Lage in Berlin an Ort und Stelle untersuchte und in den Londoner «Peace News» (11. August) unter anderem schrieb: «Mir ist eins klar: Der Westen ist verpflichtet, und mit Recht verpflichtet, zu verhindern, daß die Ostdeutschen Westberlin verschlucken. Ulbricht weiß das, ebenso Chruschtschew. Wozu aber die Westmächte nicht verpflichtet sind, das ist, Westberlin als vorgeschobenen Stützpunkt der Bonner Regierung zu erhalten. Das ist es ja, was für den Osten so unerträglich ist. Eine langfristige Lösung muß darauf ausgehen, Berlin frei und zugleich

für die kämpfende ostdeutsche Republik erträglich zu halten.» Nichts kann klarer sein als diese Aufgabe, die den kommenden Verhandlungen über Berlin und Deutschland gestellt ist.

Neues Wettrüsten In Moskau scheint man nun freilich an der Möglichkeit zu verzweifeln, die Westmächte soweit zu bringen, daß sie Westberlin als Operationsbasis für die Zertrümmerung der DDR und die Vorschiebung des Westblocks bis an Oder und Neiße aufgeben und sich mit der Sicherung der politischen Freiheit der Stadt begnügen. Anders kann man es sich kaum erklären, daß die Sowjetregierung eine Anzahl vorsorglicher militärischer Maßnahmen wie Einberufung von Reservisten, Truppenverschiebungen nach dem Westen, längere Arbeitszeit in den Rüstungsbetrieben getroffen und dann insbesondere am 30. August beschlossen hat, ihre *Versuche mit Kernwaffen*, die sie vor drei Jahren aus eigenem Antrieb eingestellt hatte, *wiederaufzunehmen*.

Mit allen radikalen Rüstungs- und Kriegsgegnern bedaure ich den Entschluß der Sowjetregierung tief. Er entstammt ja wieder jener ebenso alten wie grundfalschen Vorstellung, daß man sich den Frieden am besten sichern könne, wenn man sich auf den Krieg vorbereite — eine Vorstellung, die durch die Tatsachen längst widerlegt ist und vollends unsinnig wird, wenn man sich einbildet, durch die Drohung mit immer wirksameren Atomwaffen einen möglichen Gegner von einem kriegerischen Angriff abschrecken zu können. Darüber ist in den «Neuen Wegen» im Laufe der Jahre schon soviel gesagt worden, daß es keiner langen Darlegungen mehr bedarf, um auch den neuen sowjetischen Schritt als gänzlich ungeeignet zur «Abkühlung der Hitzköpfe in den Hauptstädten gewisser NATO-Mächte» zu erweisen. Dies um so mehr, als er von der Mitteilung begleitet ist, daß die sowjetischen Kernwaffentechniker Pläne bereit hätten, um Bomben mit einer Sprengladung von 20 bis 100 Millionen Tonnen Dynamit herzustellen.

Damit ist freilich nicht gesagt, daß die Sowjetunion vom Standpunkt der hergebrachten und vom Westen geteilten militärischen Denkweise aus nicht ernste Gründe für ihren Entschluß geltend machen könne, Gründe, mit denen sich der Westen ebenso ernst auseinandersetzen sollte. Das tut er natürlich wieder ganz und gar nicht. Die große Erklärung der Agentur Taß, die in der nichtkommunistischen Presse nur in völlig unzulänglicher Form wiedergegeben worden ist, wird fast allgemein mit ein paar wegwerfenden Redensarten abgetan, dafür aber um so breiter das beliebte Thema der russischen «Erpressertaktik» ausgewalzt, die den Zweck habe, die Einheit der «freien Welt» zu sprengen, die neutralen Staaten ins Ostlager herüberzuziehen und so die Kapitulation des Westens vor den Herrschaftsansprüchen des Ostens vorzubereiten. Es ist schon eine Ausnahme, wenn sich das «Journal de Genève» (1. 9.) aus London berichten läßt, nach der

Ansicht «vieler autorisierter Personen» hätten die Russen einfach Angst vor den Vereinigten Staaten, namentlich auch vor deren atomaren Unterseebooten und vor dem amerikanischen Erdsatelliten, «der wahrscheinlich Photographien der russischen Gebietsteile in die USA zurückbringt».

Man muß aber über solche Feststellungen hinaus die Wiederaufnahme der sowjetischen Kernwaffenversuche in dem größeren Zusammenhang betrachten, in den sie hineingehört. Man muß sich daran erinnern, daß die Sowjetregierung sich von Anfang an das Recht vorbehalten hat, neue Probeexplosionen von Atombomben zu veranstalten, wenn die Westmächte nicht auch von derartigen Versuchen Abstand nähmen (was Frankreich bekanntlich abgelehnt hat), wenn die sowjetischen Abrüstungsbemühungen scheitern sollten und sich überhaupt die internationale Lage für sie verschlechtern würde. Diesen Vorbehalt setzt sie nun in Wirksamkeit. Schweren Herzens, gewiß. Das unterstreicht auch der Moskauer Korrespondent der Genfer «Voix Ouvrière», der (5. 9.) berichtet, daß die neuen militärischen Maßnahmen der Sowjetregierung im Volk nicht mit Freude, sondern mit «einer gewissen Traurigkeit» aufgenommen worden seien. Aber, so fährt er fort, man begreife sie auch vollkommen. «Das Argument, das am entscheidendsten gewesen ist und im tiefsten Herzen der Sowjetbürger Anklang gefunden hat, ist die Feststellung, daß das Zentralkomitee von Partei und Regierung die Wiederholung einer ähnlichen Lage, wie es die vom Juni 1941 war, nicht dulden werde. Nein und nochmals nein! Das Deutschland Hitlers hat waffenmäßig die Überlegenheit über uns gehabt; das Deutschland Adenauers wird sie nicht haben.» 17 Millionen Tote seien für die Sowjetunion die Folge der Überlegenheit von Hitlers Kriegsmaschine gewesen. Deutschland sei zwar besiegt worden — aber der neue westdeutsche Staat bereite schon längst seine Revanche vor, untergrabe die ostdeutsche Republik und erstrebe die Umstoßung der Grenzen und Machtverhältnisse, wie sie 1945 geschaffen worden seien, und werde darin von den Westmächten unterstützt. Das werde die Sowjetunion zu verhindern wissen. «Sie will einfach, daß die Karte Europas bleibt, wie sie heute ist; sie will, daß die Niederlage Hitlers nicht ausgelöscht wird.»

In Westdeutschland will man das genaue Gegenteil: die europäische Landkarte, mindestens was den Osten betrifft, recht gründlich ändern, so daß sie etwa dem Bild von 1939, oder doch von 1937, gliche. Und die Westmächte haben noch weitergehende Wünsche für die Umgestaltung der politischen Geographie des europäischen und nicht weniger des asiatischen Ostens. Sie versichern zwar immer, diese neue Grenzziehung müsse «selbstverständlich» ohne Krieg geschehen; aber wie sie die Staaten, auf deren Kosten die Änderungen erfolgen sollen, dazu bringen wollen, in die ihnen zugemuteten Opfer auf dem Verhandlungsweg zu willigen, das bleibt ihr Geheimnis. Höchst wahrscheinlich spielt in ihren Vorstellungen die A- und H-Bombe eine ent-

scheidende Rolle, und sei es auch nur als Druck- und Drohmittel. Was sie also jetzt der Sowjetunion vorwerfen — Erpressungspolitik im großen Stil —, das wäre dann *ihre* Methode, ist es ja auch immer gewesen, seit die Vereinigten Staaten im Alleinbesitz der Atombombe waren. Churchill empfahl ihre Anwendung am 23. Januar 1948 ganz offen im britischen Unterhaus, und ein paar Monate später spielte er in einer Rede in Boston (nach dem Bericht der Brüder Alsop in der «New York Herald Tribune» vom 9. 4. 1949) gar mit einem Präventivkrieg als Mittel, eine Abrechnung mit der Sowjetunion zu erzwingen, bevor der Kreml eine volksdemokratische Atombombe besitze. Daraus wurde freilich nichts, weil die Russen bald darauf selbst die Atom- und später auch die Wasserstoffbombe hatten. Und seither sind alle ähnlichen Träume durch die immer überraschender fortschreitende Raketentechnik der Sowjetunion zunichte gemacht worden. Es ist einfach zu spät geworden, um die Kapitulation der Russen (und Chinesen) vor den Vorkämpfern eines «amerikanischen Friedens» zu erzwingen.

Mourir pour Berlin! In Washington weiß man das recht gut; ob auch in Bonn, das ist die Frage. Auf keinen Fall gedenkt man in Moskau, den Stiel umzukehren und seinerseits den Versuch zu machen, mit der Drohung der 100-Megatonnen-Bombe die deutsche Frage zu «lösen», wie das jetzt im Westen behauptet wird. Dies schon darum nicht, weil diese Überbombe noch gar nicht gebaut ist und die neuen Kernwaffenexplosionen in der Sowjetunion keinerlei «Verbesserung» der bisherigen Atom- und Wasserstoffbomben so rechtzeitig erlauben würden, daß mit deren Einsatz zum Zweck der Durchsetzung der Forderungen Moskaus mit irgendwelcher Aussicht auf Erfolg gedroht werden könnte. Das wäre ja einfach phantastischer Wahnwitz, den kaum jemand den Führern der Sowjetunion ernsthaft zutrauen wird. Gerade darum hätte aber Moskau auch den *Schein* meiden sollen, als denke es an so etwas. Es hätte den Westmächten nicht den billigen Vorwand liefern dürfen, eine neue weltweite Propaganda gegen die angebliche Absicht der Sowjets zu entfesseln, eine militärische Gewaltprobe um Berlin herum ins Werk zu setzen. Die Krise ist dadurch nur verschärft und die Gefahr erhöht worden, daß die Völker Europas und Amerikas gegen die eigentliche Absicht ihrer Regierungen aufgerufen werden, «für Berlin zu sterben» — von den schweren gesundheitlichen Schäden zu schweigen, die die Wiederaufnahme der Kernwaffenversuche durch die Russen und nun teilweise auch die Amerikaner (mit unterirdischen und Laboratoriumsversuchen) zu bewirken drohen. Ein förmliches, unverzüglich zu treffendes Abkommen über den endgültigen Verzicht auf alle Kernwaffenversuche, wie es Kennedy und Macmillan vorschlugen, wäre das einzig Vernünftige gewesen.

Nein, verhandeln! Entscheidend bleibt freilich, daß *die ganze Lage* umgestaltet wird, unter deren Druck sich die Sowjetregierung genötigt glaubte, Maßnahmen für den Ernstfall zu treffen. Im Vordergrund steht dabei die *Einstellung des Kampfes gegen die Deutsche Demokratische Republik.* Die DDR muß endlich als nicht mehr aus der Welt zu schaffende Tatsache anerkannt werden, der ganze Wühl- und Hetzbetrieb von Westberlin (und Bonn!) aus muß ausgeräumt werden — dann ist der Weg frei für Verhandlungen über die Freiheit Westberlins und seinen ungehinderten Verkehr mit Ostberlin wie mit der Bundesrepublik. Dann können die diktatorischen Abwehr- und Zwangsmaßnahmen in der DDR entscheidend gelockert werden. Dann kann aber auch über die Schaffung einer atomwaffenfreien Zone in Mitteleuropa als Voraussetzung für die Wiedervereinigung der beiden deutschen Teilstaaten verhandelt werden. Ein neutralisiertes Deutschland ohne Atomwaffen aber ist seinerseits die Voraussetzung für Abrüstung und Frieden in ganz Europa. Solange Westdeutschland aufrüstet und Ostdeutschlands neues Regime stürzen will, solange es gar seinen Blick auf die Zurückholung der an die Sowjetunion, Polen und die Tschechoslowakei verlorenen Ostgebiete richtet, gibt es keine Ruhe; die Sowjetunion bleibt dann einfach gezwungen, sich hinter die DDR zu stellen und sie mit aller Kraft zu verteidigen. Das in Westdeutschland so verhaßte kommunistische Regime der «Ostzone» *muß* dann bleiben.

Eine solche Neugestaltung der Lage im «Mittleren Osten» Europas erfordert gewiß vom Westen schmerzliche Verzichte auf langgehegte Träume, besonders von der Bundesrepublik. Aber gibt es eine andere Wahl, wenn man es nicht auf den Krieg ankommen lassen will? Der Bankerott der «Politik der Stärke», der sich die Regierung Adenauer und ihre allergetreueste «Opposition» verschrieben hat, liegt ja ohnehin offen am Tag. Werden die Westmächte weiterhin dieser Politik Vorschub leisten und sich in blindem Antikommunismus von Bonn in ein katastrophales Abenteuer hineinreißen lassen, statt die ganze Adenauersche Konkursmasse abzustoßen und den *friedlichen* Wettbewerb mit der kommunistischen Welt aufzunehmen? Die Tatsache, daß Westberlin an Bedeutung im Kalten Krieg gewaltig verloren hat und nur immer mehr Schaden leiden wird, je länger es als Rammbock gegen den Osten mißbraucht werden will, vielleicht sogar seine lebenswichtigen Landverbindungen mit dem Westen (die die DDR ohne weiteres sperren kann) bedroht sehen wird — diese Tatsache sollte es den Westmächten wahrlich erleichtern, die Hand zu einer vertragsmäßigen Neuregelung zu bieten, die der Westberliner Bevölkerung ihr Selbstbestimmungsrecht gewährleistet und doch den Pfahl im Fleisch der DDR entfernt. Wird sich die Erkenntnis der neuen Lage in und um Berlin bei den Westmächten und in der Bundesrepublik noch rechtzeitig durchsetzen, bevor es zum Versuch einer Gewaltlösung kommt?

Die Bonner Regierung hat zwar nach der Isolierung Westberlins erfreuliche Zeichen von Besonnenheit gegeben, vermutlich unter britischem und amerikanischem Einfluß. Aber täusche man sich nicht: an eine Abkehr von der bisherigen Ostpolitik denkt an maßgebender Stelle in Westdeutschland kein Mensch. Die jüngste Drohung von Außenminister Brentano, die Bundesrepublik werde die diplomatischen Beziehungen mit jedem Staat abbrechen, der die DDR anzuerkennen wage, sagt schon alles. Noch immer gilt als Dogma die feierliche Erklärung, die im Namen aller Parteien Bundestagspräsident und Oberkirchenrat Gerstenmaier abgegeben hat: daß über einen Friedensvertrag nur die Regierung eines «in Freiheit wiedervereinigten» Deutschland verhandeln werde; ein Friedensvertrag, an dem die DDR beteiligt wäre, könne nur als «Teilungsdekret» aufgefaßt werden. Was man aber in Westdeutschland unter einem «in Freiheit geeinten» Deutschland versteht, weiß man längst: Annexion Ostdeutschlands vermittelst einer gesamtdeutschen Volksabstimmung und volle Freiheit, das «neue» Deutschland als Ganzes dem Westblock anzugliedern. Nicht einmal die sozialdemokratische «Opposition» anerkennt, daß *diese* Art Selbstbestimmung des immerhin besiegten Deutschland von der Sowjetunion und ihren Verbündeten, die beim Abschluß eines Friedensvertrags vor allem *ihre* Lebensinteressen wahren müssen, nie angenommen werden wird. Und doch hätte eine wirkliche Opposition gerade jetzt, bei den Wahlen zum Bundestag, die beste Gelegenheit, eine *neue* deutsche Ostpolitik zu entwickeln und dem Volk vorzulegen. So bleibt diese Aufgabe allein der Deutschen Friedensunion überlassen, der Sammelbewegung aller Gegner der Politik Adenauers und Straußens, die aber noch so jung und arm ist, daß es gut gehen muß, wenn sie am 17. September die fünf Prozent aller abgegebenen Stimmen aufbringen soll, die nötig sind, damit ihr überhaupt eine Vertretung im Bundestag zugesprochen werden kann.

So bleibt nur die Hoffnung auf die Einsicht der Westmächte. Wie steht es aber damit? Von *Frankreich* ist nichts zu erwarten. De Gaulle steckt bis an den Hals in Schwierigkeiten mit Algerien und Tunesien, und damit England und Amerika ihn nicht doch noch zugunsten der Nordafrikaner fallen lassen, lehnt er Verhandlungen mit der Sowjetunion über Deutschland ab, verschärft die Spannung und rechnet darauf, daß im Ernstfall die Angelsachsen auf Frankreichs Unterstützung angewiesen bleiben.

In *Großbritannien* möchte man am liebsten mit den Russen vernünftig reden. Aber ohne Frankreich und mit einem «harten» Amerika glaubt Macmillan eben doch nicht vorwärtskommen zu können. Ein Irrtum zwar, allein Macmillan war nie ein sehr tapferer Mann.

Also kommt alles auf die *Vereinigten Staaten* an? Schon möglich. Nur ist eben die sogenannte öffentliche Meinung Amerikas durch jahrelange Irreführung über die wirkliche Weltlage derart verhetzt, daß das Volk zu jedem Wahnsinn Ja zu sagen bereit ist, den die Re-

gierung im Namen der Freiheit und Größe Amerikas und der Rettung der Menschheit vor dem Untergang im Kommunismus verüben mag. Kuba ist das jüngste Beispiel! Die Stimmung in den USA ist zwar gewiß nicht einheitlich einer Kraftprobe um Berlin günstig, aber diejenigen Beobachter werden wohl recht haben, die voraussagen, daß Volk und Parlament, Presse und Radio ohne Besinnen mit Kennedy gehen werden, was er auch beschließe. Mögen darum alle guten Geister mithelfen, daß der Präsident, in dessen Hand eine so ungeheuerliche Machtfülle vereinigt ist, die rechte Entscheidung treffe, wenn es um Krieg oder Frieden geht!

*

Nun sollte ich eigentlich auch noch über die anderen bemerkenswerten Weltereignisse ein Wort sagen, die in der Berichtszeit zu verzeichnen waren. Es müßte etwas über das französische Verbrechen in *Bizerta* (1500 Tote!) gesagt werden, das Tunesien dem Westen entfremdet hat, und über die Radikalisierung der *algerischen* Freiheitsbewegung (Ersetzung des immer noch auf den Westen hoffenden Ferhat Abbas durch den eher nach Osten blickenden Ben Khedda als Präsident der Exilregierung). Es sollte die Wendung im *Kongo* beleuchtet werden, wo die UNO endlich mit Tschombe und dem katangischen Unfug Schluß macht und eine neue Zentralregierung begünstigt, deren Vizepräsident Gizenga, der Nachfolger des ermordeten Lumumba, ist und deren Armeekommandant (anstelle des unmöglichen Mobutu) wohl Lundula werden wird, die rechte Hand Gizengas in der Ostprovinz. An der Krise in *Brasilien* müßte gezeigt werden, wie die nordamerikanischen Kapitalisten im Bund mit den einheimischen Konservativen fast ganz Lateinamerika beherrschen und auch den angeblichen Kryptokommunisten Quadros zur Strecke gebracht haben, allerdings ohne verhindern zu können, daß mit dem nachrückenden bisherigen Vizepräsidenten Goulart *auch* ein bedenklich links anhaltender Politiker ans Ruder gekommen ist. Und so müßten noch andere keineswegs unwichtige Vorgänge des internationalen Lebens in ihre Zusammenhänge eingefügt werden.

Aber die Leser werden es mir nachsehen, wenn ich es vorgezogen habe, mit einer gewissen Ausführlichkeit und den mir zustehenden Raum bereits überschreitend einzig die entscheidungsvollen Entwicklungen um Berlin und Deutschland klarzustellen, soweit das in meinen Kräften lag. Denn nichts ist jetzt wichtiger, als daß der alles vergiftende Lügennebel durchstoßen wird, der die Tatsachen über die neue West-Ost-Krise so unendlich vielen Menschen verhüllt. Wir gehen wohl schweren Wochen entgegen. Aber mag nun kommen, was da will: wir wollen wenigstens gemahnt und gewarnt haben, solange es noch Zeit ist, das große Unheil zu vermeiden, das uns droht. Mehr können wir an unserem so bescheidenen Platz nicht tun.

10. September *Hugo Kramer*

Zum Frieden bereit

Matth. 5, 21—26

Von einem Jahr zum andern warten wir auf eine Entscheidung über den künftigen Weg unseres Volkes, auf eine Entscheidung, die zugleich jeden einzelnen unter uns angeht: wird Krieg oder wird Friede sein? Denn zur Zeit haben wir beides oder keins von beiden, sondern lediglich das quälende und beunruhigende Gefühl, daß unser Schicksal wie das der gesamten Menschheit auf des Messers Schneide steht. Geht es — um mit den Bildern unseres Textwortes zu sprechen — in den Kerker, aus dem es kein Entrinnen mehr gibt, weil die Schuld niemals bezahlt werden kann? Oder geht es zum Altar Gottes, zu dem Gott, der unsere Freude und Wonne ist? — Ohne Bild gesprochen: Wird es weitergehen auf dem Weg des Kalten Krieges, der einmal in den Untergang einmünden muß, oder werden wir endlich wieder anfangen dürfen zu hoffen, weil wir sehen, wie ein erster Schritt in der entgegengesetzten Richtung, zum Frieden hin gemacht wird und damit zum Leben?!

Und dabei sollte alles so klar und selbstverständlich sein: Wer will denn eigentlich den Krieg und den Untergang? Keiner in der ganzen, weiten Welt; denn niemand kann ihn wollen, er sei denn wahnsinnig und gehöre zum Schutz der Allgemeinheit ins Irrenhaus! — Und es ist ebenso gewiß und überzeugend, daß sich jedermann nach Frieden und nach Leben sehnt und von Herzen bereit ist, dazu mitzuhelfen. — Warum fürchten wir denn, der Wahnsinn könne am Ende doch die Oberhand behalten? — Es kann doch gar nicht dahin kommen, weil es dahin nicht kommen darf!?

«Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist: Du sollst nicht töten; wer aber tötet, der soll des Gerichts schuldig sein!» — Bedarf es eigentlich dieser Erinnerung in unseren Tagen, nachdem unser Geschlecht den organisierten Massenmord erlebt hat und weiß, daß nichts, aber auch gar nichts dadurch besser oder auch nur anders geworden ist? Es liegt doch auf der Hand und braucht nicht durch einen Rückgriff auf die Autorität Gottes unterstrichen zu werden, daß «wer Menschenblut vergießt, des Blut soll wieder durch Menschen vergossen werden». — Für unser Verständnis ist das geradezu ein Naturgesetz: Töten, das ist die Ursache — Getötetwerden, das ist die Wirkung, die unausbleibliche, die folgerichtige Wirkung. — Böses kann nicht anders: es muß Böses erzeugen! — Und deshalb sagt uns unsere Vernunft, daß wir gut daran tun, diese Kettenreaktion nicht auszulösen und dies Rad des Verhängnisses nicht in Bewegung zu setzen. Trotzdem aber geschieht es wieder und wieder; denn wir sind ja Menschen; und wir Menschen kapitulieren nun einmal nicht einfach vor den Naturgesetzen, sondern haben einen unauslöschlichen Drang, sie zu bändigen und in unsern Dienst zu zwingen. Auch das Töten,

auch das Kriegführen bis hin zum organisierten Massenmord, bietet sich uns an als ein vielleicht mögliches Mittel, um andere Ziele zu erreichen. — Jahrhunderte haben an dieses Mittel geglaubt, und zahllose Generationen haben es angewandt. Sind wir davor sicher, daß es nicht noch einmal — und dann vielleicht zum allerletzten Mal — geschieht? —

Aber wir werden dies Gesetz nicht in unsern Dienst zwingen, wir werden es niemals dahin bringen, daß wir durch Töten Leben schaffen; wir werden immer aus der Saat des Tötens nur Tod ernten! — Warum das so ist? warum das so sein und bleiben muß? — Weil Gott der Herr des Lebens ist und weil er uns seine Herrschaft über das Leben nicht abtritt. Wo wir töten, da greifen wir in seinen Herrschaftsbereich ein, da kämpfen wir gegen ihn selbst, da sprechen wir uns selber unser Todesurteil. Darum macht Gott noch dem Brudermörder Kain ein Zeichen, «daß ihn niemand erschlüge, wer ihn fände». Darum warnt er uns Menschen durch sein gnädiges Gebot: «Du sollst nicht töten!» Darum gemahnt er uns an sein strenges und unausbleibliches Gericht: «Wer aber tötet, der soll des Gerichts schuldig sein!» — Das Töten steht unter seinem Fluch, und «auf der Gewalt ruht kein Segen»! —

Wir können das, was «zu den Alten gesagt ist», gar nicht ernst genug hören, und wir können es gar nicht laut und eindringlich genug weitersagen und proklamieren. — Es genügt eben nicht, daß wir keinen Krieg und kein Töten wollen: Gott will es nicht. Er will es wirklich und wahrhaftig nicht, um keines angeblich guten Zweckes willen nicht; denn die Verfügung über das Leben seiner Menschenkinder hat er sich und sich allein vorbehalten. — Noch ist der schreckliche Irrtum nicht ausgestorben, als wäre es zwar dem einzelnen Menschen von Gott verboten, einem anderen Menschen das Leben zu nehmen, als wäre es aber den Staaten und Völkern erlaubt, um eines für gut gehaltenen Zweckes willen sogar den Massenmord von Menschen zu organisieren. Das ist aber nicht nur ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit und gegen die Menschheit; das ist ein Verbrechen gegen Gottes Majestät, das ist Rebellion, das ist — Sünde! Wir mögen sagen: das trifft uns nicht; denn wir sind es ja nicht, wir kleinen Leute, die Kriege wollen und Kriege machen, und wir haben ja nach keinem fremden Leben gegriffen und keinen Mord oder Totschlag auf unser Gewissen geladen. So billig kommen wir aber nicht davon; denn wir kennen den, der hier spricht: «Ich aber sage euch!» und wissen, daß er uns meint, dich und mich. Sein Wort an uns wiegt schwer, und sein Wort trifft, weil er — Jesus — derjenige ist, der uns des Mordes anklagt und uns vor sein Gericht zitiert. Die Anklage lautet auf Mord! auf Brudermord! — Er hat uns nämlich zu Brüdern gemacht, indem er für uns starb, und nun ist keiner von dieser Bruderschaft ausgeschlossen, und wir dürfen niemand von dieser seiner Bruderschaft ausschließen, ohne uns selber auszuschließen und dadurch dem Gericht anheimzufallen. Das ist aber eine überaus ernste Situation; denn wir

machen ja den Unterschied fortgesetzt zwischen Freund und Feind und lehnen die Mitverantwortung für die, die nicht unsere Freunde sind, ab, ohne uns darüber große Gedanken zu machen. Statt dessen halten wir uns für berechtigt, uns von unseren Feinden zum mindesten, wie wir sagen, zu distanzieren.

Wir sind also gemeint, wir, denen er — Jesus — Bruder geworden ist; wir sind gemeint, wenn er sagt: «Wer mit seinem Bruder zürnt, der ist des Gerichts schuldig!» — Gemeint ist hier der Haß, der dem andern den Platz an der Sonne nicht gönnt, der Zorn, der den andern beiseite schiebt und der keine brüderliche Verantwortung für ihn mehr anerkennen will, der die Möglichkeit und die Pflicht zum Mit-ihm- und Für-ihn-Leben leugnet und ihn selber damit verleugnet. Wo wir das tun, da sind wir schon Mörder, da sündigen wir gegen das Leben, das Gott allein gehört, und da bringen wir das Gericht über uns, dem wir nicht entrinnen werden: «Was ihr getan habt einem unter diesen Geringsten, das habt ihr mir getan!» — Das ist die Frage, Freunde, der wir weder ausweichen können noch dürfen: Sind wir — wir, die Jesus sich nicht schämt, seine Brüder zu heißen — sind wir Träger und Boten seines Friedens und seines Lebens, oder machen wir mit Zorn und Haß dem Verderben Bahn? — Wir kommen von dem andern, dem Mitmenschen, um gar keinen Preis los, nur um den einen Preis, daß er, der eine, wahre Bruder uns fallen läßt, so daß wir im Gericht allein dastehen!

Schlimmer und gefährlicher noch als Zorn und Haß ist die Verachtung, mit der wir uns des andern entledigen: «Wer aber zu seinem Bruder sagt: Racha — Dummkopf —, der ist des Rats — des Obergerichts — schuldig!» — Da nehmen wir den andern nicht mehr für voll, sehen ihn irgendwo weit unter uns und halten es für unter unserer Würde, uns noch mit ihm abzugeben. Wir sollen uns nicht täuschen: Jesus steht in diesem Falle bei ihm und nicht bei uns, und Gott nimmt seine Partei gegen uns, die wir solcherweise dem Bruder seinen Menschenwert aberkennen und seine Menschenwürde rauben. In Wahrheit aber verraten wir unsere eigene Menschenwürde; in Wirklichkeit werfen wir uns selber und unsern Menschenwert weg, indem wir den Bruder verachten, für den Christus starb gleichwie für uns, indem wir ihn für tot erklären und für uns begraben sein lassen. — Er ist aber nicht tot, weil Christus bei ihm steht; wir selber sind dann tot, weil Christus nicht bei uns und nicht auf unserer Seite ist!

Zorn und Haß sind schlimm; denn «wer seinen Bruder haßt, der ist ein Totschläger!» — Verachtung ist schlimmer; denn wer seinen Bruder verachtet, der tötet ihn nicht nur, der begräbt ihn und schafft sich seine Leiche vom Halse. — Jesus weiß von noch schlimmerem Mord: «Wer aber sagt: Du Narr!, der ist des höllischen Feuers schuldig!» — «Du Narr», das heißt «Du Gottloser!» — Wenn wir den andern von uns stoßen als einen, dem selbst Gott nicht mehr helfen kann und will, als einen selbst für Gott hoffnungslosen Fall, als einen,

der nach unserm Urteil unwiderruflich dem Teufel gehört, dann ist uns selber nicht mehr zu helfen, dann gibt es für uns selber keine Hoffnung mehr, dann sind wir selber in der Gewalt der Hölle: das ist Mord und Selbstmord in einem! Denn wie soll uns noch geholfen werden, wie soll es für uns noch eine Hoffnung geben, wie sollen wir noch der Verdammnis entrinnen, wenn wir nicht mehr an die Allmacht der Gnade Gottes glauben, wenn wir es nicht mehr wahrhaben wollen, daß Christus für uns Gottlose gestorben ist, damit der Gottlose leben soll?! — Das heißt nicht nur, den Bruder töten; und das heißt nicht nur, sich seinen Leichnam aus den Augen schaffen; das heißt, den Herrn Christus selber töten und Gott selber begraben! Und was dann übrigbleibt, das ist die Hölle, das ist der Tod, aus dem es keine Rettung, kein Auferstehen mehr gibt!

Hier sollte uns deutlich werden, wie wenig Verlaß doch auf unser Gewissen ist: es quält uns nicht, wenn wir einen Menschen gottlos nennen, und wir bilden uns ein, das sei unser gutes Recht. Und unser Gewissen schlägt nur leise an, wenn wir einen Dummkopf verachten; dabei sind wir am Ende sogar noch stolz. Nur wenn wir zornig werden und hassen, dann läßt sich unser Gewissen deutlicher vernehmen, so daß wir wenigstens anfangen, uns zu schämen. Die schlimmste Gefahr wird uns also durch unser Gewissen kaum signalisiert. — Darum brauchen wir das Wort, das Gott zu uns spricht; darum brauchen wir ihn, der uns ruft: «Ich aber sage euch!» — Und wenn wir jetzt sein Wort hören, dann laßt es uns jetzt und hier als an uns gerichtet hören. —

Jesu Worte sind sehr allgemein gesprochen, sie richten sich an alle, die ihm zuhören. Aber er meint dabei nicht nur alle, sondern jeden einzelnen unter seinen Hörern, er meint dich und mich. Wir sollen Frieden machen, wenn wir seines Friedens froh werden wollen; wir müssen uns aussöhnen mit unsern feindlichen Brüdern, wenn wir uns der Versöhnung mit Gott wirklich trösten wollen. Sonst bleibt unser Gottesdienst eitel und leer! «Laß allda vor dem Altar deine Gabe und gehe zuvor hin und versöhne dich mit deinem Bruder!» — Der «Widersacher», mit dem wir — noch — «auf dem Wege» sind, das ist ja der Bruder, dem wir die Versöhnung schuldig sind, dem wir sie aber nicht schuldig bleiben dürfen. — Der Friede, nach dem uns verlangt und auf den wir hoffen, bleibt eine Gabe Gottes, um die wir beten, und wir beten für die, in deren Händen die großen Entscheidungen ruhen; hoffentlich tun wir es! Aber mit Zuversicht und Freudigkeit beten können wir nur dann, wenn wir selber zum Frieden, zur Versöhnung bereit und willig sind im wachen Wissen darum, daß Gott selber uns in Jesus Christus seine Versöhnung, seinen Frieden schenkt. So laßt uns an unserm Teil dazu helfen, daß Friede werde! Amen.

Martin Niemöller, aus «Stimme der Gemeinde», 1. September 1961

Der Christ sagt Ja zum Sozialismus

Gerald Götting, der Generalsekretär der Christlich-Demokratischen Union Ostdeutschlands, hat im Union-Verlag Berlin unter dem Titel «Der Christ sagt Ja zum Sozialismus» eine bemerkenswerte Sammlung von Vorträgen und Aufsätzen herausgegeben. In ihrem Mittelpunkt steht die Frage nach der christlichen Existenz im Sozialismus, die Götting so beantwortet, daß in keiner anderen Gesellschaftsform bisher bessere Bedingungen für die Verwirklichung christlicher Grundforderungen gegeben seien als in einer sozialistischen Ordnung, so sehr er auch daran festhält, daß das Christentum nicht an eine bestimmte gesellschaftliche Ordnung gebunden sei. Als Probe seiner Darstellungsweise legen wir unseren Lesern die folgenden Abschnitte vor.

Im Sozialismus werden die gesellschaftlichen Grundanliegen des Christentums verwirklicht: Frieden — Nächstenliebe — Freiheit

In einer sozialistischen Gesellschaftsordnung ist ein *neues Verhältnis der Menschen untereinander* möglich: In ihr ist nicht mehr der eine Mensch des anderen Wolf, sondern das brüderliche Miteinander wird in einer solchen gesellschaftlichen Ordnung immer beherrschender, und gleichzeitig wird ein neues brüderliches Verhältnis zu anderen Völkern möglich, selbst dann, wenn zwischen diesen Völkern in der Vergangenheit schier unüberbrückbare nationalistische Grenzen existiert haben mögen.

Was uns christliche Menschen betrifft, so haben wir doppelten Anlaß, in dieser Frage eine ernste Gewissenserforschung vorzunehmen. Wir haben das Verhalten vergangener christlicher Generationen ebenso zu prüfen wie unser eigenes. Wir dürfen das Versagen weitester Teile der Christenheit vor der sozialen Frage ebenso wenig bagatellisieren wie das vor dem heraufkommenden Faschismus. Wenn man insbesondere das Verhalten der Christenheit gegenüber der Vorbereitung und der Durchführung der beiden großen Weltkriege betrachtet, dann erklärt sich, weshalb sich eine so große Anzahl von Menschen im 20. Jahrhundert vom Christentum lossagte. Wir Christen sollten das Verhalten derjenigen außerordentlich ernstnehmen, die auf Grund kirchlicher Fehlentscheidungen sich vom Christentum abkehrten.

Heute blickt die Menschheit auf die Christen und fragt, was sie tun, um der Gefahr eines neuerlichen Weltkrieges, eines Krieges mit Massenvernichtungsmitteln, zu begegnen. Wird die Mehrheit der Christen die Lehre aus den letzten 50 Jahren ziehen, wird sie nicht mehr, wie noch vor 20 Jahren, hervorragende christliche Antifaschisten allein ihren Kampf gegen den menschenfeindlichen Faschismus führen lassen, wird sie die Erwartung vieler Menschen erfüllen, die auf die Christenheit in der Hoffnung blicken, daß sie ihnen einen Ausweg aus dem Teufelskreis Krieg — Krise — Aufrüstung — Krieg zeigt und damit zu der Befreiung unseres Erdballes beiträgt?

*

Die Beurteilung einer gesellschaftlichen Ordnung durch die Christen hängt von der Beantwortung der Frage ab, *wie die christlichen Grundforderungen in dieser gesellschaftlichen Ordnung erfüllt werden können.* Die bedeutendsten christlichen Grundforderungen im gesellschaftlichen Raum sind aber ohne Zweifel die nach dem *Frieden* auf Erden und nach *Nächstenliebe.*

1. Entscheidend für die Möglichkeit christlicher Existenz ist nicht, ob sich die gesellschaftliche Ordnung, in der der einzelne Christ lebt, als christlich deklariert. Im Gegenteil: Zumeist muß der Christ wachsam sein, wenn ihm suggeriert werden soll, daß diese Ordnung, also beispielsweise die westliche, christlich ist, während die andere — wie Adenauer das in unverhohlener Weise in seiner Botschaft an den 76. Deutschen Katholikentag erklärt hat — als vom Atheismus beherrscht hingestellt wird.

Die Hauptfrage ist nicht, ob die führenden Politiker der Großmächte sich als christlich bezeichnen, wenn sie nur für den Frieden eintreten und eine Politik der internationalen Entspannungen betreiben. Und da besteht wohl nicht der geringste Zweifel darüber, was mehr mit den christlichen Prinzipien in Übereinstimmung steht; die Forderung nach Abwurf von Atombomben oder die sowjetische Politik der Koexistenz. Darauf kommt es doch in letzter Instanz an.

2. Kann man eine Ordnung als christlich bezeichnen, in der die Arbeit der übergroßen Mehrzahl des Volkes den Interessen einiger weniger Familien dient, in der die vom Volk geschaffenen Werte nur wenigen zugute kommen? Mit einem Wort: Ist die *Ausbeutung* der menschlichen Arbeitskraft und nicht minder seiner geistigen und seelischen Kräfte für die Profitinteressen einiger weniger als christlich zu bezeichnen? Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die gesellschaftliche Realität in den Ländern der realen Demokratie besser in Übereinstimmung mit den Geboten der Nächstenliebe steht als in den kapitalistischen Ländern. Die Überwindung der Arbeitslosigkeit und die Sorge um den Menschen, um nur zwei tragende Prinzipien beziehungsweise Tatsachen der neuen demokratischen Ordnung zu nennen, entsprechen zweifellos mehr dem Sinn und dem Wortlaut des höchsten Gebotes Christi als die kapitalistische Ausbeutung des Menschen durch den Menschen, die theoretisch und praktisch in einem unlösbaren *Widerspruch* zur christlichen Grundforderung der Nächstenliebe steht.

Eines muß man in diesem Zusammenhang freilich sehr genau beachten: Wir sagen *nicht*, die neue gesellschaftliche Ordnung sei christlicher als die alte. Dann würden wir uns denselben Vorwurf machen müssen, den wir heute den kapitalistischen Feinden der Menschheit mit Recht machen, nämlich den, daß sie eine bestimmte gesellschaftliche Ordnung als christlich oder christlicher als eine andere deklarieren, was man schlechthin nicht tun kann. Wir sagen vielmehr in

Übereinstimmung mit namhaften evangelischen und katholischen Theologen, wobei ich nur an Prof. *Hromádka* erinnern möchte: Das Christentum ist nicht an eine bestimmte gesellschaftliche Ordnung gebunden, die Erfüllung der christlichen Grundforderungen ist aber in einer realen Demokratie weitaus besser möglich, weil sich die tragenden Prinzipien dieser Ordnung besser mit den christlichen Prinzipien treffen als mit denen der im Zusammenbruch befindlichen kapitalistischen Welt, die zwar von ihren herrschenden Kreisen als christlich bezeichnet wird, es in Wirklichkeit aber nicht ist und gar nicht sein kann.

3. Es bleibt nun noch die Frage nach der christlichen *Freiheit* zu beantworten. Es wird ein gefährlicher Mißbrauch heute mit dem Begriff der Freiheit in der sogenannten «Freien Welt» getrieben, in dieser Hälfte der Welt, die sich frei nennt und doch weite Schichten der Völker in soziale, nationale, koloniale, rassische und religiöse Bande wirft, die schier unerträglich sind. Ich erinnere nur an die Lage der Arbeiter und Kleinbauern in Italien, an die der Neger in den USA, an die koloniale Unterdrückung afrikanischer und asiatischer Völker, an die Unterdrückung nationaler Minderheiten in Südafrika, an die Verfolgung der Protestanten in Italien, Spanien und Kolumbien und an das Verbot der Kommunistischen Partei der USA.

«Alles ist Euer, Ihr aber seid Christi», sagt der Apostel Paulus. Damit ist die unüberschreitbare Grenze für die christliche Freiheit bezeichnet.

Freiheit besteht nicht darin, daß der Mensch tun und lassen kann, was er will, und sie besteht auch nicht im unverantwortlichen Reden. Die Freiheit des Menschen besteht darin, die in ihm ruhenden schöpferischen Kräfte zur Entfaltung zu bringen.

DDR — reale Demokratie

In unserer demokratischen Ordnung stehen die Grundfreiheiten und Grundrechte der Bürger nicht nur in der Verfassung, sondern es werden die realen Möglichkeiten geschaffen, diese Grundfreiheiten und Grundrechte zu verwirklichen. Deshalb eben muß man unsere Ordnung als eine solche der realen Demokratie bezeichnen.

In unserer Republik ist

1. das Recht auf Arbeit verwirklicht,
2. das Recht auf Bildung,
3. das Recht auf Erholung,
4. die Gleichberechtigung der Frau,
5. erfährt die Jugend eine weitgehende Förderung,
6. werden alle Maßnahmen zur Sicherung der Familie getroffen,
7. wird der Gegensatz zwischen geistiger und manueller Arbeit überwunden, ebenso wie
8. der Gegensatz zwischen Stadt und Land,

9. wird das nationale Kulturerbe erhalten und gesichert und
10. werden allen Bürgern die nationalen Kulturgüter zugänglich gemacht.

Wenn man vom christlichen Standpunkt aus den Aufbau der neuen Demokratie in der Deutschen Demokratischen Republik anhand dieser Tatbestände näher prüft, so kommt man unweigerlich zu dem Ergebnis, daß es in unserer gesellschaftlichen Entwicklung bisher noch keine Epoche gegeben hat, in der so viele Grundanliegen der christlichen Menschen mit dem Handeln und Schaffen der gesamten Gesellschaft *in Übereinstimmung* zu bringen waren. Diese großen Möglichkeiten, die den christlichen Menschen erlauben, nicht nur ihrem Gewissen nach frei in ihrem Glauben zu leben, sondern darüber hinaus in Einklang mit der christlichen Lehre handeln zu können für die Sache des Friedens und für den Nächsten, erfüllen uns christliche Demokraten mit großer Genugtuung, verpflichten uns andererseits aber, unsere ganze Kraft für die Fortsetzung dieses von uns beschrittenen und von uns in seiner Richtigkeit überprüften Weges einzusetzen. An diesem demokratischen Aufbau in unserer Republik hat die Christlich-Demokratische Union entscheidenden Anteil.

*

Es zeigt sich also: Die Perspektiven der christlichen Bevölkerung — und das gilt für katholische wie evangelische Christen — in der Deutschen Demokratischen Republik sind nicht nur nicht bedroht, sie sind im Gegenteil weitausgreifend. Sie müssen nur erkannt und wahrgenommen werden.

Die Christenheit fühlt sich dann in ihrem Bestand und in ihren Perspektiven bedroht, wenn der Grund, auf dem sie ruht, ein unsicherer ist, und wenn der Eckstein, der ihrem Wirken und Dienen Halt geben soll, verschoben ist. Es gibt keine Bedrohungen für die Christenheit *von außen*, es gibt keine letzte Bedrohung aus der Existenz solcher Strömungen in der Welt, die sich offen als bewußt atheistisch bezeichnen.

Eine Bedrohung des Christentums und der Christenheit erfolgt dort, wo sich unchristliche, ja, antichristliche Auffassungen und Lebensweisen in die christlichen Gemeinschaften einschleichen und *von innen* her die christliche Verkündigung zersetzen. Hier besteht allerdings eine Gefahr für das Christentum. Schon immer sind die Pharisäer die schlimmsten Feinde des Christentums gewesen; heute sind es die Kriegspolitiker, die Christentum und Wasserstoffbombe koordinieren und im psychologischen Krieg die religiösen Kräfte der Christenheit ausbeuten und ihre moralische Macht zur Rechtfertigung eines neuen Weltkrieges mißbrauchen wollen.

Das oberste Gebot für die gesellschaftliche Orientierung der Christenheit in Deutschland heißt: Nüchtern zu sein und sachlich zu sein. Sich nicht hineinziehen zu lassen in die tödlichen Kreise einer sich als

christlich bezeichnenden Politik, an deren Ende ein Krieg mit Massenvernichtungsmitteln stehen kann.

Nichts wäre gefährlicher für die deutsche Christenheit als ein *neuerliches Versagen* in einer Zeit, in der die Wandlungen, die das Gesicht der Welt verändert haben, zur Vollendung drängen, in der die Entscheidung fällt über Krieg und Frieden, Atomtod oder den Aufbau einer friedlichen Welt.

Unsere Partei, die Christlich-Demokratische Union, wird alles tun, der deutschen Christenheit nicht nur ihre berechtigten Wünsche und Forderungen erfüllen zu helfen, sie wird die Christen in Deutschland auch immer und jederzeit mahnen, ihrer *Verantwortung im gesellschaftlichen Raum* gerecht zu werden, sie wird ihnen den Weg zeigen, den die Christen durch die komplizierten gesellschaftlichen Verhältnisse unserer Tage gehen müssen, zum Wohle unseres Volkes und in Wahrnehmung der christlichen Verantwortung für die Welt.

Ein Studentenpfarrer über Kirche und militärische Rüstung

Studentenpfarrer Marquardt, der auch in unseren Kreisen schon über kirchliche Fragen sprach, richtete im April dieses Jahres einen Brief an Präses Scharf, den Vorsitzenden der evangelischen Kirchen in Deutschland. Es geht ihm um die Aufgabe, die die westdeutsche evangelische Kirche durch den 1957 abgeschlossenen Militärseelsorgevertrag übernommen hat, eine Aufgabe, die sich für die evangelische Kirche als verhängnisvoll herausstellt, wie Pfarrer Marquardt nach Teilnahme an einem Informationslehrgang bei der «Bundeswehrschule für innere Führung» einsieht. Nach seinen Erfahrungen geht es den leitenden Instanzen «nicht mehr vordergründig um die menschlich-moralische Aufrüstung der Bundeswehr, sondern um das, was heute ‚Psychologische Kampfführung' genannt wird. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß hier das entscheidende und verhängnisvolle Interesse der militärischen Führung liegt.» Wir unterbreiten unseren Lesern eine gekürzte Fassung dieses Briefes.

Sehr verehrter, lieber Bruder Scharf,

In den offiziellen Schulungen der Bundeswehrschule für innere Führung, der nicht nur das gesamte höhere Offizierskorps der Bundeswehr, sondern ebenso die verantwortlichen Vertreter von Presse, Parteien, Jugendführung, Gewerkschaften und Studentenvertreter unterliegen, wird die Militärseelsorge mündlich, schriftlich, in Wandtafeln usw. als wesentlicher Teil der psychologischen Strategie, der psychologischen Taktik und der psychologischen Konsolidierung (den drei Abteilungen der «Psychologischen Kampfführung») dargestellt. Von den Schulungsoffizieren wird dies ausdrücklich begründet mit dem Hinweis auf bisher unbekannte Erfahrungen des Koreakrieges, wo nur gläubige Christen und überdurchschnittlich staatsbewußte Amerikaner die Gehirnwäsche der chinesischen Gefangenschaft über-

standen haben. Glaube und Christentum sind hier also total in die militärischen und politischen Zwecksetzungen der Bundeswehr integriert. Wie uns gesagt wurde, gibt es hiergegen von seiten des evangelischen Kirchenamtes für die Bundeswehr keinen Einspruch — wird im Gegenteil, wie wir selbst erfahren haben, diese Totalintegration, die vor aller Öffentlichkeit demonstriert wird, gerechtfertigt.

Um die Bedeutung dieser Tatsache klarzumachen, muß ich Ihnen im folgenden die Eindrücke näher beschreiben, die der gesamte Informationskurs, dem wir uns unterzogen, einmütig auf die anwesenden Studentenpfarrer gemacht hat.

1. Von der Sicht der militärischen Führung aus befinden wir uns bereits jetzt im Kriegszustand. In doppelter Weise:

a) Die Technifizierung der militärischen Mittel hat — vor allem in der Luftwaffe, aber nicht nur in ihr — die Unterscheidungen zwischen Friedens- und Kriegszustand aufgehoben. Die militärischen Mittel (Radar, Luftabwehr, dauernd in der Luft befindliche Atombombenflugzeuge usw.) werden schon jetzt in gleicher Weise und mit der gleichen Intensität bedient und eingesetzt wie im Kriegszustand. Der hier eingesetzte Mensch kennt faktisch keinen Unterschied zwischen Krieg und Frieden mehr. Die damit gegebene Bewußtseinshaltung der Militärs erkennt zwar die hiermit verbundene ethische Problematik, überspielt sie aber zugleich durch die Behauptung ihrer Notwendigkeit. Von Theologie und Philosophie wird ausdrücklich *Hilfeleistung innerhalb* dieser Situation verlangt.

b) Das Phänomen des «Kalten Krieges» — nicht nur als Abwehrreaktion auf die subversive Tätigkeit des Gegners, sondern in der Funktion der militärischen Strategie — ist keine politisch-ideologische Größe, sondern eine militärische Größe, *militärisch und vom Militär geplant, bestimmt und taktisch geführt.*

Der Ausdruck «Kampf der Seelen» hat die Qualität eines militärischen Terminus technicus und deutet den Beginn einer militärisch bestimmten Totalisierung des Lebens an, der gegenüber der «totale Krieg» von 1943 als eine auf die technischen Mittel beschränkte Stümperei anzusehen ist. Und dies im Friedenszustand!

Dieser Totalisierung entspricht völlig konsequent die «Forderung» der Militärs auf Ausweitung der psychologischen Kampfführung auf die gesamte Öffentlichkeit aus militärtechnisch-strategischen Gründen.

Da der kommende Krieg keine Front und kein Hinterland mehr kennt, ist schon jetzt diese Unterscheidung aufzuheben und die psychologische Aktivität und Reaktivität der gesamten Bevölkerung zuzumuten. Notstandsgesetzgebung, Industrieschutz usw. sind demgegenüber vergleichsweise harmlose Forderungen des Militärs.

2. Diese schon jetzt bestehende Kriegssituation übersteigt bei weitem die psychologischen und intellektuellen Möglichkeiten des Offizierskorps, und zwar auch ganz unabhängig von dem schrecklichen

atomaren Problem. So jedenfalls wurde uns dies in Koblenz immer wieder von den Offizieren selbst dargestellt. Darum wird in der Bundeswehrschule nicht nur eine ideologische und psychologische Aufrüstung betrieben, sondern zugespitzt eine intellektuelle und ethische.

Der Bundeswehrschule gehört nicht nur der militärische Mitarbeiterstab aus höheren Offizieren, sondern auch ein ziviler Wissenschaftsstab an (Politologen, Soziologen, Historiker, Psychologen), dem selbstverständlich und nach Meinung der Offiziere vorrangig auch je ein evangelischer und katholischer Theologe eingegliedert sind: die Institution eines «Hoftheologen» (Bonner Privatdozent und Thielicke-Schüler). In welchem Sinne die Schulungsarbeit der Inneren Führung von den verschiedenen Kursteilnehmern aufgenommen wird, geht aus einer Reihe von Eintragungen im Gästebuch der Schule hervor, wo von «wehrtheologischer Säuberung» und dergleichen die Rede ist.

In diesem Zusammenhang ist auch die ehrliche persönliche Frömmigkeit höherer Offiziere, die uns begegnete und auf mich einen starken Eindruck machte, nicht gefeit von einem Mißbrauch durch jene Theologie, die von dem Grundsatz «Kriege müssen immer sein» her ein katastrophales apokalyptisches Gepräge erhält und ausdrücklich in ihrer Substanz die Militärs in eine Ethik des Scheiterns angesichts der Unabwendbarkeit des Ernstfalles einweist. Unsere Anfrage, ob nicht eine Theologie mit anderem theologischem Ansatz und Gehalt für die Schule denkbar wäre, wurde sehr bestimmt verneint.

3. Innerhalb dieser Kriegsstruktur hat nun die Militärseelsorge vor allem auf der unteren Ebene ihren Ort und wird, wie gesagt, von oben her ausdrücklich in diesen Zusammenhang hineindefiniert. Einerseits entspricht dies der Strategie der psychologischen Kriegsführung, anderseits dem faktisch vorhandenen persönlichen Bedürfnis derer, die den Ernst der Lage nicht aushalten können, obwohl sie ihn selbständig überbieten durch Verschärfung und Ausdehnung der psychologischen Kampfführung. So wird eine Situation totaler Sinnlosigkeit erreicht. Niemand gibt sich der Illusion hin, daß «höchste Werte» oder gar die durch den Kalten Krieg und seine «Forderungen» sich selbst aufgebende Freiheit zu verteidigen seien. So wird das Verteidigungsziel selbst zerstört, und einer der Stabsoffiziere konnte dies uns gegenüber so formulieren: «Wir müssen dem Osten gegenüber so tun, als wüßten wir, was wir zu verteidigen haben.» In solcher totalen Sinnlosigkeit kann die dort gelehrte und geglaubte Theologie nicht einmal mehr als sinngebendes Moment angesehen werden — was schlimm genug wäre! — weil sie selbst integrierter Bestandteil dieser (zugegebenen) Sinnlosigkeit ist.

4. So lebt man von nichts anderem als dem hypostasierten Freund-Feind-Schema und seinen Vereinfachungen, die um so einfacher werden, je mehr dies Schema auf die untere Ebene zu den einfachen Soldaten gebracht wird. Dies Schema geht bis in die hartnäckig ver-

folgte Sprachregelung hinein. Unsere unbefangene Redeweise von der «DDR» hat uns ein dreistündiges, heißes Streitgespräch gekostet, wobei die Gesprächspartner uns für jenseits des Grundgesetzes befindlich erklärten durch eine totalitäre und juristisch unmögliche Auslegung des Grundgesetzes.

Diese Erscheinung setzt sich durch und ist symptomatisch auch dafür, was der westdeutschen Öffentlichkeit noch alles bevorsteht. Eine entsprechende Notiz in der gleichen Spiegelnummer, in der Ihr Interview zu lesen ist, zeigt die Eindeutigkeit und Zwangsläufigkeit der Entwicklung.

Das Freund-Feind-Schema macht einen wirklich evangelischen Protest in Einzelheiten dieser Entwicklung unmöglich. Der Koblenzer Schultheologe hat uns einleuchtend eine natürliche Analogie von katholischen und militärischen Denkstrukturen und also ein ebenso natürliches Übergewicht der katholischen Anschauungen im Bewußtsein der Militärs klargemacht. Jede evangelische Reaktion innerhalb dieses Zwangszusammenhangs stößt auf das Unverständnis, ja den Protest der evangelischen Offiziere, bis hin zu Austritten aus unserer Kirche.

So ist eine evangelische Korrektur oder gar ein evangelischer Widerspruch durch die vom Vertragsverhältnis her gebotene Loyalität zum Offizierskorps schwer, wenn nicht unmöglich gemacht. Darum erlegt sich die Militärseelsorge auch faktisch eine Selbstbeschränkung auf allgemeine moralische, individual-ethische Thematik auf — ganz im Sinne der einzigen öffentlich bekannt gewordenen Rechtfertigung des Seelsorgevertrages durch die Kirche. Aber sie bleibt damit faktisch untergebuttert und ist von den die Armee selbst bewegenden Fragen bereits meilenweit überholt.

5. Nur als Zusammenfassung sei hier noch einmal der Grundeindruck wiederholt. *Wir erleben in der Bundesrepublik heute einen offensichtlichen Primat des Militärischen vor der Politik*, obwohl Militärs und Politiker es anders wollen. Die Entwicklung des Verteidigungsprogrammes hat eine solche logische Konsequenz in sich, daß Widerstand dagegen als utopisch erscheinen muß.

Wir gehen zu auf eine Totalisierung nicht des Lebens, sondern des Bewußtseins und des Intellekts, der «Seelen» und werden Augenzeugen eines Harakiris der Freiheit, der Selbstaufgabe des einzig erklärten Verteidigungszieles. Die Widerspiegelung dieses Vorganges kann heute im Westen schon jeder erfahren, der mit der jungen «Generation ohne Entscheidung» zu tun hat, die eben deswegen keine Entscheidung mehr trifft, weil sie keine treffen kann, da ihr alle Entscheidungen — einschließlich der für das Christentum — bereits abgenommen sind.

Soweit mein Bericht. Sie werden verstehen, sehr verehrter Bruder Scharf, daß man sich bei dieser Sicht der Dinge auch Gedanken macht über Konsequenzen des Glaubens für die Kirche aus dieser Situation.

Sie sind vorerst unübersehbar und können ja auch nicht von einigen wenigen allein durchdacht und gezogen werden. Als ein Minimum aber betrachte ich *den Beginn einer öffentlich zu führenden ungeschminkten Diskussion über diese Lage in der Kirche* — öffentlich deswegen, weil wir alle der Strategie der psychologischen Kampfführung schutzlos ausgeliefert sind, wenn nicht die Kirche einen theologisch begründeten, ohne taktische Absichten verstellten Weg zeigt, auf dem wir — die Kirche und die Christen — schlicht frei bleiben in der alle Freiheit bedrohenden Welt von heute. Zum Schluß verzeihen Sie mir bitte die Ausführlichkeit dieses Briefes. Sie scheint mir von der Sache geboten.

Mit herzlichen Grüßen gez. Marquardt

Eine Gratulation

Unser Gesinnungsfreund Ernst Schönholzer hat am 25. August seinen 70. Geburtstag gefeiert, zu dem wir ihm nachträglich herzlich gratulieren und ihm für seinen allzeit lebendigen Anteil an unserer Sache danken.

Als begabter Ingenieur hat er in jungen Jahren in größten Elektrofirmen der Welt gearbeitet und sich durch fachliche Projekte, Aufsätze und ein bedeutendes wissenschaftliches Lehrbuch in Fachkreisen einen Namen erworben. Die Welt ist ihm aber nicht nur im Gesichtswinkel des Berufsmannes begegnet.

Schon früh und immer bewußter und intensiver von der Ehrfurcht vor dem Leben ausgehend, sieht und empfindet er mit einer ihm eigenen Hellsichtigkeit und Herzensreinheit alle Übel und Nöte unserer Zeit und wird zum unerschrockenen und unermüdlichen Kämpfer und Aufrüttler der Gewissen.

Die Veröffentlichung eines flammenden Protestes in den zwanziger Jahren gegen die Herstellung von Brisanzbomben machte ihn für seine Arbeitgeber «untragbar».

Damit hat der vielversprechende Ingenieur — aus Gewissensgründen — für sich und seine Familie, der ebenfalls in Dankbarkeit gedacht sei, den schmalen Lebenspfad betreten. Heute ist es sein leidenschaftlichstes Anliegen, vor den verheerenden Folgen der Atomkernspaltung — auch vor der friedlichen — zu warnen. Er weiß sich darin mit bedeutendsten Wissenschaftern einig und ist der festen Überzeugung, daß durch die Nutzung der Sonnenstrahlung die ertragreichste und natürlichste Energiegewinnung möglich ist.

Wir dürfen dankbar sein, Ernst Schönholzer als mittragende Kraft in unserem Kreise zu haben.

Unsere besten Wünsche begleiten ihn in das nun begonnene neue Jahrzehnt. *M. M. K.*

Die große Prüfung

Die Menschheit steht in den kommenden Jahren, ja vielleicht schon Monaten, Ereignissen gegenüber, die alles in den Schatten stellen, was bisher an schweren historischen Prüfungen zu überstehen war. Es ist naheliegend, daß gerade die westliche Sozialdemokratie einen unverhältnismäßig großen Anteil an der Verantwortung zu tragen haben wird — ob sie nun will oder nicht —, die über den Ausgang dieser Prüfung entscheiden wird. Dann wird sich auch erweisen, daß die historische Aufgabe der Sozialdemokratie im Grunde weit mehr hätte sein sollen, als nur für bessere Löhne einzustehen. (Wer die ökonomischen Zusammenhänge kennt, der weiß, daß bessere Arbeitsbedingungen und höhere Löhne gar nicht von ihrer Politik abhängen.) Alle materielle Besserstellung wird nebensächlich und vielleicht die Zivilisation selbst zerstört, wenn wir diese Prüfung nicht überstehen. Dann wird es sich zeigen, daß Sozialismus immer schon in erster Linie hieß, für die Erhaltung, Sicherung des Friedens und des sozialen und nationalen Ausgleichs zu kämpfen und nicht nur materielle Ziele im Auge zu halten. Wo die Zielsetzung, Denk- und Verhaltungsweise einseitig ökonomistisch wird, verlagert sich mit der Gesinnung auch das allgemeine politische Geschehen wieder auf gerade die Kriterien und Ziele (Triebe), die den Willen zur sozialen Verantwortung und Zusammenarbeit zwischen den Völkern ganz einfach lähmen. Eine Kulturgemeinschaft aber, die nicht mit Nachdruck gerade diese fundamentalen menschlichen Anliegen zu fördern und stärken sucht (den Trieb zur sozialen und nationalen Verantwortung und den Willen zur Gemeinschaft), geht zwangsläufig an den eigenen (egoistischen und ökonomistischen) Widersprüchen zugrunde, insbesondere wo sich die Entwicklung dieser Kultur zuzuspitzen beginnt. So will es nun einmal jede Hochentwicklung des Humanismus des Menschen und seiner Kultur. Ohne eine bewußte Förderung und Stärkung des Triebes zur sozialen Verantwortung und Zusammenarbeit bricht jede Spitzenentwicklung des Humanismus und seiner Kultur jäh ab, wie die Geschichte lehrt.

Nun wird aber gerade dieser Wille zur sozialen Verantwortung und Zusammenarbeit im Westen im Namen eines Ökonomismus und Individualismus (die einfach verkappter Egoismus und Narzißmus sind) so sehr gelähmt und gedemütigt, daß nicht zufällig, auch der Wille zur Erhaltung und Sicherung des Friedens (und selbst der Freiheit) immer weniger vorhanden ist. Es ist geradezu erschreckend, zu sehen, wie viele Menschen im Westen einen kommenden Atomkrieg für etwas Unausweichliches halten, in der festen Überzeugung, daß zwar die westlichen Demokratien dabei verhältnismäßig gut davonkommen werden, die Chinesen und Russen dagegen weitgehend vernichtet würden. Solche trügerischen Ansichten hört man immer und immer wieder, und die westliche Sozialdemokratie trägt wesentlich dazu bei.

Aber gerade hier sollte sie weckend und aufrüttelnd wirken, weil sie hier schließlich ihre große Verantwortung tragen wird, und nicht im ökonomischen Sektor (wo Kräfte herrschen, über die sie gar keine Macht hat).

Die Sozialdemokratie verkennt auch weitgehend die Tatsache, daß die faschistische Reaktion im Westen trotz der Niederlage der Hitler-Armeen durch den letzten Krieg materiell und physisch viel weniger geschwächt wurde als die Linke. Daher vermag sie bereits überall wieder das Haupt zu heben und verfügt über Mittel, von denen die Linke kaum eine Ahnung hat. Die Sozialdemokratie unterschätzt auch ganz allgemein das Grausame (Sadistische, Nazistische) der weniger humanisierten Menschennatur, die weitgehend die reaktionäre Gegenbewegung beseelt und bestimmt. Je mehr jedoch die Weltsituation so wird, daß große Entscheidungen (und Prüfungen) unausweichlich werden, desto größer wird die Gefahr, daß diese Kräfte sich wieder voll durchsetzen. Die Linke wird allgemein von einem Menschentypus beseelt und angeführt (wie bereits das Frühchristentum, das Täufertum), der auch schwere Niederlagen hinnimmt und verträgt, ohne sofort zum letzten Schlag ausholen zu müssen. Dieser Typus ist in Gemüt und Geist so weit humanisiert, daß er sich in der Verzweiflung immer wieder damit vertrösten kann, daß er am Ende dafür dann siegen werde, am Jüngsten Tag in seinem Recht anerkannt werde. Ganz anders der narzißtische Typus (der weitgehend das kapitalistische System trägt und die reaktionäre Gegenbewegung vorantreibt), der eher alles aufs Spiel setzt, alles zugrunde richten wird, als daß er eine schwere Niederlage hinnimmt. Auf spätere Zeiten sich zu vertrösten liegt ihm schon gar nicht.

Heute nun, wo der Kommunismus auf weltweiter Ebene Erfolge zu erzielen beginnt, die die Mängel der konterrevolutionären, reaktionären Politik des Westens immer deutlicher an den Tag bringen, wird auch die Gefahr sehr groß, daß die Kräfte, die die westliche (beziehungsweise kapitalistische) Politik bestimmen, so oder so zu Gegenschlägen auszuholen suchen. Dadurch wächst natürlich die Gefahr eines allgemeinen Atomkrieges ins Monströse — und damit auch die Verantwortung der westlichen Sozialdemokratie in einem unverhältnismäßig hohen Maße. Jede politische Inkonsequenz muß sich bitter rächen. Und noch weniger wird die Sozialdemokratie ihre politische Aufgabe erfüllen können, wenn sie mit noch mehr Nachdruck ihren antipolitischen Affekt vertritt, der sie in keiner Weise von ihrer Verantwortung entbindet. Wie kann die Sozialdemokratie mit gutem Gewissen an einem Kreuzzug der Freiheit teilnehmen, wenn die Westmächte selber noch voll (faschistischer) Diktatoren sind! Was hat sie zum Sturz von Franco bisher unternommen? Wie kann sie heute gegen Fidel Castro Sturm laufen, wenn sie weiß, daß die sozialen Zustände in Südamerika ganz einfach unhaltbar geworden sind?

Entweder die Sozialdemokratie schöpft wieder in den ursprüng-

lichen Wahrheiten des Sozialismus, die in den umfassenderen Beziehungen unserer gesamten sozialen und ökonomischen Lage liegen, oder sie (und wahrscheinlich wir alle) wird an der eigenen politischen Inkonsequenz eingehen. Es wird ihr jedenfalls nicht genügen, einfach noch mehr ursprüngliches sozialistisches Ideengut als Ballast abzuwerfen und sich darüber zu freuen, daß so viele Menschen von der sozialistischen Utopie ernüchtern und endlich klar sehen, die Tatsachen über die Ideen siegen, die Sache über die Illusion, die Erfahrung über die Theorie, der Alltag über die Verheißung. Was immer die Sozialdemokratie an sozialistischem Ballast noch abwerfen wird, sie wird der Verantwortung der Zeit nicht entrinnen können. *Max Keller*

Nehru in Belgrad

Aus dem dringenden Appell Nehrus an die Vertreter der nicht-verpflichteten Mächte unterbreiten wir unseren Lesern einige der leitenden Gedanken des indischen Staatsmannes (India News, 16. September 1961).

«Wir bezeichnen uns als Konferenz der Völker, die keinem militärischen Block verpflichtet sind. Wir wollen uns nicht zu Kriegszwecken in militärische Blöcke und Bündnisse einreihen lassen. Wir halten uns davon fern und wollen im Gegenteil unsere Kräfte für den Frieden einsetzen.

Unser Treffen wäre auf jeden Fall von Bedeutung. Es ist um so wichtiger heute, da wir in einer der schwersten Krisen der Menschheit zusammen gekommen sind. Alles, wofür wir bisher gekämpft haben — die Überwindung von Imperialismus, Kolonialismus und rassischer Benachteiligung und so weiter — all dies wird heute überschattet durch diese Krise. Wenn ein Krieg kommt, so versinken alle diese Fragen.

Es ist darum unser erstes und wichtigstes Anliegen, zu tun, was wir können, in Tat oder Wort, dazu beizutragen, die Kriegsgefahr und die Furcht vor dem Kriege zum Schwinden zu bringen. Wenn uns dies gelingt, dann ist dies die beste Rechtfertigung unserer Konferenz und wir gehen gestärkt für unsere anderen Aufgaben aus ihr hervor. Denn es ist der Krieg und die Furcht vor dem Krieg, die den Kalten Krieg geboren haben, und dieser hinwieder hält den Imperialismus und das koloniale Regime, wo sie noch bestehen, am Leben, weil er ihnen nützt.

Der Schlüssel zur heutigen Situation liegt nicht in unseren Händen. Er liegt im wesentlichen in den Händen der USA und der Sowjetunion. Dennoch ist diese Konferenz nicht hilflos. Unsere Kraft liegt in der Solidarität mit allen friedenshungrigen Völkern. Machen wir die Friedensfrage zu unserem Hauptanliegen und zeigen wir der Welt, daß wir für den Frieden einstehen und daß wir bereit sind, dafür zu

kämpfen. Nicht mit Kanonen, sondern auf Wegen und mit Mitteln, die uns zur Verfügung stehen.

Ist es nicht eigentümlich, daß vor wenigen Jahren noch eine neutrale Haltung, die Weigerung, einem militärischen Bündnis sich anzuschließen, als utopisch verlacht wurde. (Von Dulles wurde sie sogar als unmoralisch bezeichnet. D. Ü.) Wir haben seither ein wachsendes Verständnis für eine solche Haltung feststellen können. Sie stimmt überein mit dem und bringt zum Ausdruck, was heute Unzählige denken und fühlen, daß nämlich das Wettrüsten hüben und drüben keine Wahl offen läßt.

Zu wählen ist nur noch zwischen Verhandlungsbereitschaft und Krieg. Ich bin entsetzt, wenn ich sehe, wie hochmütig und unnachgiebig die Haltung der Großmächte ist. Ich möchte ihnen in aller Bescheidenheit zu bedenken geben, daß es hier nicht um ihr Prestige geht, sondern um die Zukunft der menschlichen Rasse.

Die bestehenden Probleme können auf die Dauer nur durch allgemeine und vollständige Abrüstung gelöst werden. Diese ist nicht mit einem Schlag durchführbar. Die dringlichste Aufgabe ist darum heute die Verminderung der Spannungen, die den Ausbruch des Krieges provozieren könnten. Wenn die unmittelbarste Gefahr abgewendet ist, können weitere Schritte folgen.

Wir können die Verhandlungsbereitschaft fördern: was jedoch in bezug auf Berlin und Deutschland und die schlimmsten Gefahrenzonen geschehen sollte, ist nicht an uns zu entscheiden. Immerhin scheint uns, die Welt werde zur Kenntnis nehmen müssen, daß es zwei deutsche Staaten gibt, mit zwei Regierungen. Auch die Teilung Berlins ist eine solche Tatsache. Daß der Zugang zu Westberlin für die Bundesrepublik und die Westmächte bisher offen blieb und weiterhin garantiert ist, sollte das Problem als unmittelbare Kriegsursache ausschalten. Weitere Fragen können mit der Zeit entschieden werden. Die Vereinten Nationen wurden gegründet, um die Völker vor künftigen Kriegen zu bewahren, und in der heutigen Situation möchte ich vor dem Schicksal des Völkerbundes warnen, der 1938, als der Hitler-Krieg vor der Tür stand, sich mit zweit- und drittrangigen Problemen beschäftigte.

Heute gehört darum die Frage von Krieg oder Frieden vor das Forum der UN-Generalversammlung — unter Zurückstellung aller anderen Probleme. Wir können von diesem Kongreß aus keinen Aktionsplan vorschlagen — wir wissen nur, daß die Kriegsgefahr nicht mehr aus den Augen gelassen werden darf — besonders jetzt, da sie durch die Wiederaufnahme der russischen Bombentests, die wir bedauern, weiter erhöht wurde.

Es heißt also verhandeln; wer als erster die Initiative dazu ergreift, macht sich um die Menschheit verdient. Wie groß immer unsere Sympathie für die tragische Lage in den unterdrückten Ländern, Algerien, Angola, Südafrika, Tunis, und in noch vielen andern Gebieten sein

mag — es sind Verbrechen geschehen, die man sich in einer modernen Welt nicht vorstellen kann — dennoch kommt die Kriegsverhütung zuerst.

Und noch etwas: Wenn wir dem Frieden dienen, wenn wir die beiden großen Mächte für unsere Ziele gewinnen wollen, so hat es keinen Sinn, daß wir sie zunächst einmal verurteilen und verdammen.

Wir leben in einer Welt neuer physischer Kräfte und Erfahrungen, die dazu beitragen werden, die Ära des Imperialismus zu begraben — falls wir das Unsere tun, in modernen Begriffen zu denken, als freie Menschen. Es ist unsere positive, konstruktive Arbeit in unseren eigenen Ländern, die dazu hilft, die noch unfreien Völker freizusetzen. Und unser Bemühen um den Frieden, um Zusammenarbeit ist im Einklang mit ungezählten Millionen von Menschen — und gewinnt aus dieser Verbindung mit dem Denken der überwiegenden Mehrzahl der Menschen seine Kraft.»

Amerikanische Gewissensforschung*

Nach den spektakulären Rückschlägen, die die amerikanische Außenpolitik in den letzten Monaten erlitt, ist in den politischen Gremien der USA offensichtlich jene Gewissenforschung in Gang gekommen, die schon so lange fällig war.

Kuba hat zur öffentlichen Diskussion gestellt, was seit längerer Zeit in der privaten Sphäre einer Machtelite Amerikas verhandelt wurde. Die heutige Auseinandersetzung gibt ein Bild vom Kampf fortschrittlicher Kreise um eine neue Außenpolitik, von einem Kampf, der sich unter dem Druck internationaler Ereignisse noch verschärfen dürfte.

Ein Symptom des amerikanischen Malaise, das viele Beobachter feststellen, ist der Vertrauensschwund. Man hat kein Vertrauen mehr zu einer Regierung, die sich auf den Standpunkt stellt, daß nur bekannt werden dürfe, was sie als «im nationalen Interesse liegend» betrachtet. Das kommt zum Ausdruck zum Beispiel in einem Artikel der angesehenen «New York Times» (11. Mai 1961), betitelt: «*Das Recht, nicht angelogen zu werden*». Er enthält die bemerkenswerte Mahnung an die Regierung: «Eine Diktatur kann ohne wohl informierte öffentliche Meinung auskommen. Eine Demokratie kann es nicht. Es ist nicht bloß unethisch, das eigene Volk zu betrügen, so wie man es als selbstverständlich ansieht, eine gegnerische Regierung zu hintergehen, es ist auch *dumm*.» «Das amerikanische Volk ist weder moralisch noch

* Siehe auch die Broschüren: «The Crime against Cuba», von Corliss Lamont in der Serie Basic Pamphlets und «Cuba versus the C. I. A.», von Robert E. Light und Carl Marzani, Marzani und Munsell, Neuyork.

geistig auf die Wirklichkeit vorbereitet — es ist gerade aus diesem Grunde weitgehend demoralisiert», erklärt auch *Walter Lippmann*, ein anderer Kritiker der heutigen Außenpolitik.

Die Dulles-Politik des Kalten Krieges, die mit Hilfe Trumans eingeleitet und durch Eisenhower fortgesetzt wurde, hat die Vereinigten Staaten von einem Höhepunkt der Macht im Jahre 1945 auf die heutige prekäre Lage gebracht. Erst heute darf man es in Amerika wagen, sich zu der Auffassung zu bekennen, daß es die USA mit ihrer Atomdiplomatie waren, die den Kalten Krieg mit allem, was dazu gehört, einleiteten. Hand in Hand mit der «Containment Policy» (Politik der Eindämmung), die mit Dulles verknüpft ist, ging der Ausbau eines Systems von Stützpunkten und Satellitenstaaten, oder «client states» (Klienten-Staaten), wie sie von Walter Lippmann genannt werden, für die *eine* Qualifikation genügte: Sie mußten zuverlässige Antikommunisten sein. Die Gegenwart sieht nun den Zusammenbruch dieses Satellitensystems. Wie soll der Amerikaner, der Mann auf der Straße, solche Ereignisse interpretieren? Hat Moskau wieder die Hand im Spiel?

James Reston gibt eine Erklärung in der «New York Times» vom 14. Mai 1961: «Wir haben dem Kommunismus sehr oft Vorschub geleistet, indem wir jede beliebige Regierung, sofern sie sich als antikommunistisch bezeichnete, als Freund behandelten. Die Tatsache, daß Fidel Castro imstande war, in Kuba ein anti-amerikanisches und pro-russisches Regime auszubauen, ist mindestens teilweise darauf zurückzuführen, daß wir jenes willkürliche und korrupte Batistaregime duldeten, das Castro dann stürzte. Wir sollten aus diesem wie aus anderen Beispielen die Lehre ziehen, daß wir den Kommunismus nicht erfolgreich bekämpfen können, indem wir mit unseren Dollars Regierungen aushalten, die ihr eigenes Volk *bestehlen und ausbeuten*.»

Walter Lippmann wird nicht weniger deutlich (18. Mai) in bezug auf die ostasiatischen Vorgänge:

«Die Revolution in Südkorea und Iran, die auf die Unruhen in Laos und Südvietnam folgen, mögen als Warnung dienen, daß in Asien die Politik der Eindämmung mittels amerikanischer Satellitenstaaten am Zusammenbrechen ist. In allen diesen vier Ländern waren die Regierungen von uns abhängig (our client), man kann sogar sagen, sie waren unsere Kreaturen. Alle fallen in sich zusammen, und wenn man genauer zusieht, aus dem selben Grunde: diese amerikanischen Klienten-Staaten waren nicht nur korrupt, sondern dazu unvorstellbar reaktionär. Wir erleben jetzt das amerikanische Gegenstück zur Auflösung des britischen und französischen Kolonialreiches.»

Die fortschrittliche amerikanische Minderheit, die hier zum Wort kommt, weist mit Nachdruck auf die Kritik hin, die auch von Amerikas treuestem Verbündeten, England, geübt wird. Der konservative, pro-amerikanische «*Observer*» in London schrieb schon am 30. April 1961:

«Das kubanische Abenteuer war nicht ein einmaliges Mißgeschick. Präsident Kennedys seitherige Reden und die Reaktion der Presse zeigen das deutlich. Die Intervention in Kuba fußte auf einer eigenartigen, politischen Betrachtungsweise, die auch Kennedy mit den meisten Amerikanern teilt und die heute Amerika von seinen Alliierten und allen Neutralen deutlich unterscheidet.»

«Unsere amerikanischen Freunde sind in größerem Maße, als sie zugeben würden, Gefangene einer Ideologie, die fast so eng ist wie die der Kommunisten und ebenso inbrünstig geglaubt wird. Für die amerikanische Ideologie lautet die Gleichung nicht bloß: Kapitalismus = Freiheit, sondern beinahe: Kapitalismus = absolute Tugend. Daß eine kleine Nation es wagt, eine amerikanische Aktiengesellschaft zu enteignen, erscheint den meisten Amerikanern als so offensichtlich sündhaft, daß sich jede weitere Diskussion erübrigt.»

«Fast jedem Amerikaner erscheint der Kommunismus als ebenso absolutes Übel wie Nazismus oder Mord, und wer dieses Dogma anzweifelt, muß bereits angesteckt sein . . . Wenige Amerikaner können sich überhaupt vorstellen, daß ein Bauer in Laos tatsächlich den Pathet Lao einem Prinzen Boun Oum vorziehen mag oder daß in der Sowjetunion etwas anderes als Elend zu finden sei. Diese Betrachtungsweise vereinfacht denn doch zu sehr.»

«Niemand bestreitet, daß kommunistische, politische Technik schwer zu bekämpfen ist. Aber auch Chruschtschew weiß, daß die Technik der Infiltration nicht genügt und daß der Kommunismus nur dort siegt, wo die Bedingungen ihn begünstigen. Die bestbekannten von ihnen sind Armut, Rückständigkeit, Feudalismus und Unterdrückung . . . In Osteuropa hinwieder ist der beste Verbündete des Kommunismus die *Furcht vor Deutschland* . . . In Afrika, Asien und Lateinamerika ist es der Antikolonialismus.»

Eine Auffassung, die in Regierungskreisen, die realistisch zu urteilen glauben, Geltung hat, kommt zum Ausdruck in einem Artikel von *William Shannon* («NY Post», 16. Mai 1961). Er schreibt: «Die Frage, die wir stellen müssen, lautet nicht: Ist eine bestimmte Regierung korrupt?, sondern nur: Erfüllt sie ihre Regierungsfunktion? Auf dem Gebiete der Außenpolitik sind soziale Reformen nur die pharisäische Forderung von politischen Moralisten.»

Doch Reform in einem Satellitenstaat ist nicht eine moralische Frage; es geht einfach darum, eine stabile Regierung zu schaffen, die von der Mehrheit der Bevölkerung unterstützt wird. Dies ist auch unter den besten Umständen schwierig, es wird aber ganz unmöglich, wenn man sich auf den Standpunkt stellt, jede Reform führe nur zu Kommunismus.

Wir erwähnten bereits, daß vorläufig erst eine Minderheit von fortschrittlichen Politikern und Publizisten in Amerika sich gegen die offizielle Außenpolitik einstellt. Die Mächte, die sich gegen jede Neuorientierung stemmen, sind noch ungemein einflußreich. Selbst ein

liberal sich gebärdendes Presseorgan wie der «Reporter» findet (25. Mai), die amerikanische Außenpolitik habe nichts zurückzunehmen, und befürwortet eine Intensivierung der herkömmlichen Außenpolitik mit herkömmlichen Mitteln: keine Absetzoperationen also, nicht einmal Koalitionsregierungen in amerikanischen Satellitenstaaten — eine Politik, die einen an die Befehle Hitlers an die deutsche Armee vor Stalingrad erinnert.

Auch in den höchsten Rängen der Administration scheint keine große Neigung zu bestehen, sich neu zu orientieren. Wenn Präsident Kennedy nach dem kubanischen Fiasko seine Außenpolitik überprüft, so geschieht es im Sinne einer Verhärtung. Seine erste Rede nach jenem Mißerfolg schloß mit der Erklärung, die USA würden in Lateinamerika mit eigenen militärischen Kräften eingreifen (unilaterally), falls er den Eindruck habe, die Sicherheit des Landes sei gefährdet. Das Hauptgewicht in der Außenpolitik wird je und je auf die militärische Stärke gelegt, wie die seither erfolgten Erhöhungen der Rüstungsprogramme zeigen. Neu ist, daß Kennedy beschlossen hat, die Sonderkommandos für den sogenannten Guerillakrieg bedeutend zu verstärken. Der mit der Untersuchung der Kuba-Affäre betraute General Taylor soll zugleich dafür sorgen, daß militärische Operationen solcher Einheiten in Zukunft dem Pentagon und nicht der Spionageorganisation CIA unterstehen.

Guerillakriegführung ist anscheinend künftig die Losung für die Abwehr des Kommunismus. Wie *Hanson Baldwin* von der «New York Times» meldet, hat Kennedy Mao Tse-tungs und Guevaras Anweisungen über dieses Thema studiert, sich für deren Anpassung an die amerikanischen Bedürfnisse ausgesprochen. Selbst das nüchterne «Wall Street Journal» meldet mit Schlagzeilen, daß die amerikanische Armee ein Blatt aus dem Buch der Roten genommen habe und spezielle Einheiten für «paramilitärische Operationen» ausbilde. Es ist nicht anzunehmen, daß die Hoffnungen, die von gewissen militärischen Stellen auf diese neue Strategie der Infiltration gesetzt werden, sich realisieren lassen. Selbst wenn sie nicht in Großaktionen, sondern in erster Linie als polizeilich-militärische Maßnahme gegen Volksaufstände in rückständigen Ländern gedacht ist, wird sie auf große Schwierigkeiten stoßen. Kennedy und seine militärischen Berater mögen Mao Tse-tung studieren, aber sie verstehen ihn nicht. Unter dem Titel «Maos Fibel über den Guerillakrieg» publizierte die «New York Times» am 4. Juni 1961 Auszüge aus Maos Handbuch für den Guerillakrieg. Die einleitenden Sätze sollten dem Pentagon zu denken geben:

«Ohne politisches Ziel muß ein Guerillakrieg mißlingen, da er in diesem Fall nicht mit den Wünschen und Hoffnungen des Volkes übereinstimmt und die Sympathie und Mitarbeit des Volkes nicht gewinnen kann. Der Guerillakrieg ist seinem Wesen nach eindeutig

revolutionär . . . In einem konterrevolutionären Krieg ist kein Platz für Guerillatätigkeit, denn Guerillatätigkeit geht vom Volk aus und wird von ihm unterstützt.»

Das Pentagon glaubt, Guerillamethoden benützen zu können, und denkt dabei nur an die äußerlichen Faktoren, wie Ausrüstung und Training. Das Hauptmoment aber ist das Ziel, für das sich der Guerillakämpfer einsetzt. Er kämpft immer um Nahrung, für Gerechtigkeit, gegen soziale und wirtschaftliche Unterdrückung, gegen Großgrundbesitzer, Wucherer, korrupte Beamte und Polizeiwillkür, kurz gegen alle jene Dinge, die die amerikanische Außenpolitik unterstützt, weil sie *für den Status quo, für das Bestehende eintritt.*

Einen Vorteil freilich hätten solche «paramilitärischen Operationen» für die Regierung. Sie könnten, wie bisher die Unternehmungen der CIA, der Kontrolle des Parlaments und seiner Organe entzogen werden. Es dürfte dieser Umstand auch eines der Hauptmotive für die neue Praxis der Administration sein.

Wir haben vorstehend einige Aspekte der heutigen Auseinandersetzung über die Außenpolitik der USA skizziert. Die Debatte zwischen den Befürwortern einer Neuorientierung und den Anhängern einer Politik der gepanzerten Faust hat noch längst nicht ihren Höhepunkt erreicht. Sie muß immer weitere Kreise ergreifen, wenn der unheilvolle Druck, der seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges auf der amerikanischen Außenpolitik lastet, schwinden soll. Wenn, mit anderen Worten, die Beziehungen Amerikas zur übrigen Welt einmal nicht mehr, wie heute, von Pentagon und CIA, von den Rüstungskorporationen und ihrem Anhang verfälscht werden, wird das amerikanische Volk vielleicht die kubanische Revolution einst als Wendepunkt seiner eigenen Entwicklung würdigen. Red.

Die große Gefahr für den Frieden kommt wieder «von draußen»

In einem Artikel zur diesjährigen Bundestagswahl schreibt die Vorsitzende der DFU (Deutsche Friedens-Union), *Frau Prof. Renate Riemeck* unter anderem . . . «Vor den diesjährigen Bundestagswahlen ist die Situation anders (als in den Jahren 1949, 1953, 1957). Heute reden die Bundeswehrgeneräle offen vom ‚Krieg unserer Zeit', als wäre er eine mögliche Alternative zur Politik. Adenauer forderte in diesem Wahlkampf für die Bundeswehr die gleiche Bewaffnung, wie die Sowjetarmee sie hat. (Was meint er? Interkontinentalraketen?) Und gestützt auf die scheinbar neugewonnene militärische Macht konnte er Pfingsten 1961 in Bamberg erklären: ‚Wir werden dem An-

sturm des sowjetischen Atheismus begegnen. Deutschland wird ihn zu Fall bringen.' Der CSU-Ministerpräsident von Bayern bezeichnete kürzlich das ‚Kriegsrisiko' als ‚einzigen Schlüssel zum Tor der Freiheit für den Westen'. Herr von Hassel sagte auf einem Vertriebenentreffen: ‚Unsere Gebietsforderungen gehen bis weit hinter die Oder-Neiße-Linie. Wir wollen die alten deutschen Herrschaftsgebiete wieder haben. Das Jahr 2000 darf nicht zum 83. Jahr der Oktoberrevolution in der Welt werden.' Und der bayerische Arbeitsminister Stain, Mitglied des Bundesrates, erklärte Pfingsten 1961 auf einem Landsmannschaftstreffen: ‚Wir dürfen nicht vergessen, daß Deutschland wieder mehr Lebensraum (!) braucht. Wir können ihn bei Nachbarn finden, die diesen Raum nicht brauchen. Jenseits unserer Grenzen warten im Osten menschenleere Räume auf uns . . .'

Da das ‚Kriegsrisiko' der CDU/CSU als ‚einziger Schlüssel zum Tor der Freiheit' erscheint, wird die deutsche Öffentlichkeit auf den Ernstfall und auf die ‚Zerreißprobe' eingestimmt. Fernsehen, Presse, Film gewöhnen die Bevölkerung an den Anblick von Düsenbombern, Raketen, Panzern und Kriegsschiffen. Die antikommunistische Propagandamaschine läuft auf vollen Touren. Sie liefert das für die Duldung der ständig fortschreitenden Aufrüstung notwendige Material. Die hemmungslosen Schmähungen gegen den Osten folgen alter Gepflogenheit, die schon in der nationalsozialistischen Aera den Vorwand für die Kriegsbereitschaft liefern mußten.»

Unsere Herbsttagung

Sie fand am 8. Oktober wiederum im Kurhaus «Rigiblick» statt. Ein wunderschöner sonniger Tag — nach einem regnerischen Samstag — bildete einen guten Auftakt. Die Tagung selbst verlief anregend, lebendig und erfolgreich, sie war von etwa 80 Personen besucht.

Nach der Eröffnung durch Dr. Kramer machte uns unser «Ehrenmitglied» Margarete von Bendemann-Susman die Freude einer kurzen besinnlichen Einleitung. Sie stellte das Wort von Heraklit an den Anfang: «Der Streit ist der Vater aller Dinge» und arbeitete schön heraus, daß dieses Wort zwar seine Wahrheit habe für das Reich der Natur; aber die Propheten des Alten Testamentes haben den Menschen belehrt, daß er, obwohl diesem Reiche entstammend — dem Dunkel des Kosmos — darin nicht gefangen bleiben muß, sondern es überwinden kann und soll, und damit auch den Krieg.

Das war gerade die rechte Einleitung zu dem nun folgenden Referat von Freund Arthur *Villard* (Biel) über «Die deutsche Frage — eine Probe auf das Weiterleben der Menschheit».

Schon die Kriegsgerüchte sind eine Verurteilung unseres alten Europa. Wer das ungeheure Elend der großen Massen — zum Beispiel in Indien — je selbst gesehen hat, kann es nie vergessen und ihm wird klar, daß dies die Aufgabe wäre: diesen Völkern zu helfen!

Berlin ist nicht, wie viele sagen, ein Test für die Nachgiebigkeit oder Härte der Russen, sondern es ist der Schlüssel zur deutschen Frage. Das Heute ist das Kind des Gestern, und das Gestern der Deutschlandfrage macht das Heute viel verständlicher. Deutschland war seit seiner Vereinheitlichung auf Eroberung eingestellt. (Schon Kramer hatte in seiner Einleitung darauf hingewiesen, daß Deutschland bisher 5 Kriege ausgelöst hatte: den deutsch-dänischen, den deutsch-österreichischen [1866], den deutsch-französischen Krieg [1870/71] und den 1. und 2. Weltkrieg.) Die Politik Adenauers und Strauß' verfolgt deutlich diese Linie weiter. Der Redner belegt es, indem er Äußerungen dieser beiden zitiert, zum Beispiel Strauß: er werde die Wiedervereinigung realisieren mit dem Mittel der Bedrohung durch die Atombombe. Und vor zwei Monaten erst sein vieldeutiges Wort: «Der Zweite Weltkrieg ist nicht beendet.» Und wenn jetzt die Atombewaffnung der Bundeswehr diskutiert wird, so muß man fragen: Soll also die Freiheit mit Nuklearbomben verteidigt werden?

Die Gefahr besteht nicht in der Spaltung Deutschlands, sondern in der Politik Westdeutschlands, die ohne die Unterstützung durch die Westmächte nicht möglich gewesen wäre, in einer Politik, die die Wiederaufrüstung billigt und beschleunigt und die sich heute derselben Männer bedient, die schon Hitler dienten. Und man darf nicht vergessen, daß der Krieg Rußland 17 Millionen Tote gekostet hat, daß Polen und Rußland Erfahrungen mit der deutschen Besetzung gemacht haben, die uns fehlen, und man muß verstehen, daß die militärische Betriebsamkeit in Bonn diese Völker aufs höchste beunruhigt.

Diese Erkenntnis beginnt sich im Ausland durchzusetzen. Der Vortragende zitiert Pressestimmen, die das erhärten. Zum Beispiel Mauriac (Frankreich): er habe keine Sympathie für den Osten, aber man müsse die Gründe der russischen Politik besser begreifen, sie sei der Reflex einer legitimierten Verteidigung. Zu diesen Stimmen kommt hinzu das Gewicht der Neutralen (Belgrad!).

Aber wenn man auch die Reaktionen des Ostens versteht, so muß man deswegen noch lange nicht alle gutheißen. Die Abriegelung Ostberlins allerdings — so bedauerlich sie ist — war eine Notwendigkeit und hat uns vielleicht vor viel Ärgerem bewahrt. Denn es ist eine Tatsache, daß das Westdeutschland Adenauers gehofft hatte, mit den unaufhörlichen Aktionen, mit der Störtätigkeit und Propaganda eine gleiche Situation zu schaffen wie 1953 und die DDR sturmreif zu machen für ihre Liquidierung.

Aber die Stimme, die von der Ausradierung der Akropolis sprach, war nicht die Stimme der Weisheit. Und die Wiederaufnahme der

Atombombenversuche ist absolut zu verurteilen. Es gibt keine guten und schlechten Atombomben — gute für die Verteidigung des Sozialismus und schlechte für die Verteidigung des Kapitalismus. In Ungarn sind nicht nur Fehler gemacht worden, sondern Verbrechen geschehen. Und zur Sozialisierung Ostdeutschlands sind eine ganze Reihe Fragezeichen anzubringen: Wieso hatten sie 99 Prozent bei den Wahlen und zugleich Massenemigration? Wie erklärt sich die Mühe, die Leute zu gewinnen? Will man nicht zuviel auf einmal erreichen? Ist die Methode nicht zu hart? Ist ein Fanatismus gegen die Andersgläubigen nicht schädlich?

Für uns gibt es keinen andern Weg, als den Mut nicht zu verlieren. Wir dürfen nie auf den Friedenskampf verzichten. Im Osten wie im Westen braucht man den Frieden, und wir dürfen keine Mühe scheuen und müssen immer wieder, auch nach den schlimmsten Rückschlägen, unsere geduldigen Anstrengungen für den Frieden fortsetzen. Gegenwärtig ist im Hinblick darauf die Initiative gegen die atomare Aufrüstung der Schweiz von großer Wichtigkeit.

Die Voten des Nachmittags brachten zum Teil sehr interessante Ergänzungen zu dem Hauptreferat. Ein Rechtsanwalt aus Berlin schilderte uns die juristische Unhaltbarkeit der gegenwärtigen Situation und warum es keineswegs angeht, den Russen «Vertragsbruch» vorzuwerfen.

Ein Freund aus dem Kreise Niemöllers wies uns in vornehmer Form zurecht, nicht von «den Deutschen» schlechthin zu reden und nicht zu vergessen, daß es auch die anderen gebe — auch wenn sie in der Minderzahl sind, so wie hier, und die Geschehnisse nicht gestalten, sondern nur erleiden können.

Ein Zürcher Freund, der vor kurzem in Berlin gewesen war, gab uns realistische und zum Teil erheiternde Details zur Berliner Situation und erläuterte uns auch die «Flucht» aus dem Osten, die propagandistisch so sehr ausgeschrotet wurde: eine Wanderungsbewegung aus dem ländlichen Osten in den industrialisierten Westen hat es schon immer gegeben. Die Leute gehen dorthin, wo es ihnen wirtschaftlich besser geht, keineswegs immer aus politischen Gründen. Auch wir haben ja Fremdarbeiter. Diese Rolle spielen in der Bundesrepublik die Ostdeutschen, und sie brauchen sich im Westen nicht einmal fremd zu fühlen, es ist ja auch Deutschland und spricht die gleiche Sprache. Und in den letzten Jahren habe die Abwerbung so überhand genommen, daß Ostdeutschland sich durch die Abriegelung schützen mußte. Heute indessen hat eine Wanderungsbewegung eingesetzt aus Westberlin nach der Bundesrepublik, und die Transportfirmen, die Welti-Furrers von Berlin, sind bis März 1962 ausverkauft. Denn die realistische Berliner Bevölkerung hat die Unhaltbarkeit der Situation erkannt, lange bevor die Politiker bereit sind, es zuzugeben.

Mit einem Appell unseres Freundes Villard zum Kampf gegen die Atombewaffnung der Schweiz schloß die erfreuliche Tagung. H. H.

Das deutsche Elend Es ist eigentlich kaum zu glauben, und doch ist es so: Jedermann weiß, daß ein dritter Weltkrieg im Zeitalter der Atomwaffen das Ende der gesitteten Menschheit bringen müßte — und dennoch redet man fast überall von der Möglichkeit eines solchen Krieges mit einer Kaltblütigkeit und zynischen Verantwortungslosigkeit, als handle es sich «nur» um eines der üblichen Massengemetzel, bei dem zwar diesmal gewiß ein paar hundert Millionen Menschen für «höhere Güter» geopfert werden müßten, das man aber im großen und ganzen doch wieder fröhlich überleben werde. Auch im Nationalrat sagte Bundespräsident Wahlen — der es einmal, als er noch nicht «Staatsmann» war, besser wußte — kürzlich: «Das höchste der Güter des Lebens ist die Freiheit, und um für dieses Gut zu kämpfen, müssen wir uns die möglichen Waffen beschaffen können» — nämlich auch Atomwaffen, wie sie unsere Militärführung längst und mit wachsendem Nachdruck verlangt.

Ähnlich tönt es überall, wo man noch keine Atomwaffen hat. Am lautesten in *Westdeutschland*, dessen Regierung entschlossen und folgerichtig als Krönung ihrer Kriegsrüstungen auf die Ausstattung ihrer Wehrmacht mit Atombomben, made in USA, hindrängt. Und das westdeutsche Volk ist ganz damit einverstanden, hat es doch aus den beiden bisherigen Weltkriegen, die seine Beherrscher entfesselt und verloren haben, nur das eine gelernt, daß seine Armee schlagfertiger und moderner ausgerüstet dastehen müsse als die irgendeines anderen vergleichbaren Staates, um diesmal im Bund mit den Westmächten die im Osten liegenden Ziele endlich zu erreichen, die im wiederholten Zweifrontenkrieg leider nicht erreicht werden konnten. Wenn es noch eines Beweises bedurft hätte, daß die erdrückende Masse der Westdeutschen — Männer wie Frauen — reuelos hinter einer Regierung steht, die ganz in den alten, verruchten national-militärischen Vorstellungen lebt, so hätten die *Bundestagswahlen* vom 17. September ihn erbracht. Alle drei Hauptparteien — Christliche Demokraten, Sozialdemokraten und Freie Demokraten —, wie erst recht die kleine, übernationalistische Reichspartei, haben sich grundsätzlich zu der berühmten «Politik der Stärke» bekannt, die das Kabinett Adenauer-Brentano-Strauß, gestützt auf seine Wehrmacht, seit Jahr und Tag betreibt. Die neugegründete Deutsche Friedensunion aber, die diese Politik ebenso grundsätzlich bekämpft, hat es nicht einmal auf zwei Prozent aller Wählerstimmen gebracht — ein Ergebnis, das weder durch die Jugend und Armut der Bewegung allein zu erklären ist noch durch den terroristischen Druck, dem sie während des Wahlkampfes ausgesetzt war. Es spiegelt im wesentlichen einfach die Geistesverfassung wider, die das «Volk der Dichter und Denker» in seinem bun-

desrepublikanischen Teil tatsächlich immer noch unerschüttert beherrscht.

Was will denn die «Politik der Stärke», für die sich mehr als 98 Prozent der westdeutschen Wähler und Wählerinnen erneut entschieden haben? Kurz gesagt: Sie will die Niederlage Deutschlands im Zweiten Weltkrieg nun und nimmer anerkennen. Ihre Anhänger wollen die Machtverhältnisse und die Grenzziehung, wie sie seit 1945 bestehen, durch militärische Kraftentfaltung radikal umstürzen. Sie wollen die Deutsche Demokratische Republik schlicht und einfach annektieren und ebenfalls dem Westblock zuführen. Sie wollen die verlorenen deutschen Ostgebiete, die jetzt polnisch, sowjetisch und wieder tschechoslowakisch sind, «heim ins Reich holen». Ja, sie träumen davon, die Sowjetunion und den ganzen Ostblock zu zerschlagen und für Deutschland überhaupt eine Weltgeltung zu gewinnen, wie sie kaum Hitlers Tausendjähriges Reich gehabt hätte. Das Werkzeug dafür soll die neue westdeutsche Wehrmacht sein, die als Hauptbestandteil der NATO-Streitkräfte schon heute die beherrschende militärische Rolle in Mittel- und Westeuropa spielt.

Es ist eine gänzlich wirklichkeitsfremde, ja phantastisch widersinnige Politik, die Bonn hier betreibt. Daß die Sowjetunion jemals dazu gebracht werden könnte, auch nur Ostdeutschland dem Westblock zu überlassen und dann Polen und die Tschechoslowakei den deutschen «Revanchisten» preiszugeben, während sie selber Ostpreußen räumen würde, all das, ohne durch einen verlorenen Krieg dazu gezwungen zu sein — das ist angesichts der militärischen und wirtschaftlichen Stärke der Sowjetunion eine derart abenteuerliche Vorstellung, daß man sich immer wieder fragt, wie halbwegs vernunftbegabte Wesen und gar verantwortliche Staatsmänner ihr auch nur eine Stunde lang nachhängen können. Selbst wenn man eine «Politik der Stärke» lediglich in dem begrenzten Sinn gelten ließe, daß Westdeutschland mit Hilfe der Westmächte durch militärischen, wirtschaftlichen und politischen Druck den ostdeutschen Staat zum Zusammenbruch bringen oder doch die Sowjetunion zur Preisgabe der DDR zwingen könne, liegt die Widersprüchlichkeit und Aussichtslosigkeit dieser Zielsetzung auf der flachen Hand. Entweder ist es den Westdeutschen mit der «Befreiung der ostdeutschen Brüder» ernst — dann dürfen sie nicht ein geeintes, aufgerüstetes Deutschland gleichzeitig dem Westlager anzuschließen trachten und der Sowjetunion zumuten, daß sie ihnen dabei noch helfe. Oder sie führen im Bund mit den Westmächten den Kalten Krieg gegen den Osten bis zum erträumten Zusammenbruch des Sowjetblocks weiter — dann müssen sie die «in Frieden und Freiheit» zu erstrebende Einigung Deutschlands abschreiben. Aber beide Ziele miteinander zu verfolgen — das ist ein Unding und kann nur zu einer Kriegskatastrophe oder zu einer schweren politischen Niederlage und Demütigung führen, in jedem Fall also zum Bankerott der «Politik der Stärke». Gerade das ist aber

der Weg der Bonner Regierung — und das westdeutsche Volk läuft ihr dabei nach wie eine Schafherde, die von ihrem Hirten in den Abgrund geführt wird.

Verständigung ist möglich Nun wird Westdeutschland auf Grund der Parlamentswahlen zwar auch eine neue Regierung bekommen. Denn die Christlich-Demokratische Union, die Partei Adenauers, hat ja die Mehrheit im Bundestag verloren, so daß sie zu einem Bündnis mit den «Freien» Demokraten oder gar mit den Sozialdemokraten gezwungen sein wird, wenn sie Regierungspartei bleiben will. Aber wie auch die künftige westdeutsche Regierung zusammengesetzt sein wird, und ob nun Adenauer (wenn auch nur vorübergehend) Bundeskanzler bleiben oder sofort durch Erhard, den «Wirtschaftswundermann», ersetzt werden wird — die Außenpolitik Bonns wird sich nicht wesentlich ändern, es sei denn unter einem unentrinnbaren Druck, den die Westmächte ausüben. Ist solch ein Druck wahrscheinlich? Oder werden die Vereinigten Staaten, Großbritannien und Frankreich so unbedingt fest und treu hinter ihrem Verbündeten stehen, wie man das in Bonn hofft?

Kein Zweifel: den Kalten Krieg gegen den Sowjetblock werden die Westmächte grundsätzlich ebenso zielbewußt weiterführen wie die Bonner Regierung. Schon 1952 haben sie es rundweg abgelehnt, auf den sowjetischen Vorschlag eines Friedensvertrages mit Deutschland einzutreten, der freie gesamtdeutsche Wahlen unter Viermächtekontrolle vorsah — weil darin eben auch die Neutralisierung Deutschlands, also seine Freiheit von irgendwelcher Bindung an einen Militärblock, festgelegt werden sollte. Aus dem gleichen Grund wollen sie auch von einem Friedensvertrag mit den beiden deutschen Teilstaaten nichts wissen, wie ihn die Sowjetregierung jetzt vorschlägt. Der römische «Messagero» (13. Juni 1961) sagte es offen: «Die (von Moskau ausgehenden) Vorschläge zur Lösung der deutschen Frage können nicht angenommen werden, weil ihre Annahme gleichbedeutend wäre mit einer amtlichen und dauernden Anerkennung der kommunistischen Regime in Osteuropa, mit einer Regelung der Grenzziehung im Osten durch Verhandlungen und schließlich mit einer Entmilitarisierung Westdeutschlands.»

Hier ist also — trotz gewissen Neigungen im Westen, die Oder-Neiße-Grenze als endgültig anzuerkennen — kein wesentliches Abweichen von der Bonner Linie zu erwarten. Hingegen ist es durchaus möglich, daß die Westmächte in der Frage der *deutschen Einigung* und damit auch Westberlins selbständig vorgehen werden. Man spricht es jetzt besonders in den Vereinigten Staaten — wie schon längst in England — immer deutlicher aus, daß die beiden Forderungen: Anschluß Gesamtdeutschlands an den Westblock und Wiedervereinigung von West- und Ostdeutschland «in Frieden und Freiheit» — also mit

Zustimmung der Sowjetunion und ihrer Verbündeten — sich gegenseitig ausschließen. Von einer Erfüllung dieser *beiden* Forderungen, wie sie Adenauer den Westdeutschen seit Jahren verspricht, könne in absehbarer Zukunft keine Rede sein, schrieb letzthin (19. September 1961) Walter Lippmann in der «New York Herald Tribune». Das werde in Amerika unter ernsthaften Beobachtern der deutschen Entwicklung seit langem als Tatsache anerkannt. «Aber es wäre für Westdeutschland politisches Gift gewesen, wenn die Alliierten offen über die Wahl zwischen dem Anschluß an Westeuropa und der Wiedervereinigung mit Ostdeutschland gesprochen hätten ... Eine Wahl zwischen den beiden Adenauer-Versprechen ist jedoch nunmehr unausweichlich, und alle verantwortlichen und unterrichteten Deutschen wissen das sehr gut.»

Das könnte heißen, daß die Westmächte sich mit der Zweiteilung Deutschlands offen oder stillschweigend abfinden und das Dasein der DDR in irgendeiner Form tatsächlich anerkennen müssen. Vor einem hochgerüsteten und wiedervereinigten Deutschland hat man ja auch im Westlager weitherum Angst, und daß die Aussicht auf eine Vereinigung mit dem überwiegend protestantischen und sozialistischen Ostdeutschland mindestens beim katholischen und vollreaktionären Flügel der Adenauer-Partei keinerlei Begeisterung erweckt, weiß man auch. Warum also nicht mit der DDR über Berlin verhandeln in dem Sinn, daß die politische Selbstbestimmung Westberlins und die Anwesenheit und Bewegungsfreiheit der westmächtlichen Garnisonen in Westberlin gesichert würden, während die DDR die Kontrolle des Land- und Luftverkehrs mit Westberlin — der ja über ostdeutsches Gebiet gehen muß — zugestanden erhielte? Die Ausräumung des Wühl- und Hetzbetriebes in Westberlin wäre dadurch ebenso möglich wie die Sperrung des Fluchtweges nach Westdeutschland. Und wirkliche Lebensinteressen der Westmächte würden in keiner Art und Weise verletzt.

Wenn man aus den freilich verworrenen Andeutungen über die Absichten der Regierungskreise in Washington, London und Paris einen Schluß ziehen darf, so scheint sich die westmächtliche Diplomatie auch tatsächlich in der Richtung auf ein solches Abkommen zu bewegen. Sogar in Bonn hat man offenbar begonnen, sich auf eine «biegsame» Haltung gegenüber der DDR umzustellen, was freilich nicht verhindert, daß die breite Öffentlichkeit Westdeutschlands eine neue, schwere Enttäuschung und Ernüchterung erfahren wird. «Wer auch in Bonn regiert — er wird dem deutschen Volk bittere Wahrheiten einprägen müssen», meint ein Bonner Mitarbeiter der Londoner «Peace News» (22. September). «Es wird auf lang hinaus keine Revision der Grenzen geben, es wird keine Rückkehr der Ostprovinzen geben, es wird kein Berlin geben, das nur mit dem Westen gemäß den Bonner Bedingungen verbunden wäre. Wir müssen nur hoffen, daß all dies im deutschen Volk nicht den Ruf nach einem neuen starken Mann

auslöst, der verlangen würde, daß man Deutschland gebe, was es wolle. Wenn er Strauß hieße und von den Amerikanern Kernwaffen hätte, wäre die Welt in einer noch gefährlicheren Lage, als sie bereits ist*.»

Amerikanische Triebkräfte Aber auch wenn die Westmächte, zur schweren Enttäuschung der Bundesdeutschen, durch Verhandlungen mit der DDR und der Sowjetunion eine Neuregelung der Lage Westberlins ermöglichen, vielleicht sogar die jetzigen Grenzen Ostdeutschlands als endgültig anerkennen sollten — werden sie dann auch bereit sein, weiterzugehen und Deutschland zu entmilitarisieren und zu neutralisieren? Denn bevor das geschehen ist, werden sich die Sowjetunion, Polen und die Tschechoslowakei nie sicher fühlen und werden auch alle Bemühungen um die Wiedervereinigung der beiden deutschen Teilstaaten vergeblich sein. Werden die Westmächte und vor allem die *Vereinigten Staaten*, auf die es hier entscheidend ankommt, diejenige Gesamtschwenkung ihrer Politik vorzunehmen bereit sein, die in erster Linie nötig ist, wenn der Kalte Krieg überwunden werden soll?

Die bisherige Deutschland- und Ostpolitik Amerikas ist gewiß nicht *nur* durch den kapitalistischen Charakter seiner Wirtschaft und Gesellschaft bestimmt, aber doch weithin. Der Lebensraum der Privat- und Profitwirtschaft, die sich ausdehnen oder dann absterben muß, ist ja durch die Entstehung einer nichtkapitalistischen, grundsätzlich sozialistischen Welt schon jetzt ganz bedenklich eingeschrumpft und wird noch weiter einschrumpfen, je mehr sich die unterentwickelten Länder, auch die lateinamerikanischen, von der kolonialistischen Bevormundung und Ausbeutung durch die hochindustrialisierten Länder freimachen. Die Feindschaft gegen alles, was Sozialismus oder gar Kommunismus heißt, ist darum fast ein Lebensgesetz für die bürgerlich-kapitalistischen Staaten. «Die amerikanische Ideologie», so schrieb vor nicht so langer Zeit (30. April 1961) der konservative Londoner

---

* Es scheint, daß Adenauer in Washington zuerst so «ausschweifende und gefährliche Forderungen» vorbringen ließ, daß sie unmöglich angenommen werden konnten. Dann soll er mit neutralistischen Andeutungen an Moskau herangetreten sein. Das habe schließlich die Vereinigten Staaten veranlaßt, die Anerkennung der DDR ins Auge zu fassen. Selbst die «Neue Zürcher Zeitung», die (vom sichern Port) ständig Unnachgiebigkeit gegenüber der Sowjetunion predigt, rechnet damit, daß die Westmächte für einen «erträglichen Kompromiß» über Westberlin «einen hohen Preis in Form von Konzessionen auf der Ebene der deutschen Frage bezahlen» müßten. Das hindert freilich das Blatt nicht, dem Professor Hans Zbinden (in Nr. 3598) das Wort zu einem Artikel «Verhandeln oder Handeln?» zu geben, in dem der Verfasser für «solidarisches und entschlossenes Vorgehen» der Westmächte wirbt. Wie das gemeint ist, mag man daraus ersehen, daß der Mann sich vorstellt, am 13. August hätten in Berlin «mit Bulldozern und Dampfwalzen im Schutz von Panzern die Drahtverhaue und die gleich darauf errichteten Mauern niedergewalzt» werden können. Verantwortungslosigkeit ist ein schwacher Ausdruck für den «Geist», in dem dieser Berner Heimkrieger gegen die DDR und die Sowjetunion wütet.

«Observer», «setzt den Kapitalismus nicht nur mit Freiheit gleich, sondern fast auch mit Tugend. Die Nationalisierung einer amerikanischen Unternehmung durch einen kleinen Staat scheint für die meisten Amerikaner ein so offenkundiger Beweis politischer Sünde zu sein, daß darüber gar keine weitere Auseinandersetzung nötig ist.» Und der Vorsitzende der Außenhandelskommission des amerikanischen Senats sagte letzthin: «Unser Außenhandelsproblem ist unlösbar, solange die Sowjetunion besteht und die möglichen Kunden wie die reichen Rohstoffe ihrer Länder uns und der übrigen freien Welt entzogen sind.» Das ist deutlich genug, zumal es sich nicht nur um die Sowjetunion handelt, sondern auch um China und Südostasien, um Afrika und den Mittelosten, um Mittel- und um Südamerika.

Dazu kommt noch die überragende Bedeutung der Rüstungsindustrie für den Gang der amerikanischen Wirtschaft. Die Stockungserscheinungen, die sie aufweist, wären noch viel ausgeprägter, lieferten nicht die riesigen Staatsaufträge einigermaßen einen Ersatz für die schwindenden Privataufträge. Wenn gegenwärtig «nur» 6 oder 7 Prozent der zivilen Arbeitskräfte beschäftigungslos sind gegen 15 bis 25 Prozent in der Krisenzeit der dreißiger Jahre, so sind daran vor allem die mehr als 40 Milliarden Dollar «Verteidigungsausgaben» schuld, die sich die Vereinigten Staaten alle Jahre leisten. Grund genug, den Kampf gegen den Kommunismus als vordringlichste Lebensnotwendigkeit der Nation auszugeben und aufrechtzuerhalten. Der ganze soziale und politische Aufbau der USA mit seiner Klassenherrschaft und seiner halbfaschistischen Gleichschaltung und Uniformierung der Geister käme ins Wanken, hielte ihn nicht der wüste Antikommunismus noch ordentlich zusammen — was ähnlich auch von den kapitalistischen «Demokratien» Europas gilt.

Und doch schreitet die so ausgerichtete amerikanische Weltpolitik von einem Mißerfolg zum anderen. Ich habe im Juli-August-Heft (Seite 242) anhand einer Washingtoner Presseäußerung gezeigt, wie begründet das Unbehagen in den USA über die anscheinend unaufhaltsame Ausdehnung des kommunistischen Machtbereichs ist. Man gibt sich trotz allem halt doch Rechenschaft von der zunehmenden Erstarkung des kommunistischen Weltlagers und seiner wirtschaftlichen, militärischen und politischen Kräfte, die eine Machtprobe mit ihm als immer aussichtsloser erscheinen lassen. Der Optimismus der Dulles-Periode, dem zufolge es nur eines fortgesetzten und immer stärkeren Druckes der «freien Welt» bedürfe, um den ganzen Sowjetblock zum Zusammenbruch zu bringen, macht mehr und mehr einem düsteren Pessimismus Platz. Die helleren Köpfe unter den Planern der amerikanischen Politik beginnen, wie die Neuyorker «Monthly Review» (September 1961) schreibt, «nicht allein die Lebensfähigkeit einer sozialistischen Planwirtschaft zu erkennen, sondern auch die ihr innewohnende Überlegenheit über das Chaos der kapitalistischen Wirtschaft. Sie sind sich im Herzen klar, daß spätestens in ein paar

Jahrzehnten — wenn die Welt noch so lang steht — der sozialistische Block seinen kapitalistischen Konkurrenten ein- und überholt haben wird.»

Verfliegende Illusionen Man fühlt wohl auch im großen Publikum der Vereinigten Staaten, daß die Zeit nicht *für*, sondern *gegen* den Kapitalismus und seine Weltmachtpolitik arbeitet. Aber gerade darum ist die Gefahr so groß, daß aus dieser Stimmung irgendeine Kurzschlußhandlung erwächst, die die verhängnisvollsten Wirkungen haben müßte. Wohin sollte es auch führen — so denkt nicht nur «der Mann auf der Straße» —, wenn die Wirtschaft keine Rüstungsaufträge mehr hätte, wenn niemand mehr an die russischen und chinesischen Kriegspläne glaubte, wenn der Westblock auseinanderfiele, wenn Deutschland seine Rolle als Rammbock gegen den Osten ausgespielt hätte? Die ganze Weltstellung und Wirtschaftsmacht des heutigen Amerika wäre erschüttert, ja gebrochen, der Traum vom «amerikanischen Jahrhundert» ausgeträumt. Muß das nicht *um jeden Preis* verhindert werden? Und wäre nicht eine *jetzt* ausgelöste Kraftprobe die letzte Gelegenheit, das Schicksal zu wenden — wenn es nicht wirklich schon zu spät dazu wäre?

Präsident Kennedy hat im vergangenen April, nach der kubanischen Niederlage, vor der Vereinigung der amerikanischen Chefredaktoren tatsächlich gesagt, er sei «entschlossen, das Weiterleben und den Erfolg unseres Systems zu sichern, ohne Rücksicht auf die Kosten und ohne Rücksicht auf die Gefahr». Berlin könnte in den Augen des Durchschnittsamerikaners gerade ein Prüfstein für die Ernsthaftigkeit dieses Selbstbehauptungswillens des «Systems» sein. Bereits berichtet Kingsley Martin dem «New Statesman» (29. September) aus Neuyork: «Das amerikanische Publikum ist weiterhin verwirrt, da ihm alle Tage erzählt wird, Rußland bedrohe Berlin und Amerika werde nie nachgeben. Da es sich herumspricht, daß Ostdeutschland anerkannt werden soll und daß die Westdeutschen es als Verrat ansehen, wenn man von zwei Deutschland rede, schreit die republikanische Presse ‚München' und wetzt ihre Messer auf den Tag hin, da unvermeidlich irgendein verhandlungsmäßiger Ausgleich amtlich verkündet wird. Kennedy wird von der Presse ‚gekreuzigt' werden, und den bereits gefährlich erstarkenden faschistischen Gruppen in Amerika wird sich eine große Gelegenheit bieten.»

Wird Kennedy politisch diese Krise überleben? Bisher ist es ihm jedenfalls, wie auch die «Neue Zürcher Zeitung» (Nr. 3604) feststellt, «nicht gelungen, dem Durchschnittsbürger der mittelwestlichen Staaten eine der wichtigsten Tatsachen im Rahmen der gegenwärtigen internationalen Situation begreiflich und akzeptierbar zu machen — nämlich ihn davon zu überzeugen, daß die Vereinigten Staaten infolge der Verschiebungen, die sich im *weltpolitischen Kräfteverhältnis* voll-

zogen haben, über die unbeschränkte Macht, wie sie dem amerikanischen Volk lange als eine Selbstverständlichkeit erschien, nicht verfügen, ja selbst ein unbedingtes Übergewicht nicht mehr besitzen und deshalb nicht in der Lage sind, ihrem Willen überall und zu jeder Zeit Geltung zu verschaffen. Was immer Kennedy getan hat, um seinem Lande die Tatsache eines relativen Umschwungs zum Bewußtsein zu bringen — der Amerikaner im Mittleren Westen ist ihm dabei nicht gefolgt, sondern hat an seinem unerschütterlichen Glauben an die in der Welt in keiner Beziehung übertroffene Macht der Vereinigten Staaten festgehalten.»

Damit ist natürlich nicht gesagt, daß die herrschende Klasse in den Vereinigten Staaten die deutsche Frage benützen werde, um alles auf eine Karte zu setzen und nötigenfalls wirklich den Gewaltstreich zu wagen, den so viele Heimkrieger herbeiwünschen. Es ist im Gegenteil zu erwarten, daß die öffentliche Meinung Amerikas zuletzt hinter Kennedy stehen wird, wenn er zu einem vorläufigen Ausgleich mit der Sowjetunion die Hand bietet. Aber das scheint uns angesichts der vorhin gekennzeichneten Grundkräfte der amerikanischen Weltpolitik immerhin sicher, daß mit einer friedlichen Bereinigung des Streitfalles Berlin die Friedenskräfte noch nicht endgültig gewonnen haben werden und der aus dem kämpferischen Antikommunismus entsprungene Kalte Krieg nicht grundsätzlich überwunden sein wird. Die Entscheidung darüber wird est noch kommen.

Neue Abrüstungspläne Aber nun haben ja die Vereinigten Staaten am 25. September der UNO einen eigenen Abrüstungsplan unterbreitet, der «so bald wie möglich» die Anhandnahme der militärischen Abrüstung in drei Stufen vorsieht, mit dem Verbot der Kernwaffenversuche und der Herstellung spaltbarer Stoffe als ersten Maßnahmen. Die Vereinigten Staaten haben sogar mit der Sowjetunion zusammen schon ein paar Tage vorher einen gemeinsamen Abrüstungsplan vereinbart, der zwar nicht bestimmt umrissene Maßnahmen für die Durchführung der Abrüstung vorschlägt, aber doch Grundsätze aufstellt, die den Rahmen für weitere Verhandlungen über die ganze Frage bilden sollen. Die Abrüstung soll danach «allgemein und vollständig» verwirklicht werden, in verschiedenen Stufen und immer unter wirksamer internationaler Kontrolle. Die fortschreitende Abrüstung solle von Maßnahmen begleitet sein, die mit Hilfe der bereits bestehenden Einrichtungen — gemeint ist wohl vor allem die Organisation der Vereinten Nationen und das Internationale Schiedsgericht — die Lösung von internationalen Streitfragen durch friedliche Mittel sichern könnten.

Ich bin trotz allen Enttäuschungen, die die Menschheit mit den Abrüstungsbemühungen schon erlebt hat, nicht abgebrüht genug, um diese Vereinbarung einfach als Papierkorbstoff abzutun. Es will doch

etwas heißen, wenn die Vormächte der beiden gegnerischen Weltlager sich auf eine Grundlage für eigentliche Abrüstungsverhandlungen geeinigt haben, zumal in diesem Augenblick, da man in allen Staaten immer noch so tut, als könnten internationale Streitfälle wie die deutsche Frage durch Krieg gelöst werden. Das *ist* ein Fortschritt. Wichtig ist auch, daß man nun der Sowjetunion, deren Vertreter das Schriftstück vom 20. September mitunterzeichnet hat, nicht mehr vorwerfen kann, sie lehne eine wirksame Kontrolle der etwa zu beschließenden Abrüstungsmaßnahmen ab. Dieser Vorwurf war zwar auch bisher schon unberechtigt; die Sowjetunion wollte nur verhindern, daß unter dem Vorwand einer Kontrolle tatsächlich Spionage getrieben und nur der Rüstungsstand kontrolliert würde, nicht aber eine zielbewußte Abrüstung. Der amerikanisch-sowjetische Rahmenplan schließt nun aber einen solchen Mißbrauch aus, so daß man in Moskau offenbar keine Bedenken mehr gegen Kontrollmaßnahmen hat.

Die große Frage bleibt freilich, ob und wann der in Washington, Neuyork und Moskau vereinbarte Verhandlungsrahmen auch wirklich ausgefüllt werden wird. Und hier muß man nun tatsächlich alle Vorbehalte machen. Nicht daß — wie im Westen so vielfach behauptet wird — die Sowjetunion ihren Machtbereich mit Gewalt auszudehnen entschlossen sei und nur durch Drohung mit Gegengewalt davon abgehalten werden könne, gerade auch in der Berlinfrage. Der amerikanische Journalist Drew Pearson, einer der gelesensten Kommentatoren der USA-Presse, der unlängst zwei Tage lang mit Chruschtschew zusammen war, unterstreicht in seinen Berichten immer wieder seine Überzeugung, daß es dem sowjetischen Ministerpräsidenten wirklich ganz ehrlich um Abrüstung und einen zuverlässigen Friedenszustand zu tun sei. Auch was die Sowjetunion für Berlin und Deutschland überhaupt vorschlage, enthalte keinerlei Bedrohung der Rechte der Westmächte. «Wenn das Krieg bedeutet», so schreibt er (vgl. «Detroit Free Press», 2. September), «dann müssen die Vereinigten Staaten diesen Krieg anfangen. Chruschtschew wird ihn nicht anfangen, aber er ist bereit für ihn. Das macht er ganz klar. Seine Pläne für die Zukunft, seine Veröffentlichung des 20-Jahr-Plans, seine Darlegungen über Landwirtschaft, Kraftwerke, Bewässerung, die Erschließung von Neuland — all das weist darauf hin, daß er an Frieden denkt. Das gleiche gilt vom russischen Volk. Es erörtert eifrig den 20-Jahr-Plan und will keinen Krieg, der ihn zerbrechen müßte . . . Ich gewann die Überzeugung, daß sich wahrscheinlich eine neue Ära russisch-amerikanischer Verständigung entwickelt hätte, wenn Eisenhower und Chruschtschews Freundschaft nicht durch den U-2-Zwischenfall zerrissen worden wäre . . . Chruschtschew hat eine lebendige Erinnerung an den letzten Krieg, wie die meisten Russen. Aber er hat nicht nur seinen Sohn verloren, sondern war auch an zwei der blutigsten Fronten: Stalingrad und Kursk. Das ist ein Grund, warum er so leiden-

schaftlich entschlossen ist, die Entstehung eines neuen militärischen Deutschland zu verhindern.»

Präsident Kennedy wünscht sicher nicht weniger aufrichtig die Vermeidung eines neuen Weltkriegs. Aber er fühlt sich nicht nur an das militaristisch-nationalistische Westdeutschland gebunden, sondern erklärt sich auch — wie sein früher erwähnter Ausspruch bezeugt — fest entschlossen, das Gesellschaftssystem der Vereinigten Staaten und des Westens um jeden Preis zu verteidigen. Und eine entscheidende Stütze dieses Systems ist nun eben die Militärrüstung, bei deren Wegfall die ganze Stellung der Vereinigten Staaten als der Vormacht des Weltkapitalismus untergraben wäre. Vom Interesse der amerikanischen Rüstungsindustrie an der Erhaltung der internationalen Spannung nicht zu reden. Das wirft immer wieder die Frage auf, ob Kennedy und seine Regierung die Kraft hat, dem gewaltigen Druck zu widerstehen, den die Nutznießer des herrschenden Systems auf die amerikanische Innen- und Außenpolitik ausüben. Der Glaube an die Notwendigkeit und die Vorteile des Wettrüstens ist in diesen Kreisen noch viel zu groß. Nicht umsonst sagte der amerikanische Wehrmachtminister McNamara am 28. September im Fernsehen, die Atomwaffenvorräte der Vereinigten Staaten überträfen die der Sowjetunion um ein Mehrfaches . . .

Und die UNO! Der Organisation der *Vereinten Nationen* fiele natürlich eine Hauptrolle im Kampf für die Abrüstung zu, weshalb denn auch die jüngsten Abrüstungspläne in aller Form der UNO unterbreitet worden sind. Aber die UNO steckt jetzt eben in einer Krise, die ihre Tätigkeit völlig zu lähmen droht, ja ihr Weiterleben selbst in Frage stellt. Der schreckliche Tod ihres Generalsekretärs Dag Hammarskjöld, der noch immer nicht befriedigend aufgeklärt ist, hat sie in einem Augenblick überrascht, da sie die Kraft und Geschicklichkeit dieses erstrangigen, vielleicht einzigartigen übernationalen Diplomaten nötiger hätte als je. Hammarskjölds Kongopolitik war zweifellos in wesentlichen Stücken sehr anfechtbar. Unter dem Einfluß seiner Umgebung und der Westmächte sah er insbesondere in Lumumba unberechtigterweise einen Strohmann Moskaus, der die Festsetzung des Weltkommunismus in Mittelafrika vorzubereiten hätte, und begünstigte darum dessen Gegenspieler Tschombe, der nun wirklich nur eine Puppe in der Hand des internationalen Kolonialkapitals ist. Aber nach der Bildung einer neuen Zentralregierung der Republik Kongo, der als Vizepräsident ein Anhänger Lumumbas angehört — Gizenga, der bisherige Präsident der Ostprovinz —, ordnete Hammarskjöld doch endlich in Ausführung des Auftrages, den ihm die Generalversammlung der UNO im vergangenen Februar gegeben, die Brechung des katangischen Sonderbündlertums an. Die Aktion ist zwar infolge der Rückendeckung, die Tschombes «Regierung» bei der

Union Minière und deren Freunden findet, ins Stocken gekommen, aber gerade darum ist ihre Fortsetzung mit wesentlich verstärkten Kräften dringend notwendig. Und Hammarskjöld wäre der Mann gewesen, das sicherzustellen und zum Erfolg zu führen. Vielleicht mußte er eben deshalb durch einen Flugzeugabsturz im nordrhodesischen Busch sterben.

Wie dem aber auch sei, die Frage, ob und wie die UNO handlungsfähig erhalten werden kann, stellt sich mit beunruhigender Dringlichkeit. Zuerst gilt es natürlich, einen Nachfolger für Hammarskjöld zu bestimmen. Dann muß die Kongoaktion tatkräftig ihrem Ziel zugeführt und die Einheit der Republik wiederhergestellt werden. Und gleichzeitig müssen die Vereinten Nationen durch die Aufnahme Chinas auf eine breitere Grundlage gestellt werden, worauf dann ihr Sekretariat einer gründlichen Umgestaltung unterzogen werden sollte. Denn auch wenn der sowjetische Vorschlag eines dreigliedrigen Sekretariats, in dem der Vertreter der kommunistischen Staaten also ein Einspruchsrecht hätte, für die Westmächte unannehmbar scheint, so drängt sich eine neue Form der UNO-«Regierung» dennoch auf, schon weil nach unparteiischem Urteil der kommunistische Block im Sekretariatskörper ungenügend vertreten ist. Lauter Aufgaben, die ebensoviel Behutsamkeit und Geschick wie Energie und Zielklarheit für ihre Bewältigung erfordern. Wie unter diesen Umständen die Vereinten Nationen die treibende und tragende Kraft bei der Sicherung des Weltfriedens und der Herbeiführung einer internationalen Abrüstung werden sollen, ist vorerst unerfindlich. Und doch *muß* die UNO erhalten und handlungsfähig bleiben, soll nicht die Anarchie im Völkerleben aufs neue in ärgster Form durchbrechen.

Ordnung und Unordnung In milderen Formen ist ja Anarchie, Unordnung, Gesetzlosigkeit der dauernde, sozusagen normale Zustand des nationalen und internationalen Lebens allüberall in der Welt. Anarchie ist das Kennzeichen unserer Wirtschafts«ordnung», des von Geldgier und Selbstsucht angetriebenen Kapitalismus, und damit auch der Beziehungen zwischen Volksteilen und ganzen Völkern untereinander. Jeder Blick auf die Tagesereignisse bestätigt es uns. Anarchie und Faustrecht wüten jetzt als Krieg und Attentatsseuche schlimmer als je in Algerien. Anarchie, notdürftig verschleiert durch Diktatur, herrscht in Frankreich, wo sich de Gaulle immer mühsamer des Ansturms auf sein Regime erwehrt. Anarchie greift erneut in Vorderasien um sich, wo der Abfall Syriens von Ägypten — teils die Gegenwirkung gegen die als Fremdherrschaft empfundene Diktatur Nassers, teils Ausdruck einer sozialen und politischen Reaktion — wieder alles durcheinanderzubringen droht, was sich langsam zu ordnen begann. Südostasien mit Formosa, Laos, Südvietnam ist ohnehin in ständiger Unruhe und Gärung. Die

Der Nebel und die Gipfel

Wenigstens einen Gewinn hat uns der Krieg sicherlich gebracht: er hat Wahrheit geschafft. Das ist aber nicht wenig. Wahrheit geschafft? Wirklich? Hat er nicht vielmehr, als Kind der Lüge, lauter Lüge erzeugt, die Welt mit Lüge erfüllt? Liegt heute* nicht auf der Erde geradezu ein dichter Nebel der Lüge, worin man die wahre Gestalt der Dinge nicht mehr sehen kann? Er dampft empor aus dem Sumpfe, den wir Presse nennen; er raucht aus dem trüben Strom der Kriegsliteratur; er quillt aus der heißen Erregtheit der Gemüter; er überzieht das ganze wogende Chaos der heutigen Welt. Wir alle sind genötigt, in solchem Nebel unsern Weg zu gehen und man muß diesen schon sehr genau kennen, um nicht in die Irre zu laufen. Es ist eine giftige Atmosphäre, die uns das Atmen fast unmöglich macht und alles frohe Leben und Blühen versengt. Dieser Nebel der Lüge bedeckt die Entstehung des Krieges. Da geben sich Völker und Völkergruppen als Überfallene und Angegriffene aus und klagen andere als Friedestörer und Gewalttäter an, während doch einem Blinden klar zu sein scheint, daß sie selbst die Angreifenden und Überfallenden waren. Aber sie finden weithin Glauben und dieser Glaube erzeugt heilige Begeisterung. Mischt sich jedoch der heiligen Begeisterung ihrer Gegner, die ein größeres Recht auf ihrer Seite zu haben scheinen, nicht wieder die Lüge bei? — Nebel der Lüge bedeckt einzelne Menschen. Da ist vielleicht ein Staatsmann der humanste und friedliebendste von allen, die Europa seit langem besessen, und ausgerechnet er wird der Menschheit als Urheber des Weltbrandes hingestellt und wird für Millionen eine Art Gottseibeiuns und Schreckgespenst der Kinder. — Nebel der Lüge liegt auch auf Völkern, die nicht Krieg führen. Sie sind wie mit Verblendung geschlagen, daß sie genau das Gegenteil dessen denken und tun, was sie nach ihrer ganzen Eigenart, Geschichte und gegenwärtigen Stellung denken und tun müßten; daß sie Gefahren sehen, wo keine vorhanden und keine, wo sie für Sehende zum Greifen deutlich sind; daß sie ihre Freunde für Feinde und ihre Feinde für Freunde halten; daß sie wie Betrunkene Unsinn lallen, Unsinn schreien, den Unsinn, den eine unwissende oder abhängige Presse oder irgendeine Propaganda ihnen vorgeredet hat. — Nebel der Lüge bedeckt den Krieg selbst. Was wir von dessen Wirklichkeit erfahren, das sehen wir nur gleichsam durch den Riß der Wolken. — Nebel der Lüge will nun auch den Frieden bedecken. Wir sehen, wie der Friedensgedanke

* Das heißt 1917. Was Leonhard Ragaz im 4. Jahr des Ersten Weltkrieges über die babylonische Verwirrung der damaligen Epoche schrieb, läßt sich, mit vielleicht nicht geringerer Berechtigung von der Ära des «Kalten Krieges» sagen, in deren vergiftenden Nebelschwaden wir seit Jahren zu leben gezwungen sind. Der nachstehende Abschnitt gibt unsern Lesern einige Anhaltspunkte darüber, wie Leonhard Ragaz die Anmaßung gewisser Kreise, die das Christentum mit der Atombombe verteidigen wollen, beurteilen würde.

zum Kampfgegenstand der Parteien wird, wie man ihn zum Dienst des Krieges zwingt, wie der Macht- und Herrschaftswille sich sein Kleid borgt, so daß wir oft nicht mehr wissen, ob wir den Frieden vor uns haben oder sein genaues Gegenteil. — Nebel der Lüge bedeckt die menschlichen Ideale. Da wird uns zu unserm nicht geringen Staunen gezeigt, daß das, was wir sonst ohne weiteres für Knechtschaft hielten, im Grunde Freiheit sei, die wahre Freiheit; was wir Haß und Mord nannten, Liebe und was uns als Gottlosigkeit erschien, wahre Frömmigkeit. Aber auch vor Idealen, die Wahrheit sind, wenn man sie recht versteht, wie Vaterland, Staat, Volkstum, Sprache, Wissenschaft, Kultur, Religion, werden Altäre errichtet und darauf ein Rauchwerk entzündet, das Trug erzeugt und den Menschen das Auge blendet, daß dann in diesem Rauch die Regierungen, die machthabenden Klassen, dazu die gemeine Geldgier ungestört ihre Geschäfte besorgen können und reaktionäre Politiker und Theologen sich darin mit Wucherern und Ausbeutern wohlig zusammenfinden. Ja bis zu höchsten Gipfeln steigt dieser Nebel: Jesus, das Christentum, Gott selbst werden von weltlicher Berechnung und Leidenschaft so ungescheut in Anspruch genommen, daß wir oft nicht mehr wissen, ob wir Gott vor uns haben oder Moloch, ob den Christ oder den Antichrist, ob das Christentum oder einen Hohn des Teufels.

Ist uns schon die *Größe* der Lüge ein böses Wunder, so wird uns die *Kraft*, die sie entfaltet, völlig zur Anfechtung. Wir wissen manchmal nicht mehr, ob die Urgesetze der Welt aufgehoben oder gar ins Gegenteil verkehrt seien. Wir sehen wie ganze Völker von Losungen geleitet, die wir für Lügen halten, in den Krieg ziehen. Wir wissen: was ihnen ihre Regierungen vorgeben, ist das genaue Gegenteil der Wahrheit. Wir sind überzeugt: wenn diese Völker wüßten, wie der Krieg gemacht worden ist, dann bräche dieser sofort in sich zusammen, dann würden sich vielleicht die Gewehre gegen die eigenen Führer richten. Und nun diese Stürme der Begeisterung, diese Verteidigung der heiligsten Güter, diese «religiöse Erhebung», dieses Bewußtsein der eigenen Unschuld und der Schlechtigkeit der Gegner und als Folge von alldem diese unerhörten Opfer, die, für die Sache des Guten gebracht, die Welt in drei Jahren rascher vorwärts gebracht hätten, als sie sonst in drei Jahrtausenden vorwärts gekommen ist. Ist das nicht unheimlich? Die Lüge gibt doch sonst nicht Kraft. Lüge lähmt, Lüge zersetzt, Lüge ruft allen bösen Geistern. Sollte es also gar nicht Lüge sein, was die Völker treibt, sondern Wahrheit? Das ist doch auch nicht möglich. Denn die Auffassungen von Sinn und Entstehung des Krieges sind in den feindlichen Völkern so entgegengesetzt, daß, wenn die eine wahr ist, die andere eine Lüge sein muß. Und doch sind in all diesen Völkern, zum mindesten in den führenden unter ihnen, Tapferkeit, Begeisterung, Opferwilligkeit fast gleich groß. So müssen wir uns denn wohl darin finden, daß von Zeit zu Zeit auch der Lüge ihre Stunde gegeben wird. Sie darf Macht über die Menschen bekom-

men; sie darf ihnen den Taumelbecher reichen; sie darf ihnen Kräfte verleihen, die den höchsten aufs Haar gleichen. Es ist eine alte Wahrheit, daß es auch dämonische Wunder gibt, die den göttlichen zum Verwechseln ähnlich sind. Die Geschichte hat uns solche schon oft gezeigt, besonders die der Religionen, aber auch die übrige. Heute aber leben wir in Tagen der Offenbarung. Die menschlichen, göttlichen und dämonischen Dinge treten so klar in ihrer Wirklichkeit hervor, wie vielleicht noch nie; die Grundmächte, die stets die Welt beherrscht haben, aber oft halb im Verborgenen, ballen sich zu riesigen Gebilden zusammen. Auch das Böse darf sich zeigen wie es ist, in seiner ganzen Macht, in seiner ganzen Gemeinheit, aber auch in seiner ganzen Verführungskraft. Die Verführungskraft des Bösen liegt ja nicht in seiner Gemeinheit, sondern in seinem dämonischen Adel, der ein letzter Abglanz der verlorenen Herrlichkeit Gottes ist.

Aber indem wir dies sagen, sind wir auch schon einen Schritt weitergekommen. Denn es drängt sich uns der Gedanke auf, daß eine solche Offenbarung der Lüge zugleich eine Offenbarung der *Wahrheit* sei. Denn dies gehört ja doch auch zum Reich und Sieg der Wahrheit, daß die Lüge sich in ihrer ganzen Nacktheit und zugleich in ihrer ganzen Verstellungskunst zeige, daß das, was an Lüge immer im Menschenwesen vorhanden war, aber als solche nicht genügend erkannt wurde, in krassen und riesigen Formen hervortrete. Dann müssen die Menschen davor stille halten. Dann mögen vielen unter ihnen die Augen aufgehen, vielleicht doch so vielen, daß es zu einer Umkehr kommt. Dann werden die Menschen Entscheidungen treffen müssen. Daß die Grundmächte, Grundgegensätze, Grundprobleme des Weltwesens in diesen Zeiten so plastisch hervortreten, wie wohl noch niemals, seit die Erde steht, das macht diese Zeiten zu apokalyptischen. Nun mag auch ein stumpfes Auge erkennen, wie oberflächlich es ist, wenn wir den Fortschritt des Guten von einer langsamen Besserung erwarten, worin das Böse allmählich schwächer und harmloser werde. Gutes und Böses verschlingen sich vielmehr so, daß das völlige Heraustreten des Einen die Bedingung ist für das entsprechend völlige Heraustreten des Andern und die höchste Steigerung des Bösen die Vorbedingung für den höchsten Sieg des Guten. Die schlimmsten Zeiten für die Wahrheit und das Gute sind die einer charakterlosen Mischung von Gut und Böse. Da kommen die Seelen nie zu einem völligen Erwachen, sondern verharren in bezug auf die höchsten Wahrheiten in einer Art Halbschlummer. Da kommt es darum auch zu keinem wahrhaft großen seelischen Leben, keinem Auftauchen des Heroischen im Menschenwesen. Darob werden die Seelen unzufrieden. Es ist ihnen im Wohlbefinden nicht wohl und sie suchen ihre Lust auf allerlei verkehrten Wegen. Das ist im Grunde ein viel drükkenderer Zustand als selbst die Atmosphäre des giftigen Nebels, worin wir jetzt leben. Gewiß will sie uns manchmal ersticken, aber dann kommt wieder ein Windstoß, der die Nebelhülle zerreißt, so daß wir

in einer Größe und Klarheit wie nie zuvor die Höhen sehen — die Höhen der Wahrheit!

So bleibt doch dies das letzte Wort: der Krieg hat Wahrheit geschafft. Es ist eine Wahrheitszeit ohnegleichen. Enthüllt wird das Wesen des Krieges — nicht etwa nur seine einzelnen politischen Ursachen, sondern alle seine Wurzeln, ja seine *einzige* Wurzel — und enthüllt wird auch der Friede. Enthüllt werden Völker und Einzelne. Sie zeigen nun ihre wahre Art. Die Masken fallen, auch die idealen. Es zeigt sich, wie wenig es auf Gedanken, Worte, Theorien ankommt. Völker und Einzelmenschen, denen wir das Beste zugetraut, stürzen sittlich zu Boden, andere, von denen wir weniger erwartet, erweisen sich fest, ja groß. Propheten fallen und Propheten erheben sich. Der Krieg ist ein Menschenkünder, gerade dieser Krieg. Er bringt des Menschen innersten Kern zum Vorschein, der von seinen Ansichten oft so verschieden ist. Wie Einer sich zu diesem Krieg stellt, das zeigt, was er für ein Mensch ist, und auch was er für einen Gott hat. Wer zu gewissen Mächten, die in diesem Krieg hervorgetreten sind, freundlich steht, ja sich dafür begeistert, der mag noch so eifrig von Gott reden und noch so schöne Worte über Jesus finden, er ist vom Vater Jesu Christi abgefallen zu Wuotan oder Jupiter Kapitolinus oder Baal. Es ist eine große Sache, daß so viel halbe oder ganze «Propheten» und «Gottesmänner» nun schmählich vor den Götzen räuchern, während «Gottlose» den wahren Gott bekennen und ihm in äußerster Treue und Herzensreinheit dienen.

Unsere ganze «Kultur» enthüllt uns der Krieg. Wir erkennen nun, was sie ist. Entsetzt blicken wir auf all den Wahn und Wust, worin wir uns verstricken ließen, meinend, es *müsse* so sein. Auch denen unter uns, die schon vorher im schärfsten Gegensatz zu dieser Kultur standen, sind nun die Augen noch weiter aufgegangen, daß wir Vieles sehen, was wir vorher nicht sahen und daß wir schärfer sehen, was wir schon vorher sahen, daß wir tiefer, entschiedener geworden sind. Der Krieg enthüllt die Götzen, die Götter schienen. Durch die zerreißenden Nebel hindurch, auch die, die von den Altären ausgehen, schauen wir ihre wahre Gestalt. Noch erschrecken Viele davor, aber das Sehendwerden hat begonnen und wird weitergehen. Götzendämmerung! Aber wenn die Götzen stürzen, dann kann Gott hervortreten. So tritt er denn hervor aus den Nebeln und Finsternissen, oft nur in flüchtigen Augenblicken, oft nur in Andeutungen, die selbst noch nebelzart sind — der wahre Gott. Wie in der Morgendämmerung die höchsten Spitzen und Gräte des Gebirges nur in leichten Umrissen, kaum sichtbar und doch gerade damit erst recht mächtig und herrlich über den noch von Dünsten und Dunkelheiten erfüllten Tälern aufsteigen, so erhebt sich über all der Verblendung und Finsternis dieser Zeiten die Wahrheit Gottes und des Menschen — Christus. Sein Reich kommt; der neue Tag bricht hervor.

Das ist's, was in all dem ungeheuren Jammer dieser Zeiten, auch mitten in den Finsternissen der uns umwallenden Lüge, unsere Seele immer wieder froh macht. Wir blicken auf eine unendliche neue Welt, aus der großen Flut auftauchend, von Morgennebeln bedeckt. Es gibt endlos zu tun. Mitten in Trümmern ist der Weg zu Gott frei geworden — neue Bahn für Alle!

Aus Leonhard Ragaz: «Weltreich, Religion und Gottesherrschaft»
Rotapfel-Verlag, Erlenbach

Vom Sinn unseres Kampfes

Margarete Susman hat uns freundlicherweise erlaubt, die gehaltvollen Worte, mit denen sie unsere Tagung vom 8. Oktober eröffnete, in den «Neuen Wegen» wiederzugeben. Wir danken ihr dafür.

Mir hat sich gerade in diesen Tagen in einer von vielen Seiten bedrohten Welt immer wieder das Wort eines der frühesten und größten griechischen Philosophen, Heraklit, aufgedrängt: «Der Vater aller Dinge ist der Streit». Und so erschreckend dies Wort ist, ich habe mich immer wieder von seiner Wahrheit überzeugen müssen und sie hat sich mir sogar an einer der bescheidensten Naturerscheinungen bestätigt; als ich einmal in einem Film, durch eine Zeitlupe zusammengerafft, das Wachstum einer kleinen Blume sah. Die zarten Zweiglein griffen nach allen Seiten aus, um sich Lebensraum zu erobern. Sie drängten dabei andere Pflanzen, die sich am gleichen Ort entfalten wollten, mit schonungsloser Macht beiseite. Man hätte dabei auch an das Wort von Nietzsche denken können: «Leben ist Wille zur Macht.» Und es ist das wirklich schon im bescheidensten Bezirk: Streit, Krieg, Wille zur Macht scheint überall das letzte Lebensgesetz zu sein.

Ist aber dann der Krieg, den wir mit Leidenschaft bekämpfen, nicht das notwendige Schicksal auch der Menschheit? Aber was in der Natur letztes Gesetz ist, ist es ja nicht auch im Menschendasein. Wir Menschen entstammen zwar der Natur, dem tiefen Dunkel des Universums, aber wir bleiben in ihm nicht gefangen. Gerade was uns zu Menschen macht, ist dies: nicht im Dunkel des Kosmos gefangen zu bleiben. Denn wir vermögen dies letzte Dunkel mit unsern Gedanken, unserem Willen und mit unsern Taten zu übersteigen. Und zwar kommt uns die Gewißheit dieses Übersteigenkönnens nicht aus einer, auch nicht der größten Philosophie, die Heraklit widerlegen könnte, sondern unmittelbar aus der uralten Friedensbotschaft der Propheten. Denn sie haben eine ganz neue, eine rein menschliche Einteilung der im Grunde unmenschlichen Zeit verkündet — eine Einteilung in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, und damit für den Menschen in Erinnerung, Verwirklichung und Verheißung. Eine Einteilung, durch

die allein dem Menschen Einkehr wie Umkehr möglich wird. Von dieser Einteilung hat Goethe gesagt, daß ohne sie die Menschengeschichte ein Chaos von Blut und Tränen wäre. Gerade dies erleben wir heute wieder, wo auch das andere Wort von Nietzsche wahr zu werden beginnt: «Langsam, furchtbar, unausweichlich naht der Tag heran, wo das Ganze der Welt verwaltet werden muß.» Dieser Tag ist heute gekommen, und wir erleben, bei all seiner Größe, seine Furchtbarkeit, weil kein Volk der Erde dieses Ganze zu meistern weiß. Kaum je hat die Welt so kriegerisch ausgesehen und kaum je war in ihr der Friede so fern und zugleich so ersehnt wie heute.

Das Friedensreich, das den Propheten aus der Umkehr und Einkehr des Menschen erwächst, ist nicht ein jenseitiges, sondern wie auch Ragaz es immer verkündet hat, ein großes Ziel der Menschengeschichte, zu dem schon hier auf Erden die Menschen ihren Beitrag leisten müssen. Und selbst die überschwänglichen Worte: «Die Wölfe werden bei den Lämmern wohnen und die Pardel bei den Böcken liegen — ein kleiner Knabe führet sie», sind nur als höchstes Gleichnis einer Friedenswelt schon auf Erden zu verstehen.

Vielleicht ist das, was unsere kleine Gemeinschaft hier zu leisten vermag, nur ein Tropfen auf einen heißen Stein. Aber auch ein solcher Tropfen, wenn er Kraft hat, kann den Stein mit der Zeit aushöhlen und schließlich zermürben. Darum ist es so notwendig, daß der Tropfen fällt und wir sind es, die dafür die Verantwortung tragen.

In diesem Sinne begrüße ich Sie, verehrte Freunde, zu unserer heutigen Tagung. *Margarete Susman*

Eine englische Stimme zur christlichen Existenz in der DDR

E. P. D. Unter der Überschrift «Rude Awakening at Berlin» (Unangenehmes Erwachen in Berlin) läßt sich das Wochenblatt der englischen evangelischen Freikirchen «British Weekly» von seinem Korrespondenten, der in Ostberlin war, ausführlich berichten. Wir entnehmen das Folgende:

Für die Ostberliner beginnt das Problem der Existenz in einem sozialistischen Staat eigentlich erst jetzt. Früher war es für den Berliner ein leichtes, durch den Eisernen Vorhang zu passieren. Jetzt ist die Lücke geschlossen. «Es ist schwer, auf dem Hintergrund dieser Sachlage, den immensen Schock zu beschreiben, den die Schließung des Vorhangs für die Christen in Ostdeutschland bedeutete. Sie sind darauf nicht vorbereitet gewesen. Über 13 Jahre hat man sie in ein falsches Sicherheitsgefühl gewiegt.»

Der Korrespondent John Pellow führt dann aus, es sei nicht gut gewesen, daß man von seiten eines führenden Kirchenmannes den Ostberlinern gesagt habe: Wenn der Westen Berlin aufgibt, sei die Kirche im Osten gefährdet. «Was für Hoffnungen für eine Kirche, der von einer führenden Persönlichkeit der Tod angesagt wird für den Fall, daß der Kontakt mit dem Westen aufhört! Gerade dies ist jetzt (für Ostberlin) eingetreten.»

«Für lange Zeit haben Leute dieser Art mit einem Fuß im Osten und mit dem andern im Westen gelebt, mit fertiggepackten Koffern. Manchmal gaben sie den ungleichen Kampf auf und wurden Flüchtlinge. Leute dieser Art, welche blieben, waren innerlich schon desertiert, unfähig, die Aufgabe christlichen Lebens im Osten zu bewältigen.»

«Jetzt, wo die Flucht nach Westen praktisch unmöglich geworden ist, besteht die Sorge, daß viele die Kirche endgültig verlassen oder ins ‚gegnerische Lager' zum evangelischen Bischof von Thüringen übergehen. Diese Gruppe akzeptiert die ‚neue Gesellschaftsordnung' blind als Reich Gottes, mit einer Art von Fatalismus, der an gewisse Sektoren der Deutschen Evangelischen Kirche im Jahre 1932 erinnert.»

«Doch gibt es auch eine kleinere, sich vom übrigen abhebende Gruppe. Diese Menschen akzeptieren, daß Gott sie nach seinem Plan dorthin gestellt hat, wo sie jetzt sind, in ruhiger, vernünftiger Überlegung. Sie sagen: ‚Wir sind Ostdeutsche, und dies heißt, daß wir Christen in Ostdeutschland sind'. Sie machen den Anfang nicht mit einer abstrakten Theologie, sondern mit der Wahrnehmung der Notwendigkeit, als Christen in einer nicht westlichen und nicht kapitalistischen Gesellschaft zu leben, sondern in einer östlichen und kommunistischen.»

Es wird dann weiter ausgeführt, ihr Gedankengang stehe im Rahmen der Notwendigkeit, zu den neuen Herren die «Kommunikation» zu finden. «Ihr Denken ist durch Leute wie Niemöller geformt, der obschon nicht Christ in Ostdeutschland, die Probleme christlicher Existenz in irgendeiner Gesellschaftsordnung soweit versteht, daß er darüber etwas zu sagen hat.»

Dann wird noch die politische Partei der Christlich-demokratischen Union in Ostdeutschland erwähnt, die nichts mit Adenauer zu tun habe. Von dieser Partei sagt der englische Referent, den wir hier zitieren, diese Leute beanspruchten, einen Beitrag an jenen Staat zu leisten, indem sie zu den kommunistischen Thesen Ja sagen, aber sich auch nicht fürchten, ihr «Stopp!» zu rufen, wenn die Person des Menschen durch die kommunistische Verständnislosigkeit degradiert zu werden droht. «Diese Leute sind Gott sei Dank bereit, den gefährlichen, schmalen Weg christlicher Verwirklichung des Wortes Gottes in einem kommunistischen Staat zu gehen. Sie werden gut geführt sein, denn sie wählten den Weg Christi.»

Schweiz. Evang. Pressedienst, 27. September 1961

Ein einfacher Bürger stellt Fragen

Ohne mit den Ansichten des Autors in allen Punkten einverstanden zu sein, bringen wir seine Ausführungen unseren Lesern gerne zur Kenntnis. Red.

I.

Mit etwas über 73 000 Unterschriften hat die Schweizerische Bewegung gegen atomare Aufrüstung eine Initiative betreffend ein Verbot der atomaren Waffen eingereicht. Bundesrat und Parlament beantragen die Verwerfung dieser Initiative. Die Mehrheit der Sozialdemokraten empfiehlt eine andere Initiative, die zwar das Wort «Verbot» vermeidet, aber den Entscheid über die Einführung von atomaren Waffen der Volksabstimmung unterbreiten möchte. Hätten die Atomwaffengegner das Geld, um das Volk aufklären zu können, so bestünde kein Zweifel, daß das Volk beide Initiativen gutheißen würde.

Die Initiative der 73 000 wurde Ende April 1959 eingereicht und muß daher spätestens Ende April 1962 zur Volksabstimmung gelangen. Ich bin einer der 73 000 einfachen Bürger, welche die Initiative unterschrieben haben. Ich weiß, daß ein großer Teil aus religiösen Motiven unterzeichnet hat. Ich hatte dazu andere Gründe. Seit dem 1919 abgeschlossenen Versailler Vertrag, der eine weitgehende Abrüstung aller, und nicht nur der deutschen Armee, vorsah, habe ich alle Abrüstungs- und Kriegsursachen-Literatur, die das Schweizerische Sozialarchiv in Zürich sammelt, studiert. Ich hörte überdies Referate von prominenten deutschen Hitler-Gegnern im Exil, die nie veröffentlicht werden konnten. Sie bezogen sich auf die Frage, warum bis heute alle Abrüstungsverhandlungen scheiterten.

Der schweizerische Bundesrat und unser Parlament stellen eine andere Frage. Sie fragen: «Warum auf etwas verzichten, was unsere Verteidigungskraft gewaltig erhöhen würde?» Aber diese Frage umgeht die peinlichste aller politischen Fragen, nämlich die Frage: Warum wurde vor Hitlers Machtantritt und zu einer Zeit, als sowohl Deutschland wie auch die Sowjetunion völlig machtlos waren, nicht abgerüstet? Warum wurde nicht abgerüstet, obwohl dies im Versailler Vertrag vereinbart war und allen Völkern der Welt versprochen wurde? Inzwischen hat die Technik den Krieg besiegt. Weil die moderne Waffentechnik die Vorbereitung eines Krieges mit atomaren Waffen sinnlos macht, will weder der Osten noch der Westen einen totalen Krieg. Und rund 10 000 Sachverständige aus 40 Ländern, darunter 36 Nobelpreisträger, zogen daraus die zwingende Schlußfolgerung: *Sie fordern ein Verbot der atomaren Waffen, denn jede Vermehrung dieser Waffen erhöht das Risiko eines Zufallskrieges. Um alle die zahllosen opferreichen Aktionen der Atomwaffengegner wurde eine Schweigemauer errichtet. Einige — wie den Nobelpreisträger Russell und seine Frau — hat man durch Rufmord zum Schwei-*

gen bringen wollen. Warum tat man dies, falls man einwandfreie Argumente zur Bekämpfung der Atomwaffengegner hatte? Das ist die zweite der peinlichen Fragen.

Auf Seite 200 seines Buches «Technik besiegt den Krieg» schreibt der frühere schweizerische Berufsoffizier und heutige Redaktor der größten schweizerischen Wochenschrift («Wir Brückenbauer») Dr. Walter Allgöwer wörtlich:

«Vorschläge wie die Schaffung einer atomwaffenfreien Zone in Mitteleuropa oder eines militärisch verdünnten Gebietes durch Rückzug der Großmachttruppen (Disengagement) tragen den Tatsachen Rechnung.»

Mitte September 1961 kam der frühere NATO-Generalsekretär und heutige belgische Außenminister Spaak aus Moskau zurück und setzt sich seither — wie die 10 000 anderen Sachverständigen und die 73 000 Unterzeichner der erwähnten Initiative — für eine atomwaffenfreie Zone ein. Eine atomwaffenfreie Zone bedeutet ja nichts anderes, als daß in dieser Zone die atomaren Waffen verboten werden, und zur Verminderung der Spannung zwischen Ost und West einige neutrale Staaten eingeschaltet werden sollen. Moskau hat einer solchen neutralen Zone schon seit Jahren zugestimmt; der Westen hat sie vorwiegend abgelehnt und der verstorbene Staatssekretär Dulles hat die Neutralität sogar lächerlich machen wollen. Er hatte dafür ganz andere Gründe als wir Schweizer meinen. Sie waren vorwiegend geschäftlicher Natur. Das ist — wie aus der Ostpresse erkennbar ist — der wichtigste Grund, weshalb Moskau Ende August 1961 die nuklearen Versuche wieder aufgenommen hat. Hat nicht der Westen durch die Ablehnung einer atomwaffenfreien neutralen Zone die Wiederaufnahme dieser Versuche mitverschuldet? Das ist die dritte der peinlichen Fragen, die eine Minderheit im Westen an die Mehrheit im Westen zu stellen hat*.

II. *Warum sind bisher alle Abrüstungskonferenzen gescheitert?*

Ende August 1961 gab die Sowjetunion bekannt, daß sie gezwungen sei, ihre Kernwaffenversuche wieder aufzunehmen.

Die führende Westpresse nahm die Gelegenheit wahr, um die Schuld am Scheitern der Abrüstungsverhandlungen auf die Sowjetunion abzuwälzen. Die Argumente unserer Presse sind jedem Leser bekannt. Darum seien hier nur die Argumente der uns fremden Ostpresse wiedergegeben.

Die kommunistische Presse ihrerseits wälzt die Schuld am Scheitern jeder Art Abrüstung auf den Westen ab. Das in der DDR führende Organ «Neues Deutschland» widmete dieser Abwälzung der

---

* *Anmerkungen und weitere Quellen*: I/Nr. 1 bis 15. Diese Ergänzungen werden beim Schweizerischen Sozialarchiv in Zürich archiviert, wo auch die erwähnten Quellen eingesehen werden können (siehe Dossier «Abegg-Archiv» Nr. 3).

Schuld unterm 31. August und 1. Septembre 1961 volle vier Seiten mit folgenden Titeln:

Haupttitel: Zum Schutze der Menschheit vor einem Weltkrieg. Totale Abrüstung ist und bleibt wichtigste Aufgabe.

Untertitel: Imperialistische Mächte verschärfen das Wettrüsten und treiben Spannung bis zur Weißglut. Sowjetunion ist weiterhin für totale Abrüstung und Einstellung der Kernwaffenversuche. Sowjetunion für strenge Kontrolle der Abrüstung, aber der Westen nur für Kontrolle des Rüstungsbestandes. USA arbeitet am Projekt einer Neutronenbombe. Frankreich führt eine Kernexplosion nach der andern durch.

Unter dem Titel «Warum sind die USA gegen Abrüstung?» schreibt das «Neue Deutschland» am 1. September 1961 wörtlich:

«Fürchten sie einen Angriff des sozialistischen Lagers? Unsinn! Ein Angriff ist doch nicht möglich, wenn die Waffen aller Länder in den Weltmeeren versenkt würden, wie Chruschtschew vorgeschlagen hat. — Weil eine Wirtschaftskrise als Folge der Vernichtung der Rüstungen eintreten könnte? Eine internationale Wissenschaftlerkonferenz aus Ost und West kam 1960 zu dem einstimmigen Ergebnis: ‚Eine Beseitigung aller Rüstungen kann von allen Wirtschaftssystemen der Welt mit bestem Erfolg gemeistert werden'.»

Es kann also weder Furcht vor einem Überfall noch Furcht vor einer Wirtschaftskrise sein. Warum aber sträuben sie sich denn mit Händen und Füßen gegen die Abrüstung? Die reaktionäre amerikanische Zeitschrift «US News & World Report» gab im Juli 1959 eine eindeutige Antwort:

Das große Geschäft

«Die Rüstungsindustrie ist in den USA heute ein gigantisches Geschäft — das größte in den Staaten.»

Es ist in der Tat eine riesige Industrie: 6 Millionen Arbeiter und Techniker stehen im Dienste der Rüstungsbosse. Zwei Drittel des amerikanischen Regierungshaushalts werden für die Rüstung ausgegeben. Den Löwenanteil der Rüstungserträge stecken ein Dutzend riesige Unternehmen ein: die «General Dynamics», die «Boeing», die «Lockheed», die «General Electric», die «Martin», die «International Business Machines Corporation» u. a. Sie wollen ihr Geschäft nicht aufgeben, weil es ihnen einmalige Profite bringt. Das Unternehmerblatt «Fortune» schätzt sie doppelt so hoch wie in der übrigen Industrie. Die «Nation» spricht sogar von Gewinnen von 200 bis 800 Prozent.

Und diese Handvoll Trusts, mit den mächtigen Großbanken verbunden, beauftragt die amerikanischen Regierungen mit der Sabotage der Abrüstung. Der amerikanische Kongreßabgeordnete Cannon gab die Stellung der Rüstungsmonopole mit den Worten wider: «Wir würden nicht soviel Geld ausgeben, wenn die Rüstungsproduzenten nicht solchen Druck ausüben würden. Sie drohen uns mit den Schrek-

ken des Krieges. Wenn wir den Frieden erklären würden (das heißt die Abrüstung), wären wir alle ruiniert.»

Als die USA die Pariser Gipfelkonferenz sprengten, war «Wallstreet gehobener Stimmung», schrieb der Daily Herald. «Die Rüstungs-, Elektronen-, Flugzeug- und Raketenaktien erreichten neue Höchstwerte. Als aber Chruschtschew das Abrüstungsprogramm vorlegte, herrschte Panik an den Börsen.

Westmächte sabotieren eigene Vorschläge

Ihre Absage an die Abrüstung bemänteln die Regierungen des Westens mit schönen Reden. Sie wollen ja so gern abrüsten, wenn die Sowjetunion nur den westlichen Abrüstungsplänen zustimmen würde.

Aber auch damit sind sie hereingefallen. Mehr als einmal haben sie mit dieser Politik schon Schiffbruch erlitten. Wiederholt hat die Sowjetunion westlichen Plänen zugestimmt.»

Und nun, was denkt der einfache Bürger? Er hat natürlich kein eigenes Urteil. Wer aber nicht nur die Presse, sondern auch die Archive und die Fachliteratur studiert, gewinnt etwa folgenden Eindruck:

In der Tat, der Einfluß der großen Geschäftswelt zeigte sich vor allem in den Börsenkursen der Stahlaktien.

		Stahlkurs Mark
1930—1932	Während der Wirtschaftskrise in Deutschland bewegte sich dieser Aktienkurs im Durchschnitt um etwa	12
30. 1. 1933	Machtantritt Hitlers. Die Börsenkönige wußten, daß Hitler aufrüsten werde. Er schlug ja die Trommel für Bankier Schröder usw. Daher stiegen die Stahlkurse auf etwa	36
Mitte 1940	Nach Hitlers Siegen über Polen und Frankreich stiegen die deutschen Stahlkurse auf etwa	150

So wie nach dem Ersten Weltkrieg haben auch die Sieger des Zweiten Weltkrieges eine Entmilitarisierung Deutschlands vereinbart. Anstelle des Versailler Vertrages trat 1945 das Abkommen von Potsdam. Darin heißt es:

«Die Produktion von Waffen, Kriegsausrüstungen und Kriegsmitteln ist zu verbieten. Das deutsche Wirtschaftsleben soll so rasch wie möglich dezentralisiert werden. Die übermäßige Konzentration wirtschaftlicher Macht muß vernichtet werden.»

Die Gesetze 75 und 27 der Alliierten Hohen Kommission sowie die Durchführungsverordnungen bestimmten, daß die mit Hitlers Machtantritt belasteten deutschen Konzerne

«zu liquidieren und umzugestalten sind. Die übermäßige Konzentration wirtschaftlicher Macht stellt eine Bedrohung für den Völker-

frieden oder die Aufrechterhaltung einer demokratischen Regierungsform in Deutschland dar und beschränkt den Handel ungebührlich. Die Beseitigung übermäßiger Macht ist das Ziel.»

Wie ist es nun zu erklären, daß dieses Abkommen und die von den Alliierten erlassenen Gesetze — obwohl sie noch immer gültig sind — von den westlichen Vertragspartnern verletzt und von der Bundesrepublik kurzerhand ignoriert werden?

Es gibt dafür keine andere stichhaltige Erklärung, welche auch die vertragswidrige Duldung der deutschen Wiederaufrüstung der Jahre 1935—1939 erklärt. Die Internationale der Rüstungskonzerne hatte ein Interesse an der Aufrüstung Deutschlands und konnte ihre Sonderinteressen sowohl gegen das Versailler Abkommen als gegen den Potsdamer Vertrag durchsetzen. Diese international verflochtenen Konzerne sind mächtiger als die Regierungen, weil sie mit ihren Milliardenvermögen eine subversive und magische Wirkung erzielen können.

So wie in den verhängnisvollen Jahren 1920—1923, 1930—1932 und 1935—1939 wird Westdeutschland auch heute wieder von einigen Konzernen beherrscht.

Acht Geschäftsriesen (Krupp, Thyssen, Hoesch, Haniel, IG Farben, Mannesmann usw.) beherrschen 50 Prozent der Kohlenbergwerke und 84 Prozent der Eisen- und Stahlindustrie. Damit beherrschen sie aber auch indirekt den größeren Teil der deutschen Presse.

Trotz Verbot durch das Potsdamer Abkommen bauen: der Thyssen-Konzern Militärflugzeuge; der Haniel-Konzern Strahltriebwerke für Düsenflugzeuge; der Rheinstahl-Konzern Panzerwagen. Und die beiden Chefs des Haniel- und Mannesmann-Konzerns sind Mitglieder der deutschen Atomkommission.

Mit den deutschen Rüstungskonzernen sind auch einige ehemalige Hitler-Generäle wieder an die Macht gekommen. Wer sich von den Spitzen der Verteidigungsministerien nach den Interessen der Konzerne und Börsenherren richtet, hat alle Aussicht, nach der Pensionierung einen fürstlich honorierten Posten in einem der großen Rüstungs- oder Ölkonzerne oder in der Leitung der Rockefeller-Stiftung zu erhalten. Gegen diese Koalition zwischen Geschäfts- und Gewaltriesen ist jede Opposition machtlos. Wiederum zeigt sich die Macht dieser Koalition auch in der Kursentwicklung der Aktien des ehemaligen deutschen Stahlvereins.

		DM
1948	Nach der Währungsreform betrug der Durchschnittskurs der Stahlaktien	8
Febr. 1952	Nachdem bekanntgeworden war, daß die Pläne der deutschen Regierung für eine deutsche Wiederaufrüstung bei den Rüstungskonzernen der USA eine günstige Aufnahme gefunden hatten, stiegen die Stahlkurse auf etwa	240

März 1952	Im Frühjahr 1952 machte die Regierung der Sowjetunion einen Abrüstungsvorschlag. Sofort fielen die Stahlkurse auf etwa	DM 170
1953	In der Folge gelang es den Börsen-, Stahl- und Ölkönigen, alle Abrüstungsvorschläge aus dem Osten und Westen zu sabotieren. Seither sind die Stahlkurse — mit einigen Unterbrechungen — vorwiegend bedingt durch die Angst vor einer Entspannung oder einer Überspannung — ständig im Steigen begriffen.	

Die Geschäftsriesen bestreiten natürlich ihren Einfluß auf die Außenpolitik und begründen die Wiederaufrüstung mit dem Hinweis auf den Angriff von 1950 in Korea. Aber es ist — nach Ansicht der Kommunisten — nicht der Koreakrieg die primäre Ursache des neuen Wettrüstens, sondern das Geschäftsinteresse der Rüstungskonzerne. In einer Denkschrift, die Prof. Warburg am 30. Juni 1961 Präsident Kennedy vorgelegt hat, schreibt er hierzu: «Es ist angeführt worden, daß der Koreakrieg den grundlegenden Gesinnungswechsel betreffend der Remilitarisierung (Westdeutschlands) verursacht habe, eine Darstellung, die den Tatsachen nachweislich nicht entspricht. Der Entschluß, Westdeutschland wieder zu bewaffnen, war *vor* dem koreanischen Krieg getroffen worden. Korea gab nur eine willkommene Begründung.» Und Prof. Baran schrieb in der Neuyorker «Nation» in Nr. 13/1959: «Man kann behaupten, daß eine Lösung der internationalen Spannungen auf den heftigsten Widerstand jener stoßen, deren Interesse durch die Fortsetzung des Wettrüstens am besten gewahrt werden.»

Die in den USA — und in Westeuropa — am häufigsten gelesene Monatsschrift *«Das Beste» gehört amerikanischen Geschäftsleuten.* Sie bringt in jeder Nummer Darstellungen, welche offensichtlich den Zweck haben, die Spannung zwischen Ost und West aufrechtzuerhalten. So brachte sie zum Beispiel im Maiheft 1958 einen Artikel mit dem Titel «UdSSR contra USA». Die letzte der in diesem Artikel an verschiedene USA-Generäle gerichteten Fragen lautete: «Besteht eine wirkliche Chance, einen dauerhaften Frieden zwischen der Sowjetunion und den USA zu erreichen?» — Die Antwort von General Le May lautete: «Ja — solange die USA stärker bleiben als die Sowjetunion.»

Die Kommunisten werden dazu etwa Folgendes sagen: Die Generäle der USA empfehlen ein Übergewicht der USA über die Sowjetunion, und weshalb empfehlen sie nicht ein Gleichgewicht? Weil eine Politik des Gleichgewichts den Rüstungswettlauf stoppen und damit zugleich die Riesengewinne der privaten Rüstungsindustrie schmälern würde!

A. Gelpke

(Schluß folgt)

Montgomery über das neue China

Feldmarschall Montgomery hat in der konservativen «Sunday Times» vom 15. und 22. Oktober 1961 einen ausführlichen Bericht über seinen zweiten Besuch in Volkschina veröffentlicht, der durch seine vorurteilslose Betrachtungsweise auch unseren Zeitungen als Vorbild dienen könnte. Wir geben nachstehend einige von seinen Eindrücken wieder. Red.

Bei meinem ersten Besuch der Volksrepublik China im Mai 1960 lud mich Mao Tse-tung ein, das nächste Jahr wieder zu kommen, das Land zu bereisen, um mit eigenen Augen zu sehen, ob, was er mir erzählt hatte, stimme. Dies habe ich nun getan.

Vor allem möchte ich davor warnen, diese große Nation von fast 700 Millionen Menschen zu unterschätzen. Das chinesische Volk hat in den letzten drei Jahren infolge einer Reihe von Mißernten viel durchmachen müssen, aber von großer Hungersnot, Elend, Apathie und einer rebellischen Bevölkerung zu sprechen ist Unsinn, vielleicht sogar gefährlich. All die Leute, die ich beobachten konnte, sahen glücklich aus und ich sah keinen Fall von Unterernährung. In Hongkong anderseits sieht man Unterernährung, wo man hinschaut. Es liegt eine ungeheure latente Kraft in diesem Volk. Die Chinesen sind intelligent und arbeitsam — vielleicht sogar die fleißigste Nation der Welt. Der Westen sollte freundliche Beziehungen mit der Chinesischen Volksrepublik anbahnen, denn die Chinesen wollen zuerst einmal als Unseresgleichen behandelt werden.

Ich sprach mit Bauern auf dem Feld und in ihren Wohnstätten. Ich sprach mit Arbeitern in der Fabrik. Ich sprach mit politischen Führern. Ich durfte gehen, wohin ich wollte.

Wenn man ins Innere des Landes fährt, sieht man wie arm und rückständig die Menschen sind. Der Lebensstandard ist erbärmlich niedrig, aber die Menschen sind trotzdem glücklich. Es wird lange dauern, bis ihre Lebenshaltung sich dem westlichen Standard annähert. Es ist nicht möglich, die Vernachlässigung und die Übel von 2000 Jahren kurzfristig zu beheben.

Natürlich war mein wichtigstes Interview dasjenige mit Mao Tse-tung. Ich bin Christ und Christentum und Kommunismus haben nichts miteinander gemein. Aber die Welt ist durch zwei widerstreitende Ideologien gespalten und im Laufe der Zeit dürfte die Hälfte der Weltbevölkerung kommunistisch werden. Sollten die zwei Hälften sich gegenseitig in einem totalen Nuklearkrieg ausrotten? Das wolle Gott verhüten!

Man kann mit Mao Tse-tung nicht sprechen, ohne tief beeindruckt zu sein. Er schaut einem direkt in die Augen, ist offen in seinen Äußerungen und versucht gar nicht zu bluffen. Er ist ein Mann des Volkes, ein Bauer, und für 700 Millionen Chinesen ein Nationalheld, ein außergewöhnlicher Mann in einem Zeitalter von gewöhnlichen Men-

schen. Mao ist 68 Jahre alt, sechs Jahre jünger als ich. Er ist bei bester Gesundheit. Am zweiten Tag unserer Gespräche, um 17 Uhr, sagte Mao, er gehe nun schwimmen im Yangtse, ich solle mitkommen. Die Strömung beträgt etwa 7 km per Stunde und Mao schwamm oder ließ sich ungefähr solange treiben. Es war von einer Schar von jungen Leuten, guten Schwimmern, umgeben, die dafür besorgt waren, daß ihm nichts passiere. Mao hat mich nachher herausgefordert, im Jahre 1964, wenn ich wieder das Land besuche, mit ihm den Yangtse zu überqueren. Ich habe angenommen. Es sollte ein großes Ereignis werden — für die Fernsehgesellschaften der ganzen Welt.

Als wir auf die Spannung in der Welt zu reden kamen, sagte Mao Tse-tung: «Die politischen Führer des Westens sprechen immer von Abrüstung, aber sie scheinen nicht zu verstehen, daß Abrüstung unmöglich ist, solange das Mißtrauen zwischen Ost und West anhält.»

Dieses Mißtrauen kommt daher, daß die militärischen Kräfte Rußlands und des Westens Gebiete besetzt halten, die ihnen nicht gehören. Diese Besetzungsarmeen sollten alle auf ihr eigenes Territorium zurückgezogen werden.

Tschu En-lai ist 64 Jahre alt. Er ist hochintelligent und kennt die Probleme Chinas durch und durch, eine hervorragende politische Persönlichkeit. Er erwähnte die drei aufeinanderfolgenden Mißernten, wies aber darauf hin, daß sie in den 12 Jahren seit 1949 viel Erfahrung gewonnen haben; sie lernen nach und nach, wie sie mit den Naturkatastrophen Chinas fertig werden können. Ohne die Kommunen hätten sie wahrscheinlich den Sturm nicht überstanden, aber auch hier fanden sie gewisse Änderungen nötig. Einige der Kommunen seien zu groß und würden unter dem neuen Fünfjahrplan auf einen günstigeren Umfang reduziert werden.

Als wir auf die Nuklearpolitik Chinas zu sprechen kamen, sagte Tschu En-lai, die Regierung werde Nuklearwaffen erzeugen. Da die großen Nationen solche Waffen hätten und die Kleineren sie im Laufe der Zeit bekämen, müßte China sie auch anschaffen. China wolle dies aber mit seinen eigenen Wissenschaftern fertigbringen — es wolle da von keiner anderen Nation abhängig sein. Die Entwicklung von Nuklearwaffen rangiert aber für China weit unten auf der Liste der notwendigen Aufgaben — soviel anderes kommt vorher.

China erhebt keine territorialen Ansprüche auf Gebiete außerhalb seiner Grenzen — es hat genügend Lebensraum, aber es möchte gern eine Art cordon sanitaire von neutralen und unabhängigen Staaten um sich wissen, eine Kette, die von Burma bis Korea reichen würde. Man brauche keine Angst vor China zu haben. Es habe durch Aggression soviel gelitten, daß es nicht selbst aggressiv sein wolle. Es möchte nur in Ruhe gelassen und als Gleichberechtigter behandelt werden.

Vom westlichen Standpunkt aus ist es höchst unklug, sich nicht mit dieser großen Nation zu befreunden und mit ihr Handel zu trei-

ben. Wenn Amerika die Vergangenheit nicht vergessen, wenn es nicht die andere Wange hinhalten kann, wird es eine schwere Verantwortung tragen müssen.

Je mehr ich die Chinesen kennenlerne, um so mehr schätze ich sie. Sie sind arm, aber arbeitsam und ehrlich — und haben Sinn für Humor. Nicht alles in diesem großen Land ist gut, aber vieles ist im Westen noch schlimmer. Mao Tse-tung hat mit den meisten Übeln, die sich mit westlicher Lebensweise in China eingenistet hatten, aufgeräumt. Was das Nachtleben von London und anderen Städten des Westens charakterisiert, würde in keiner chinesischen Stadt geduldet.

Ein internationaler Plan für Totalen Frieden

aus «The Friend» (Quäker), 6. Oktober 1961

Der Redaktor des «Friend» stellt fest:

Wir möchten hier erstmals auf eine bedeutende internationale Konferenz aufmerksam machen, die, durch «Christian Action» organisiert, von 14. bis 16. September 1961 im Hotel Russell in London durchgeführt wurde. Teilnehmer waren Männer und Frauen aus den USA, der Sowjetunion, Großbritannien, Indien und andern Ländern in Asien, Europa, Afrika und Australien, die «einig sind in ihrem Verlangen nach einer von Nuklearwaffen und Krieg freien Welt». Das Thema des Treffens war Abrüstung und die Milderung der gegenwärtigen politischen Spannungen.

Die Liste der Teilnehmer führt weltbekannte Namen aus Ost und West an, unter ihnen: Robert Jungk (Österreich), Baron Allard, Madame Isabelle Blume (Belgien), Professor Josef Hromadka (Tschechoslowakei), Madame Eugénie Cotton (Frankreich), Professor Bernal, Canon John Collins und Erzbischof Roberts (Großbritannien), Jayaprakash Narayan (Indien), Senator Velio Spano (Italien), Aminu Kano, M. P. (Nigerien), Oliver Tambo (Südafrika), Dr. Erich Fromm, Dr. Homer Jack, Pfarrer A. J. Muste, Professor Linus und Mrs. Ava Pauling, Miss Orlie Pell (USA), Ilya Ehrenburg, Alexander Korneichuk (Sowjetunion), Heinrich Buchbinder, Professor Lieb und Max Winiger (Schweiz). Alle Teilnehmer waren anwesend, als nach genauer Prüfung und ausgiebiger Erörterung eine Reihe von Prinzipienerklärungen und praktischen Vorschlägen einmütig angenommen wurden.

Angesichts der Zusammensetzung der Konferenz ist die völlige Einstimmigkeit, die für die lange Erklärung erreicht wurde, höchst bemerkenswert, besonders eindrücklich aber wohl in bezug auf Abschnitt 3 der Entschließung. Nachstehend der ungekürzte Text der Erklärung:

I. *Berlin*

Weder die Berlin-Krise, von der unmittelbare Kriegsgefahr ausgeht, noch irgend ein anderes Problem kann mit militärischen Mitteln gelöst werden. Jeder lokale Krieg im Herzen Europas würde höchst wahrscheinlich in einen allgemeinen Nuklearkrieg übergehen.

Der Krieg muß vermieden werden. Die USA, die Sowjetunion, Großbritannien und Frankreich sollen auf Grund der tatsächlichen Lage in Verhandlungen eintreten, in echtem Bemühen, über Berlin und die Deutschlandfrage ins Einvernehmen zu kommen. Wir unterbreiten dazu die folgenden Vorschläge:

1. Ein Abkommen, das die Unabhängigkeit von Westberlin und den Zugang zur Stadt gewährleistet, muß von den vier Staaten und vertraglich eindeutig, unter UNO-Garantie und im Beisein von UNO-Bevollmächtigten abgeschlossen werden.

2. Sechzehn Jahre nach Beendigung des Zweiten Weltkrieges ist es sicher notwendig, das Bestehen sowohl der Deutschen Bundesrepublik wie der Deutschen Demokratischen Republik zu bestätigen.

3. Die Grenzen Deutschlands (Deutsche Bundesrepublik und Deutsche Demokratische Republik) wie sie nach dem Zweiten Weltkrieg provisorisch festgelegt wurden, müssen von den vier oben erwähnten Staaten, wie von der Deutschen Bundesrepublik und der DDR als endgültig und unverletzlich anerkannt werden.

4. Die Wiedervereinigung der DBR und der DDR ist eine Angelegenheit, über die die beiden deutschen Staaten beschließen müssen. Sie sollte die europäische Sicherheit nicht gefährden.

5. Jede weitere Wiederaufrüstung der DBR und der DDR soll sofort eingestellt und ihre gegenwärtige Bewaffnung herabgesetzt werden.

6. Auf den Territorien der beiden deutschen Staaten dürfen keine Nuklearwaffen stationiert, noch Militärpersonen im Gebrauch solcher Waffen ausgebildet werden.

7. Die Schaffung einer Zone ohne Nuklearwaffen, die aus den Gebieten der DBR und der DDR wie auch Polens und der Tschechoslowakei besteht, sowie deren schließliche Demilitarisierung unter wirksamer Inspektion und Kontrolle, sollte von den USA, der UdSSR, Großbritannien, Frankreich und der UNO garantiert werden.

II. *Abrüstung*

Die gegenwärtige internationale Krise hat alle Gefahren eines beschleunigten Rüstungswettlaufs aufgezeigt und die Gefahr eines durch Zufall ausgelösten Nuklearkrieges erhöht. Keine der Atommächte will einen solchen Krieg, doch macht ihn die Dynamik der nuklearen Kriegsmaschinerie dennoch möglich.

Nur allgemeine und vollständige Abrüstung kann die Menschheit vor Krieg retten. Wir rufen darum die Völker dazu auf, daß sie von ihren Regierungen sofortige Schritte in der Richtung solcher allgemeinen und vollständigen Abrüstung fordern.

Frühere Abrüstungsverhandlungen wurden dadurch aufgehalten, daß die eine Seite fürchtete, es sei nur eine Teilabrüstung oder gar nur Rüstungskontrolle beabsichtigt, während die Gegenseite der Bereitschaft zu ernsthafter Kontrolle der Abrüstung mißtraute.

Wir appellieren daher an alle Regierungen, sich eindeutig für die Politik totaler Abrüstung zu erklären und für jede Etappe derselben die entsprechende Kontrolle zu akzeptieren. Wir appellieren ferner an sie, auch den Ausbau der notwendigen Organe für die Weltsicherheit in Angriff zu nehmen.

Wir verlangen den baldigen Abschluß solcher Verhandlungen unter der Aufsicht der UNO, die auch die Volksrepublik China einschließen muß, und die Schaffung einer internationalen Behörde als Kontrollorgan für die Durchführung des bereinigten Abrüstungsplans.

Die Spezialorganisationen der UNO und andere gouvernementale und unabhängige Körperschaften, wie Gewerkschaften, geschäftliche Verbände, religiöse Gesellschaften, sollen aufgefordert werden, den Zusammenhang zwischen Abrüstung und internationalen wie nationalen Wirtschaftsverhältnissen zu studieren.

III. *Nuklearversuche*

Wir bedauern aufs tiefste die Wiederaufnahme von Nuklearversuchen; wir erklären uns gegen Krieg, Nuklearwaffen und jede Art von Nuklearversuchen, ob sie nun in der Atmosphäre, unterirdisch, im Wasser oder im Weltraum durchgeführt werden, einmal weil solche Kernversuche die Kriegsvorbereitung intensivieren und zum andern, weil sie die Gesundheit der lebenden und der kommenden Generationen gefährden.

Wir fordern die Regierungen, die gegenwärtig Nuklearversuche durchführen, auf, diese sofort einzustellen und keine weiteren Versuche zu unternehmen. Wir fordern sie auf, ein Abkommen über ein dauerndes und kontrolliertes Testverbot zu schließen, sei es als Separatvertrag oder im Rahmen des allgemeinen Abrüstungsabkommens.

IV. *Schlußfolgerungen*

Die Völker und ihre Regierungen können das Verbrechen eines Nuklearkrieges, diese Gefährdung der menschlichen Existenz und allen Lebens auf der Erde, noch immer von uns abwenden. Niemand kann siegen in einem solchen Krieg.

Trotz einigen Meinungsverschiedenheiten in der Diskussion von Einzelfragen, doch in vollem Bewußtsein unserer Verantwortung verpflichten wir uns, alles zu tun, um die Öffentlichkeit über die Kriegsgefahr und die dringende Notwendigkeit der Abrüstung aufzuklären. Wir hoffen, daß die verschiedenen Friedensbestrebungen in einer Weise zusammenwirken können, wie sie der Verteidigung und Erhaltung der Menschheit am besten dient.

Wir sind entschlossen, über das gleiche Thema eine noch größere

Konferenz einzuberufen, zu der wir Männer und Frauen aus allen Volkskreisen — Intellektuelle, Gewerkschafter, Kirchenangehörige, Wissenschafter und Vertreter der verschiedensten politischen Auffassungen — einladen werden.

Text der Petition, die am 30. Oktober 1961 von 800 Atomphysikern an die Ministerpräsidenten von Frankreich, Großbritannien, USA und UdSSR gesandt wurde

Nachstehende Petition, von mehr als 800 Kernphysikern aus 20 Nationen (50 aus der Schweiz) unterzeichnet, ging am 30. Oktober 1961 an die Premierminister der vier Atommächte, an das Sekretariat wie an die Generalversammlung der Vereinten Nationen.

Die Unterschriften stammen von jungen Atomphysikern wie von ihren berühmten Kollegen, wie Amaldi (Italien), Leprince-Ringuet (Frankreich), A. Pais (Vereinigte Staaten), Nobelpreisträger C. F. Powell (Großbritannien), Nobelpreisträger I. E. Tamm (Sowjetunion) und V. F. Weißkopf (CERN); sie wurden größtenteils in Europa (West und Ost) gesammelt, vor allem in Italien und Frankreich. Sehr zahlreich vertreten sind die Forscher vom CERN (Centre Européen de Recherches Nucléaires) in Genf.

Die Unterzeichneten Atomphysiker aus verschiedenen Ländern, aufs tiefste beunruhigt durch die Verschlechterung der internationalen Situation, welche in der Wiederaufnahme der Kernwaffenversuche einen Höhepunkt erreicht hat, in der Überzeugung,

daß kein Krieg, in den die Großmächte verwickelt würden, auf konventionelle Waffen beschränkt bliebe, sondern unvermeidlich in einen Atomkrieg überginge,

daß kein Vorteil, aus einem sogenannten militärischen Sieg resultierend, die riesigen und nicht wieder gut zu machenden Zerstörungen durch die Atomwaffen rechtfertigen könnte,

und daß die Lösung internationaler Streitfragen durch Gewalt nicht unvermeidlich ist, sondern im Gegenteil durch das energische Eingreifen aller verantwortlichen Bürger aller Länder verhindert werden kann,

appellieren an alle Männer und Frauen von gesundem Menschenverstand, sich, ungeachtet ihrer politischen Einstellung, in der Forderung zusammenzufinden, daß die Regierungen aller Länder, besonders aber der Großmächte, unverzüglich Verhandlungen einleiten, um die gegenwärtigen internationalen Streitigkeiten, insbesondere in der Berlinfrage, zu lösen und zu einer Verständigung in bezug auf Maßnahmen, die zu vollständiger Abrüstung führen, zu gelangen — Maßnahmen, die auch die Einstellung aller Kernwaffenversuche in allen Ländern umfassen.

Josef Wanner †

Der am 26. August 1961 verstorbene *Josef Wanner*, pensionierter Postbürochef in Luzern, ist wahrscheinlich nur wenigen Mitgliedern unserer religiös-sozialen Vereinigung bekannt. Er ist erst in späteren Jahren zu uns gestoßen und hat persönlich einige Male an unseren Versammlungen teilgenommen. Es soll aber seiner in den «Neuen Wegen» gedacht werden; denn ihrer Sache fühlte er sich stark verbunden; von ihrem Wahrheitsdienst fühlte er sich angezogen und ermutigt. Er kam als aktiver Freidenker von ausgesprochener Ausschließlichkeit gegen alle vermeintliche, aber auch wirkliche religiöse Gläubigkeit, also von weit her, in unsern Kreis. Zu seiner Freidenkerzeit war ihm bei der Beurteilung einer Persönlichkeit die Hauptsache, was sie denke. Später, als er sich aus der Enge des pfäffischen Freidenkertums gelöst hatte, da ging es ihm bei den Menschen darum, ob sie willens seien, ihr Denken für ihre Mitmenschen fruchtbar zu machen. Denn nicht bei den Satten fühlte sich Josef Wanner zu Hause. Er war ein Getriebener auf den Weg hin, wo es um den Kampf um Gerechtigkeit geht. Er stieß zur Sozialdemokratie, wo er mutig in Wort und Schrift mitarbeitete. Aber auf Grund seiner kompromißlosen Wahrhaftigkeit, seiner stark im Grundsätzlichen wurzelnden Gesinnung geriet er in Widerspruch zum anpasserischen Machtstreben der Partei. Er trat aus der Partei aus, ohne aber seine Mitarbeit in der Gewerkschaftsbewegung aufzugeben. Mehr und mehr war es der Sozialismus von Leonhard Ragaz, der sein Denken und Streben erfüllte. In folgender Stelle seiner Schrift: «Leonhard Ragaz, aus dem Leben und Werk eines großen Schweizers» kommt diese Auffassung zum Ausdruck: «Persönlich muß ich gestehen, daß mir im Leben nie ein Sozialist von diesem Format begegnet ist. Seine Konzeption von der Geistesgeschichte des Sozialismus hob ihn turmhoch über die parteipolitischen Strategen der letzten Jahrzehnte. Ragaz war kein seichter Opportunist, kein flacher Kompromißler, denen vor lauter Taktik der Sinn für das große Ziel verloren ging, sondern ein rastloser Streiter, dem nichts so sehr am Herzen lag, als uns den richtigen Weg zu weisen.» Josef Wanner hat sich sein Leben nicht leicht gemacht. Wie stark er im Geiste lebte, davon zeugt sein große Bibliothek hauptsächlich philosophischer und weltanschaulicher Werke. Er gab sich ihrem Studium mit dem Bemühen des leidenschaftlichen interessierten Autodidakten hin. Er suchte nicht Gelehrsamkeit, sondern die vielen, vielen Stunden, die er seinen Büchern widmete, waren ein Forschen wie die Menschheit aus ihrer Zerrissenheit in eine alles edle Streben krönende Einheit herauszuführen sei. Ihm war der Boden der sozialistischen Gemeinschaft die Voraussetzung einer ethisch höher entwickelten Menschheit. In zahlreichen Artikeln und Bildungsvorträgen über Marx, Kant, Einstein, Schweitzer, Gotthelf, Schiller, die

französischen Vorläufer des Sozialismus, trug er die sozialen Aspekte an seine Hörer und Leser heran. Eine Frucht seines mit großer Gewissenhaftigkeit erfolgten Studiums war die 1945 erschienene Schrift: «Einführung in die Elemente der Rechtswissenschaft und der Rechtsphilosophie.»

Das Leben Josef Wanners überschattete seit zwei Jahren eine dunkle Wolke. Am 7. September 1959 wurde er und seine Frau von einem Lastwagen angefahren und mit schweren Verletzungen ins Kantonsspital überführt. Leiden über Leiden und eine nicht zu behebende teilweise Invalidität belasteten die beiden seither, denen vorher das Altersglück gesundheitlichen Wohlergehens geschenkt war. Als Schwerkranke mußte der Hingeschiedene seine Gattin zurücklassen, nicht ahnend, daß sie ihm am 3. Oktober im Tode folgen würde.

Josef Wanner stammte als Sohn eines geschätzten Tierarztes aus der Landschaft Luzern. Er verlor früh den Vater. Betreut von einer guten Mutter wuchsen die fünf Kinder in kärglichen Verhältnissen zu arbeitstüchtigen Menschen heran. Ausgebildet zum Postdienst, verlebte Josef Wanner die größte Zeit in Luzern, zuletzt als Postbürochef. Seiner Lebensgefährtin, deren Selbstlosigkeit das häusliche Leben der Familie trug, gehörte seine dankbare Liebe. Einer der beiden Söhne wurde ihnen durch ein Lawinenunglück entrissen. Im zweiten Sohne und dessen Familie wurden den Eltern Freude und in schweren Tagen liebevolle Betreuung zuteil.

Josef Wanner galt bei denen, die ihn nur oberflächlich beurteilten, als Mann der Wandlungen. In ihm aber loderte eine Prometheusflamme, das unruhige Herz, das sich stets dem zuwenden mußte, was dem Frieden, der Wahrheit und der Gerechtigkeit dienen konnte. Und mit denen, die stets im Gleichschritt gehen, konnte er seinen Weg nicht finden. J. H.

Zu einem Vortrag von Dr. Robert Jungk

«Unter dem Atomterror die Zukunft verteidigen»

war das Thema einer Protestkundgebung, die am 13. November 1961, bei einer Teilnahme von über 1000 Personen im großen «Börsen»-Saal Zürichs durchgeführt wurde. Der Redner, *Dr. Robert Jungk*, von der Stadtgruppe Zürich des Landesringes der Unabhängigen eingeladen, legte gleich zu Anfang großes Gewicht auf das Wort «unabhängig» und stieß damit wohl auf den Kern der Sache. Denn nur wer, wie der Referent, niemandem zu Gefallen zu reden braucht, kann es sich in der Schweiz heute leisten, gewisse Dinge zu sagen.

Jungk heißt uns die Zukunft verteidigen, indem wir drei Forderungen erfüllen:

Wir müssen uns erstens informieren. Unsere Epoche ist — hier darf man das Wort tatsächlich brauchen — *eine Zeitenwende*. Die Technik hat uns eine so ungeheure Macht der Zerstörung in die Hände gespielt, daß weder unser Verstand noch unsere Phantasie sie mehr zu erfassen vermögen. Im Beharren in alten militärischen Vorstellungen liegt unter diesen Umständen eine ungeheure Gefahr. Eine militärische Auseinandersetzung mit Waffen, zum Beispiel, die noch immer in unserem geistigen Arsenal figuriert, ist nach dem heutigen Stand der atomaren Rüstung reiner Selbstmord der Menschheit.

Wir dürfen zweitens die offizielle Politik — das heißt den Antikommunismus um seiner selbst willen — nicht durchgehen lassen, ohne zu protestieren. Doch die Schweiz ist nicht mehr der Ort, wo ein freier und vorurteilsloser Meinungsaustausch möglich ist. Die Schweiz ist heute ein Anhängsel Washingtons und der NATO geworden, wie Jungk sich «erdreistet» zu sagen, und jedes Abweichen von der offiziellen Richtlinie, den Direktiven der gouvernementalen bürgerlichen Presse, wird mindestens als Krypto-Kommunismus bezeichnet. Als Jungk vor Jahren gegen amerikanische Atomexperimente protestierte, war die Polizei zur Stelle — heute, da man gegen russische Tests protestiert, braucht es keine.

Dennoch müssen sich Leute finden, die sich frei zur Lage äußern. Aber Kritik allein genügt nicht. Wir müssen — und dies ist Jungks dritte Forderung, wir müssen, wenn wir gegen die Katastrophe kämpfen wollen, unsere eigenen Vorschläge zur Überwindung der Krise machen. Nach Jungks Dafürhalten sollten wir auf die russischen Abrüstungsvorschläge eingehen, Chruschtschew sozusagen beim Wort nehmen. Wenn unter Kontrolle abgerüstet ist, haben wir weniger als je vom Osten zu fürchten, auch wenn die Russen nach wie vor die Welt für den Kommunismus erobern wollen. Wenn unser westliches Christentum etwas wert ist, werden wir den russischen Plänen ein viel großartigeres Programm — Wohlstand *und* Freiheit — gegenüberstellen können. Das beste Mittel zur Überwindung der Krise, sagt Jungk, ist *Zusammenarbeit mit dem Osten*, denn Koexistenz genügt nicht. Jungk erinnert an die Zusammenarbeit der Wissenschafter der Pugwash-Konferenzen, an das weltumspannende «Geophysikalische Jahr». Überhaupt sollen alle Kontakte mit dem Osten vermehrt werden, um so mehr, als sich unter der russischen Jugend eine starke Strömung gegen Gewaltpolitik geltend macht, die es zu unterstützen gilt.

Die auf das Referat folgenden Fragen belegten schlagend, was Jungk in seinem Referat betont hatte — daß nämlich die wenigsten von unseren Zeitgenossen begriffen haben, was durch Hiroshima eingeleitet und seither um das tausendfache gesteigert wurde. *Red.*

BUCHBESPRECHUNG

Biblische Welt. Text von *Hans Wildberger*, Farbenphotographien von *Michael* und *Luzzi Wolgensinger*. Silva-Verlag, Zürich.

In kaum einem Bibelleser steigt nicht immer wieder der Wunsch auf, eine lebendige Anschauung von der ganzen Natur- und Kulturwelt zu gewinnen, in der sich die Erzählungen des Alten wie des Neuen Testaments, die Geschichte Israels, Jesu und der Apostel abgespielt haben. Und da es den allermeisten von ihnen nicht vergönnt ist, das «heilige Land» selbst zu schauen, da sie gemeinhin auch nicht genügend in Geschichte und Altertumskunde beschlagen sind, um auch die rein menschlichen Gegebenheiten und Zusammenhänge der biblischen Ereignisse zu verstehen, so haben sie jetzt in dem hier angezeigten Werk eine vielleicht einzigartige Gelegenheit, das ihnen Fehlende zu erwerben. Professor Wildberger, der Zürcher Alttestamentler, erzählt in 27 Abschnitten knapp und fesselnd die ganze biblische Geschichte von Abraham bis Jesus und Paulus, die er immer in den zugehörigen allgemeingeschichtlichen, volkskundlichen und kulturellen Rahmen hineinstellt. Ohne unnötige Gelehrsamkeit macht er uns mit dem neuesten Stand der Forschung bekannt, nicht zuletzt auch auf Grund der Ausgrabungen in den Ländern des Vorderen Ostens, die oft ein so überraschendes Licht auf die allvertrauten Erzählungen der Bibel werfen. Und immer ist das geschriebene Wort des Sachkenners begleitet von zusammen fast hundert teilweise ganzseitigen Photographien, die in ihrer künstlerischen Vollendung, ihrer Farbigkeit und ihrer Vielseitigkeit ein wundervolles Bild von Land und Leuten in Palästina und seinen Nachbargebieten geben. Michael und Luzzi Wolgensinger haben auf ihrer Erkundungsreise keine Mühseligkeit gescheut, um uns die Gegenwart und die erfaßbare Vergangenheit der in Jahrtausenden so wenig veränderten Natur- und Kulturlandschaft des Nahen Orients eindrucksvoll vor Augen zu führen.

Das so entstandene Buch ist ein köstlicher Besitz für alle, denen es in die Hände gelegt wird. Es eignet sich darum wie wenig andere Gaben vorzüglich auch zum Geschenk auf Weihnachten, das Jungen und Alten, Gelehrten und Ungelehrten dauernde Freude machen kann. H. K.

WELTRUNDSCHAU

Naht das Verhängnis! Wir treiben langsam vielleicht, aber unheimlich sicher dem Niagaraschlund eines dritten Weltkriegs entgegen. Schon standen sich letzthin in Berlin, nur wenige Meter von einander getrennt, amerikanische und sowjetische Panzerwagen schußbereit gegenüber — einzig weil sich die Amerikaner, anders als die Engländer, weigerten, die Ausweise ihrer Zivilbeamten durch die ostdeutsche Verkehrspolizei einsehen zu lassen statt durch die sowjetische Militärpolizei. Für die Vereinigten Staaten gibt es eben eine Deutsche Demokratische Republik ebensowenig wie eine Chinesische Volksrepublik. Die kleinliche Streitfrage ist vorläufig durch einen der üblichen Kompromisse gelöst worden; aber inzwischen versteiften sich beide Lager in den größeren Fragen — Stellung

Westberlins, westdeutsche Kriegsrüstung, neutrale Zone in Mitteleuropa usw. — auf eine «kompromißlose» Haltung, die nur noch eine militärische Kraftprobe übrig zu lassen droht.

Die Amerikaner rühmen sich, Kernwaffen zu besitzen, die denjenigen der Sowjets klar überlegen seien und — nach «US News & World Report» — innert 24 Stunden 80 bis 90 Prozent der Bevölkerung der Sowjetunion vernichten könnten. Es genüge, auf einen Knopf zu drücken, damit 200 Ferngeschosse mit Wasserstoff-Sprengköpfen nach im voraus bestimmten Zielen in der Sowjetunion gelenkt werden könnten. Die amerikanischen Marineflugzeuge überträfen schon zahlenmäßig die schweren sowjetischen Bomber. 80 Polaris-Fernwaffen befänden sich abschußbereit an Bord von Atomunterseebooten. 1700 Bomber und 2000 Jagdflugzeuge seien auf Stützpunkte rings um die Sowjetunion verteilt. Und so fort. Mit Eifer setzt namentlich auch die westdeutsche Republik ihre militärischen Vorbereitungen fort. Die Bundeswehr werde, so heißt es, in Kürze 420 000 Mann umfassen; das erste einer Reihe von elf Unterseebooten ist erst vor wenigen Tagen in Dienst gestellt worden, und daß Herr Strauß endlich auch seine Atomsprengköpfe für die Ferngeschosse bekommt, die er bereits hat, das ist nur mehr eine Frage der Zeit.

Die Antwort der Sowjetunion ist von gleichem Kaliber. Marschall Malinowski erklärte am 22. Parteitag der Kommunistischen Partei der Sowjetunion, die atomare wie die konventionelle Rüstung der sowjetischen Streitkräfte auf dem Land, in der Luft und auf wie unter dem Wasser sei vollkommen erneuert und auf die modernste Höhe gebracht worden; sogar das Problem der Zerstörung fliegender Raketen sei gelöst. Trotz den Zehntausenden amerikanischer Atombomben sei die Sowjetunion weniger verwundbar als der dichter besiedelte Westen; ein neuer Krieg werde auf jeden Fall den Untergang des Kapitalismus bringen . . .

Die «Krönung» der sowjetischen Rüstungen stellt natürlich die *Erprobung einer Riesenbombe* von über 50 Megatonnen dar, die als Abschluß einer langen Versuchsreihe am 30. Oktober vorgenommen wurde. Schon die Ankündigung dieses Versuchs und noch mehr seine Durchführung hat eine außerordentlich heftige weltweite Protestbewegung entfacht, so daß man meinen könnte, der ganze Westen sei nunmehr ins Lager der grundsätzlichen Gegner der Anwendung von Kernwaffen und damit *aller* Kriegsrüstungen abgeschwenkt; denn ohne Kernwaffen ist ein Krieg heutzutage überhaupt nicht mehr denkbar. Aber nein — die Großzahl der Urheber und Mitläufer der Protestbewegung empörte sich ja nicht darüber, daß der Wettlauf nach der vollkommenen Atombombe *an und für sich* offen wieder aufgenommen wurde, sondern darüber, daß sich auch die *Russen* wieder daran beteiligten, die vor drei Jahren freiwillig darauf verzichtet hatten, also sich nicht endgültig mit dem Vorsprung der Amerikaner abfinden wollten. *Das* ist der entscheidende Grund der «sittlichen»

Entrüstung, der sich die Anhänger einer «Politik der Stärke» gegenüber den gott- und ruchlosen Kommunisten hingaben. Welch unbezahlbare Gelegenheit bot sich doch hier der «freien Welt», die eigene Gerechtigkeit ins hellste Licht zu stellen und die Verworfenheit eines «barbarischen Diktators» zu beweisen, «der glaubt, er könne mit seinem tödlichen Knallen freie Menschen in Zittern versetzen», wie die «Neue Zürcher Zeitung» (Nr. 4070) schrieb, und der, wie Mr. Kennedy sich ausdrückte, «die Welt terrorisieren» wolle, «um die friedliebenden Menschen zu zwingen, sich jeder sowjetischen Forderung zu beugen».

Das ist, mit allem Respekt gesagt, eine bodenlose Heuchelei, eine über das gewohnte Maß weit hinausgehende Verhetzung der Völker. Ich brauche hier gewiß nicht zu versichern, daß ich die neuesten sowjetischen Kernwaffenversuche und besonders die Entladung der Riesenbombe von Nowaja Semlja für ganz verkehrt halte und ihnen genau die gegenteilige Wirkung von derjenigen zuschreibe, die ihre Verteidiger erwarten: die vielleicht verhängnisvolle Vermehrung der Kriegsgefahr anstatt der Abschreckung des Gegners — nicht zu reden von der unverantwortlichen Schädigung von Gesundheit und Leben der Menschen durch die radioaktive Verseuchung der Luft, des Wassers und der Nahrung. Aber der «New Statesman» hat eben doch nur allzusehr recht, wenn er (am 27. Oktober) feststellt, daß die *amerikanischen* Kernwaffenversuche im Stillen Ozean «auf kurze Frist einen weit unmittelbareren Einfluß auf die menschliche Gesundheit hatten» als die sibirischen Versuche der Sowjetunion, die nur die Antwort auf die amerikanischen Explosionen waren. «Man hat zu leicht vergessen, daß amerikanische Megaton-Versuche im Jahr 1954 heiße Asche auf die Mannschaft des japanischen Fischerboots ‚Glücklicher Drache' regnen ließen, deren Mitglieder alle schwer erkrankten und von der ein Mann sogar starb. Die 1824 Seiten der ‚Untersuchung über Wirkungen und Einflüsse der Versuchsexplosionen mit Kernbomben' — lauter amerikanischen Bomben — lesen sich wie das Zeugenverhör in einem Mordprozeß.» Die Bemühungen der Vereinigten Staaten, die gesundheitsschädigenden Wirkungen ihrer Kernwaffenversuche zu verharmlosen, seien ebenso verächtlich gewesen wie die entsprechende Haltung der britischen Regierung, die «aus Halbwahrheiten, Ausflüchten und nun aus häßlichem Pharisäertum» bestehe. «Als Frankreich seine Versuche in der Luft begann, in hochmütiger Mißachtung der Einstellung der Versuche durch die anderen Mächte, äußerte Macmillan keine Silbe von Verurteilung. Aber jetzt, da Rußland an der Reihe ist, auf die Angeklagtenbank zu kommen, da ist es Mr. Watkinson (der britische Kriegsminister), der, von seinem Chef ausgesucht, um die Rolle Uriah Heeps zu spielen (einer widerlichen Heuchlergestalt in ‚David Copperfield' von Dickens. H. K.), in Entrüstung seine Augen rollt und voller Mitleid von ungeborenen Kleinkindern und Säuglingen redet.»

Noch ist es Zeit Wirklich, gegenüber all den Kernwaffenexplosionen, die die Westmächte vorgenommen haben, angefangen mit dem Riesenverbrechen von Hiroshima und Nagasaki (über 200 000 Tote) bis hin zu den Saharaversuchen, hat die ach, so «freie» Welt nicht den zehnten Teil der Entrüstung aufgebracht, die sie jetzt über die *russischen* Versuche ausschüttet. Dafür hat sie alle Anstrengungen, die seit dem Stockholmer Aufruf von sowjetischer wie von nichtkommunistischer Seite gemacht wurden, um dem atomaren Wettrüsten ein radikales Ende zu bereiten, unter Hohn und Spott als tückische Manöver abgetan, die nur dazu bestimmt seien, den Westen wehrlos zu machen und der bolschewistischen Welteroberung freie Bahn zu schaffen. Kann man sich da im geringsten wundern, wenn die Sowjetregierung den Glauben an den guten Willen der Westmächte verloren hat und unter dem Druck ihrer Militärs die Jagd nach der vollkommenen Kernwaffe ebenfalls wieder aufnimmt, in der westmächtlichen Protestbewegung aber nur den Versuch sehen will, der Sowjetunion in den Arm zu fallen, damit sie den Vorsprung der Vereinigten Staaten in der atomaren Kriegsrüstung nicht etwas verkleinern könne?

Die Westmächte hatten bis zum Ende der Stillhaltezeit tatsächlich 194 Versuchsexplosionen durchgeführt (Vereinigte Staaten 169, Großbritannien 21, Frankreich 4) gegen nur 55 der Sowjetunion. Wenn die Russen vor drei Jahren trotzdem ihre Versuche einstellten, so ausgesprochen in der Erwartung, die Einstellung der Versuche gebe ihnen Zeit, von den Westmächten den Verzicht auf die weitere Aufrüstung Westdeutschlands zu erlangen und darüber hinaus die allgemeine Abrüstung vorzubereiten. Wenn dieses Ziel erreicht worden wäre, hätte die sowjetische Unterlegenheit auf dem Gebiete der Kernwaffen mehr und mehr an Bedeutung verloren und die Gefahr eines Atomkrieges wäre entscheidend verringert worden. In Wirklichkeit verlief die Entwicklung ganz anders. Die Westmächte verschärften im Anschluß an die gescheiterte Pariser Gipfelkonferenz den Kalten Krieg noch weiter; sie förderten die eigene und die westdeutsche Aufrüstung noch tatkräftiger als bisher; Frankreich legte sich eigene Atombomben zu — kurz, die ganze Voraussetzung für die Einstellung der sowjetischen Versuche fiel Stück für Stück dahin. Die Frage war also: Sollte die Sowjetunion ihren atomaren Rückstand endgültig hinnehmen, oder sollte sie versuchen, den Vereinigten Staaten in der Kernwaffenrüstung ein wenig näherzukommen? *Wir* halten die Entscheidung, die Moskau getroffen hat, für falsch und haben als grundsätzliche Gegner der atomaren und konventionellen Kriegsvorbereitungen ein Recht dazu. Aber haben auch die Westmächte und ihre Parteigänger das Recht, von der Sowjetunion zu verlangen, daß sie militär-technisch im Rückstand bleibe?*

* Präsident Kennedy hat am 2. November neuerdings erklärt, die Vereinigten Staaten würden «alle notwendigen Maßnahmen ergreifen, um auf dem Gebiet der

Auch schon die Haltung der Sowjetvertreter an der Genfer Konferenz über die Einstellung der Kernwaffenversuche erklärt sich durch technische Erwägungen, wenn sie sich auch nicht rechtfertigt. Professor Ralph Lapp, der bekannte amerikanische Atomwissenschaftler, macht übrigens in der Septemberausgabe 1961 der Zeitschrift der Atomforscher darauf aufmerksam, daß auch die amerikanischen Spionageflüge über der Sowjetunion zum Scheitern der Genfer Verhandlungen beigetragen haben. «Die Geheimhaltung der sowjetischen strategischen Stützpunkte», so schreibt er, «war für die Russen ein gewaltiger Vorteil und muß dem Kreml ein Gefühl der Sicherheit gegeben haben. Diese Sicherheitsstellung wurde durch die U-2-Angelegenheit weitgehend untergraben. Die Sowjetgeneräle mußten zum Schluß gekommen sein, daß ihre festen Abschußrampen für interkontinentale Lenkgeschosse bei einem amerikanischen Angriff oder vorbeugenden Krieg ein sehr verwundbares Ziel böten. Aus diesem Verlust an Sicherheit müssen sich dringende militärische Forderungen nach beweglichen interkontinentalen Raketen mit festem Antriebstoff ergeben haben; es müsse also — heißt das — ein leichterer und dennoch stärkerer Raketensprengkopf entwickelt werden. Diese Forderung der Militärs wiederum konnte nur zu verstärktem Druck zugunsten der Wiederaufnahme von Kernwaffenversuchen und Erprobung der verstärkten Geschosse führen.»

Das eine Gute wird vielleicht die im Westen aufgezogene Protestbewegung, die alle diese Zusammenhänge gänzlich mißachtet, doch haben, daß den Völkern die tödliche Gefahr, in der sie angesichts des atomaren Wettrüstens schweben, stärker zum Bewußtsein gekommen ist als bisher. Sie würde sich gegen ihre Urheber und Förderer selbst kehren, wenn sie auch die angekündigten neuen Kernwaffenversuche der Vereinigten Staaten aufs Korn nähme und so dazu beitrüge, daß in den Regierungen der Westmächte der Wille gestärkt würde, es über Berlin und die deutsche Frage um keinen Preis zum Krieg kommen zu lassen. Noch wäre es Zeit, diesem Willen die Tat folgen zu lassen — aber es müßte nun wirklich rasch geschehen!

Westliches Zögern Gerade jetzt sieht es freilich gar nicht darnach aus, daß es den Westmächten mit Verhandlungen über eine friedliche Lösung der großen Streitfragen eile. Nach einer Meldung vom 1. November haben die Regierungen von Washington, London, Bonn und Paris vielmehr beschlossen, alle «Sondierungen» zur Vorbereitung solcher Verhandlungen zu *verschieben*. Als Grund wird angegeben, daß sich die sowjetische Haltung in der Berlin-

---

Kernwaffen an der Spitze zu bleiben. Wir werden diesen Vorsprung (gegenüber der Sowjetunion) nicht verkleinern lassen.» Mit welchem Recht will man es den Russen verwehren, ihrerseits «alle notwendigen Maßnahmen zu ergreifen», um wenigstens einigermaßen ihren Rückstand aufzuholen? Sollen sie ihre Unterlegenheit nach westmächtlicher Auffassung tatenlos hinnehmen?

frage versteift und verschärft habe, daß Moskau einen Feldzug zur Einschüchterung der nordischen Länder, zunächst besonders Finnlands, eröffnet habe, und daß die Sowjetunion ihre Kernwaffenversuche fortsetze. Das heißt also, daß sich der Standpunkt de Gaulles und Adenauers nun auch in Washington und London durchgesetzt hat. De Gaulle will ja von Verhandlungen mit Moskau überhaupt nichts wissen; er *braucht* die dauernde West-Ost-Spannung, um sich angesichts der verzweifelten Lage, in die er Frankreich gegenüber Algerien wie im Mutterland gebracht hat, notdürftig an der Macht zu halten. Die westdeutsche Regierung aber, die nicht von vornherein gegen Verhandlungen mit der Sowjetunion ist, lehnt jedes wesentliche Abrücken von ihrer «Politik der Stärke» derart schroff ab, daß man tatsächlich nicht sieht, wie da ein ersprießliches Gespräch mit den Russen zustandekommen soll. Keine Änderung des Zustandes in Westberlin; kein Verzicht auf westdeutsche Atomwaffen; keine Neutralisierung der mitteleuropäischen Länder; keine Anerkennung der Deutschen Demokratischen Republik; keine Hinnahme der Oder-Neiße-Grenze — das ist ihr «unerschütterlicher» Standpunkt. Und dafür scheint sie jetzt auch Kennedy und Macmillan gewonnen zu haben. In Bonn arbeitet man ja seit Jahr und Tag mit der kaum versteckten Drohung, es einmal mit einer westdeutsch-sowjetischen Verständigung nach dem Muster des Hitler-Stalin-Paktes zu versuchen, falls Amerika Miene machen sollte, sich auf Kosten der Bundesrepublik mit der Sowjetunion ins Einvernehmen zu setzen. Und da man in Washington immer ein wenig den Absprung Bonns fürchtet, ist man sehr bemüht, durch immer neues Nachgeben gegenüber den westdeutschen Forderungen einen allfälligen Umsturz des ganzen bisherigen Bündnissystems zu vermeiden. Wahrscheinlich will sich Adenauer bei seinem bevorstehenden Besuch in Washington wieder einmal versichern, daß Kennedy fest und treu zu Alldeutschland steht; es heißt sogar, er werde sich die Zustimmung zu wenigstens formellen «Verhandlungen» mit Moskau (bei denen sowieso nichts herauskäme) um den Preis abkaufen lassen, daß die westdeutsche Armee auch die atomaren Sprengköpfe zu den Raketenwaffen bekomme, die sie bereits hat. Um Westdeutschland bei der Stange zu halten und überhaupt Westeuropa der Gefahr einer Neutralisierung zu entziehen, betreiben die Vereinigten Staaten auch sehr eifrig den wirtschaftlichen und politischen Zusammenschluß der Länder der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft (EWG) mit denjenigen der Europäischen Freihandelsvereinigung (EFTA); da sie dabei natürlich die Führung für sich selber beanspruchen, werden sie mit de Gaulle zusammenstoßen, der seinen eigenen Plan für einen westeuropäischen Staatenbund hartnäckig weiterverfolgt.

Daß auf dieser Linie kein friedliches Zusammenleben mit den Oststaaten möglich ist, leuchtet ein. Die Sowjetunion und ihre Verbündeten *können* sich nicht mit einem ihnen feindlichen Westblock abfinden, in dem ein hochgerüstetes Westdeutschland die maßgebende

Rolle spielt. Sie *müssen* darauf bestehen, daß die ewige deutsche Gefahr endlich einmal aus der Welt geschafft wird. Und sie müssen zunächst namentlich die «Entrümpelung» Westberlins fordern, ist es doch auf die Länge ein ganz unmöglicher Zustand, daß eine Stadt, die mitten im Gebiet eines anderen Landes liegt, mit dem Aufgebot aller modernen Kampfmittel gegen dieses Land arbeitet und sein Regierungssystem zum Einsturz zu bringen sucht. Daß Westberlin nicht in der DDR aufgehen darf, darüber herrscht zwischen der Sowjetunion und den Westmächten grundsätzliches Einverständnis — aber die Selbstverwaltung Westberlins soll nicht dazu mißbraucht werden, die DDR zu unterhöhlen und einen bequemen Stützpunkt im Kampf gegen den Osten zu bieten!

Man sollte meinen, auf dieser Grundlage sei eine west-östliche Verständigung über Berlin nicht unmöglich, dies um so eher, als Westberlin nur immer lebensunfähiger wird, je länger die NATO-Staaten und die Bundesrepublik ihm ein *künstliches* «Frontstadt»-Dasein sichern wollen. Walter Lippman hat ganz recht, wenn er in der «New York Herald Tribune» (17. Oktober) schreibt: «Keinesfalls haben die Unnachgiebigen recht, wenn sie sich einbilden, es werde sich in Berlin nichts ändern, wenn über Berlin nicht verhandelt werde . . . Durch die Ablehnung von Verhandlungen kann man nicht die Lage wiederherstellen, wie sie vor dem 13. August bestand. Westberlin hat aufgehört, das Sinnbild der deutschen Wiedervereinigung im Sinne der Bonner Regierung zu sein. Es hat aufgehört, das westliche Schaufenster für Ostdeutschland zu sein, und es ist nicht mehr ein Stützpunkt für die Befreiung Ostdeutschlands. Wenn nicht durch Verhandlungen die Zukunft der halben Stadt gesichert wird, dann wird Westberlin ein verlassenes Schiff ohne Steuer sein, dessen Treibstoffvorrat zur Neige geht.»

Die Waffen nieder! In Westdeutschland weigert man sich freilich mit unglaublicher Verblendung, diese doch offen daliegende Tatsache mutig ins Auge zu fassen. Daran hat sich auch nach der Bildung der neuen Regierung nichts geändert, die als Koalition zwischen Christlichdemokraten und Freien Demokraten unter Ausschluß der Sozialdemokraten («Demokraten» sind sie ja alle, alle . . .) nach siebenwöchigem peinlichem Markten endlich zustandegekommen ist, mit dem schwer angeschlagenen Adenauer als Kanzler auf Abbruch. Wie könnte diese Regierung auch eine neue Politik einleiten, sind doch alle drei westdeutschen Parteien auf die berüchtigte «Politik der Stärke» festgelegt, die so elend Bankerott gemacht hat! «Es sind», wie Gerhard Gleißberg in der «Anderen Zeitung» (Hamburg, 2. November) bitter bemerkt, «Bankrotteure, die nicht abtreten wollen. Sie haben ihr Spiel um die Bildung einer ‚neuen' Regierung nicht zuletzt deshalb in die Länge gezogen, um es Kennedy schwer zu machen, Verhandlungen über die Berlin- und Deutschlandfrage ernst-

haft zu beginnen.» Die für die alte Politik Verantwortlichen *können* offenbar nicht ein Neues pflügen. «Sie wollen weiter regieren, bis alles in Scherben fällt.»

Das ist wohl richtig gesehen. Das Verhängnis ist nur, daß sich Amerika so willfährig vor den verfahrenen Bonner Karren spannen läßt. Aber nicht nur Westdeutschland, sondern auch Amerika müßte eben seine ganze Außenpolitik, die auf die Zerschlagung der kommunistischen Staaten gerichtet ist, entschlossen umstellen, wenn es auf Westberlin als vorgeschobenen Stützpunkt verzichten, die Abrüstung Westdeutschlands fordern, die DDR anerkennen und sich mit der Oder-Neiße-Grenze abfinden wollte. Bezeichnend für die bisherige und wohl auch künftige Grundhaltung der Vereinigten Staaten ist eine Erklärung, die die Amerikanische Luftwaffen-Vereinigung jüngst erlassen hat und in der es heißt: «Die sowjetischen Ziele sind ebenso bösartig wie unversöhnlich. Das Volk (gemeint ist das amerikanische) ist willens, dafür zu arbeiten und nötigenfalls zu kämpfen, daß der Kommunismus von der Weltbühne verschwindet. Die Auseinandersetzung muß aufgenommen werden.» Und an anderer Stelle: «Die Erhaltung des gegenwärtigen Zustandes kann nicht als nationales Ziel angenommen werden. Die Freiheit muß den Kommunismus begraben, oder sie wird von ihm begraben werden. Die vollständige Ausrottung des sowjetischen Systems muß unser Ziel sein.» Lord Bertrand Russell, der diese Erklärung im «New Statesman» anführt, bezeichnet sie als «das erschreckendste Schriftstück, das ich jemals gelesen habe»; es komme einem «Todesurteil über das Menschengeschlecht» gleich. Aber es gibt eben tatsächlich die Geistesverfassung wieder, die weithin in den Vereinigten Staaten herrscht und nicht nur — wie fast selbstverständlich — die Haltung der Militärs bestimmt, sondern auch die der Staatsführung. Die Überzeugung ist in Amerika ganz festgewurzelt, daß die Kriegsrüstung der Vereinigten Staaten, vor allem auch ihre Kernwaffenausrüstung, derjenigen der Sowjetunion eindeutig überlegen sei und daß gegebenen Falles Rußland einfach vernichtet werden könne, bevor es mehr als vielleicht 70 Millionen Amerikaner umgebracht habe. Natürlich möchte die Regierung und die hinter ihr stehende (und von ihr wiederum aufs stärkste beeinflußte) öffentliche Meinung einen Atomkrieg vermeiden — aber doch nicht um jeden Preis. Wenn es nach ihrer Auffassung gälte, um Berlins willen die Freiheit der Welt gegen den anstürmenden Kommunismus zu verteidigen, so würde sie einen Krieg ebenso entschlossen wagen, wie sie ihn um Koreas willen gewagt hat. Im schlimmsten Fall — sagt man sich — würden die Westmächte der Sowjetunion, die etwa in Berlin mit «konventionellen» Waffen angreifen würde, Waffen gleicher Art entgegensetzen und damit Moskau eine letzte Frist geben, um sich zu entscheiden, ob es auch einen Atomkrieg zu führen bereit sei.

Das ist zwar irrsinnig — aber alle verläßlichen Beobachter des amerikanischen Schauplatzes stimmen in der Feststellung überein, daß

dies wirklich die Rechnung ist, die man in den Vereinigten Staaten bis zu den höchsten Stellen hinauf im Blick auf eine Kriegsmöglichkeit anstellt. Und nicht viel anders dürfte man im sowjetisch-chinesischen Lager spekulieren. Auch die Sowjetregierung möchte selbstverständlich die unausdenkbaren Schrecken eines Atomkrieges vermeiden, aber wie die amerikanische Regierung will sie das nicht um jeden Preis — sonst brauchte sie ja keine Wehrmacht und keine Megatonnenbomben mehr. Sie setzt sich seit Jahren für eine vollständige und rasche Abrüstung und für einen friedlichen Wettbewerb zwischen Kapitalismus und Sozialismus-Kommunismus ein — aber sie ist jeden Tag bereit, ihr revolutionäres Aufbauwerk mit militärischer Gewalt zu verteidigen, falls es erneut vom Westen her angegriffen werden sollte. Das ist und bleibt auch in der Sowjetpolitik der große, schuldhafte Widerspruch: man erstrebt leidenschaftlich den Frieden, klammert sich aber immer noch an die alte Lüge, daß dem Frieden am besten durch Drohung mit dem Krieg gedient sei. Solange die Sowjetunion nicht mit dieser Lüge radikal bricht, ist ihre Friedenspolitik innerlich gebrochen und kann nicht als unbedingt folgerichtig und rückhaltlos aufrichtig anerkannt werden. Mag der Mangel an solcher Folgerichtigkeit und Aufrichtigkeit noch halbwegs verständlich gewesen sein, solange der Krieg noch immer als Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln gelten und gewagt werden konnte: im Zeitalter der atomaren Selbstmordwaffen, nach deren Anwendung es überhaupt keine Politik, weil gar keine Staaten mehr gäbe, ist er ebenso widersinnig wie unentschuldbar. Nur die Bereitschaft, endlich dem alten Ruf «Die Waffen nieder!» zu gehorchen und nötigenfalls auch durch einseitiges Handeln seine Kriegsrüstungen planmäßig zu vermindern, statt sie technisch immer mehr zu vervollkommnen, vermag fortan noch einem Staat die Glaubwürdigkeit seines Friedenswillens zu sichern. Und ein sich sozialistisch heißender Staat sollte diesen Weg mit noch viel größerer innerer Sicherheit beschreiten können als ein kapitalistischer, zu dessen Wesen ja Militärgewalt, Eroberung und Krieg gehören, wohingegen der sozialistische Staat seiner Natur nach auf eine friedliche Völkergemeinschaft ausgerichtet ist. Er hat es nicht nötig, seine Wirtschaft, die die Ausbeutung fremder Arbeit zum Zweck persönlichen Gewinnes abgeschafft hat, durch Beherrschung der Rohstoffquellen und Absatzmärkte anderer Völker in Gang zu halten und eine Rüstungsindustrie zu unterhalten, die dem privaten Bereicherungsstreben dient.

Vom Moskauer Parteitag So kann und muß auch die Außenpolitik der Sowjetunion auf die Sicherung des Friedens als Voraussetzung für ihr inneres Aufbauwerk gerichtet sein. Von dieser Notwendigkeit war besonders deutlich der jüngst in Moskau abgehaltene 22. *Kongreß der Kommunistischen Partei der Sowjetunion beherrscht*. In seinem Vordergrund stand das neue Programm für die Schaffung der materiellen und geistigen Grund-

lagen einer kommunistischen Gesellschaft. Ein ungeheuer ehrgeiziges Programm! Es setzt sich Ziele, die, wie Tullio Vecchietti als Beobachter des Parteitags im sozialistischen «Mondo Nuovo» (Rom, 5. 11. 61) schreibt, «sich zu schwindelnden Höhen erheben in bezug auf die industrielle und landwirtschaftliche Erzeugung, die sozialen und Gemeinschaftsdienste, auf Schule und Bildung und auf die Schaffung der dafür nötigen Stäbe ... Es handelt sich nicht nur darum, eine Beziehung zwischen Menschen und Kultur in einer Gesellschaft herzustellen, die sich von den bürgerlichen Rückständen befreit hat, sondern darum, dies in einer Gesellschaft zu tun, in der die Diktatur des Proletariats mit der Aufhebung der Klassen im Absterben begriffen ist. Es geht also darum, den kommunistischen Menschen in einer kommunistischen Gesellschaftsordnung zu schaffen.»

Daß in diesem Abschnitt der gesellschaftlichen Revolution von so etwas wie Atomkrieg keine Rede sein kann, versteht sich von selbst. Damit gerät die Sowjetunion aber in einen gewissen Gegensatz zu der Volksrepublik *China*, die auf einer viel niedrigeren, etwa dem Rußland von 1930 vergleichbaren Stufe ihrer Entwicklung zum Sozialismus steht und sich auch mit ihren mehr als 600 Millionen Menschen für den Fall eines Atomkrieges für ungleich weniger verwundbar hält als die Sowjetunion. Aber Chruschtschew hat sich auch diesmal wieder mit seiner «Koexistenzpolitik» gegen die Chinesen ohne Mühe durchgesetzt und damit gleichsam Vollmacht vom Parteiparlament bekommen, seinen Weg weiterzugehen, an dessen Ausgangspunkt die Überzeugung steht, daß ein dritter Weltkrieg vermieden werden kann und muß. China, das wirtschaftlich so stark auf die Sowjetunion angewiesen ist, steht im kommunistischen Lager allein. Höchstens *Albanien* hält zu ihm, aber das kleine, wirtschaftlich und kulturell zurückgebliebene Balkanland spielt ja weltpolitisch überhaupt keine Rolle. Und wenn es jetzt in Moskau dennoch die Zielscheibe heftiger Angriffe des großen Bruders gewesen ist, so gewiß nicht darum, weil die albanischen Kommunisten unter Enver Hodscha und Mehmet Schehu besonders eigensinnige «Stalinisten» wären; sie sind nur des Glaubens, daß einzig eine gewaltsam geförderte Industrialisierung ihrem Lande die staatliche Unabhängigkeit in der modernen Welt zu sichern vermöge, und verbitten sich jede Einmischung von außen in diesen Vorgang. Das reizt natürlich die Männer im Kreml; aber die Hauptursache ihres Zornes ist wohl der Umstand, daß sich das kommunistisch regierte Albanien, wie früher an Jugoslawien und an Stalin, so jetzt an China anlehnt. *Darum* die Verdammung und Verketzerung Albaniens am Moskauer Parteitag. Den Sack schlägt man, den Esel meint man ...

In den gleichen Zusammenhang gehören die ungewöhnlich scharfen Angriffe Chruschtschews und seiner Anhänger auf die «parteifeindliche» Gruppe um Molotow, Kaganowitsch, Malenkow, Bulganin und sogar Woroschilow, die Männer also, die nach der Abrechnung mit Stalin von 1956 als die alte Garde des rechtgläubigen Kommunismus

im Parteipräsidium eine Mehrheit gegen Chruschtschew zusammengebracht hatten und erst im Zentralkomitee geschlagen wurden. Durch neue Enthüllungen über ihre Vergangenheit bewirkte der Führer von heute, daß sich der Parteitag mit Schärfe von ihnen trennte und damit den Bruch mit der stalinistischen Vergangenheit besiegelte. Ohne diesen endgültigen Bruch, so heißt es in der Begründung des Verdammungsurteils, wäre die ganze neue Politik der Sowjetregierung, eingeschlossen die Abrüstungs- und Verständigungspolitik auf internationaler Ebene, überhaupt nicht möglich gewesen; ihre Fortführung müsse durch die unwiderrufliche Kaltstellung der Verschwörer von 1957 ein für allemal gesichert werden.

Ja, die «Säuberung» machte nicht einmal vor dem toten Stalin selber Halt. Seine wohleinbalsamierte Leiche, die in den letzten Jahren auch jeder ausländische Besucher in der Gruft am Roten Platz friedlich neben Lenin ruhen sah (nicht zu reden von den Millionen Russen, die an ihr langsam und ergriffen vorbeizogen), wurde jetzt in unwürdiger Hast aus dem Nationalheiligtum fortgeschafft und irgendwo in einem Grab an der Kremlmauer versenkt. Ein peinliches, widerliches Schauspiel! Aber es sollte eben das Ende eines ganzen Zeitabschnitts versinnbildlichen, der in der Vorstellung der nichtkommunistischen Welt mit Krieg und Eroberungsplänen untrennbar verbunden schien. Man sieht, die *heutige* Sowjetregierung läßt sich die Glaubhaftmachung ihres Willens zu Frieden, Freiheit und Abrüstung etwas kosten!

Und Amerika! Von den *Vereinigten Staaten* kann man leider nicht das gleiche sagen. Von einer *neuen* Weltpolitik ist bei ihnen nichts zu bemerken — trotz dem Abtreten des unseligen John F. Dulles von der Bühne und der Einsetzung einer «demokratischen» Regierung unter Kennedy, die nur das Erbe der mit Mißerfolgen überhäuften Eisenhower-Regierung verwaltet. Der Hereinfall mit Kuba hätte zwar die öffentliche Meinung der Union aufrütteln können. «Das amerikanische Volk», so stellen Robert E. Light und Carl Marzani in ihrer Schrift «Kuba und der Geheimdienst» fest, «ist entsittlicht worden, weil es von seiner Regierung angelogen — beharrlich und planmäßig angelogen — wurde . . . Es ist unsere tiefe Überzeugung, daß in den nächsten paar Jahren große politische Kämpfe in unserem Land stattfinden werden, um die amerikanische Außenpolitik dem Geheimdienst, der Militärführung, den Rüstungsfirmen und den politischen Scharfmachern zu entwinden.» Allein vorderhand läuft eben die alte Maschine ungehemmt weiter, nur mit etwas frischem Öl geschmiert. Wie bös das in Europa herauskommen kann, haben wir bei der Besprechung der deutschen Frage gezeigt. Aber auch in anderen Weltteilen ist von einer Wendung zum Guten keine Rede. Die mit soviel Hallo angekündigte «neue Politik» der Vereinigten Staaten gegenüber *Lateinamerika* ist jedenfalls mehr

Traum als Wirklichkeit. Schon die Voraussetzung der «Entwicklungshilfe» von zunächst einmal 500 Millionen Dollar, die die USA versprochen haben, daß nämlich die beteiligten Länder eine gleich große Summe selber aufzubringen hätten, steht gänzlich in der Luft. Aber was sind überhaupt 500 Millionen Dollar für sämtliche Staaten Lateinamerikas? Auf den Kopf der Bevölkerung trifft das ganze zweieinhalb Dollar. Für Uruguay zum Beispiel ergäbe es 7 Millionen Dollar. Durch die Senkung der Wollpreise aber hat Uruguay in einem einzigen Jahr viermal soviel bei seiner Ausfuhr verloren. Am Gefrierfleisch büßte Uruguay etwa zehn Millionen Dollar ein. Andere Länder verloren schwer durch den Preissturz an den Weltmärkten für Kaffee, Kakao, Zinn usw. Im ganzen entgingen auf diese Weise den lateinamerikanischen Ländern (großenteils zum Vorteil der Vereinigten Staaten) in einem einzigen Jahr gegen 1000 Millionen Dollar — das doppelte der ihnen zugedachten Entwicklungshilfe ihrer «Wohltäter». Begreiflich, daß man in Mittel- und Südamerika den Segnungen der nordamerikanischen Entwicklungshilfe etwas mißtrauisch entgegensieht. Der langjährige Präsident von Mexiko, Lazaro Cardenas, sagte sogar, er glaube überhaupt nicht an den Willen der Vereinigten Staaten, den unterentwickelten Ländern Lateinamerikas zu helfen, solange sie nicht ihre Haltung gegenüber Kuba änderten.

In *Ost- und Südostasien* haben jedenfalls die Hunderte von Dollarmillionen, die die Vereinigten Staaten als Wirtschafts- und Militärhilfe Ländern wie Südkorea, Laos, Siam und Südvietnam zukommen ließen, weder den Volkswohlstand heben noch das Vordringen des Kommunismus aufhalten können. Hören wir eine unverdächtige Stimme, die «US News & World Report» (9. Oktober 1961): «Laos und Südvietnam sind für die Kommunisten eine einzige Kampffront. Die beiden Länder liegen nebeneinander — ideal für die Zwecke der Kommunisten. Die Roten kämpften in Laos, bis sie die Tür zu Südvietnam aufstießen. Dann ‚bewilligten' sie Friedensgespräche . . . Waffen aus Rotchina und Truppen aus dem roten Nordvietnam strömen südwärts durch das von Rebellen besetzte Ostlaos. Kommunisten kämpfen in Bataillonsstärke innerhalb von Südvietnam. (Nach einer Reutermeldung vom 6. November stehen jetzt sogar fast 20 000 kommunistische Guerillakämpfer in Südvietnam. H. K.) Die amerikanischen Streitkräfte sind kampfbereit . . . Bisher erklärt allerdings die südvietnamesische Regierung, sie könne die kommunistischen Angriffe mit eigenen Kräften aufhalten. Aber die Vereinigten Staaten können jederzeit vor die Entscheidung gestellt werden, ‚zu kämpfen oder zu kapitulieren'.» Inzwischen hat Kambodscha, das sowohl an Laos als an Südvietnam grenzt, die diplomatischen Beziehungen mit Siam, diesem amerikanischen Satellitenstaat, abgebrochen und gedroht, sich auf die Seite der kommunistischen Länder zu stellen.

Über Korea sagt die erwähnte amerikanische Zeitschrift: «Kampffront Nr. 3 (nach Südostasien und Berlin) ist Korea. In diesem durch

den Krieg ausgebluteten Land stehen sich bereits amerikanische und kommunistische Truppen gegenüber. Hier ist kein wirklicher Frieden, kein Raum für Manöver. Die Vereinigten Staaten haben Kernwaffenträger in Korea und atomare Sprengköpfe nicht weit weg. Rotchina hat Horden von Bodentruppen bereitstehen, die abermals nach Korea einströmen können. Rußland hat soeben mit den nordkoreanischen Roten ein Militärbündnis abgeschlossen, das russische Truppen in einen koreanischen Krieg führen kann, was 1950 vermieden wurde. Wenn man in Korea wieder zu schießen beginnt, heißt es für die Vereinigten Staaten: Kämpfen oder kapitulieren.»

Zum gleichen Schluß kommt das Blatt in bezug auf Persien (Iran), wo der Reichtum der Oberklasse in so herausforderndem Gegensatz zur Bettelarmut der breiten Volksschichten steht, daß das Land schon bedenklich nahe an den Rand einer sozialen Revolution gekommen ist. «Starke Sowjettruppen», so behauptet «US News & World Report», «stehen nahe der persischen Grenze. Sowjetagenten reizen kurdische Stämme in Iran und Irak auf. Die Unruhe im Mittelosten, wo Syrien sich dem Zugriff Nassers zu entziehen sucht, läßt die sowjetische Bedrohung Persiens noch gefährlicher erscheinen. Um ungehindert in den Mittelosten eindringen und den Schutzgürtel Türkei-Iran-Pakistan durchbrechen zu können, hat Chruschtschew Iran bitter nötig.» Kapitulation oder Atomkrieg sei auch hier die Wahl, vor die Amerika gestellt werden könne. Wenn aber vorher die soziale Revolution wirklich ausbrechen sollte, dann wäre, wie amerikanische Beobachter schon jetzt voraussagen, Persien für die Vereinigten Staaten ohnehin verloren mit samt der Milliarde guter Dollars, die sie in das Land gesteckt hätten.

Kurz: wohin man auch schaut, überall droht der imperialistischen Machtpolitik der Vereinigten Staaten weiterhin nur Mißerfolg, ja offene Niederlage. Wenn sich Amerika nicht in den Krieg flüchten will, so bleibt ihm darum — sollte man vernünftigerweise annehmen — nichts anderes übrig als rasche Umkehr zu einer neuen Politik, die sich mit dem Dasein einer nichtkapitalistischen, ja sozialistisch-kommunistischen Welt wohl oder übel abfindet und die Hand zu Abrüstung und friedlichem Wettbewerb der gegensätzlichen Wirtschaftssysteme bietet. Aber wo sind die Zeichen, die eine solche Wendung ankündigen würden? Wo sind die Kräfte, die sie bewirken könnten?

Dennoch! Auf Westeuropa können wir für absehbare Zeit auch nicht zählen. Auf das Deutschland Adenauers schon gar nicht; aber auch die übrigen Verbündeten Amerikas geben wenig Anlaß zu Hoffnung. *Frankreich* vor allem, dessen algerischer Kolonialkrieg nun in sein achtes Jahr eingetreten ist, versinkt ja immer tiefer in den Sumpf einer unglaublich rohen Gewaltpolitik, die eine Schande für das «Vaterland der Menschenrechte» ist. Schon die blutige Unter-

drückung der Kundgebung muselmanischer Algerier in Paris vom 17. Oktober war nichts anderes als «eine neue Art Pogrom, den schwer bewaffnete Polizei gegen einen wehrlosen Teil der Zivilbevölkerung verübt hat», wie auch sehr wohlwollende Freunde Frankreichs feststellen mußten. Noch grausamer war die Pariser Straßenschlächterei vom 1. November, bei der Polizei und Militär mindestens hundert waffenlose Algerier ermordete, oft auf ganz tierische, den Verbrechen der berüchtigten Fallschirmer in Algerien nachgemachte Art. Französische Journalisten, die nachher bei dem Propagandaminister Frey privat zusammensaßen, erklärten offen heraus, man erlebe jetzt «die fortschreitende Nazifizierung Frankreichs». Was ist von einem solchen Regime Gutes für die Welt zu erwarten? Und nirgends ein wirksamer, gesammelter Widerstand gegen das staatlich organisierte Verbrechertum!

England anderseits, wo Anständigkeit und Rechtlichkeit noch immer einen Platz haben, ist schon durch zunehmende wirtschaftliche Schwierigkeiten in seinem weltpolitischen Auftreten gehindert; ob der Anschluß Großbritanniens an die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft und damit an die Hochkonjunktur auf dem Festland daran etwas zu ändern vermag, bleibt abzuwarten. Inzwischen ist dem als «weich» erachteten Macmillan von Bonn und Washington aus wieder der Rücken gesteift worden, so daß auch er die «Politik der Stärke und Festigkeit» gegenüber dem Sowjetlager bedingungslos mitzumachen bereit ist. Und die Labourbewegung opfert einer trügerischen Parteieinheit alle bessere Einsicht in die Notwendigkeit, sich der westdeutsch-amerikanischen Katastrophenpolitik entgegenzustemmen. Von der kläglichen Haltung der Sozialistischen Internationale, die kürzlich in Rom tagte — diesem Abklatsch der NATO —, braucht man überhaupt nicht weiter zu reden.

Von den *Vereinten Nationen* hätte man unter anderen Umständen vielleicht einen Beitrag zur Rettung des Friedens erwarten können. Aber obwohl der in ihrem Schoß laut gewordene Protest gegen die abscheuliche Rassenpolitik der Südafrikanischen Union gewisse Hoffnungen wecken könnte, verhindert doch die Doppelkrise, in der gegenwärtig die UNO steckt, vorerst jedes wirksame Eingreifen gegen die Atomkriegsgefahr. Im Kongo ist der Vorstoß der UNO-Streitkräfte gegen den abtrünnigen Katanga und seine europäischen Helfer durch den Waffenstillstand mit Tschombe zum Stehen gebracht worden, und auch die Streitkräfte der Zentralregierung haben bisher nicht mehr Erfolg im Kampf gegen die Sonderbündler gehabt. Die Lähmungserscheinungen am UNO-Körper aber, die der Tod Hammarskjölds hervorgerufen hat, sind durch die Wahl eines sehr mittelmäßigen Diplomaten, des Burmesen U Thant, zum vorläufigen Generalsekretär nicht behoben worden; der neue Mann wird schwerlich

Friede auf Erden

Von Zivilschutz, Unterständen und organisierter Panik

Predigt, gehalten am 8. Oktober 1961 in der Ersten Unitarierkirche von Los Angeles, von Stephen *H. Fritchman.*

Euer Pfarrer beginnt seine Predigt selten mit einem Textwort, aber heute möchte ich meinen Ausführungen über das angekündigte Thema diese Worte aus dem Alten Testament, 1. Mose 4, vorausgehen lassen. Laßt mich ein paar Verse zitieren.

«Da redete Kain mit seinem Bruder Abel. Und es begab sich, da sie auf dem Felde waren, erhub sich Kain wider seinen Bruder Abel und schlug ihn tot.

Da sprach der Herr zu Kain: Wo ist dein Bruder Abel? Er sprach: Ich weiß nicht; soll ich meines Bruders Hüter sein?

Er aber sprach: Was hast du getan? Die Stimme deines Bruders Bluts schreiet zu mir von der Erde.»

An diesem Sonntag, da wir den ersten Spatenstich führen zum Bau eines Jugendhauses, gehört es sich, daß wir zusammen über die Bedeutung des vorgesehenen Zivilschutzprogramms unserer Bundes- und Lokalbehörden nachdenken. Wir stehen ja ein für Aufbau und nicht Zerstörung. Wie drückte sich doch I. F. Stone aus, als er letzten August Zeuge war, wie der Parlamentsausschuß das Zivilschutzprogramm in seinen Hearings behandelte? «Man glaubte einer Schauerszene in einem Irrenhaus beizuwohnen.» Was sagte er weiter: «Der Zweck der Hearings ist, den großen Schreck (die Bombe) glaubhaft zu machen und unsern 180 Millionen von Bürgern den Glauben beizubringen, daß Bombenunterstände, eigene Zufluchtsräume oder öffentliche, ihnen in einem Atomkrieg auf unserem Boden Schutz bieten.»

Man bietet uns da eine bismarcksche Mystifikation an, man mutet uns zu, uns als Nation von einer Panik mitreißen zu lassen und jeden anständigen Grundsatz zu verraten, den wir je an unserer Mutter Seite, in der kirchlichen Unterweisung oder aus dem Leben großer Männer, von Laotse bis Albert Schweitzer, uns einzuprägen für würdig fanden.

Ich betrachte sogar den Ausdruck «Zivilschutz» als einfältige Beschönigung, als eine Täuschung, die höchstens dazu dient, den Unwissenden von unbequemen Fragen abzuhalten.

Ich sträube mich mit jeder Faser meines Wesens gegen das, was diesem Zivilschutzprogramm mit seinen Schutzräumen zugrunde liegt. Das Blut der Abel unserer Generation, die in einem Atomkrieg hier oder in anderen Ländern sicher zu Dutzenden von Millionen zugrunde gehen würden, das geht mich heute an. Ich bin meines Bruders Hüter. Wie Senator Stephen Young von Ohio sage ich: «Zivilschutz ist eine Fiktion. Im Atomzeitalter kann es kein realistisches Zivilschutzprogramm geben. Wir müssen unser Äußerstes tun, um für die

Weltprobleme eine friedliche Lösung zu finden. Das ist unsere einzige sichere Zuflucht.»

In letzter Zeit war ich, wie übrigens alle von uns, einer Flut unverschämtesten Unsinns und Hysterie ausgesetzt, die sich in unserer Presse breitmachte und durch Radio und Television selbst die unschuldige Luft über unsren Köpfen beherrschte. Schlagzeilen-Inserate: «Bombenunterstand für Ihr Heim» zierten die Zeitungen jeden Tag. Supermärkte machten Propaganda für «Unterstandsküchen für vaterländisch Gesinnte», versehen mit dem richtigen 2-Wochen-Proviant an Büchsenfleisch, Coca-Cola und Trockenfrüchten. Die «Glendale Zeitung» gab jede Garantie, daß die Bombe unseren Grundwasserströmen nichts schaden werde und die «Heiligen der Letzten Tage» waren stolz auf die Fortschritte ihres kirchlichen Zivilschutzes. Eine Vorstadt (von Los Angeles) offeriert sogar ein Unterhaltungsprogramm für Ladies anläßlich Unterstandsparties.

Ein römisch-katholischer Priester, so wurde am Radio verkündet, vertrat die Auffassung, der Eigentümer eines Schutzraumes dürfe mit gutem Gewissen Schußwaffen brauchen gegen Fremde, die bei Atomalarm in seinem Unterstand Schutz suchen. Ein jüdischer Professor in Cincinnati gab ihm glücklicherweise ein paar Stunden später die verdiente Antwort — auch aus dem Alten Testament. Einige von euch sahen am 29. September die Televisionsvorführung vom falschen Atomalarm, nach deren dramatischem Schluß ein Mitspieler erklärte: «Ich weiß nicht mehr, was normal ist. Wir wurden zwar heute abend von der Bombe verschont — aber ich habe den Eindruck, wir wurden auch ohne sie alle zerstört.»

Es liegt mir nicht viel daran, heute morgen die Frage zu diskutieren, ob eine Minderheit oder eine Mehrheit von unseren Mitmenschen auf Erden einen Wasserstoffbombenkrieg um einige Wochen oder Monate oder gar Jahre überleben mag. Was mir zu sagen obliegt, ist nur dies: wir werden gefühlsmäßig und moralisch zugrunde gerichtet, von jenen Leuten, die uns auffordern, unser teures Leben zu retten, ganz ohne Rücksicht darauf, wie viele Millionen rings um uns dem sicheren Tode entgegengehen. Das ist es, was ich unter «organisierter Panik» verstehe. Kain erschlug *einen* Menschen, seinen Bruder Abel, und war hernach zeit seines Lebens ein schuldbeladener Flüchtling. Wir Amerikaner diskutieren in allem Ernst, wie aus den Holifield-Hearings, aus den Mitteilungen der Rand-Korporation und aus unserer Presse hervorgeht, die systematische Ermordung von Dutzenden von Millionen von Männern, Frauen und Kindern, mit Waffen, die für nichts anderes geschaffen wurden als für diesen Mord an unserem Geschlecht, für einen Wasserstoffkannibalismus von unerhörten Ausmaßen.

Man fragt mich manchmal in Briefen oder ins Gesicht: «Aber liegt Ihnen gar nichts daran, wenigstens einige Leben zu retten . . , einige Millionen Kinder?» Natürlich liegt mir alles daran, und darum rufe

ich: «Rüstet ab, verhandelt und gebt diese Heuchelei mit den Unterständen und ihrer scheußlichen Unmoral ein für allemal auf.» Und wenn ich dies sage, bin ich kein überspannter Extremist, der am Rande der Wirklichkeit lebt. Die Zivilisation verlangt vernunftgemäße Führung, moralische Grundsätze und Achtung vor dem Menschenleben. Was immer diese Begriffe gefährdet, ist vom Teufel.

Gouverneur Robert Meyner von New Jersey drückte sich ungeschminkt aus: «Es gibt nur *eine* Möglichkeit, das Überleben von 180 Millionen Amerikanern zu sichern — wir müssen Frieden haben. Keinen kriecherischen Frieden um jeden Preis, sondern einen Frieden, hervorgehend aus Stärke, Würde und Vernunft» — und er fügte hinzu: «Die Befürworter von Bombenunterständen geben vor, wir könnten unseren Seelenfrieden finden in einem dunklen Loch im Boden, wo wir uns in Furcht und Hilflosigkeit verkriechen würden. Jeder Nuklearangriff auf ein städtisches Gebiet würde diese Urzeithöhlen in Grabgewölbe für die Massen verwandeln.»

Fachleute wie Dr. John Fowler und Dr. Ralph Lapp, beides hervorragende Physiker, sind der Auffassung, daß die Bedingungen für ein Überleben höchst ungünstig seien, die Wahrscheinlichkeit schwerer, ausgedehnter und dauernder Zerstörung hingegen sehr groß. Den Eindruck erwecken, daß Unterstände genügenden Schutz bieten, ist die denkbar grausamste Täuschung.

Ich will ihre weiteren Ausführungen nicht zitieren — sie befassen sich mit den zu erwartenden Umständen eines Nuklearangriffs, dem tödlichen Baldachin von radioaktiver Asche, die Nahrung und Wasser verseucht, Hitze und Licht mit dem blendenden Feuerball und den Temperaturen, die jenen an der Sonnenfläche nahekommen, der Notwendigkeit von künstlich hergestelltem Sauerstoff in jedem Unterstand. Kein denkender Mensch, der diese Unterlagen studiert, wird vernünftigerweise auf Überleben hoffen.

Dr. Robert Oppenheimer, der die erste Atombombe herstellte, schrieb vor einem Jahr in der «New York Herald Tribune»: «Was einige von uns wissen und mehrere Regierungen zur Kenntnis genommen haben, ist, daß wenn ein neuer Großkrieg ausbricht, niemand darauf zählen kann, genug Überlebende zu finden, um die Toten zu begraben.» Einige von euch haben mich auf die Worte von Mrs. Franklin Roosevelt aufmerksam gemacht. Sie erklärte: «Es ist doch einfach Unsinn, Bombenunterstände zu bauen; alles, was wir über den Nuklearkrieg hören, läßt klarwerden, daß Unterstände zwecklos wären. Wir täten besser daran, dafür zu sorgen, daß es keinen Nuklearkrieg gibt, statt zu versuchen, unsere Haut zu retten.» Wenn euch dieses Urteil von Mrs. Roosevelt nicht zusagt, so darf ich vielleicht auf den Bericht hinweisen, der vom Institut für Abwehrforschung in Washington für den Kongreß ausgearbeitet wurde. Er stellt fest, «wenn die Ziele eines Nuklearangriffs Stadtgebiete sind, anstelle von Flugplätzen, so muß bei einer Angriffsmassierung von

5000 Megatonnen mit einer Tödlichkeitsziffer von 80 Prozent gerechnet werden», das heißt nichts anderes, als daß 80 Prozent der Bevölkerung der USA umkämen. Wir sollten diese Tatsache im Lichte von Dr. Lapps Feststellung sehen, der sagt, daß sowohl die Sowjetunion wie die USA eine Nuklearschlagkraft von 30 000 Megatonnen haben, also sechsmal mehr, als es braucht, um 80 Prozent unserer Bevölkerung zu töten.

Einige von euch mögen sich erinnern, daß Generalmajor William Creasy, früher Chef des Chemischen Dienstes der US-Armee, 1959 erklärte: «Wenn wir unseren Zivilschutz mit Unterständen ausbauen, um uns gegen die Atombombe zu schützen, könnte es vorkommen, daß an ihrer Stelle ein Lenkgeschoß mit einem chemischen oder biologischen Sprengkopf auf uns herunterfällt. Wenn man in den Boden hineingeht, muß man für die Ventilation besorgt sein, und wenn man Ventilatoren einbaut, so kann man darauf zählen, daß sie die Krankheit oder den Tod, der in jenem chemischen Sprengkopf enthalten war, in die Unterstände hereinholen.»

Die nackte Wahrheit ist, daß es keine Abwehr gibt. Wenn der Krieg beginnt, sind wir verloren. Die wissenschaftlichen Autoritäten haben das immer und immer wieder klargemacht. Ich möchte nur, daß jeder, der daran zweifelt, die Photographien ansehen wollte, die unsere Regierung 1952, während der Explosion der 15-Megaton-Wasserstoffbombe bei den Marshall-Inseln, machen ließ. Sie zeigen, wie eine 20 Kilometer lange Insel sich in Dampf auflöst, so daß nur ein Loch im Meeresboden noch andeutet, wo die Insel einst war. Dieses Bild gehört in die 300 Unterstände des Bezirkes von Los Angeles neben die so oft publizierte Erklärung von Dr. Edward Teller, der uns verspricht, daß 90 Prozent von uns einen Atomangriff überstehen können.

Denkt an die Worte jenes Fernsehmitspielers: «Ich frage mich, ob wir heute nacht nicht zugrunde gerichtet wurden — ohne die Bombe.» Denn sicher wird heute der Versuch gemacht, jedes Gefühl für Anstand, für Brüderlichkeit, für Mitleid und die Achtung vor dem menschlichen Leben zu zerstören — alles, was den Kern der großen Religionen ausmacht. Warum sind wir schockiert über jugendliche Verbrecher, wenn wir ihnen als Erwachsene Rücksichtslosigkeit und Gewalt vorleben, wenn führende Politiker in Tat und Wahrheit sagen: Verschafft euch Waffen und lernt sie gebrauchen. Es gibt nur eines für den Menschen, dem seine Humanität noch etwas bedeutet, sei er nun Katholik, Jude, Unitarier, Buddhist, oder was immer, er muß mithelfen, die Politik des «bis an den Rand des Krieges» unserer Führer einzudämmen, und mit ihr muß auch die große Lüge des Zivilschutzes vor unserem ganzen Volke bloßgelegt werden.

Das heißt einmal, daß wir den Zynismus und die Raffgier jener Leute aufdecken, die, wohl wissend, daß diese Schutzräume nichts taugen, sich doch das Riesengeschäft dieser Bauten nicht entgehen

lassen wollen. Doch wäre nur die Sucht, an Elend und Furcht der Menschen sich zu bereichern, hier im Spiel, würde ich meine Predigt hier schließen. Die organisierte Panik dieser sogenannten Zvilschutzbauten hat aber nicht nur unseren Leuten den Glauben beizubringen, daß Räume, die Schutz vor Atomangriffen bieten, leicht und billig zu beschaffen sind — *das ganze Unternehmen soll auch die Russen glauben machen, daß wir eher bereit sind, das Leben unseres Volkes zu riskieren, als über Berlin nachzugeben.* Es ist ein Training des «Nationalen Willens», wie es der neue Direktor der Zivilschutzmobilisation, Frank Ellis, nennt, «jenes umfaßbaren Elementes, das unser tägliches Leben verwandelt und den Unterschied zwischen der Führernation und einer zweitrangigen Nation ausmacht».

Das ist es, wogegen ich mich auflehne. Dieses Zivilschutzprogramm ist ein Teil des Nervenkrieges, der nur zu leicht in einen Schießkrieg ausbrechen kann. Ein intensivierter Kalter Krieg muß glaubhaft gemacht werden durch eine gefühlsmäßig mobilisierte Bevölkerung, die eifrig Privatunterstände baut und Milliarden Dollar für öffentliche Schutzbauten bewilligt. «Damit soll», wie Dr. Herman Kahn von der Rand-Korporation (ein Zentrum der Kriegsrüstung) es ausdrückt, «den Europäern wie den Russen bewiesen werden, *daß wir entschlossen sind, Befriedung, ja auch nur einen ungehörigen Grad von Nachgeben* (an undue degree of accommodation) *zu verhindern.*»

Das Bauen von Schutzräumen ist somit nicht nur eine Täuschung durch ihr Schutzversprechen, es ist eine politische Waffe im diplomatischen Feilschen zwischen den Großmächten. Das sollten die Amerikaner zu dieser Stunde wissen.

Ich habe herauszufinden versucht, ob in Europa oder Rußland eine ähnliche Hysterie in bezug auf den Bau von Schutzräumen herrscht. Dr. Edward Teller behauptet, die Russen seien besser damit versehen als wir. Anderseits berichtete der Moskauer Korrespondent der «New York Times» diesen Sommer, er sehe keine Beweise für bedeutende Zivilschutzvorbereitungen — und überhaupt keine Unterstände.

Besucher aus Europa und Rußland berichten nur von Erstaunen und Zorn, die dort über unsere Propaganda laut werden. Ich bin nach wie vor überzeugt, daß unsere Kampagne für Schutzräume nicht mehr ist als ein brutales Instrument im diplomatischen Kampf. Dabei bestreite ich nicht einen Augenblick die tatsächliche Gefahr eines Nuklearkrieges. Aber unsere Aufgabe ist, gerade gegen diese Gefahr einer militärischen Lösung anzukämpfen. Wir dürfen keine Zeit und keine wertvollen Kräfte damit vergeuden, daß wir Löcher in den Boden graben, aus denen selbst allfällig Überlebende nicht hervorkommen wollten, wenn sie wüßten, was ihrer wartet!

Ich kann und will nicht mitmachen bei diesem Zivilschutzprogramm, das in Wirklichkeit nur einem Teil der Bevölkerung Schutz bieten will. Das geht gegen unser amerikanisches Ideal und unsere

religiösen Grundsätze. Selbst wenn ich annehmen könnte — und Wissenschafter sind gegenteiliger Auffassung —, daß Unterstände Menschen zu retten imstande sind — so kann ich doch niemals zustimmen, wenn Zivilschutzdirektor Ellis plant, nur einen Teil der Nation, hauptsächlich Militärs und Rüstungsspezialisten, zu retten.

Ich bin meines Bruders Hüter, ich kaufe kein Gewehr, um meinen Nächsten niederzuknallen. Ich baue nicht einmal einen Unterstand, der, wenn überhaupt Überleben — dann höchstens eine Nachkriegswelt von genetisch geschädigten Kindern in Aussicht stellt.

Und trotz aller Propaganda für Zivilschutz und Kriegsbereitschaft glaube ich, daß der Präsident bereit ist, über die schwebenden Fragen zu unterhandeln, und trotz Wiederaufnahme der Atomversuche in Sibirien bin ich der Überzeugung, daß Mr. Chruschtschew willens ist, eine friedliche Lösung zu finden, wozu beiderseitiges Nachgeben nötig ist.

Was heute für einen Amerikaner, Russen, Engländer oder Franzosen, Japaner oder Chinesen als einzige Möglichkeit übrigbleibt, ist nicht, eine Schaufel zu ergreifen und ein Loch zu graben, sondern hinzugehen und an den Mann, der für sein Volk die Verantwortung trägt, etwa diese Worte zu richten: «Im Namen der Menschheit macht euch an die Arbeit, bereinigt eure Differenzen am runden Tisch und steht nicht wieder auf, bis ihr die ersten Artikel eines Abkommens unterschrieben habt. Es gibt keine Alternative.»

Wenn schon das Volk der vierte Zweig unserer Regierung ist, wie man uns versichert, so ist es höchste Zeit, daß dieser vierte Zweig sich vernehmen lasse, und zwar laut und unmißverständlich und immer wieder. Wir wollen leben — wir haben kein Rendez-vous mit dem Tod. Was die Millionen verlangen müssen, ist die Möglichkeit, zu leben und zu lieben, nicht Elend und Haß und Tod in Unterständen. Darum gehe heute niemand zur Ruhe, ohne diese Bürgerpflicht getan zu haben. Ihr seid das Volk. Sorgt dafür, daß man auf euch hört!

Warum wird nicht abgerüstet?

Der amerikanische Universitätsprofessor *J. P. Morray* ist der Verfasser eines gelehrten Buches, das sich «From Yalta to Disarmament» («Von Jalta zur Abrüstung») betitelt. Im Oktoberheft der Neuyorker «Monthly Review» faßt er einige Leitgedanken seines Werkes zusammen und bringt sie in höchst aufschlußreiche Beziehung zu den brennenden Fragen, die uns in diesen Wochen und Monaten so lebhaft beschäftigen: Berlin, Deutschland, Kernwaffenerprobung. Eine Wiedergabe des Hauptteiles seines Aufsatzes ist wohl auch unseren Lesern wilkommen. H. K.

Professor Morray stellt zunächst die Abrüstungsbemühungen dar, die nach dem Zweiten Weltkrieg aufgenommen wurden, aber zu nichts

führten, weil, wie er sagt, die Politik der Vereinigten Staaten eine «lähmende Zwielichtigkeit» aufwies. Dann fährt er fort:

«Im Jahre 1955 machten die Sowjetvertreter den langen, fruchtlosen Verhandlungen über zwei Fragen ein Ende: 1. Die Höhe der Streitkräfte, die auf Grund eines Abrüstungsvertrags noch erlaubt sein sollten, und 2. die zeitliche Verknüpfung einer Herabsetzung der herkömmlichen Rüstungen mit der Ausschaltung der Kernwaffen. Die Sowjetunion nahm jetzt einfach die westlichen Vorschläge zu diesen beiden entscheidend wichtigen Punkten an. Die Bestürzung in Washington war noch niemals so groß wie damals, als dieser bedeutsame Schritt zu einem Abrüstungsvertrag gemacht wurde. Als sich die überraschte Regierung von diesem gefährlichen Abrutschen nach einem Zielband hin, das zugleich ein Abgrund war, erholt hatte, begann Stassen, auf Anordnung Präsident Eisenhowers, die ganze Frage neu zu studieren. Das Staatsdepartement war in eine Mausefalle geraten. Die Weisungen des Präsidenten lauteten, man müsse jetzt die Ansichten der Militärs ebenso in Erwägung ziehen wie diejenigen der Zivilbeamten.

Das Ergebnis dieses Neustudiums war, daß die Vereinigten Staaten allen ihren früheren Abrüstungsvorschlägen gegenüber ‚Vorbehalte anbrachten'. An ihre Stelle rückte Präsident Eisenhower mit seinem Vorschlag für einen ‚offenen Luftraum' heraus und stellte alle früheren Erwägungen über eine Rüstungsverminderung hinter ‚vertrauenschaffenden Maßnahmen' wie Austausch von Waffenmodellen und unbegrenzte Lufterkundung zurück. Die Sowjets erwiderten, diese Maßnahmen seien grundsätzlich annehmbar; sie sollten als eine der Schlußvorkehrungen eines Abkommens über die Rüstungsbegrenzung und das Verbot von Kernwaffen durchgeführt werden, zwei Fragen, die Präsident Eisenhower auf die lange Bank geschoben hatte. Der Vorschlag des Präsidenten befriedigte das Pentagon (den Wehrmachtsstab), dem er die erregende Aussicht auf unbegrenzte Einsichtnahme in Ziele innerhalb der Sowjetunion eröffnete. Er legte die Grundlinie der amerikanischen Politik fest, die in mehr oder weniger verschleierter Form Jahr um Jahr von den Vertretern Amerikas entwickelt wurde: Zuerst Kontrollen, die wirksam ausgeübt werden müssen, und erst dann Verpflichtungen zur Abrüstung. Die Sowjetunion wird wahrscheinlich eine Kontrolle unter diesen Bedingungen nicht zulassen, so daß die gefürchtete Verpflichtung getrost in einer Schublade versenkt werden kann.

Die Kernwaffenversuche

Ein zweiter Höhepunkt kam im Jahre 1958 mit der Frage der Kernwaffenversuche. Der Ruf nach einer Einstellung der Kernwaffenversuche wurde zuerst von der indischen Regierung dringlich erhoben und von der Bandung-Konferenz im Jahre 1955 kräftig unterstützt. Die Sowjetunion machte daraus im Mai 1955 einen förmlichen Vor-

schlag an die Westmächte, wobei die Einstellung von einem internationalen Ausschuß ‚überwacht' werden sollte. Die Vereinigten Staaten zeigten sich bereit, Zeit und Ort von Versuchen im voraus mitzuteilen, erklärten aber, die Fortsetzung der Versuche sei nötig, um ‚die Sicherheit der freien Welt' aufrechtzuerhalten.

Im März 1958 elektrisierte die Sowjetunion die Welt durch die Verkündung ihres Entschlusses, ‚Versuche mit Atom- und Wasserstoffwaffen jeder Art . . . einseitig einzustellen' und sie nicht wiederaufzunehmen, außer wenn die Westmächte ihre Versuche fortsetzten. Die Vereinigten Staaten und Großbritannien bekundeten ihre Ablehnung des sowjetischen Angebots, indem sie die bereits für den Sommer 1958 geplanten Versuche durchführten. Aber der kühne und dramatische Vorstoß der Sowjetunion machte die britisch-amerikanische Haltung nur um so angreifbarer — ein bedenklich schwacher Punkt im ideologischen Ringen. Wie es im Jahre 1952 notwendig geworden war, der amerikanischen Diplomatie ein neues Gesicht zu geben (wenn auch ohne Änderung des Wesens der Politik), so war jetzt eine weitere Krise dieser Art entstanden. Man begegnete ihr diesmal durch den Vorschlag, die Frage der Kontrolle in einem Abkommen über die Einstellung der Versuche den technischen Sachverständigen zur Behandlung zu überweisen. Die Besprechungen sollten jedoch ganz unverbindlicher Art sein und keinerlei Verpflichtung einschließen, die Versuche tatsächlich einzustellen, oder, wie sich das Staatsdepartement ausdrückte, ‚ohne Vorwegnahme der Haltung des einen oder andern Staates in bezug auf die zeitliche Durchführung und gegenseitige Abhängigkeit der verschiedenen Seiten der Abrüstung'.

Die Zwielichtigkeit der amerikanischen Politik erwies sich klar in dem Schicksal der Genfer Sachverständigenkonferenz vom Juli und August 1958. Die Sachverständigen traten zusammen und stellten einstimmig fest, daß die Ausführung eines Abkommens über die Einstellung der Versuche wirksam überwacht werden könne. Sie nahmen ein weltweites Netz von Kontrollposten in Aussicht, davon annähernd 20 in der Sowjetunion. Sie nahmen auch an, daß etliche einseitige Inspektionen verdächtiger Ereignisse an Ort und Stelle erlaubt würden, die genügen könnten, um die Entdeckung von Verletzungen des Abkommens zu ermöglichen, wenn auch Sicherheit für eine Entdeckung nicht gewährleistet werden könne. Als die Konferenz auseinanderging, glaubte die Welt einen Augenblick, jetzt beginne wirklich das Morgenrot am Himmel zu erscheinen. Diese utopische Hoffnungsfreudigkeit unterschätzte aber die Findigkeit der amerikanischen Regierung in den notwendigen Künsten der Doppelsinnigkeit. Eine Gesellschaft, die bereits ‚industrielle Beziehungen' und ‚Beziehungen zur Öffentlichkeit' (verschleiernde Bezeichnungen für ‚Wirtschaftskampf' und ‚Gesellschaftsreklame' H. K.) geschaffen hatte, wird sich auch einen dauernden Namen machen mit der Vervollkommnung der diplomati-

schen Kunst, neue Möglichkeiten zu entdecken, um ein unerwünschtes Abkommen mit Scheingründen hinauszuzögern.

Innert weniger Wochen hatte die Regierung der Vereinigten Staaten das Vertrauen in den Genfer Bericht vom August 1958 verloren. Sie hatte sich jetzt die Ansicht einer Forschergruppe, mit Dr. Edward Teller an der Spitze, zu eigen gemacht, daß unterirdische Explosionen geringeren Grades nicht von Erdbeben unterschieden werden könnten. Alle derartigen Explosionen unterhalb eines Erschütterungsgrades, der ungefähr 20 Kilotonnen (die Stärke der Explosion über Hiroshima) entspreche, sollten von dem Vertrag über ein Versuchsverbot ausgenommen sein. Dank einem glücklichen Zufall wollte das Verteidigungsdepartement weitere Versuche eben in diesem Grad. Die Vereinigten Staaten begrüßten jedoch diejenigen Teile des Genfer Berichtes, die die Errichtung von Kontrollposten und die Entsendung von Inspektionen an Ort und Stelle vorsahen. Die Posten sollten so bald als möglich errichtet und die einseitigen Inspektionen begonnen werden — je mehr, desto besser. Die Vereinigten Staaten, die immer ‚Kontrolle ohne Abrüstung' erstrebten, betrachteten die Verhandlungen über ein Versuchsverbot als Gelegenheit, durch grundsätzliche Freiheit des Zuganges zu sowjetischem Gebiet Einblick in die Sowjetunion zu gewinnen, ohne selbst auf irgendwelche Waffen zu verzichten und ohne das Recht auf Durchführung von Versuchen preiszugeben, die vielleicht nur bis zum Ende einer Pause von einem, zwei oder drei Jahren (je kürzer, desto besser nach Ansicht der amerikanischen Unterhändler) verschoben werden müßten.

Die ernsteste Sorge der amerikanischen Regierung war die tatsächliche Einstellung der Kernwaffenversuche, die ohne förmliche Abmachung erfolgte, als im Oktober 1958 die Verhandlungen begannen. Ein Bruch dieser stillschweigenden Vereinbarung mußte die Weltöffentlichkeit vor den Kopf stoßen. Wie man aus dieser Zwangslage herauskommen, wie man die Versuche wiederaufnehmen sollte ohne verheerenden Vertrauensverlust in der neutralen Welt, das war eine der hübschesten Knacknüsse, welche die neue Regierung von den abtretenden Republikanern geerbt hatte. Es war eine allbekannte Tatsache, daß die Regierung die Wiederaufnahme der Versuche für 1961 vorbereitete, trotzdem die Folgen bedauerlich sein mußten. Daß es nun aber die Sowjetunion war, die einen von langer Hand vorbereiteten diplomatischen Sieg opferte und den Vereinigten Staaten eine fast sichere Rüge der UNO-Versammlung ersparte, mag widersinnig scheinen. Es bezeugte aber nur den äußersten Ernst der Weltlage, in der die wirkliche Drohung eines Atomkrieges einen in Aussicht stehenden Propagandasieg ganz nebensächlich macht. Die langsame, stetige Bloßstellung der amerikanischen Heuchelei in der Versuchsfrage war eine Taktik, die aufgegeben werden mußte, bevor sie ihre Früchte getragen hatte, weil sich immer mehr die offenkundigen Anzeichen häuften, daß für die amerikanische Regierung der heiße und

nicht der kalte Krieg auf der Tagesordnung stand. Der Rückstand der Sowjetunion in der Erprobung der Kernwaffen wurde von Chruschtschew zweifellos als schwere Belastung empfunden, die um so gefährlicher wurde, je wahrscheinlicher der Krieg wurde.

Vollständige Abrüstung!

Ein dritter Höhepunkt, der sich aus den endlosen Abrüstungsverhandlungen heraushob, wurde in der 14. Tagung der UNO-Generalversammlung im September 1959 erreicht. Vor diesem Zeitpunkt hatte die Kontrollfrage, die Frage, wie die Erfüllung eines Abkommens über die Rüstungsbeschränkung festzustellen sei, die Mächte gespalten. In einem neuen dramatischen Vorstoß, der jenen westlichen Vertretern, die gegen einen Vertrag mit Einschluß der scheinbar unlösbaren Kontrollfrage waren, den Boden unter den Füßen wegzog, legte Ministerpräsident Chruschtschew seinen Vorschlag für eine ‚allgemeine und vollständige Abrüstung' vor, die mit allen von den Westmächten gewünschten Kontrollen versehen sein sollte. Er nahm nicht nur den offenen Luftraum an, sondern wollte überhaupt alles offengelegt wissen. Er bot den westlichen Inspektoren an, daß sie ‚ihren Eifer bis zum Letzten ausleben', überall hingehen und fortlaufend alles besichtigen dürften, mit Lufterkundung, beweglichen Bodenmannschaften und allen anderen Inspektionsmitteln, die sie ersinnen wollten. All das jedoch im Austausch gegen eine allgemeine und vollständige Abrüstung. Der Westen hatte umfassende Kontrollen ohne Verpflichtung zur Abrüstung gewollt; die Sowjetunion hatte Verpflichtung zur Rüstungsbeschränkung, aber begrenzte Kontrollen gewollt. Nun gab es auf einmal keinen Streit über Kontrollen mehr, und die westlichen Regierungen wurden einfach vor die Frage gestellt: Wagen wir, wie die Sowjetunion, unsere Staaten zur Abrüstung zu verpflichten? Sie sagten weiterhin: Nein! Sie suchten jedoch ihre Weigerung zu verschleiern, indem sie die Kontrollfrage neuerdings als Hindernis für eine Vereinbarung aufrichteten. Das geschah durch die Forderung nach ausgeklügelten Kontrollen im Austausch gegen die Verpflichtung zu nur ganz geringfügigen Schritten auf eine Rüstungsbegrenzung hin, wie zum Beispiel die Abtragung einer gewissen Zahl von Kernwaffen und von Anlagen für die Herstellung angereicherten Uraniums und Plutoniums, die ‚eine nach der andern' geschlossen werden sollten. Das heißen die geübten Wortverdreher im Staatsdepartement ‚stufenweise Abrüstung'. Die amerikanische Öffentlichkeit erfährt nur, daß die Sowjets diese Vorschläge ablehnen. Es sind aber wirklich bloß Ablenkungsversuche, taktische Hilfsmittel, um die Hauptfrage zu umgehen: die tatsächliche Verpflichtung zur vollständigen Abrüstung mit ungehinderter Kontrolle.

Während sich die Beweise häuften, daß die Regierung der Vereinigten Staaten gegen eine Festigung des Friedens durch Abrüstung

ist, weisen andere Zeichen auf die Entschlossenheit der Regierung Kennedys hin, eher einen Krieg in Europa zu führen als die Folgen eines Friedensvertrages auf sich zu nehmen, der der Deutschen Demokratischen Republik volle Eigenstaatlichkeit verleiht. Es liegt auf der Hand, daß die westlichen Regierungen eines Tages vor der Frage stehen werden: Sollen wir die dauernde Ausdehnung der sozialistischen Welt bis zu den Grenzen hin anerkennen, die durch den Zweiten Weltkrieg geschaffen worden sind? Sechzehn Jahre lang haben sie sich geweigert, sie anzuerkennen, und die Überzeugung genährt, daß sie es nie tun würden. Der Kern der Acheson-Dulles-Adenauer-Politik ist die Entschlossenheit, den bisherigen Zustand in Deutschland umzustürzen, die Deutsche Demokratische Republik aufzulösen, Ostdeutschland (und vielleicht Teile Polens) der sozialistischen Welt zu entreißen und es dem sowjetfeindlichen Westblock einzuverleiben. Man mag über die Deutsche Demokratische Republik denken was man will, aber sie ist eine Wirklichkeit, die von der Macht der Sowjetunion verteidigt wird. Die Regierung der Vereinigten Staaten kann der — zugegeben harten — Entscheidung nicht ausweichen, ihre Versteifung auf den Befreiungskreuzzug der vergangenen sechzehn Jahre zu lockern oder in den Krieg zu ziehen. Die Drohung mit Krieg ist in jeder Weigerung der amerikanischen Regierung enthalten, die tatsächliche Grenze zwischen der kapitalistischen und der sozialistischen Welt anzuerkennen. (Das ist *ein* Grund dafür, daß die Regierung der Vereinigten Staaten jede Verpflichtung zur Abrüstung ablehnen mußte. Ein abgerüsteter Staat kann nicht mehr drohen, seine Ziele durch Krieg zu erreichen.)

«Der Zweite Weltkrieg ist noch nicht zu Ende»

Die Sowjetunion drängt jetzt auf einen Friedensvertrag, der die Kriegsgefahr sehr vermindern würde, indem er ein Einvernehmen über die Grenzen und die souveräne Unverletzlichkeit der Demokratischen Volksrepubliken besiegelte. Solange sich die NATO-Mächte weigern, einer solchen Erklärung zuzustimmen, sagen sie damit, daß die Lage in Osteuropa für sie einer Umgestaltung durch militärische Unternehmungen der NATO fähig sei; daß Osteuropas Schicksal noch nicht entschieden sei; daß die sechzehn Jahre Frieden seit 1945 nur eine Zeit des Waffenstillstands gewesen seien, die von den NATO-Mächten in Erwartung eines freiwilligen Rückzugs der Sowjetunion dazu benützt worden sei, die Militärkraft Deutschlands sich einzuverleiben; daß der Zweite Weltkrieg noch nicht zu Ende sei und jeden Augenblick gegen jeden Feind, der im Wege stehe, zu Recht wieder aufgenommen werden könne. Der Friedensvertrag würde der Welt verkünden, daß der ins Auge gefaßte Kreuzzug der kapitalistischen Armeen abgeblasen und das friedliche Zusammenleben zwischen den

sozialistischen und den kapitalistischen Staaten Europas ein von allen anerkannter leitender Grundsatz geworden sei.

Es ist vollkommen klar, daß die Regierung der Vereinigten Staaten keine Beendigung des Zweiten Weltkrieges unter solchen Bedingungen will. Sie zieht die gegenwärtige Lage mit ihrer ständigen Drohung einer Wiederaufnahme des Kampfes — diesmal mit deutscher Hilfe und gegen die Sowjetunion als Feind — der steigenden Wirkung von Friedensverträgen vor. Eine solche Politik macht die Vereinigten Staaten zum Feind der Menschheit. Wenn sie fortgesetzt wird, so sind Präsident Kennedy und seine Helfer für ein Verdammungsurteil der Geschichte ausersehen.

Die westlichen Regierungen haben auf den sowjetischen Friedensvorstoß geantwortet, indem sie die militärischen Besatzungen in Westberlin verstärkten und dem falschen Eindruck Vorschub leisteten, daß die Sowjetunion mit einem militärischen Angriff auf Westberlin gedroht habe. Es gibt Millionen Leser westlicher Zeitungen, die glauben, Chruschtschew habe gedroht, Berlin mit Gewalt in seinen Besitz zu bringen, gerade wie Hitler im Konflikt über das Sudetenland die Tschechoslowakei mit Gewaltanwendung bedroht habe. Dank dem Vorantritt Präsident Kennedys sehen sie in der Wiederaufnahme der Kernwaffenversuche durch die Sowjetunion nicht ein Abschreckungsmittel gegenüber den westlichen Plänen, Ostdeutschland gewaltsam herüberzuholen, sondern ein taktisches Manöver der Sowjetunion, um Westberlin ‚durch Erpressung' an sich zu reißen. Die von Kennedy eingeleitete Beschleunigung der Kriegsvorbereitungen, das Aufgebot von weiteren 250 000 Mann, die Zuweisung von zusätzlichen sechs Milliarden Dollar an die Militärausgaben, die Entsendung weiterer Flugzeuge und Truppen nach Europa, die propagandistisch groß aufgemachte Ankunft des amerikanischen Vizepräsidenten mit 1500 zusätzlichen Soldaten in Westberlin, die Austrompetung der Ernennung von General Clay als persönlichen Vertreters des Präsidenten in Berlin, um der Nation erhöhte ‚Urteils- *und Schlagkraft*' zuzuführen — all diese Vorkehrungen sind als zusammengehörige Verteidigungsmaßnahmen ausgegeben worden, mit dem Zweck, einen militärischen Angriff auf Westberlin abzuschrecken. Chruschtschew hat in Wirklichkeit immer wieder gesagt, niemand denke daran, Westberlin anzugreifen. Der Präsident bringt die öffentliche Meinung Amerikas gegen die Sowjetunion auf, verdirbt die Möglichkeiten, einen stetigeren Frieden zu schaffen, durch Verfälschung der sowjetischen Politik, durch Vorspiegelung von Bedrohungen, um die Unterstützung der Öffentlichkeit für verstärkte Militärrüstungen zu gewinnen, die sonst auf Widerstand von seiten einer breiten Schicht der Bevölkerung stoßen würden.

Die Schließung der Grenze zwischen Ost- und Westberlin war ein logischer, notwendiger Schritt zur Kontrollierung der Berührungspunkte zwischen einer souveränen Deutschen Demokratischen Republik und einem freien Westberlin, das dieser Souveränität nicht untersteht. Die klare Absicht war dabei, Westberlin als Sondergebiet zu behandeln, nicht etwa es mit Angriff und Aufsaugung zu bedrohen. Diejenigen, die ihre Entrüstung darüber bekundet haben, daß hier eine Grenze wirksam gemacht wurde, die alle zu beachten gezwungen werden sollten, sind in Wirklichkeit nur dagegen, daß jetzt Hindernisse für eine Ausdehnung in der anderen Richtung geschaffen wurden. Sie träumten von einem kapitalistischen Westberlin, das sich aufmachen werde, um ganz Ostdeutschland in seinen Schoß zu ziehen. Und gerade mit dieser Art gefährlicher Träumerei muß einmal Schluß gemacht werden. Überwachung von Grenzen erzeugt keinen Krieg, wohl aber ihre Überrennung.

Zur Überwachung der Zugangswege, die nun bald von den ostdeutschen Behörden ausgeübt werden soll, gehört das Recht, Westberlin zu blockieren, es durch Hunger zur Übergabe zu zwingen. Aber auch damit droht niemand. Die ostdeutschen Behörden haben ihre Bereitschaft erklärt, Sicherheiten für die Beachtung der wirtschaftlichen Bande zwischen Westberlin und Westdeutschland zu bieten.

Wenn es unter diesen Umständen zum Krieg kommt, so müssen sich Millionen Amerikaner innerlichst unbehaglich fühlen. Es wird dann für die fortschrittlichen Amerikaner einen peinlichen Augenblick der Wahrheit geben. Sie können ihre geheime Verurteilung der amerikanischen Politik nicht mit dem Gebot unterdrücken: ‚Fürchte Landesverrat. Gehorche den Geboten des Staates. Denn das kommt allen Menschen zu.' Die Regierung möge sich hüten, unbedingt auf einen blinden Patriotismus in dieser Krise zu vertrauen! Wenn die Westmächte Krieg mit einem sozialistischen Block erzwingen, der beharrlich vernünftige Bedingungen für ein friedliches Zusammenleben, vollständige und allgemeine Abrüstung und Friedensverträge auf Grund der tatsächlichen Grenzen angeboten hat, dann wird es nicht lang gehen, bis innere Zersetzung in den Streitkräften des Westens und gewaltige sittliche Stärke im sozialistischen Lager ihre Wirkungen bekunden werden.»

Ein einfacher Bürger stellt Fragen

(Schluß)

Man hat inzwischen auch in unabhängigen amerikanischen Kreisen eingesehen, daß das Geschäft die treibende Kraft des Wettrüstens ist. So konnte man im September 1959 in der Neuyorker Zeitung «The

Nation» lesen: «Der gesamte Aktienbesitz der US-Steel wurde 1949 auf etwa 500 Millionen Dollar bewertet. Heute wird er mit 5 Milliarden Dollar eingeschätzt. Das ist eine Steigerung um das Zehnfache.»

Nach einer Information vom 31. Juli 1961 (Börsenspiegel von Neuyork, UPI) kletterten die Kurse auf einen Rekordstand, als im Sommer 1961 bekannt wurde, daß die Rüstungsausgaben wesentlich erhöht werden sollten. So stieg der Börsenwert der USA-Aktien an einem einzigen Tag um 11 Milliarden Dollar. Als Ende August 1961 eine neue Hochspannung eintrat, beschlossen die USA-Stahlkonzerne eine Preiserhöhung. Kennedy, der nach seinem Amtsantritt seine Aktien verkauft hatte, um sich nicht durch die Börse beeinflussen zu lassen, ermahnte die Konzerne zur Mäßigung. Aber wie kann er das gegen die Mehrheit der Abgeordneten durchsetzen, die ja im Gegensatz zu Kennedy ihre Rüstungswerte nicht verkauft haben? Nach der Meinung des ehemaligen britischen Premierministers Eden (Eden-Plan von 1955), sowie des heutigen polnischen Außenministers Rapacki, war einer der verschiedenen Wege, die nach dem Zweiten Weltkrieg zu einer Entspannung führen sollten, die Schaffung einer entmilitarisierten Zone in Mitteleuropa. Die Sowjetunion hatte diesen Vorschlag sofort angenommen; der Westen hat ihn vorwiegend abgelehnt. Warum hat der Westen nicht nur die totale Abrüstung, sondern auch diese Form der beschränkten Abrüstung abgelehnt, obwohl sie sogar von einem britischen konservativen Premierminister befürwortet wurde? Das ist eine weitere der peinlichen Fragen.

Nach der Belgrader Konferenz der blockfreien Staaten von Ende August 1961 beklagte sich die Westpresse darüber, daß die Blockfreien — die doch aus dem Westen eine Hilfe von mehreren Milliarden empfangen hätten — die Wiederaufnahme der Kernwaffenversuche durch die Sowjetunion nicht schärfer verurteilt hatten. Ein so erfahrener Außenpolitiker wie Nehru kennt natürlich die wirklichen Motive, welche die Abrüstung verhindern. Es sind nicht jene Motive, welche in der Presse veröffentlicht werden, sondern jene, welche man dem Volk so gut wie möglich vorenthält. Und das wirkliche Motiv? — Nun, es fehlt jenen Riesen, welche im Hintergrund die Abrüstungsverhandlungen beherrschen, *der Wille* zur Abrüstung. Jede nennenswerte Abrüstung beeinträchtigt ihre Machtstellung oder ihr Geschäft. Der Engländer Noël-Baker hat sich seit 1919 mit diesem Problem befaßt, zunächst als Abrüstungsexperte und Minister, und später als Schriftsteller. Er hat auf rund 700 Seiten seines Buches «Wettlauf der Waffen» den Nachweis erbracht, daß alle Abrüstungsverhandlungen seit 1919 deshalb scheitern, weil gewisse Riesen sie nicht wollen. Wie auf Seite 647 dieses Buches erkennbar wird, sind es nicht die Geistesriesen, welche die Abrüstung nicht wollen. Selten findet man in der Presse einen Hinweis auf dieses für das Verständnis des Abrüstungsproblems wichtigste Buch der Gegenwart. Darum sollen hier einige Seiten zusammengefaßt werden:

Seite 12 bis 65: Das Wettrüsten sei eine Teilursache des Ersten Weltkrieges. Nach diesem Krieg seien Deutschland und die Sowjetunion machtlos gewesen und niemand habe einen zweiten Weltkrieg erwartet. Es sei die beste Gelegenheit zur totalen Abrüstung gewesen. Trotzdem habe der Westen nicht abgerüstet.

Seite 66 bis 100: Nach dem Ersten Weltkrieg hätten die Geschäfts- und Gewaltriesen des Westens die Presse und den Rundfunk beherrscht, und auf diese Weise die Abrüstung hintertrieben. Hitler wäre nicht an die Macht gekommen, wenn er nicht von deutschen und ausländischen Geschäftsriesen unterstützt worden wäre.

Seite 240 bis 300: Am 10. Mai 1955 habe die Sowjetunion die Westvorschläge betreffend Abrüstung angenommen. J. F. Dulles habe jedoch den USA-Abrüstungsdelegierten die Weisung erteilt, nachträgliche Vorbehalte anzubringen und auf diese Weise das bereits von der Sowjetunion angenommene Abkommen zu sabotieren. (Wie Noël-Baker auf Seite 48 nachweist, erklärte Dulles, daß die Gefahr eines Krieges sich erhöhe, wenn die Militärausgaben auf einen zu niedrigen Stand absinken. Hier wird erkennbar, daß J. F. Dulles die Interessen der USA-Geschäftsriesen vertrat.)

Seite 647: Nicht die Meinungsdifferenzen in der Kontrollfrage seien das größte Hindernis für eine Abrüstung, sondern der mangelnde Wille, abzurüsten. Hinter jeder Abrüstungsdelegation stehe ein unheimlicher Riese.

*

Heute sind die gleichen Kreise, die Hitler an die Macht brachten, wieder herrschend und in Deutschland entspricht Adenauers Stellung etwa jener von Hugenberg. (Siehe dazu auch die Broschüre Alardus: «Krieg in Sicht?», zu beziehen durch das Vereinssortiment Olten oder die Pazifistische Bücherstube Zürich 4, Gartenhofstraße 7.) Aus all der hier erwähnten Literatur geht hervor, daß jene Politiker, die ihre Kenntnisse lediglich auf die Presse stützen, in der Abrüstungsfrage ein falsches Bild gewinnen. Die Wahrheit vermag nur zu erfassen, wer sich jahrzehntelang auf das Studium der Abrüstungsfrage konzentriert hat. Noël-Baker hat dies getan*.

III. *Warum noch eine zusätzliche Abschreckung?*

Als Präsident Kennedy noch Senator war, hielt er am 11. Dezember 1959 eine Rede und meinte: Das Potential der USA reiche aus, um die Sowjetunion 25mal zu zerstören und das Potential der Sowjetunion reiche aus, um die USA zehnmal zu zerstören. Braucht es da noch eine zusätzliche Abschreckung?

In den Blättern für deutsche und internationale Politik (Oktober 1961, Seite 914 ff.) liest man: «Tatsache ist: seit die Sowjetunion an

* *Anmerkungen und weitere Quellen:* II/Nr. 1 bis 20 im Dossier Nr. 3 «Abegg-Archiv» des Sozialarchivs Zürich.

Kernwaffen mit den USA gleichgezogen hat und seit sie auf dem Raketensektor sogar einen Vorsprung errungen hat . . . hat die Doktrin der Abschreckung die Wirkung eines Bumerangs bekommen. Der Westen wird schon heute bedeutend mehr abgeschreckt als der Osten . . .» «Wenngleich die Rechnung für keine der beiden Seiten glatt aufgehen kann und man deshalb vor diesem letzten Risiko zurückscheuen wird, so bleibt eben doch die Tatsache, daß die Abschreckungsdoktrin des Westens absolut unglaubwürdig geworden ist*.

IV. *Wer will die Welt erobern?*

Kennedy hat — als er noch Senator war — in seinem Buch «Der Weg zum Frieden» auf Seite 61 zu zehn öffentlichen Meinungen Stellung genommen und erklärt, daß alle diese zurzeit noch herrschenden Ansichten in wenigen Jahren teils widerlegt werden oder sich teils als fragwürdig erweisen.

Als fragwürdig erwies sich bereits die vom Westen propagierte Bedrohung durch den kommunistischen Osten. Eine ganze Reihe prominenter Kenner der Sowjetunion und von Rotchina macht geltend, daß weder die Sowjetunion noch Rotchina irgend ein Interesse daran habe, hochkapitalistische Länder gewaltsam zu erobern*.

Auszüge aus diesem Abschnitt erschienen bereits unter dem Titel: «Droht ein atomarer Krieg?» in der Wochenschrift «Die andere Zeitung», Hamburg, 14. September 1961, sowie in der schweizerischen Monatsschrift «Neue Wege», September 1961.

V. *Haben die Atomwaffen für uns einen Sinn?*

Der Geist sagt: Nein! — Der Geltungstrieb sagt: Ja! So wie andere Triebe kann auch der Geltungstrieb den genialsten Kopf blind machen, und bei den meisten Menschen sind die Triebe stärker als der Geist.

Es war der Geltungstrieb der japanischen Spitzenpolitiker, welcher den verhängnisvollen Überfall auf Pearl Harbour vom 7. Dezember 1941 befahl. Der Machttrieb hatte ihren Geist geblendet. Bei offenen Augen hätten sich die Generäle und Admiräle sagen müssen: «Die USA haben das ungleich stärkere Kriegspotential als wir. Sie werden auf alle Fälle zurückschlagen und es ist nur eine Frage der Zeit bis wir den Krieg verlieren.» Die Kriegsgeschichte kennt unzählige Fälle von Blindheit der Generäle. Blindheit, weil der Größenwahn jede Selbstkritik hemmte.

Zurzeit laufen Ost und West im Weltraum um die Wette. Nicht

---

* *Anmerkungen und Quellen*: III/Nr. 2 bis 8. Die Anmerkungen und Quellen umfassen einige tausend Worte und wurden der Raum- und Kostenersparnis wegen nicht gedruckt. Sie können aber beim Schweizerischen Sozialarchiv Zürich, Dossier «Abegg-Archiv» Nr. 3 eingesehen werden.

* *Anmerkungen und Quellen*: IV/Nr. 1 bis 25. Alle diese Ergänzungen werden beim Sozialarchiv Zürich im Dossier Nr. 3 («Abegg-Archiv») deponiert.

Forschung ist das Hauptziel, auch nicht nur Prestige, sondern letztlich die Eroberung des Weltraumes. Aber der Einsatz der A-Waffen als strategisch entscheidender Zug ist der Wettlauf mit dem Tode! Hier sagt die Mehrheit aller sachverständigen Nobelpreisträger von West und Ost: «Nein! Und nochmals nein!»

In zahlreichen Aufrufen an die UNO und an die Völker haben sie nein gesagt. Aus Rücksicht auf die großen Kunden hat die Geschäftspresse eine *Schweigemauer errichtet* oder die Atomwaffengegner diffamiert. Zweifellos mehr Geist als Geltungstrieb hat der amerikanische Nobelpreisträger Prof. Pauling. In seinem Buch «Leben oder Tod im Atomzeitalter» weist er auf Seite 115 ff. darauf hin, daß die Gefahr eines Weltkrieges zunehme, je mehr Regierungen über atomare Waffen verfügen. Wegen der Überspannung zwischen Ost und West könne eine zufällige Explosion von nuklearen Sprengstoffen falsch ausgelegt werden und zu einem Weltkrieg führen. Gleicher Meinung sind über Zehntausend andere Sachverständige. Am 15. Januar 1958 wurden der UNO Unterschriften von 9235 Wissenschaftlern aus 44 Ländern (darunter 36 Nobelpreisträger) übergeben. Mit diesen Unterschriften setzten sie sich für ein Verbot der atomaren Waffen ein. Aber alle diese Bemühungen werden zumeist totgeschwiegen.

Ein Riese des Geistes und leider zugleich auch der Gewalt war Stalin. Der ehemalige USA-Botschafter in der Sowjetunion G. Kennan urteilt auf Seite 86 seines Buches «Das amerikanisch-russische Verhältnis» über Stalin: «Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde erkennbar, daß Stalin eine Sanierung Deutschlands verhindern wollte, um den Kommunismus auszudehnen.» Mit amerikanischer Hilfe hat sich inzwischen der Westen saniert und Stalins Nachfolger mußten einsehen, daß eine Ausdehnung des Kommunismus nach den hochkapitalistischen Ländern über Westberlin hinaus nicht die geringste Chance hat.

Nachdem 1944 feststand, daß Hitler keine atomaren Waffen besaß, änderten die amerikanischen Wissenschafter ihre Haltung und verfluchten ihr eigenes Werk: die atomare Bombe. Sie waren zur Erkenntnis gelangt, daß sie mit dieser Waffe den Untergang des Abendlandes vorbereitet hatten. Wenn wir ein Teufelswerk schaffen, so werden wir den Teufel nicht mehr los. Sie sahen voraus, daß jedes Land — aus Geltungstrieb oder anderen Gründen — diese Waffe besitzen wollte, und daß uns der Teufel damit in einen Zufallskrieg mit totaler Vernichtung lockte. So kam es in den USA zu einem Geisteskampf gegen die Gewalt- und Geschäftsriesen der USA. Aufgedeckt hat dieser Kampf hinter den Kulissen Robert Jungk in seinem Buch «Heller als tausend Sonnen». In diesem Kampf wurden sowohl der Erfinder der A-Bombe, der gegen ihre praktische Verwendung auftrat, als auch seine Freunde wirtschaftlich schwer geschädigt. Seither ist der Kampf gegen die Atomwaffen fast hoffnungslos geworden. Der Geschäfts- und Geltungstrieb hat gesiegt.

Für uns Schweizer erhebt sich nun aber noch eine weitere heikle Frage. Wenn maßgebende schweizerische Geschäftskreise eine Assoziierung mit der EWG durchsetzen, so haben wir damit, ob wir es wollen oder nicht, den nächsten Schritt auf den Anschluß an die NATO getan, denn wer nicht politisch blind ist, sieht, daß sich die beiden Organisationen gegenseitig bedingen. Das wäre aber nichts anderes als eine Preisgabe unserer Neutralität mit allen Konsequenzen. Nur unter dieser Voraussetzung — Aufgabe der Neutralität — wäre heute auch die Ausrüstung der Schweiz mit Nuklearwaffen denkbar. Wer wird sich vermessen zu behaupten, in einem globalen Kriege seien solche Waffen für unser kleines Land ein besserer Schutz als unsere Neutralität.

VI. *Schlußfolgerungen*

Aus allen diesen Gründen kann ein einfacher Bürger — sofern er frei ist — folgende Schlüsse ziehen:

1. In Ost und West ist das Volk einer von Riesen gelenkten Massensuggestion unterworfen. Das Volk muß Gefahren sehen und Angst haben. Ohne die Angst der großen Massen kann die Minderheit der Riesen ihre Herrschaft nicht aufrechterhalten.

2. Im Zeitalter der interkontinentalen Raketen und des noch in Entwicklung begriffenen nuklearen Regens haben auch die Riesen Angst und wollen unter allen Umständen einen Krieg mit atomaren Waffen vermeiden. Die moderne Waffentechnik schließt einen frei geplanten totalen Krieg aus.

3. Ein dritter Weltkrieg kommt nur noch in Frage, wenn sich die Riesen irren oder bei einer Nervenüberreizung auf jenen Knopf drükken, der einen Krieg auslöst.

4. Das sicherste Mittel, solchen Irrtum und solche Nervenüberreizung zu vermeiden, ist die allseitige totale Abrüstung mit allseitiger totaler Kontrolle. Dieses Mittel verletzt jedoch die Interessen der Gewaltriesen in Ost und West. Bei totaler Abrüstung verlieren die Gewaltriesen ihre Gewalt und die Finanzriesen das beste Geschäft.

5. Obwohl die Riesen in Ost und West vor der Explosion atomarer Waffen zurückschrecken, wollen sie auf atomare Waffen nur unter unannehmbaren Vorbehalten verzichten. Der Verzicht auf atomare Waffen wäre der erste Schritt zur totalen Abrüstung und gefährdet ihre Interessen.

6. Hat sich der einfache Bürger von der Massensuggestion befreit, so lehnt er zum mindesten alle atomaren Waffen ab und stellt sich an die Seite jener zehntausend Wissenschaftler, die den Verzicht auf atomare Waffen empfehlen, aber diese Empfehlung ohne die Mitwirkung des Volkes nicht durchsetzen können*. *A. Gelpke*

---

* *Anmerkungen und Quellen*: VI/Nr. 1 bis 12. Dossier 3 des «Abegg-Archivs».

Eine Welt ohne Krieg?

Hinter dem Geräuschvorhang der Weltpresse geht — im Osten wie im Westen — das Ringen um eine Überwindung der gegenwärtigen Krise nicht nur in den Auswärtigen Ämtern und Präsidentenpalais weiter.

Das Bemühen um eine vorurteilslose Beurteilung der eigenen wie der gegnerischen politischen Maßnahmen läßt sich im Westen verfolgen in den periodischen Konferenzen des «*Center for the Study of Democratic Institutions*» (Studienkreis für demokratische Institutionen) in Santa Barbara, California, um nur ein Beispiel zu nennen. Diesem Kreis gehören herkunftsmäßig so verschiedene Persönlichkeiten wie der berühmte Theologe Niebuhr, der Chefredaktor der erzreaktionären Zeitschriften «Time», «Life», «Fortune», Luce, und Männer vom Schlag eines William O. Douglas vom Obersten Gerichtshof der Vereinigten Staaten an. Einige der bisher veröffentlichten Broschüren dieses Kreises, die man als Einzelexemplare gratis beziehen kann, sind alle antikommunistisch eingestellt*, zeigen aber trotzdem soviel Einsicht für Mängel und Fehler des westlichen Vorgehens und ein so ehrliches Suchen nach einer gerechten Lösung der heutigen Schwierigkeiten, daß man sie nicht überhören sollte.

Die Mitarbeiter dieser Gruppe sind sich, wie Broschüre Nr. 1 «Gemeinschaft der Furcht» zeigt, der Gefahr für den Frieden, die von den eigenen (amerikanischen) Militärkreisen ausgeht, durchaus bewußt.

«Die militärischen Führer selbst sind natürlich gar nicht für Abrüstung oder andere Eingriffe, die die Aktionsfreiheit der Militärs beschränken könnten, eingenommen. Es bildet sich unter ihnen eine Gruppe heraus, die den Haß gegen Rußland zum Ziel ihres Daseins gemacht hat (dedicated) und die über ungeheure politische und militärische Macht verfügt . . . Die militärische ‚lobby' (Druckgruppe) ist die stärkste ‚lobby' in Washington. Sollte das amerikanische Außenamt mit der Sowjetunion ein Abkommen über Rüstungskontrolle abschließen, das den Militärs nicht gefällt, so würde es ziemlich sicher vom Senat verworfen » Noch mehr . . . «die militärische Spitzengruppe ist eindeutig in der Lage, die oberste politische Befehlsgewalt über die Militärkräfte an sich zu reißen, sollten sich in der Außenpolitik der Regierung ernsthafte Zeichen der ‚Schwäche' (nach der Auffassung der Militärs) zeigen.»

Dies um so mehr, als heute, wie Gerard Piel im «Bulletin of the Atomic Scientists» (April 1960) nachweist, ein Viertel bis ein Drittel der wirtschaftlichen Tätigkeit der amerikanischen Nation mit dem

---

* «Community of Fear», von Harrison Brown und James Real; «Permanent Peace», Walter Millis; «The Rule of Law in World Affairs», William O. Douglas; «A World without War», Walter Millis. Adresse: Box 4068 Santa Barbara, California.

Waffengeschäft zusammenhängt, wobei dieser Wirtschaftszweig noch immer im Zunehmen begriffen ist und bald einmal 50 Prozent erreichen dürfte. Wo wird der Punkt erreicht sein, von dem es kein Zurück gibt?

Und wie viele Opfer wird es brauchen — Dutzende oder Hunderte von Millionen — bis der Krieg in seiner Eigenschaft als politische Maßnahme als überholt erkannt wird?

Eine andere Debatte dieser Gruppe bezieht sich auf eine Welt ohne Krieg. Sie nimmt nach oft praktizierter, wissenschaftlicher Methode das Resultat voraus und untersucht, ob ein Staat heutiger Struktur, aber ohne die Möglichkeit, Krieg zu führen, überhaupt lebensfähig wäre. Von den Fragen, die sich aus der Voraussetzung eines krieglosen Staates ergeben, sei diese herausgegriffen: Können wir uns eine Welt ohne Krieg vorstellen, in der die gegenwärtigen Sozialsysteme noch bestehen? Müssen wir nicht vorerst eine Weltregierung und internationale Gesetze haben, bevor eine Welt ohne Krieg überhaupt denkbar wäre?

Richter Douglas hält dafür, daß Gesetze und Abkommen, die internationale Geltung haben, schon jetzt, ohne daß wir dessen gewahr sind, einen Teil unseres nationalen Lebens bilden; Gesetze, die zum Beispiel die Beziehungen von Individuen im Ausland zu ihrem Gastland regeln, oder Abkommen wie Doppelbürgerrecht, internationale Vereinbarungen im Steuerwesen usw. Es besteht eine solche Menge ähnlicher internationaler Vereinbarungen, daß für den Fall, daß Kriege nicht mehr als ultima ratio in Frage kommen, solche gesetzliche Regelungen und Abkommen in vervielfachter Zahl in die Lücke treten würden — anstelle eines gewaltsamen Entscheides. Douglas ist auch der Auffassung, daß die Entstehung und Entwicklung internationalen Rechts durchaus nicht an eine einheitliche Gesellschaftsform — sagen wir freies Unternehmertum oder Sozialismus — gebunden ist. Die Abschaffung des Krieges anderseits würde einer Entwicklung internationalen Rechtes gewaltigen Auftrieb geben. «Die Behauptung», erklärt Douglas, «daß wir hilflos wären, wenn wir keine Atombomben und Tanks hätten, muß ich — man verzeihe mir den Ausdruck — als kindische Reaktion bezeichnen. Der Reifegrad der großen Zivilisationen würde in den internationalen Einrichtungen zum Ausdruck kommen, wenn wir diesen letzteren die Möglichkeit böten, sich zu entwickeln. Wenn einmal die Waffen verschwunden sind, bietet sich die Möglichkeit, mit Argumenten zu fechten und zu gewinnen.»

Auch über den Begriff der Macht erscheinen in dieser Diskussion neue, für Nachkriegs-Amerika ungewohnte Aspekte. Douglas zum Beispiel ist der Meinung, daß «Macht» nicht nur in militärischen Kategorien, sondern auch als Überzeugungskraft, Charakterstärke, Energie und Nächstenliebe zu definieren ist.

«Ich bin für die umfassendste Auslegung des Begriffes ‚Macht'.

Wir haben sie bisher in militärischen oder politischen Kategorien zu fassen gesucht. Aber, glauben Sie mir meine Herren, eines der Machtzentren in Afrika ist heute Albert Schweitzer — ein Mensch in seiner Hütte, ein Mensch ohne Bombe oder Geschütz, sogar ohne eine Zeitung oder einen Politiker an seiner Seite, ein Mensch, der Güte, Nächstenliebe und Duldsamkeit ausstrahlt.»

«Es stecken Möglichkeiten im Machtbegriff der freien Welt, von denen der Amerikaner», wie Douglas glaubt, «keine Ahnung hat.» «Es stecken Überzeugungskraft und ein gewaltiges Potential in einem Mann wie U Nu von Burma, in den Dörfern Indiens, in den israelischen Technikern, die in Nigeria, in Liberia und Guinea tätig sind. Diese Leute leisten etwas, was über die Fähigkeit amerikanischer Ingenieure hinausgeht, *weil sie Revolutionäre sind.* Wir (Amerikaner) sind fett geworden, selbstgefällig und dekadent und verabscheuen das Wort ‚Revolution'. Aber alles, was ich hier erwähnt habe, von Schweitzer angefangen bis zum letzten Freiwilligen, alles dies gehört für mich zu unserem Begriff von Macht, die — auf dem Hintergrund der freien Welt — gleichbedeutend ist mit Befreiung des Menschen, Ausmerzung von Ungerechtigkeit, Hebung des Lebensstandards, mit Religions- und Pressefreiheit. Dies sind Werte, die wir zu bieten haben.»

Dies sind nun freilich nicht Anschauungen einer Mehrheit und auch nicht, was man seit 1945 als typisch amerikanisch bezeichnet hätte. Aber wenn leider Senator Thurmonds Faschismus, der «Sozialismus, Kommunismus und den Wohlfahrtsstaat als *EIN Übel* bekämpft», zum Amerika von heute gehört, so sind die Anschauungen einer Elite, wie sie in den Debatten des oben erwähnten Zentrums in Erscheinung treten, nicht minder ein Zug im Antlitz Amerikas.

Red.

Die Ohnmacht der Engel

Soeben hatte der Feldprediger inmitten einer Kompagnie Soldaten seine wehrhafte Weihnachtspredigt mit dem üblichen «Ehre sei . . . und Friede auf . . . und den Menschen ein Wohl . . .» geschlossen. Er hatte es auch diesmal nicht lassen können zu begründen, warum der christliche Glaube gerade heute höchste moralische wie militärische Wachsamkeit und Entschlossenheit erfordere, wenn es sein müsse und nicht mehr anders sein dürfe, mit atomaren Waffen die Schafe vor den Wölfen zu schützen, und zwar im Namen des guten Hirten, der nicht gekommen sei, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert . . . Nicht fürchten sei — nach Zwingli — der Harnisch. Ein freier Christenmensch rechne jederzeit mit dem Weltende und erhebe sein Haupt,

wenn die Erlösung nahe. Nach dem «Amen», das explosiv wie eine Granate aus seinem Munde knallte, intonierte die Regimentsmusik feierlich das von Kindheit an vertraute «O du fröhliche . . .», und die gesamte Mannschaft stimmte kräftig ein und sang und wiederholte: «Freue dich, o, freue dich, o . . .» Es war eben Heiliger Abend, und der Himmel lag leer; denn alle Engel waren ausgeflogen, um bei den Menschen zu sein.

Still und unerkannt gesellten sich einige Engel auch zu jener Soldatenfeier. Als sie aber hörten, was diese wehrbekleideten Männer sangen, und zugleich sahen, was sie dachten (denn Engel können die Gedanken *sehen*), da fielen sie in Ohnmacht, so daß ihr ganzes Wesen erstarrte. Sie kamen erst wieder zu sich, als kein Mensch mehr da war. Wo befanden sie sich eigentlich? In der sternklaren Nacht erblickten sie, umrandet vom dunklen Walde, die verschneite Wiese, wo die Feldweihnacht stattgefunden hatte. Der Schnee war von den Raupenrädern der abgezogenen Tanks tief durchfurcht und häßlich zerwühlt, und auf den Ästen einer freistehenden Tanne züngelten noch die Flämmchen von ein paar fast heruntergebrannten Kerzen. Die Engel schauten einander an, und es war, als ob sie sich voreinander schämten. «Ich kann nicht mehr», sagte Gabriel zu seinem Freund, der ebenfalls erschöpft nach Atem rang. «Was meinst du, lohnt es sich noch, den Menschen zu dienen?» «Ach, Gabriel», antwortete dieser, «die Menschen sind unschuldig; sie tun, was sie können. Aber ich bin traurig *über uns. Wir hätten sie nie lehren sollen zu singen, was man nur im Himmel versteht.*» Da fing Gabriel zu weinen an und wollte nicht mehr aufhören. Alle Engel um ihn taten dasselbe und suchten, im Schmerz ihrer Enttäuschung, vergeblich nach Trost.

Allmählich fing sich der Nachthimmel morgendlich zu röten an, und siehe da: Von allen Seiten strömten Engel herbei und sammelten sich um ihren Erzhirten. Beschämt und verwirrt umdrängten sie ihn und erklärten wie aus einem Munde: «Wir können nicht mehr, und wir gehören auch nicht mehr in den Himmel. Entlasse uns! Denn es gebührt uns, zu verschwinden von den Menschen, denen wir das Lügen beigebracht haben. Wir sind schuldiger als sie.» Da raffte sich der Erzengel mit letzter Anstrengung auf, wischte sich die Tränen aus den Augen und sprach: «Brüder! Euer Leid ist mein Leid, und eure Schuld meine Schuld. Wir haben Unmögliches gewollt und zu wenig bedacht, was den Menschen möglich ist. Wir haben uns geirrt, und die Rückkehr in den Himmel ist uns darum verwehrt. Weil aber das Leben auf Erden für uns das noch Unmöglichere ist, so wollen wir in Reue über uns selbst, den Menschen alle ihre Heuchelei vergeben und sie von nun an von jeder Erinnerung an den Himmel entbinden, indem wir uns selbst aufgeben, all unsern Dienst liquidieren und unsere Auflösung als verdiente Strafe erleiden. Vielleicht, daß für die Menschen noch Hoffnung besteht, wenn sie, verlassen von uns und von unsern Besuchen endgültig verschont, allein noch auf sich selbst angewiesen

sind. Sie können dann wenigstens nicht mehr im Namen einer höheren Welt einander betrügen.»

Und so geschah es. Die Engel sanken in Ohnmacht, und es wird kein Erwachen mehr für sie geben, solange die Menschen noch *beides* zustande bringen: *Weihnachten feiern und auf den Krieg rüsten.*

Herbert Hug

Das Atom für friedliche Zwecke?

In der Broschüre «The Rule of Law in World Affairs»* weist Bundesrichter *William O. Douglas* auch auf die gewaltigen Probleme hin, die der Einsatz des Atoms auch für friedliche Zwecke für die Menschheit mit sich bringt.

Dr. *Abel Wolman*, von der Johns-Hopkins-Universität, machte 1959 vor dem amerikanischen Kongreß folgende Aussagen: «1959 haben wir in den USA 65 Millionen Gallonen (1 Gallone = 3,78 Liter) hochradioaktives Wasser auf Lager.» Bis 1980, schätzt er, wird dieses Nebenprodukt der friedlichen Verwendung der Atomenergie in Mengen zwischen 100 bis 300 Millionen Gallonen anfallen. Bis 1980 werden diese Rückstände in flüssiger Form etwa 10 Milliarden Curies aufweisen, das heißt sie werden per Zeiteinheit die selbe Zahl von Alphastrahlen aussenden wie 10 Milliarden Gramm Radium. Diese Abfallprodukte werden vom menschlichen Geschmacksinn oder Geruchsinn nicht wahrgenommen. Ihre Wirkungszeit ist lang — 1000 Jahre oder länger. Wenn wir die Rückstände, die wir heute lagern, nicht unschädlich machen können (control), so kann dies zu entsetzlichen menschlichen Katastrophen führen. Niemand weiß wann, vielleicht nächstes Jahr, vielleicht in hundert Jahren oder erst in späteren Jahrhunderten.

Werden Betonbehälter — ins Meer versenkt — solange halten? Oder ist rostfreier Stahl dauerhaft genug, diesen radioaktiven Abfall zu lagern? Kann man ihn in die Ionosphäre hinaufschleudern? Alles Fragen, die die Fachleute beschäftigen. Auf alle Fälle wird das Problem, wie man diese radioaktiven Abfälle loswird, «die dauernde Aufmerksamkeit der Behörden erfordern». Es ist ein Problem, das die internationale Gemeinschaft angeht, denn Nebenprodukte der Atomspaltung kann man wohl vorübergehend in die Stratosphäre hinaufjagen oder ins Meer versenken, aber sie kehren schließlich doch wieder zurück, um die Atmosphäre, die Küsten und die Gewässer jedes Landes zu verseuchen. Nur eine übernationale Aktion kann uns alle — Weiße, Schwarze, Braune und Gelbe — vor den Gefahren, die diese neuen Ingenieurleistungen hervorgebracht haben, retten. *Red.*

---

* Siehe Seite 379.

Walter Lüthi / Eduard Thurneysen: Der Erlöser. Dreißig Predigten. Verlag Friedrich Reinhardt AG, Basel. Kart. Fr. 8.80, Leinen Fr. 11.80.

Wenn wir an die vielen Richtungen und Nuancen denken, die es in der protestantischen Kirche gibt, scheint es uns ein kleines Wunder, wenn zwei Theologen ihre Predigten so zusammenlegen können, daß diese eine einheitliche Verkündigung darstellen. Das Buch liegt da wie ein Gewebe, zu dem der Berner Leinenfaden die Kette und der Basler Seidenfaden den Einschlag gibt. Beide kommen aus der Not und Dunkelheit der Welt von heute mit ihrer Drohung einer totalen Zerstörung dieser Welt, in der es vielleicht nicht vorwärts gehen will, «weil wir christlichen Europäer und Amerikaner immer neu den älteren Bruder spielen mit unserer eigenen Gerechtigkeit». Sie ermutigen die kleine Herde, die nicht «mit den Wölfen heult, weder mit den weltlichen noch mit den frommen». «Gott ist schon fertig geworden mit ganz andern Mächten als den heutigen Weltmächten. Wer das weiß, der läßt dann freilich die Hände von den Atomwaffen.» — Beide verkünden es, daß Gottes Kraft in den Schwachen mächtig ist. «Das wäre der Beitrag, den wir als Christen dieser Welt schuldig sind, daß wir aufhören, unser Heil von irgendwelchen Machtpositionen her zu erwarten, daß wir im persönlichen und im Völkerleben der ‚Politik der Stärke' absagen.» — Beide wissen, daß es nicht vom Taufschein abhängt, ob einer zu Christi Herde gehört. «Wir kennen ihn doch alle heute, diesen Menschen, der weit draußen steht, der mit keinem, auch mit keinem frommen oder religiösen Trost mehr zu erreichen ist. Der Kirchengott, der Kirchenglaube sagt ihm nichts mehr. Aber gerade so ist er ganz nahe am Orte, wo der wahre, der wirkliche, der lebendige Gott ihm neu begegnen kann als der Gott eben dieses Erniedrigten, dieses gedemütigten Menschen.» — Sie beide bekennen die Schuld, die aus der unbewältigten Vergangenheit, «damals als die hilflosen Juden an der Schwelle unseres Hauses standen», auch auf uns Schweizern liegt. — Und dann ist da die Liebe Gottes «im Hirtenblick, der hell und warm wie ein Sonnenstrahl ins Herz leuchtet und es so mit Gegenliebe erfüllt» und im Heiligen Geist. «Er ist der Geist, der den Sohn verbindet mit dem Vater, den Vater mit dem Sohn ... Das große Geheimnis tritt uns entgegen: Daß Gott nicht allein sein will für sich ... Sondern daß er Liebe ist, Liebe, in der er aus sich heraustritt in seinem Sohn. Das ist das Geheimnis des Heiligen Geistes: diese lebendigste, ewige Gemeinschaft der Liebe in Gott». — Die Liebe Gottes ist ein Geschenk der Gnade für die «Unmündigen» *und* die Klugen. «Selig ihr Armen, wehe euch, ihr Reichen», ist zu allen gesagt.

Wir sind klein und kleingläubig, schwach, und wir können nichts beitragen zu unserer Rettung, sie kommt aus Gottes Gnade, aber Gott braucht auch Menschen, die sich «von der Verheißung seines kommenden Reiches erfüllen lassen. Er rechnet auf sie». Eine Gefahr, das diesseitige Leben zu vernachlässigen, besteht nicht, denn Christus ist ja in die Welt gekommen, «um sich mit dieser Welt einzulassen, um für diese vergängliche Welt zu leben und zu sterben ... Der eigentliche Auftrag des Christenmenschen ist, daß er in diese Welt hineinhofft, auch in Situationen, die allgemein als hoffnungslos gelten. Das gehört wohl überhaupt zum Wichtigsten, was Menschen für Menschen tun können: hoffen». B. W.

Albert J. Rasker: «Wir wählen das gefährliche Leben». Chr.-Kaiser-Verlag, München (EVZ). Fr. 5.20.

Diese Schrift von Professor Rasker, der an unserer Herbsttagung vor zwei Jahren über «Die Macht der Versöhnung und die Ohnmacht der Gewalt» so eindrücklich zu uns sprach, zeigt den gefahrvollen Zustand auf, in dem sich die Welt heute im Zeitalter der Atomzertrümmerung befindet; sie setzt sich mit dem bisherigen Versagen des Christentums auseinander und bekennt sich zu dem einzigen Weg,

der uns von Christus gewiesen ist. Die mit vielseitigen Zitaten unterbaute Schilderung der heutigen Lage kann uns in ihren Einzelheiten bekannt scheinen, doch hat sie das Verdienst, all die Daten zusammenzustellen, die uns in den letzten Jahren erschreckt haben. Die vom christlichen Westen bis heute begangenen Wege führen in den Tod. Nur auf dem von Jesus gewiesenen Weg der Versöhnung, der einer «Politik der ausgestreckten Hand» gleichkommt, haben wir Aussicht, nicht unterzugehen. Es ist ein Wagnis, aber es lohnt sich. «Hier kann und muß unser christlicher Glaube die politischen Erwägungen beeinflussen.»

Als Laien hat mich besonders das Kapitel «Gerechtigkeit und Freiheit» beeindruckt. Aber auch Theologen können an dieser kompetenten Quelle ihre Begriffe von «Gerechtigkeit» und «Freiheit» klären. Ausgehend davon, daß in der westlichen Ideologie die Aufrüstung scheinbar vor allem zur Verteidigung dieser christlichen Werte notwendig ist, untersucht Professor Rasker die beiden Begriffe im Sinne der biblischen Offenbarung. «Gerechtigkeit im biblischen Sinne zu verstehen, lehrt uns namentlich das Alte Testament. Hier ist ihre Grundbedeutung immer der rettende und bewahrende Wille Gottes ... Diese Gerechtigkeit ist die Hilfe, die Gott dem Armen vor dem Ausbeuter zuteil werden läßt, der Witwe vor dem, der ihre Wehrlosigkeit mißbrauchen will, dem einsamen Fremdling, dem Sünder, der sein Leben nur aus der Vergebung neu empfängt ... Rächende und strafende Gerechtigkeit tritt erst gegen diejenigen auf, die solch göttliches und menschliches Recht mißachten.»

«Der Ruf nach Freiheit kann ebenso wie der nach Gerechtigkeit sehr egoistische Motive bemänteln, und die, denen wir heute die Losung ‚Freiheit' entgegenschleudern, haben in dieser Beziehung recht ungünstige Erfahrungen mit uns gemacht ... Schließlich ist ja der Kommunismus nichts anderes als eine Reaktion auf die Art, mit der im 19. Jahrhundert zugunsten der Freiheit der Unternehmer die Versklavung des Industrieproletariats herbeigeführt wurde. Freiheit findet ihren Sinn und ihre Bestimmung im gegenseitigen Dienst. Freiheit im Sinn der biblischen Offenbarung ist also nie ein Individualisierungs-, sondern immer ein Gemeinschaftsbegriff.» Dem Gebrauch des Wortes «Freiheit» in der Politik muß sehr genau nachgespürt werden. «Wir sehen ja, wieviel politische und soziale Unfreiheit in der ‚freien Welt' noch geduldet wird, durch wieviel Unfreiheit anderer sich die westliche Welt ihre sogenannte Freiheit erkauft.»

Dies nur einige Punkte dieses zentralen Kapitels, in dem gezeigt wird, «daß es in einem künftigen Krieg nicht mehr um den Menschen und seine Existenz gehen wird, sondern um Ideen, denen der Mensch geopfert wird.» B. W.

Günther Weisenborn: «Am Yangtse steht ein Riese auf», Notizbuch aus China. Paul-List-Verlag, München, Fr. 16.20.

«Am Yangtse steht ein Riese auf», ein Bericht von 250 Seiten über das moderne China von Günther Weisenborn, muß in den «Neuen Wegen» erwähnt werden, nicht allein weil uns der Autor faszinierend geschilderte Erlebnisse mit Menschen des neuen China und ein interessantes Gesamtbild der Entwicklung des Landes bietet. Er bringt auch jene Erfahrung zum Ausdruck, mit der jeder unabhängige Berichterstatter rechnen muß:

«Die Leute wollten selten wissen, wie es in der Welt aussah ... Je nach der politischen Meinung des betreffenden Kopfes war auf diese Art ein Vorstellungsbild entstanden, das nicht gestört werden durfte ... Ich sah, wie außerordentlich verbreitet die politischen Vorurteile bei uns sind, wie verhärtet, wie erstarrt. Der Weltkonflikt hat die Urteilskraft zahlreicher Menschen in Ost und West verfrostet.»

«Ich entsann mich des Effektes, den Marco Polo mit seinen Berichten aus China und Asien verursacht hatte. Die Italiener glaubten nicht den vorgebrachten Tatsachen. Sie lachten ihn aus, sie verhöhnten ihn, sie wollten die Wahrheit nicht wissen.» Und wir? *Red.*

Trügerische Stille Dieses aufgeregte Jahr 1961 geht ruhiger zu Ende, als erwartet werden mußte. Da Moskau darauf verzichtet hat, einen Friedensvertrag mit Ostdeutschland allein noch vor Jahresende abzuschließen, falls die Westmächte nicht über einen Frieden mit beiden deutschen Staaten verhandeln wollten, so sind auch die Folgen ausgeblieben, die von solch einseitigem Vorgehen der Sowjetunion befürchtet wurden. Aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben! Man würde sich täuschen, wollte man annehmen, daß Chruschtschew noch lang darauf warten würde, ob sich die Westmächte endlich entschließen, über die unumgängliche Neuregelung der Rechtsstellung Westberlins und die Lösung der deutschen Frage überhaupt zu verhandeln. Obwohl der 13. August 1961 mit der Errichtung der Sperre zwischen Ost- und Westberlin ihnen hätte zeigen müssen, was die Uhr geschlagen, lassen sich die Regierungen von Washington, London und Paris unter westdeutschem Druck gemütlich Zeit, einmal ihre eigenen Auffassungen und Absichten in bezug auf Berlin und was damit zusammenhängt zu klären, um sich dann allmählich schlüssig zu werden, ob und wann und wie man mit Moskau ins Gespräch kommen wolle. Was sie sich als Verhandlungstaktik bei ihren zahlreichen «Familienunterhaltungen» zurechtgelegt haben, ist natürlich im einzelnen nicht bekannt geworden. Fest scheint vorderhand nur dreierlei zu stehen: 1. daß de Gaulle nach wie vor Verhandlungen mit den Russen als «verfrüht» erklärt; 2. daß Präsident Kennedy für die Bonner Forderung gewonnen worden ist, «Pankow» (wie man die gar nicht im Berliner Stadtteil Pankow niedergelassene Regierung Ostdeutschlands etwas hämisch zu bezeichnen pflegt) in gar keiner Form anzuerkennen; und 3. daß Adenauer bei seinem jüngsten Besuch in Washington überzeugt worden ist, es sei das Beste, sich bei Verhandlungen mit der Sowjetunion auf die Berlinfrage zu beschränken und damit den gefährlichen Möglichkeiten vorzubauen, die eine Erörterung über die westdeutschen Kriegsrüstungen, die Neutralisierung eines wiedervereinigten Deutschland, die deutschen Ostgrenzen und dergleichen heikle Dinge eröffnen müßte.

Man fragt sich allerdings, nicht zuletzt auch in den Vereinigten Staaten, worüber denn nun mit den Russen überhaupt verhandelt werden wolle, wenn der Westen entschlossen sei, zu allen ihren Begehren nein zu sagen und namentlich jede Kontrolle des Verkehrs mit Westberlin über ostdeutsches Gebiet abzulehnen. Die Antwort, die man darauf bekommt, ist von entwaffnender Ahnungslosigkeit: Die Westmächte *brauchten* den Russen (und der DDR) gar keine Gegenleistung für ein östliches Entgegenkommen vorzuschlagen, denn Chruschtschew habe mit der Errichtung der Berliner Sperrmauer «zur Hauptsache a

conto schon selbst genommen, was ihm die westlichen Alliierten allenfalls hätten bieten können». (Meldung der «Neuen Zürcher Zeitung» aus Washington vom 25. November.) Man denkt doch in Moskau und Ostberlin gar nicht daran, die Duldung der Berliner Sperre durch den Westen als den Preis anzuerkennen, mit dem nun entsprechende Leistungen des Ostens an den Westen bereits erkauft seien. Die DDR hat, im Einverständnis mit der Sowjetunion, den Verkehr zwischen Ost- und Westberlin *aus eigenem Recht* gesperrt, wie jeder Staat das tun kann und nötigenfalls muß, und die Westmächte haben dieses Recht anerkannt, indem sie nichts gegen den neuen Zustand unternommen haben. Worum es bei künftigen Verhandlungen also geht, das sind die rechtlichen und tatsächlichen *Folgerungen*, die sich daraus ergeben, wobei jede Partei Zugeständnisse machen muß, um ein Entgegenkommen der anderen zu erwirken. Und hier sind nun die Oststaaten eben in einer viel günstigeren Verhandlungsstellung als der Westen. Man kann sogar ruhig sagen, daß die Stellung des Westens hoffnungslos ist, daß er also die Forderungen des Ostens in allem Wesentlichen annehmen *muß*, wenn er überhaupt ein Abkommen treffen will.

Die Politik der Westmächte geht ja (oder ging bisher wenigstens) darauf aus, Westberlin als vorgeschobenes Bollwerk im Kalten Krieg zu halten, von dem aus der ostdeutsche Staat unterwühlt und zum Einsturz gebracht werden sollte, besonders auch durch den organisierten Abzug vieler Hunderttausender von Arbeitskräften aus der DDR. Mit diesem Betrieb ist am 13. August Schluß gemacht worden — und der Westen hat es als nicht mehr aus der Welt zu schaffende Tatsache hinnehmen müssen. Je länger er zögert, die Hand zu einer Neuregelung in Berlin zu bieten, desto schlimmer für ihn und für die Westberliner selbst. Die DDR braucht nur den Güterverkehr zwischen Westberlin und der Bundesrepublik, der zu 90 Prozent von ihr kontrolliert wird, zu erschweren, und Unsicherheit, ja Verwirrung und Krise werden die Westberliner Wirtschaft erfassen. In ein paar Monaten wird der Zustand unhaltbar sein, und die Westmächte können nichts dagegen machen. Auch die Drohung mit Krieg würde weder die DDR noch die Sowjetunion abschrecken, Westberlin und sein Wirtschaftsleben Glied um Glied lahmzulegen. Ohne einen großangelegten Gewaltschlag der Russen, der klar eine Bedrohung westlicher Lebensnotwendigkeiten darstellte, werden die Vereinigten Staaten nicht ihrerseits den Krieg entfesseln — und vor einer solchen Herausforderung, die nur noch mit dem Einsatz von Kernwaffen beantwortet werden könnte, wird man sich in Moskau wohlweislich hüten. Jetzt hat die Sowjetunion ja sogar die Wiederaufnahme der Genfer Konferenz über Einstellung aller Kernwaffenversuche veranlaßt, und fast gleichzeitig hat sie darauf verzichtet, militärische Besprechungen mit Finnland über die Abwehr allfälliger Vorstöße der NATO-Mächte, vor allem Westdeutschlands, in den Ostseeraum zu führen, wie sie das in ihrer

Note vom 30. Oktober angeregt hatte. Wahrscheinlich war es ihr damit überhaupt nicht sehr ernst, gehört doch schon ein krankhaft entwickeltes Mißtrauen dazu, um heute an Vorbereitungen für einen Angriff auf die Sowjetunion über finnisches Gebiet zu glauben, wie ihn Hitler seinerzeit gegen Leningrad geführt hat. Aber die Gelegenheit war günstig, um sich aufs neue der wohlwollenden Neutralität Finnlands gegenüber dem sowjetischen Nachbarn zu versichern — und dann zum Zeichen des eigenen Friedenswillen die vorgeschlagenen Generalstabsbesprechungen mindestens bis auf weiteres zu verschieben.

An der Klagemauer Es hieße die Urteilsfähigkeit der Washingtoner Regierung gröblich unterschätzen, wollte man annehmen, sie habe überhaupt nicht bemerkt, daß es in Berlin nicht einfach so weitergehen kann wie bisher. Wo man das tatsächlich immer noch nicht merkt, das ist vielmehr *Bonn*. Man gibt sich dort allen Erfahrungen zum Trotz nach wie vor der Vorstellung hin, daß Westberlin seine Rolle als angriffiger Außenposten der NATO weiterspielen könne, wenn nur der Westen recht fest entschlossen sei, die östliche Forderung auf Neutralisierung der bisherigen «Frontstadt» unnachgiebig abzulehnen. Daß bei fernerer Versteifung auf diese Wahnindee, das heißt ohne Anerkennung der DDR als eines Staates, der von Westberlin aus nicht mehr bekämpft werden darf, nur noch die Wahl zwischen demütigender Niederlage und Krieg bleibt — das scheint den unbelehrbaren Verfechtern der «Politik der Stärke» einfach nicht in den Kopf zu gehen. «Nichts gelernt und alles vergessen» — das muß man auch von der neuen westdeutschen Regierung sagen. Denn der 13. August 1961 war ja doch, wie man mit Recht bemerkt hat, nur das unvermeidliche Ergebnis von 12 Jahren Adenauer-Politik. «Wir müssen», so schreibt Herbert Mochalski in der «Stimme der Gemeinde», endlich begreifen, welches unsere wirklichen Möglichkeiten sind. Wir liegen nicht nur geographisch zwischen Ost und West; auch unsere Bedeutung als Staat — geteilt oder ungeteilt — ist nur noch die eines «Zwischen». Wenn wir unsere Politik nicht danach einrichten, werden wir nur Enttäuschungen erleben . . . Die Großmächte haben immer wieder Verständnis für die Zwischenposition gehabt, weil sie ihrem eigenen Interesse nach Entspannung nützlich sein kann. So sind der Eden-Plan, der Gaitskell-Plan, die Vorschläge von Kennan und zuletzt der Rapacki-Plan in der Erörterung geblieben. Wir müssen für die Deutschland-Frage insgesamt Lösungen und Entwicklungen angehen, die unserer «Zwischen»lage Rechnung tragen. Wäre der Rapacki-Plan seit vier Jahren Wirklichkeit, gäbe es keine Berlin-Krise. Der Plan ist auch heute noch das beste Mittel, die Reibungsflächen zu entschärfen und bedeutet in Mitteleuropa den wichtigen ersten Schritt zur Abrüstung.»

In Westdeutschland ist man heute weiter als je von dieser Einsicht

entfernt. Sturer und starrer als je klammert man sich einseitig an den Westblock und sieht im Ostblock *das* große Hindernis, das zerschlagen werden müsse, damit Deutschland seine Einheit und freien Lebensraum gewinnen könne. Vor allem, so lautet der oberste Glaubenssatz der Bonner Politik, müsse der «sowjetzonale Konzentrationslagerstaat» verschwinden durch Bekundung der «freien Selbstbestimmung» der ostdeutschen Bevölkerung. Und das Sinnbild für diese Befreiung ist jetzt die Niederreißung von «Ulbrichts Schandmauer» geworden, die Ostberlin grausam vom Westen absperre. Diese Aufgabe, den Westdeutschen, ja der ganzen «freien Welt», aufs nachdrücklichste einzuprägen, ist das Ziel einer Riesenpropaganda, die mit der Sperrmauer betrieben wird — in der Presse, im Kino, im Radio, im Fernsehen. Hunderttausende von Menschen werden sogar durch einen wohlorganisierten Zubringerdienst unmittelbar an die Berliner Sektorengrenze herangeführt, um sich mit sittlicher Entrüstung über das «Verbrechertum der Pankower Diktatoren» vollzusaugen. Die Sperre gegen Westberlin ist zu einer eigentlichen Klagemauer geworden, an der die freiheitsliebenden Bundesrepublikaner ihrer Erbitterung nach Herzenlust freien Lauf lassen können.

Es bleibe dahingestellt, wie weit die Liebe der Westdeutschen zu Freiheit und Menschlichkeit echt ist — trotz all den Härten und Beschwernissen, die die Sperre ganz zweifellos sowohl der Ost- als der Westberliner Bevölkerung auferlegt. Wer so besinnungslos einem Adenauer, einem Strauß, einem Brandt nachläuft wie die Masse der Westdeutschen und sich nicht überzeugend dagegen wehrt, daß die vielen Tausende unbekehrte Hitleranhänger, die jetzt im westdeutschen Regierungs- und Militärapparat tätig sind, endlich abgedankt werden — der hat das Recht verwirkt, im Namen von Freiheit und Menschlichkeit gegen die Sperre zwischen Ost- und Westberlin aufzutreten. Der will nur, daß der «herrliche» Zustand von früher wiederhergestellt wird, da vom Westen her ungehindert Hunderttausende von Arbeitskräften der DDR entzogen und Dutzende von Spionage- und Propagandaorganisationen von Westberlin aus gegen den ostdeutschen Staat tagaus, tagein wirken konnten. Dagegen *mußte* sich die DDR endlich — viel zu spät schon — zur Wehr setzen und ihr Lebensrecht behaupten. Freier Verkehr zwischen West- und Ostberlin ist nur dann wieder möglich, *wenn Berlin aus dem Machtkampf zwischen West- und Ostblock herausgehoben*, also der Kalte Krieg des Westens gegen den Osten, mit Westberlin als einem Hauptstützpunkt, abgeblasen wird. Gegen diese Tatsache, die seit dem 13. August jedem Sehenwollenden endgültig klar geworden sein sollte, kommt alles Wettern gegen Ulbricht und alles Jammern an der Klagemauer nicht auf. Solange es den Westdeutschen und ihren Verbündeten aber *nicht* klar geworden ist, muß eben die Sperre weiterbestehen — als Schutz für die ostdeutsche Republik, die nicht dem kapitalistischen, neunationalistischen und wiederaufgerüsteten Westdeutschland angeschlossen

werden darf, dieser tödlichen Gefahr für soziale Gerechtigkeit, wirkliche Volksfreiheit und namentlich für Frieden und internationale Zusammenarbeit. So denkt man weitherum auch im Westen, wo man nicht vergessen hat, was die Einigung Deutschlands «mit Blut und Eisen» nach Bismarckscher Art für die Welt bedeutet hat. Fünf Kriege schon — 1864, 1866, 1870/71, 1914—1918, 1939—1945 — sind die Folge. Für einen sechsten und letzten Krieg (nach dem es dann überhaupt nichts mehr zu bekriegen gäbe) bedanken wir uns ganz energisch! Was ein Engländer kürzlich schrieb, unterschreiben auch zahllose andere Europäer: «Als einer, der — nicht so ganz mit Unrecht, meine ich — eine Heidenangst vor bewaffneten Deutschen hat, gebe ich jedem Versuch, Deutschland geteilt zu halten, meine begeisterte Unterstützung. Je mehr Mauern sie zwischen Ost und West bauen, desto sicherer fühle ich mich.» («Charon» im «New Statesman» 24. 11).

Und noch eins muß immer wieder gesagt werden: Je sicherer man im Osten vor einem neuen Krieg aus dem Westen ist, desto eher wird dort auch die Diktatur abgebaut werden, die in erster Linie der Verteidigung des Sozialismus gegen äußere und innere Feinde dient. Soll politische und persönliche Freiheit auch in den Ostländern aufkommen und gesichert sein, dann muß der Westen das Bestehen mehr oder weniger sozialistischer Staaten im Osten, von Eisenach bis Peking, als unwiderrufliche Tatsache anerkennen. Bewaffneter Kampf gegen die aufsteigende sozialistische Welt führt nur zur Befestigung der Diktatur in den jungen Ostländern — und zur fortschreitenden Aushöhlung auch dessen, was an Demokratie im Westen noch übrig ist.

Kennedy unter Druck Ob man im Weißen Haus zu Washington das nicht doch allmählich auch merkt? Anzeichen für eine Neigung Kennedys zum Widerstand gegen die blinde Unvernunft und Unreife der westdeutschen Staatslenker hat es ja immer wieder gegeben, und in Bonn haben sie dann auch jedesmal richtige Krämpfe bekommen. Aber zusammen mit de Gaulle hat Adenauer eben doch den amerikanischen Präsidenten auf den «rechten» Weg zurückführen können. Kennedy steht tatsächlich unter einem ständigen und sich eher verstärkenden Druck des westdeutschen Bundesgenossen. Das war nicht immer so. Nach Kriegsende waren es umgekehrt die Vereinigten Staaten, die unzweifelhaft Westdeutschland in der Hand hatten. Sie halfen dem geschlagenen Feind sofort, das heißt nach dem Tod Roosevelts, wieder auf die Beine. Sie pumpten Milliarden von Dollars in die westdeutsche Wirtschaft und verhinderten ganz ungescheut die «Entflechtung» der rheinisch-westfälischen Industrie, die sie im Potsdamer Abkommen fördern zu wollen versprochen hatten, so daß der alte, unselige deutsche Kapitalismus in neuer Gestalt auferstehen konnte und die Gefahr einer Sozialisierung gebannt wurde. Gleichzeitig baute Amerika einen eigenen westdeutschen Staat auf, der als «Speerspitze» eines großen Westbundes

dienen sollte mit dem Ziele, den Kampf gegen die Sowjetunion, den Hitler durch eigene Dummheit verloren hatte, neuaufzunehmen und den kommunistischen Machtbereich bis auf die sowjetischen Staatsgrenzen von 1939 zurückzudrängen. Nicht nur sollte der ostdeutsche Staat, der als Antwort auf diese amerikanische Ostpolitik gebildet wurde, der westdeutschen Republik einverleibt und Berlin zur Hauptstadt eines Vierten Reiches erhoben werden; der Plan war und ist ein Umsturz des ganzen politischen Aufbaus Osteuropas im Sinne des «freien Unternehmertums», für das «die Welt sichergestellt werden» soll. Und da die Ziele des neuen westdeutschen Nationalismus und Militarismus weithin mit denen der Vereinigten Staaten zusammenfielen, ergab sich von selbst eine immer engere Zusammenarbeit Washingtons mit Bonn und die planmäßige Förderung eines Wiederaufbaus der westdeutschen Wehrmacht durch den Westbund.

Das änderte sich indessen mit den Jahren in dem Sinn, daß nicht mehr die Vereinigten Staaten die Bundesrepublik nach ihren eigenen Bedürfnissen «fernsteuern» konnten, sondern nunmehr Westdeutschland den großen Bundesbruder jenseits des Wassers für *seine* Zwecke benützte, auch wenn das in Amerika gar nicht als erwünscht, ja geradezu als gefährlich empfunden wurde. Die Entwicklung eigener Kernwaffen und äußerst leistungsfähiger Raketen durch die Sowjetunion ließ den Amerikanern die Zurückdrängung des kommunistischen Machtbereichs und gar die «Befreiung» Osteuropas, wie die Westdeutschen sie erträumten, als völlig wirklichkeitsfremdes Ziel erscheinen. Gleichzeitig aber wuchs die Bonner Republik zu solcher wirtschaftlicher und militärischer Stärke empor, daß sie die Kinderschuhe eines bloßen Satelliten Amerikas selbstbewußt abstreifen und Politik auf eigene Faust treiben konnte, eine Politik, deren Ziele immer noch dieselben waren wie diejenigen des Amerika der ersten Nachkriegsjahre. Während in den Vereinigten Staaten Truman und Acheson durch Eisenhower und — nach Dulles — durch Kennedy-Rusk abgelöst wurden, die der neuen Lage Rechnung zu tragen bereit schienen, kam in Westdeutschland mit Strauß und den alten Hitlergeneralen eine Richtung auf, deren Vertreter die alte Adenauer-Politik noch überspitzten und unverblümt erklärten, «der Zweite Weltkrieg sei noch nicht zu Ende».

Jetzt mußte sich entscheiden, wer Koch und wer Kellner war im NATO-Haus. Nach einigem Schwanken fand Kennedy, daß Westdeutschland *zu* mächtig geworden sei, um noch weiter die alte Rolle zu spielen, die ihm zugedacht war. «Die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los» — das galt, wenn irgendwann, auch für das neue Verhältnis Amerikas zu Westdeutschland.

Vergebens sucht der Präsident der Vereinigten Staaten sich und andere — wie in seiner Unterredung mit dem Chefredaktor der Moskauer «Iswestija» — damit zu trösten, daß die Bundesrepublik ja Mitglied der NATO sei, also gar keine selbständige, halsbrecherische Ost-

politik treiben *könne*; Bonn hat vielmehr gerade in der NATO als stärkste Macht des kapitalistischen Europa ein derartiges Gewicht erlangt, daß das ferne Amerika schwerlich mehr aufkäme, wenn es versuchen sollte, eine Berlin- und Deutschlandpolitik gegen den Willen Bonns einzuleiten. Und wenn erst die NATO zur fünften Atommacht wird, wie das die westdeutsche Regierung beharrlich erstrebt, so heißt das tatsächlich, daß Herr Strauß Kernwaffen in die Hand bekommt, auch wenn Westdeutschland sie nicht selbst herstellen darf. Wollen die Vereinigten Staaten also nicht in ein neues deutsches Kriegsabenteuer hineingezogen werden, das für alle Beteiligten noch unabsehbar katastrophaler enden müßte als Hitlers Weltkrieg, so müssen sie die Verbindung mit Westdeutschland mehr und mehr lockern und damit ihre ganze Bündnispolitik, ja ihre sämtlichen alten Osteuropaziele aufgeben und der Gefahr ins Auge sehen, daß sich die Bundesrepublik mit der Sowjetunion über den Kopf Amerikas weg verständigt, ähnlich wie die Westdeutschen immer noch fürchten, Amerika könne sich über *ihre* Köpfe weg mit Moskau verständigen. Vor solcher Aussicht graut aber den Männern im Weißen Haus einfach; was bleibt ihnen darum anderes übrig als dem Druck Bonns nachzugeben und auf der Linie zu marschieren, die ihnen Adenauer und Strauß vorzeichnen?

Die Ausrede, Westdeutschland sei als Mitglied der NATO (die bekanntlich selber vollkommen harmlos ist . . .) niemals zu friedensgefährdenden Taten imstand, glaubt man dem amerikanischen Präsidenten bei den Nachbarn der Bonner Republik jedenfalls so wenig wie seine Erklärung (im gleichen Gespräch mit dem sowjetischen Zeitungsmann), die Vereinigten Staaten vermöchten den ostdeutschen Staat nicht anzuerkennen, weil sie eben «gegen die Teilung Deutschlands seien». Ist nicht Deutschland bei Kriegsende durch gemeinsamen Beschluß der Sieger in eine westliche und eine östliche Besatzungszone geteilt worden? Und hat nicht Amerika bei der Schaffung der Bonner Republik, als eines Gefolgsstaates im Kalten Krieg gegen den Osten, eingeschlossen vor allem ein sozialistisches Ostdeutschland, entscheidend mitgeholfen? Hätten die Vereinigten Staaten die Politik durchgeführt, die im Frühjahr 1945 in Potsdam beschlossen wurde, es gäbe kein geteiltes Deutschland. Die DDR wird also genau so lange bestehen, als Westdeutschland ein kapitalistisch-reaktionärer Militärstaat bleibt und den großen gegenrevolutionären Weltkampf mitmacht, sei es nun als Werkzeug der amerikanischen Politik, sei es als Nachfolger des Dritten Reiches in der Absicht, die Vereinigten Staaten und die Westmächte überhaupt so fest bei der Stange zu halten, daß sie nicht mehr ausbrechen könnten, wenn es zu der «endgültigen» Kraftprobe mit der Sowjetunion komme.

„Rot oder tot" auch in Amerika Präsident Kennedy steht aber nicht nur unter Druck von außen, besonders von Westdeutschland her; er sieht sich immer mehr

auch einer gefährlich anschwellenden Bewegung im Innern der Vereinigten Staaten gegenüber, die ihn und seine Regierung in ein selbstmörderisches Kriegsabenteuer hineinzureißen droht. «Ganzer Sieg oder ganze Niederlage», «rot oder tot», das sei die Entscheidung, vor der die Nation stehe — so tönt es jetzt landauf, landab in den Vereinigten Staaten. Ich habe über die Kriegsstimmung, die sich drüben immer weiter ausdehnt, hier bereits geschrieben, namentlich auch anhand der Berichte, die Kingsley Martin, dieser welterfahrene und verläßliche Beobachter, dem Londoner «New Statesman» aus Amerika schickt. Zum Aufsehen mahnt, wie er neuerdings schreibt, nicht zuletzt die Bewegung, die von der «John Birch Society» ausgeht, einer von einem ausgesprochen faschistischen Millionär gegründeten Vereinigung, die den in Schande gestorbenen McCarthy und seinen Anhang an hetzerischer Zügellosigkeit womöglich noch übertrifft. Der Fall des Generals Walker, den Kennedy von seinem westdeutschen Kommando abberufen hat, weil der Mann in der Armee eine wüste Sowjethetze betrieb, stellt, wie Martin bemerkt, geradezu die Frage, ob es sich hier um eine bloße Einzelerscheinung handelt oder aber um «einen planmäßigen Versuch hochgestellter Offiziere, ihre Mannschaften zu überzeugen, daß man den amerikanischen Staatsführern nicht trauen dürfe, weil sie von den Kommunisten hereingelegt worden seien, was die John Birch Society tatsächlich von Präsident Eisenhower gesagt hat.» General Walker, so wurde herumgeboten, sei das Opfer einer kommunistischen Verschwörung in der Armee und der Regierung. «Die reaktionäre Welle im Land ist heute so stark, daß man nicht sicher sein kann, ob nicht viele Wähler verführt werden, die Behauptung des Senators Thurmond anzunehmen, daß ‚Sozialismus, Kommunismus und Wohlfahrtsstaat als zusammengehörig bekämpft werden müßten', und daß die amerikanische Lebensform von den Kommunisten wie von einem jeden bedroht sei, der so weit links stehe wie etwa Macmillan», der konservative Ministerpräsident Großbritanniens. Schon Roosevelt und seine Reformer wurden ja beschuldigt, Amerika verraten zu haben; sie hätten China verspielt, heißt es jetzt wieder, und nun stehe die Regierung im Begriff, auch Laos und Südvietnam preiszugeben, so wie sie bereits Kuba den Kommunisten überlassen habe. Bald komme auch gewiß noch Berlin an die Reihe . . .

Es muß schon ein mächtiges Erwachen des Geistes der Wahrheit, der Freiheit und des Friedens im amerikanischen Volke kommen, wenn dieser ganze lebensgefährliche Lügen- und Gewaltgeist überwunden werden soll. Und dem Präsidenten fällt dabei gewiß eine wichtige Aufgabe zu. Kennedy, so fordert I. F. Stone in seinem tapferen «Wochenblatt» (Nr. 39), muß endlich aufstehen und die Bombe entschärfen, die die reaktionären Kriegshetzer gelegt haben. «Die Aufgabe Nr. 1 ist, unser eigenes Volk zur Erkenntnis der Wirklichkeiten der Welt zu erziehen, mit der es zu tun hat . . . Presse und hetzerische Rednerei tun für unsere Öffentlichkeit das gleiche, was Trommel und

Betäubungsmittel für einen wilden Stamm tun: sie treiben die zum Wahnwitz aufgereizten Menschen in den Krieg. Auf die Bekämpfung dieser schon gefährlich hochgepeitschten Stimmung muß der Präsident seine Aufmerksamkeit richten.»

Leider, so stellt Stone fest, zeige sich Kennedy nicht auf der Höhe seiner Aufgabe. Er halte sich vorsichtig auf der Seite derer, die seit Beginn des Kalten Krieges in ihrer Propaganda die übliche Schwarz-Weiß-Malerei betrieben und das eigene Volk verherrlichten, den Gegner aber als Verkörperung alles Bösen hinstellten. Die einzige Antwort, die er den Kritikern seiner Politik geben könne, sei der Hinweis auf die gesteigerten Kriegsvorbereitungen seiner Regierung. «Er redet von der Verteidigung der nationalen Interessen, zögert aber zu sagen, daß unser überragendes Nationalinteresse der Frieden selber ist. ‚Koexistenz' bleibt in seinem Wörterbuch ein verbotenes Wort. Wie kann der gleiche Mann vor einer Weltkatastrophe warnen und sagen, die nächsten zehn Monate würden über das Schicksal der Menschheit in den nächsten zehntausend Jahren entscheiden, wie er es vor der UNO getan hat, und dann an einer Pressekonferenz prahlen, daß die Herstellung von M-14-Gewehren von 9000 auf 44 000 im Monat hinaufgetrieben worden sei?» Wie kann Kennedy — so fügen wir hinzu — seinem Moskauer Besucher gegenüber immer und immer wieder seinen tiefen Wunsch nach friedlicher Verständigung mit dem Osten ausdrücken, gleichzeitig aber mit den Bonner Scharfmachern zusammenspannen (Herrn Strauß hat er soeben für mehr als 6 Milliarden Mark Kriegsgerät verkauft) und seinen Vertreter in der UNO beauftragen, in den schärfsten Wendungen die Aufnahme Chinas in die Organisation der Vereinten Nationen zu bekämpfen?

Stone hat recht: «Das Geheimnis der Gesundheit, für Staaten wie für Einzelmenschen, heißt Anpassung an gewandelte Verhältnisse. Unsere Weltherrschaft, die mit dem brudermörderischen Kampf der europäischen Mächte im Ersten Weltkrieg begann, geht ihrem Ende entgegen . . . Auf der Ebene der praktischen Politik muß der Präsident den Mut haben, bahnbrechend vorzustoßen, und eine reifere öffentliche Meinung in Amerika bilden helfen oder aber sich von einem Geschrei über schwächliches Nachgeben besiegen lassen, wenn er eine friedliche Lösung für Berlin vertreten will. Auf höherer Ebene liegt hier seine Möglichkeit, Größe zu beweisen, wenn es nicht früher oder später zum Krieg kommen soll.»

Hitler in uns! Soviel für heute zu der heiligen Aufgabe, die nicht nur einem Kennedy und anderen Mächtigen dieser Erde auf der Seele brennen sollte, sondern uns alle nicht mehr loslassen darf: einen neuen Weltkrieg unmöglich zu machen. Nun soll aber doch noch ein notwendiges Wort zu einer Tagesfrage gesagt werden, die uns an diesem Jahresende aufs neue beschäftigen wird. Im Jerusalemer Prozeß gegen *Adolf Eichmann* wird nächste Woche das

Urteil gesprochen werden. Fast jedermann erwartet ein Todesurteil, und man wird gewiß sagen müssen, daß es tausend- und millionenfach verdient wäre. Denn die Verteidigung Eichmanns ist ja rechtlich wie sittlich in allen wesentlichen Stücken vollkommen zusammengebrochen. Es ist einfach nicht wahr, daß Eichmann «eigentlich» nur ganz äußerlich, als «Fachmann des Verkehrswesens», mit der Judenvernichtung zu tun gehabt habe; er war einer der «Fachmänner» für die «Endlösung der Judenfrage» selber. Und er hat bei der Durchführung der Judenausrottung nicht nur schlecht und recht seine «Beamtenpflicht» getan, sondern war weithin unumschränkter Gebieter mit vollen Rechten zu freier Entscheidung, Rechten, die er mit einer Grausamkeit und wütenden Härte wahrgenommen hat, wie sie ein untergeordneter kleiner Beamter sich hätte niemals erlauben können. Und auch der kleinste Beamte durfte, sogar nach nazideutschem Recht, ihm erteilte Befehle nicht blindlings ausführen, wenn sie verbrecherischer Art waren. Das persönliche Gewissen steht über jeder «Staatsraison» — das ist ein oberster Grundsatz jeder Gemeinschaftssittlichkeit, der mit äußerster Entschlossenheit verteidigt werden muß.

Wenn also Eichmann zum Tod verurteilt werden sollte, so geschähe es ihm «ganz recht». Und dennoch würde ich, falls es auf mich ankäme, dafür eintreten, daß das Urteil *nicht* vollstreckt werde. Dies keineswegs nur darum, weil ich, soweit ich mich zurückbesinnen mag, immer grundsätzlich gegen das Recht des Staates war, einem Menschen zur Strafe das Leben zu nehmen. (Als Mitglied des st. gallischen Großen Rats habe ich denn auch seinerzeit, freilich wirkungslos, in einem erschütternden Fall für die Begnadigung des zum Tode verurteilten Verbrechers gestimmt.) Ich würde ein Todesurteil auch darum nicht an Eichmann vollstrecken lassen, weil die ganze rechtliche Grundlage des Prozesses zweifelhaft ist, so sehr ich anerkenne, daß das *sittliche* Recht des israelischen Staates, Eichmann zu fassen und mit dem Verfahren gegen ihn zugleich die teuflische Ausrottung der Juden durch den deutschen Nazismus überhaupt vor Gericht zu ziehen, nicht bestritten werden kann. Dies um so weniger, als der Prozeß gegen Eichmann mit einer bewundernswerten Beachtung aller Rechtsbürgschaften durchgeführt wurde.

Was mir aber noch wichtiger scheint, ist der Umstand, daß eben Eichmann nur das Urbild des deutschen Beamten ohne Gewissen und Gesicht ist, der noch jetzt in tausendfacher Verkörperung in Westdeutschland unbehelligt herumläuft. Es wimmelt ja in der Bonner Republik von kleinen und größeren Eichmännern, die, beamtet oder nicht, innerlich Hitler immer noch bejahen und auch in seinem «Geist» Recht sprechen. Ich halte es mit jenen Westdeutschen, die zu Beginn des Eichmann-Prozesses in einem Aufruf feststellten (ihr Deutsch ist zwar gräßlich): «Eichmann steht für ein System, das Krieg, Mord und Terror auf der Grundlage abscheulicher Rassentheorien, chauvinistischer Ideologien und antidemokratischer Propagandathesen zur Staats-

doktrin erhob. Daß dieses System seine ungeheuerlichen Verbrechen im Namen des deutschen Volkes begehen konnte, ist die moralische Schuld und Verantwortung, die wir vor der Geschichte zu tragen haben . . . Wir können nur mit allen unseren Kräften dafür wirken, daß sich das, was damals geschah, in unserem Volk nicht wiederholen kann.»

Das scheint mir in der Tat die einzige Folgerung zu sein, die aus dem Jerusalemer Prozeß zu ziehen ist — nicht die Aufhängung des Adolf Eichmann an einem israelischen Strick. Wobei freilich klar sein muß, daß auch die nichtdeutsche Welt schwere Schuld am Aufkommen des Nazismus und an der Ausrottung von sechs Millionen jüdischer Menschen hat. Der deutsche Arzt und Schriftsteller Max Picard, der lang im Tessin lebte, hat vor Jahren ein Buch geschrieben, das mir großen Eindruck machte: «Hitler in uns». Jawohl, Hitler und Himmler und Eichmann, sie wären unmöglich gewesen, wenn wir nicht alle auf vielerlei Art ihr Treiben vorbereitet, geduldet oder gar entschuldigt hätten. Und mit der Zurückweisung Tausender von deutschen Flüchtlingen, die an unseren Grenzen um Einlaß flehten, und die wir Hitler zur Vernichtung auslieferten, hat gerade auch unsere Schweiz eine Schuld auf sich geladen, die uns noch heute nicht vergeben ist. Diese Schuld durch die Schaffung einer *neuen* Schweiz zu tilgen, einer Schweiz ohne Militärglauben, hetzerischen Antikommunismus und gesellschaftliche Ausbeutung — *das* ist im Blick auf den Fall Eichmann unsere Aufgabe und wird uns endgültig von Hitler scheiden, der ja auch bei uns viel zu lang als Retter vor Kommunismus und Sozialismus begrüßt wurde, und vor dessen Gewalt wir mindestens im Krieg so ehr- und schamlos gekuscht haben. Wollen wir nicht mit *diesem* Entschluß ins neue Jahr hinübergehen, wenn wir über Eichmann und seine Taten nachdenken, die so mannigfach auch unsere Taten oder doch Unterlassungen sind?

6. Dezember *Hugo Kramer*

Zitate

«Der Rechtsanspruch . . . auf den gesamten deutschen Siedlungsraum ist unbestreitbar. Ein Rechtsanspruch auf Heimat kann von keinem aufgegeben werden . . . Wenn der Westen in Geschlossenheit das Heimatrecht anerkennt, wird der Osten gezwungen, nachzugeben.»

«Der Stahlhelm», Bonn, 24. April 1961

«Zu unseren unverzichtbaren Ansprüchen zählt der auf die deutschen Ostgebiete einschließlich des Sudetenlandes. Wir befinden uns hier in der Lage von Hinterbliebenen, deren Anverwandte ermordet und deren angestammtes Eigentum geraubt wurden.»

«Deutsche Soldatenzeitung», München, Nr. 14/1959

GTU Library
3 2400 00334 8426

v.55
1961

THREE DAY

Neue Wege

v.55
1961